

B.

B o a, Aternatter, eine zahlreiche, in Amerika einheimische Schlangengattung, die sich durch Größe und durch viele Schilder ihrer Haut am Bauche und am Schwanz auszeichnet, welcher letztere immer spiz ausläuft; der Kopf hat eine Bedeckung. Es gibt folgende Arten: 1) Constrictor, diese hat die meiste Stärke, ist sehr schön, aber nicht giftig; 2) Scytale, aschfarbig und doch dabei bunt; 3) Cenchris, durch die Ringe um ihre Haut kennlich; 4) Canina, grau von Farbe, mit einem Kopfe, der dem des Hundes gleicht; 5) Phrygia, mit besonders schöner Haut, weiß mit aschgrauen Rückenflecken; 6) Hortulana, 2 — 4 Fuß lang, gelbgrau mit braunen Flecken, die wie kleine Gartenbeete alter Verzierung aussehen; 7) Fasciata, gelb mit dunkelblauen Strichen; 8) Viperina, graufarbig, mit schwarzen Strichen über den Rücken; 9) Lineata, sehr giftig, schwarz mit weißen Punkten und Linien in Bogenform, mit einem weißlichen Bauche; und endlich 10) Annulata, eisenfarbig mit schwarzen runden Flecken. Zum Constrictor gehört die Riesenschlange (Anaconda oder Abgottschlange). Sie ist oft mehre Klaftern lang, hat die Dicke eines Mannes, eine gelbgrüne Farbe, in der Länge des Rückens eine Reihe schwarzer, sechseckiger, blasser, oval ausgeschnittener Flecken. Der Schwanz allein macht ein Drittel der Länge aus, oft sogar noch mehr. Selbst einen Stier kann diese Natter, welche gern von Bäumen herabschießt, durch Umschlingung erdrücken und ihm die Knochen brechen. Einen solchen großen Thierkörper vermag sie hinabzuwürgen, nachdem sie ihn mit ihrem gelben Geifer glatt auf der Oberfläche gemacht hat. Sie wird dann so unbehülflich, daß sie in diesem Zustande leicht erlegt werden kann. Sobald die Menschen in einer Gegend sich vermehren, verschwinden diese großen Schlangen, welche Urserikas Wilde als einen Leckerbissen verzehren. Nur in Südcarolina trifft man noch bisweilen diese Schlange, nördlicher sind sie bereits in den nordamerikanischen Freistaaten vertilgt.

B o c c a c c i o (Giovanni), dessen Name, wie Mazzuchelli mit Recht sagt, allein für tausend Lobsprüche gilt, war der Sohn eines Kaufmanns in Florenz; seine Familie stammte von Certaldo, einem Dorfe in Toscana, daher er sich selbst da Certaldo nennt. B., die uneheliche Frucht einer Verbindung, welche sein Vater zu Paris, wohin ihn Handelsgeschäfte gerufen, eingegangen war, wurde daselbst 1313 geboren. Frühzeitig nach Florenz gebracht, begann er hier seine Studien und verrieth schon als Knabe einen entschiedenen Geschmac für die Poesie. Mit dem 10. J. übergab ihn sein Vater einem Kaufmanne, bei dem er die Handlung erlernen sollte. Dieser führte ihn nach Paris und behielt ihn 6 Jahre bei sich, ohne daß er ihm Neigung für den Kaufmannsstand hätte einflößen können. Ebenso wenig bewirkte dies sein achtjähriger Aufenthalt in Neapel. Statt mit Kaufleuten zu verkehren, schloß er die innigste Freundschaft mit mehren neapolitanischen und florentinischen Gelehrten, welche der kunsfliebende König Robert dahin gezogen hatte. Nichts beweist, daß er Theil an dem Wohlwollen dieses Fürsten hatte, wohl aber genoß er der besondern Gunst einer natürlichen Tochter Roberts, für die er mehre Werke in Prosa und Versen schrieb, und der er unter dem Namen Fiammetta oft darin hulbigt. In glücklichen äußern Verhältnissen, mit einem lebhaften und heitern Geiste, einem sanften und gefälligen Charakter, der glück-

liche Liebhaber einer Königstochter, mußte der ihm bestimmte Stand ihn mehr als je mit Widerwillen erfüllen. Der lebhafteste Geschmack, den die Prinzessin an der Dichtkunst fand, der vertraute Umgang mit wissenschaftlichen Männern, das Grabsmal Virgil's, das er auf einem Spaziergange bei Neapel erblickte, die Gegenwart Petrarca's, der mit höchster Auszeichnung bei Hofe aufgenommen ward, und von Neapel nach Rom ging, um den Dichterlorber zu empfangen, die Verbindung, welche B. mit ihm geschlossen: Alles wirkte mächtig auf seine natürliche Neigung, sich für Literatur u. Poesie zu entscheiden. Nachdem er 2 Jahre in Florenz bei seinem Vater verlebt hatte, kehrte er nach Neapel zurück, wo ihn die Königin Johanna sehr gütig aufnahm. Man glaubt, daß er nicht minder um dieser jungen Königin, als um seiner Fiammetta zu gefallen, seinen „Decamerone“ schrieb, der ihn, ohne Nebenbuhler, zum ersten ital. Prosaiker erhebt. Nachdem ihn seines Vaters Tod zum Herrn seiner Neigungen gemacht hatte, ließ er sich in Florenz nieder, wo seine erste Arbeit die Beschreibung der furchtbaren Pest war, mit welcher er einleitend den „Decameron“ eröffnete. Später schrieb er das Leben des Dante. Er ward gewählt, Petrarca nach Padua die Nachricht zu bringen, daß man ihn zurückberufen und das Vermögen seines in der Verbannung gestorbenen Vaters freigegeben habe. Dort war es, wo Beide eine Freundschaft für ihr ganzes Leben schlossen. Als einige Jahre nachher B. durch den Ankauf kostbarer Bücher und durch Vergnügungen sein mäßiges Vermögen erschöpft hatte, fand er in Petrarca die großmüthigste Hilfe; nicht minder war ihm derselbe für seine Schriften und für sein Leben ein trefflicher Rathgeber; ihm dankte er vornehmlich die Veränderung, die in seinem Wesen vorging. Ein sterbender Carthäuser hatte ihn zu einer gänzlichen Entsagung aller Freuden der Welt bewogen; Petrarca milderte diesen Entschluß und führte ihn zu einer Mäßigung zurück, welche den echten Weisen auszeichnet. Neue Unruhen in Florenz bewogen ihn, sich nach Certaldo zurückzuziehen, wo er ein kleines Landgut besaß, um hier ruhig seine Arbeiten fortzusetzen. Jetzt verfaßte er mehrere historische Werke in latein. Sprache. Eins derselben war das erste neuere Werk, worin sich mythologische Nachrichten gesammelt finden, die in den Schriften der Alten zerstreut sind. Er verstand sehr gut die griech. Sprache und hatte auf seine Kosten den Leontius Pilatus aus Theffalonich von Venedig nach Florenz kommen lassen, welchen er 3 Jahre in seinem Hause unterhielt, um von ihm Griechisch zu lernen, den Homer mit ihm zu erklären und von ihm ins Lateinische übersetzen zu lassen. Er hat den Ruhm, daß er zuerst aus Griechenland auf seine Kosten Abschriften der „Iliade“ und der „Odyssee“ kommen ließ und weder Mühe noch Aufwand sparte, sich gute griech. und latein. Handschriften zu verschaffen. Zugleich bediente er sich seines ganzen Einflusses, um seine Zeitgenossen zur Erlernung des Griechischen anzufeuern und das Studium des Alterthums an die Stelle der Scholastik zu setzen. Das Ansehen, das er sich erworben hatte, war Ursache, daß er 2 Mal in wichtigen Angelegenheiten an den Papst Urban V. gesandt wurde. Er vollzog diese Aufträge und kehrte nach Certaldo zu seinen Studien zurück. Hier befiel ihn eine langwierige und widrige Krankheit, die ihn noch lange in einem Zustande von Abspannung ließ, peinlicher als die Krankheit selbst. Er genas, um eine schwierige, aber für ihn doppelt schmeichelhafte Arbeit zu unternehmen. Dante war stets der Gegenstand seiner höchsten Bewunderung gewesen. Die Florentiner, die diesen großen Mitbürger einst verfolgt und verbannt hatten, errichteten jetzt, um sein Andenken zu versöhnen, einen öffentlichen Lehrstuhl für die Erklärung seines Gedichts, das in demselben Maße dunkler ward, als man sich von der Zeit, in der es geschrieben worden, entfernte. Diese neue Professur wurde B. anvertraut, und er lag ihr mit einem so rastlosen Eifer ob, daß seine Gesundheit sich nie wieder völlig befestigen konnte. Dazu kam die Nachricht von dem Tode seines Lehrers und theuersten Freundes Petrarca. Er überlebte ihn nicht viel über

ein Jahr und starb zu Certaldo den 21. Dec. 1375. Auf sein Grabmal setzte man folgende, von ihm selbst verfaßte Inschrift:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Joannis,
Mens sedet ante deum meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Bocchaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

B. erscheint in allen seinen Werken als ein Dichter von der reichsten Erfindung, lebendigsten Einbildungskraft und dem zartesten und glühendsten Gefühl. Sein „Decamerone“, der eine Sammlung von 100, zum Theil aus provenzalischen Dichtern entlehnten Novellen enthält, hat seinen Ruhm vor allen übrigen begründet. Er malte in demselben, wie auf einer ungeheuern Leinwand, Menschen von allen Ständen, allen Charakteren, allen Altern, und Ereignisse aller Art, die ausgelassensten und heitersten wie die rührendsten und tragischsten, und bildete dabei die italienische Sprache zu einem bis dahin noch nicht erreichten Grade aus. Vielfältig ist der Decameron (deutsch von Soltau) übersetzt, und von unzähligen Schriftstellern aus ihm geschöpft worden. Von seinen übrigen Werken führen wir nur folgende an: „La Teseide“, der erste Versuch einer italien. Epödie und in Ottaven geschrieben, für deren Erfinder B. gilt; „Amorosa visione“, ein großes Gedicht in Terzinen (die Anfangsbuchstaben der Terzinen bilden 2 Sonette und eine Canzone zum Lobe der Prinzessin Maria, seiner Gebieterin, die er hier mit ihrem Namen zu nennen wagt); „Il Filostrato“, ein romantisches Gedicht in Ottaven; „Nimfale tiesolano“, ebenfalls in Ottaven; „Rime“ (die meisten seiner Sonette, Canzonen u. a. Liebesgedichte hatte B., nachdem er die italien. Poesien Petrarca's gelesen, verbrannt, und die vorhandenen scheinen sich wider seinen Willen erhalten zu haben); „Il Filocopo, ovvero amorosa fatica“, ein Jagdroman; „L'amorosa Fiammetta“, ein lieblicher Roman, der auch den deutschen Lesern durch die Übersetzung der Soph. Brentano bekannt ist; „L'Urbano“ (wird von Einigen für untergeschoben gehalten); „L'Ameto ossia Nimfale d'Ameto“, ein aus Prosa und Versen gemischtes Gedicht, aus dem Schlegel in s. „Blumensträußen“ Einiges gegeben hat; „Il Corbaccio ossia Labirinto d'Amore“, eine beißende Schmähung gegen eine Frau, die ihn zum Unwillen gereizt hatte; endlich „Origine, vita e costumi di Dante Alighieri“, durch manche Einzelheiten anziehend, und sein „Commento sopra la commedia di Dante“, der aber nur bis zum 17. Gesange der Hölle reicht. Seine latein. Werke sind: „De genealogia Deorum libri XV“; „De montium, sylvarum, lacuum, fluviorum, stagnorum et marium nominibus liber“; „De casibus virorum et feminarum illustrium libri IV“; „De claris mulieribus“ und „Eclogae“. Eine Übersicht der Ausgaben s. Werke gibt Ebert's „Bibliogr. Lexikon“. Kürzlich hat Graf Baldelli sein Leben beschrieben. Auch findet sich eine Biographie des B. in Wismayer's „Pantheon Italiens“ (III. Heft). Eine neue krit. Ausg. des „Decamerone“, mit einem histor. liter. Commentar und dem Leben des B., gab Biagoli (Paris 1823 fg.) in 5 Bdn. heraus. Kürzlich hat Prof. Ciampi in der Magliabech. Bibliothek zu Florenz das Memorandum-Buch des B. aufgefunden, das über sein Leben und andre Gegenstände neue Aufschlüsse gibt.

Boccage (Marie Anne du), französ. Dichterin, Mitglied der Akademien zu Rom, Bologna, Padua, Lyon und Rouen, geb. Lepage, zu Rouen den 22. Dec. 1710, gest. den 8. Aug. 1802. Sie war die Gattin eines Steuereintnehmers in Dieppe und blieb nach dessen Tode Witwe. Ihre Erziehung erhielt sie in Paris in einem Kloster, wo schon ihre Neigung sie zur Dichtkunst hinzog. Allein sie verbergte diese Talente, so lange die Reize der Jugend noch blühten, und machte ihre Geisteserzeugnisse erst 1746 bekannt. Zuerst ein Gedicht über den wechselseitigen Werth der schönen Künste und Wissenschaften; dieses erhielt bei der Akad.

zu Rouen den Preis. Hierauf versuchte sie eine Nachahmung von dem „Verlorenen Paradies“ in 6 Gesängen, dann vom „Tod Abel's“; gab eine Tragödie: „Die Amazonen“, und ein Gedicht in 10 Gesängen: „Die Colombiade“, heraus. Madame du B. ward von ihren Zeitgenossen mit einem Feuer gepriesen, welches nur ihr Geschlecht und der Reiz ihres Betragens entschuldigen können. *Forma Venus, arte Minerva*, war der Wahlspruch ihrer Bewunderer, unter die selbst Voltaire, Fontenelle und Clairaut gehörten. Sie war von den ausgezeichnetsten Männern umgeben, und eine Menge Gedichte, welche gesammelt mehre Bände füllen würden, priesen sie. Am anziehendsten sind die Briefe, die sie auf ihren Reisen in England und Holland schrieb, und aus denen man am deutlichsten den Eindruck kennen leut, den sie auf ihre Zeitgenossen machte. Die Werke dieser berühmten Frau sind ins Engl., Deutsche, Span. u. Italienische übersezt.

Boccherini (Luigi), ein berühmter Instrumentalcomponist, geb. den 14. Jan. 1740 zu Lucca, erhielt vom Abt Vanucci, Musikmeister des Erzbischofs, den ersten Unterricht in der Musik und auf dem Violoncell. Sein Vater, ein geschickter Contrabassist, bildete seine glücklichen Anlagen mit Sorgfalt und sandte ihn endlich nach Rom, wo er sich durch ebenso zahlreiche als treffliche Compositionen großen Ruhm erwarb. Wenige Jahre darauf kam er nach Lucca zurück. Filippino Manfredi, ein Schüler Nardini's und Landsmann B.'s, war gerade daselbst. Sie wurden innige Freunde und gingen nach Spanien, dessen Regent die ersten Talente um sich versammelte. B., den der König mit Ehren und Geschenken überhäufte, ließ sich leicht bewegen, in Spanien zu bleiben. Er ward bei der Akademie angestellt, mit der Verpflichtung, jährlich 9 Stücke seiner Composition zu liefern, welches B. auch leistete, bis er 1806 in seinem 66. Jahre zu Madrid starb. Der König von Preußen, Friedr. Wilh. II., der ein großer Liebhaber des Violoncells war und seine Compositionen liebte, ertheilte ihm eine ansehnliche jährliche Pension unter der Bedingung, ihm jährlich einige seiner Quartetten und Quintetten einzusenden. Die Compositionen, die B. selbst herausgegeben hat, im Ganzen 58 Werke, sind Symphonien, Sertetten, Quintetten, Quatuors, Trios, Duetten und Sonaten für Violine, Violoncell und Fortepiano. Außerdem gab es noch mehre Quintetten und einzelne Gesangstücke von ihm in der Handschrift, von denen einige Sammlungen nach seinem Tode (bei Simrock in Bonn) erschienen sind. Für das Theater hat er Nichts gearbeitet, und für die Kirche ist unter seinen herausgeg. Sachen das einzige „Stabat mater“. Die Adagios von B. sind die Bewunderung der Kenner und die Verzweiflung der Künstler seiner Zeit gewesen. Man kann B. als den Vorläufer Haydn's ansehen, denn er hat zuerst Instrumentalquartetten geschrieben, wovon alle Partien obligat gearbeitet sind, und den wahren Charakter dieser Gattung bestimmt. Seine melodiosen Compositionen werden in Frankreich und Spanien mehr noch als in Deutschland geschätzt.

Bocchetta, ein enger, durch 3 Schanzen geschützter Gebirgspafß der Apenninen, welcher aus der Lombardei nach Genua führt. Er ward in dem östr. Erbfolgekriege (1746 u. 1747) und in dem franz. Kriege gegen das Ende des 18. Jahrh. durch wichtige Ereignisse bezeichnet.

Bocksbeutelchen, veraltete Gewohnheiten, ein Halten an dem Herkömmlichen und Förmlichen auch da, wo der beabsichtigte Zweck diese Beibehaltung nicht mehr nöthig macht. Der Ausdruck schreibt sich von den Beuteln her, in welchen im Mittelalter die Rathsherren, besonders in Hamburg (vgl. Zimmermann's „Chronik von Hamburg“, S. 384), die Statuten auf das Rathhaus trugen. Diese Beutel heißen im Niedersächsischen Bocksbüdel (Buchsbeutel). Da nun die spätere Zeit in den Statuten der frühern Zeit manche für sie nicht mehr passende Anordnung entdeckte, so nannte man das Dringen auf die Beibehaltung solcher

unzweckmäßigen Statuten, und in weiterer Ausdehnung aller unzweckmäßigen Einrichtungen, Gebräuche und Gewohnheiten: Böckhsbeuteleien. 11.

Böckh (August), geb. zu Karlsruhe 1785, studirte zu Halle, war in Berlin Mitgl. des pädag. Seminars unter Gedicke, wurde 1807 außerord. Professor der Philologie zu Heidelberg und kehrte 1811 als Prof. der class. Literatur nach Berlin zurück. Er leitete als Director das philol. Seminar, und nach Solger's Tode ist ihm die Direction des pädag. Seminars übertragen worden. Zwei Werke werden B.'s Namen in der alten Literatur unvergessen machen, seine Ausg. des Pindar, die er durch ein „Specimen emendationum in Pindari carmina“ (1810) und durch „Observationes criticae in Pindari prim. Olymp. carm.“ (1811) ankündigt (die große Ausg. Lpz. 1811—21, 3 Bde., 4.). Eine neue Anordnung der Pindar'schen Versemaße ist auf tief eingehende Untersuchungen über die Musik der Griechen begründet. Auch Diejenigen, die von der Böckh'schen Vorstellung ganz abgehen, haben seiner Gelehrsamkeit Anerkennung, seinem Scharfsinne ihre Bewunderung nicht versagen können. Das zweite Werk ist die „Staatshaushaltung der Athener“ (4 Bücher, Berl. 1817, 2 Bde.). Die Deutschen haben noch keine Schrift gehabt, die über das Staatsleben und die öffentliche Verwaltung eines alten Volks solches Licht verbreitete und zugleich für die neueste Zeit von so praktischem Nutzen wäre. Für die Erklärung der attischen Redner und Geschichtschreiber ist durch sie ein neuer Weg gebahnt worden. B. hat ihr 21 Inschriften hinzugefügt. In den letzten Jahren beschäftigte ihn die ihm von der berl. Akad. der Wissensch., deren Mitglied er ist, aufgetragene Herausgabe des „Corpus Inscript. Graec.“ (1. Heft, Berlin 1825, Fol.). Die kleinern Schriften dieses Gelehrten betreffen größtentheils Plato, dessen Werke er früher herauszugeben versprach, und Platoniker.

Bode (Johann Joachim Christoph), geb. 1730 zu Braunschweig, wo sein Vater Soldat war, nachher seinen Abschied nahm und in Schöppenstädt als Ziegelfreier kümmerlich sein Leben fristete. Hier erhielt der junge B. mit andern Bauerknaben den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben. Als ihn der Vater bei seinen schweren Arbeiten nicht gebrauchen konnte, brachte er ihn zu seinem Großvater, um die Schafe zu hüten. Er schien jedoch selbst hierzu unfähig, und man nannte ihn nur den dummen Christoph. Er selbst fühlte in sich den Beruf nach etwas Höherem, und besonders große Neigung zur Musik. Sein ganzer Sinn war darauf gerichtet, wie er nach Braunschweig kommen könnte, um dort Etwas zu lernen. Endlich gelang es ihm, seines Vaters Bruder zu bewegen, daß er ihn, 15 Jahre alt, nach Braunschweig zu dem Stadtmusikus Kroll in die Lehre brachte und das Lehrgeld für ihn bezahlte. Er mußte sich hier zu den niedrigsten Diensten bequemen. Sein musikalisches Genie entwickelte sich schnell, und er lernte die meisten Blase- und Saiteninstrumente mit Fertigkeit spielen. Nach 7 Lehrjahren erhielt er die Stelle eines Hautboisten. Er heirathete jetzt ein junges Mädchen, verfezte sich aber dadurch oft in Geldverlegenheiten. Um sich in der Musik weiter zu vervollkommen, ging er nach Helmstädt zu Stolze, einem Virtuosen auf dem Basson. Durch einen Studenten, seinen Freund, ward er jetzt mit der franz., ital. und lat. Sprache bekannt, und durch den M. Stockhausen mit der Theorie der schönen Künste und der engl. Sprache. Von Helmstädt wandte er sich nach Celle, immer als Hautboist. Er gab hier 2 Sammlungen von ihm componirter Lieder heraus. Nachdem er in Celle Frau und Kinder durch den Tod verloren hatte, wandte er sich nach Hamburg, wo er sich endlich auf einem seinen Talenten angemessenen Schauplatze befand. Er übersetzte Romane und Theaterstücke. Dann trat er in den Freimaurerorden, dessen Angelegenheiten er späterhin zum Hauptgeschäft seines Lebens machte. 1762 und 1763 führte er die Redaction des „Hamburger Correspondenten“; dabei trieb er fleißig die Musik, und so traf es sich, daß eine seiner Schülerinnen, welche reich und

schön war, ihm ihre Hand gab. Sie starb bald, und obgleich er auf den größten Theil ihres Vermögens verzichtete, so blieb ihm doch genug, um ein unabhängiges Leben zu führen. Jetzt erwachte in ihm ein alter Lieblingsgedanke: er wurde Buchdrucker. Das erste Werk aus B.'s Buchdruckerei war Lessing's „Dramaturgie“. B., der sich wieder mit der Tochter des Buchhändlers Bohn verheirathet hatte, faßte jetzt mit Lessing den großen Plan zu einer Buchhandlung der Gelehrten. Die Werke des Genies und des Geschmacks sollten hier zum Vortheil der Verfasser gedruckt werden. Allein Lessing war für Geschäfte dieser Art nicht gemacht, und auch B. mißlang der Plan, da es ihm an kaufmännischen Kenntnissen fehlte. 1778 folgte er der Witwe des großen Bernstorff als ihr Geschäftsführer nach Weimar, wo er seitdem mit literarischen Arbeiten sich beschäftigte und 1793 starb. Der Hof von Meiningen hatte ihn zum Hofrath, der gothaische zum Legationsrath und der darmstädtische zum Geh.-Rath ernannt. Glückliche Übersetzungen der eigenthümlichsten Werke, besonders der Engländer, erwarben ihm einen ausgezeichneten Rang unter den deutschen Schriftstellern. B. wußte seinen Übersetzungen einen Anstrich von Eigenthümlichkeit zu geben, wodurch sie eine wahre Volksthümlichkeit erhielten. Seine vorzüglichsten Übersetzungen sind „Yorik's empfindsame Reise“, „Tristram Shandy's Leben“, der „Dorfprediger zu Wakefield“ und Montaigne's „Versuche“. „Tom Jones“ ist ihm am wenigsten gelungen.

B o d e (Johann Elert), Astronom, geb. zu Hamburg den 19. Jan. 1747, zeigte früh Neigung für die mathem. Wissenschaften, in denen ihn sein Vater, dann der berühmte J. G. Büsch unterrichtete, und gab den ersten öffentlichen Beweis s. Kenntnisse durch eine kleine Schrift bei Gelegenheit der Sonnenfinsterniß am 5. Aug. 1766. Der Beifall, welcher ihm zu Theil ward, ermunterte ihn zu größeren Arbeiten, und bereits 1768 erschien s. „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels“ (9. Aufl. 1822): ein gemeinverständliches Lehrbuch der Astronomie, das zur Verbreitung richtiger astronomischer Kenntnisse sehr nützlich gewirkt hat und noch wirkt, da es den Fortschritten der Wissenschaft in seinen wiederholten Auflagen gefolgt ist. Auch von s. „Erläuter. der Sternkunde“ erschien die 3. A. in 2 Bdn. m. Kpf. (Berl. 1808). 1772 ernannte ihn die berliner Akademie zu ihrem Astronomen, 10 Jahre nachher zu ihrem Mitgliede. Seitdem erwarb er sich, vornehmlich durch Schriften, mannigfaltige Verdienste um s. Wissenschaft. Seine „Astronom. Jahrbücher“ (seit 1774) sind eine jedem Astronomen unentbehrliche Sammlung, und sein großer „Himmelsatlas“ in 20 Bl. enthält 17,240 Sterne, folglich 12,000 Sterne mehr, als die frühern Charten. Sein „Entwurf der astron. Wissensch.“ (Berl. 1793) erschien umgearbeitet in einer neuen Aufl. (Berl. 1825). B., dessen Jubiläum 1822 gefeiert worden war, wurde 1825, nach seinem Wunsche, seiner Verpflichtungen bei der Akad. der Wissensch. und bei der Sternwarte in Berlin enthoben. Er starb den 23. Nov. 1826, nachdem er den 54. Bd. seiner „Astron. Jahrb.“ f. 1829 (Berl. 1826) vollendet hatte. An seine Stelle kam der Prof. Encke, bisher Astronom zu Gotha.

B o d e n s e e (eigentlich Bodmanssee, von dem alten Schloß Bodman), oder Konstanzersee, zwischen Deutschland und der Schweiz, hat 18 Stunden in der größten Länge, 5 Stunden in der größten Breite, und in der größten Tiefe 964 württembergische Fuß. Er liegt 1089 Fuß über dem Meere und wird in den Beller-, untern, und bregenger oder obern See getheilt. In ihn ergießen sich der Rhein bei Rheineck, welcher bei Stein am Rhein wieder heraustritt, ferner die Bregenz, der Argen, die Schüssen, und 4 Flüsse, die den Namen Ach führen. In ihm liegen die Inseln Lindau, Reichenau und Meinau. Er enthält 73 Arten Sumpf- und Schwimmvögel, 20 Arten Conchylien und 26 Arten Fische, z. B. Gangfische oder junge Lachsforellen. Handel und Schifffahrt sind wegen des Rheinfalls bei Schaffhausen nicht beträchtlich, und beschränken sich

auf Getreide, Salz und Seewein, wie man den Wein dieser Gegend nennt. Er ist seit 1695 nie wieder ganz zugefroren. 1824 ward auf ihm eine Dampfschiffahrt eingerichtet. S. Schwab: „Der Bodensee“ (Stuttg. 1827, m. Ch.), und Söttl: „Der Bodensee mit seinen Umgebungen“ (Nürnberg. 1828).

Bodin (Jean), Staatslehrer des 16. Jahrh., geb. 1530 oder 1529 zu Angers, studirte zu Toulouse die Rechte und trat ebendasselbst als Lehrer der Rechte auf, begab sich darauf nach Paris und prakticirte. Da es ihm in dieser Laufbahn nicht gelang, Aufmerksamkeit zu erregen, so widmete er sich literarischen Arbeiten. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seines Witzes bewog Heinrich III., ihn an seinen Hof zu ziehen. Allein da er durch Nebenbuhler in dessen Gunst verdrängt ward, so schloß er sich an den Bruder des Königs, Franz, Herzog von Anjou und Anjou, an, der ihn zu seinem Cabinetssecretair machte, auch ihn mit auf seine Reisen nach England und Flandern nahm. In Cambridge fand er sich sehr geschmeichelt, über sein Buch „Vom Staate“ (zuerst französisch, dann von Bodin selbst ins Lateinische überetzt) lesen zu hören. Als der Herzog starb, begab er sich, seiner Hoffnungen beraubt, nach Laon, heirathete daselbst, erhielt eine Gerichtsstelle und wurde von dem dritten Stande in Vermandois 1576 als Abgeordneter an die Stände von Blois geschickt. Hier vertheidigte er die Rechte des Volks und die Gewissensfreiheit der Bürger, wodurch er sich bei dem Hofe viele Feinde zuzog. Auch bewirkte er, daß die Stadt Laon sich 1589 für die Ligue erklärte, indem er vorstellte, daß der Aufstand so vieler Städte und Parlamente zum Besten des Herzogs von Guise kein Aufruhr, sondern eine gewaltsame Staatsveränderung (Revolution) genannt werden könne. Nachher unterwarf er sich jedoch Heinrich IV. Er starb 1596 zu Laon an der Pest. Sein Hauptwerk ist das genannte „De la république“, worin er den ersten vollständigen Versuch einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Staatslehre gab, und, durch seine Erfahrung bestimmt, zwischen den Anhängern der Monarchie und Demokratie einen Mittelweg einzuschlagen suchte. Seine „Daemonomanie“ und sein „Theatrum universae naturae“ (Lyon 1596) beweisen, wie sich in seinem Geiste Gelehrsamkeit mit Aberglauben verband; der Vorwurf des Atheismus aber, den ihm sein „Heptaplomeron“ vornehmlich zugezogen, rührt von dem religiösen Indifferentismus her, den man in demselben zu seiner Zeit wahrnahm.

T.

Bodmer (Johann Jakob), ein berühmter deutscher Dichter und Literator, geb. zu Greifensee bei Zürich den 19. Juli 1698. Sein Vater, welcher Pfarrer war, bestimmte ihn dem geistlichen Stande, dann dem Handel; aber der Sohn verzichtete auf Beides, um seiner Neigung zur Poesie und den historischen Wissenschaften zu folgen. Er hatte früh nicht nur die griech. und röm. Dichter, sondern auch die Meisterwerke der franz., engl. und italien. Literatur kennen gelernt. Die Armuth und Geschmacklosigkeit der deutschen Literatur seiner Zeit leuchtete ihm um so mehr ein, und er glaubte sich ebenso viel Verdienst als Ruhm zu erwerben, wenn er als Reformator derselben aufträte. Zu diesem Ende verband er sich mit Breitinger (s. d.) und andern jungen Gelehrten und trat 1721 mit einer Zeitschrift auf: „Discourse der Maler“, worin einige deutsche Dichter, die damals in großem Ansehen standen, vor den Richterstuhl einer neuen Kritik gezogen wurden. So unsicher auch zum Theil die Ansichten, so gehaltlos und leer auch viele Urtheile dieser jungen Kunstrichter waren, so sichtbar partiisch gegen die Deutschen sich auch B. zeigte (er verwarf unter Andern den Reim und die Musik unbedingt, verurtheilte Hans Sachs ohne alle Gnade u. dgl. m.), so machten doch schon der Keck und dreist ausgesprochene Tadel, der damals etwas Ungewöhnliches war, und der erweiterte Blick auf die ältere deutsche Poesie großes Aufsehen und regten zu weitem Nachforschungen an. Gottsched, dieser berühmte Aristarch, der selbst für den ersten Stimmführer in der schönen Literatur gelten wollte, sprach sich anfangs zu Gunsten

der jungen Schweizer aus, trat aber bald, als auch er ihren Tadel erfuhr, an die Spitze ihrer Gegner. So bildeten sich 2 Parteien, die Gottsched'sche und die schweizerische, die sich mehre Jahre lang mit großer Erbitterung bekämpften. Wiewol es bei dieser Fehde nicht an Kleinigkeiten auf beiden Seiten fehlte, so hatte sie doch nützliche Folgen und half eine glänzende Periode unserer Literatur vorbereiten. Namentlich wirkten die Schweizer günstig und kräftig aufregend durch ihre Hinneigung zu dem britischen Dichtergeschmack, ihr Zurückweisen auf Opitz, Flemming, Gryphius u. A. durch die Lohenstein'sche Schule und durch ihre Bekämpfung des Gottsched'schen Gözen der gallischen Kunsttheorie. 1725 erhielt B. den Lehrstuhl der helvetischen Geschichte in seinem Vaterlande. 1737 ward er Mitglied des großen Rathes in Zürich, in welchem er gemeinnützig wirkte. Nach dem Tode seiner Gattin und Kinder zog er sich auf ein Landgut zurück und legte 1775 seine Stelle als Professor nieder. Er starb in Zürich den 2. Jan. 1783. Seine schriftstellerische Thätigkeit war vielseitig und unermülich; er trat nicht nur als ästhetischer Kunstrichter und Literator, sondern auch als Geschichtschreiber und Dichter auf. In letzterer Eigenschaft leistete er am wenigsten, wie seine „Noachide“, seine dramatischen Arbeiten, seine Übersetzungen des Homer, des Apollonius und Milton u. s. w. zur Genüge beweisen. Größere Verdienste erwarb er sich durch die Herausgabe alter vaterländischer Dichter, namentlich der Manesse'schen Minnesänger, des Boner, des Opitz (nur ein Band), des Wernicke u. s. w., und durch seine „Kritische Dichtkunst“ „3 Thle., 1740), welche er Gottsched's ähnlichen Werke entgegensetzte. Von Sitten war B. streng und patriarchalisch, aber man wirft ihm vor, daß er fremdes Verdienst nicht ohne Neid und Eifersucht ansehen konnte. Seine überwiegenden Verdienste sichern ihm indeß ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt, und die größten Namen der deutschen Literatur, Klopstock und Wieland, reihen sich als Pflöge seines zu sehr vergessenen Namen an.

B o d m e r c i (bottomry, contrât à la grosse, oder prêt à la grosse aventure, cambio maritimo) ist ein Darlehen, welches auf ein Schiff oder dessen Ladung mit der Bedingung aufgenommen wird, daß der Darleiher (Bodmercigeber, Bodmerici) die Seeefahrt mitträgt, also bei gänzlichem Untergange seine ganze Forderung verliert, bei partiellem Seeschaden einen Theil derselben einbüßt, dagegen bei glücklicher Fahrt eine Prämie (höhere Zinsen, oder in der That einen Theil des Gewinnes) bekommt. Die Eigenthümer des Schiffes können ihre Schiffsantheile, die Befrachter ihre Antheile an der Ladung, der Schiffer aber nur im Nothfalle Schiff und Ladung verbodmen. Genaue und zweckmäßige gesetzliche Vorschriften stellen mehre Gesetzgebungen auf, das „Hamburger Stadtbuch“, Th. II, Tit. 18, der französ. „Code de commerce“ von 1807, Th. 2, Tit. 9, und vorzüglich das „Preuß. Allgem. Landrecht“ (1794), Th. II, Tit. 8, §. 2359 — 2451. Eine gründliche theoretische Darstellung enthält Benecke's „System des Assuranz- und Bodmerciwesens“ (Hamb. 1810—1821, I, 86, und IV, 404). 37.

B o d o n i (Giambatista), Vorsteher der königl. Druckerei zu Parma, Sr. kathol. Maj. Hofbuchdrucker, Mitgl. mehrer Akademien Italiens, Ritter des Ordens beider Sicilien und des Ordens der Reunion, wurde d. 16. Febr. 1740 zu Saluzzo in Piemont, wo sein Vater eine Buchdruckerei besaß, geboren. Er beschäftigte sich schon als Knabe mit dem Holzschneiden. Da seine Arbeiten Beifall fanden, ging er 1758 nach Rom, um sich zu vervollkommen, und ward in der Druckerei der Propaganda als Setzer angestellt. Seine Geschicklichkeit, sein Geschmack und sein Betragen erwarben ihm die Liebe der Vorsteher, auf deren Rath er sich mit den orientalischen Sprachen bekannt machte, um vornehmlich in diesen arbeiten zu können. Ein großes Verdienst erwarb er sich dadurch um diese Druckerei, daß er die in Unordnung gerathenen Ponzen vieler orientalischen Alphabete reinigte und wie-

der ordnete. Diese Arbeit führte ihn auf den Gedanken, selbst Lettern zu schneiden und zu gießen. Nach einer höhern Ausbildung strebend, beschloß er 1766, nach England zu gehen. Er besuchte auf dem Wege seine Vaterstadt, wo ihn ein heftiges Fieber überfiel, das seinen Reiseplan zerstörte. Um diese Zeit hatte der Infant Don Ferdinand, Herzog von Parma, daselbst, neben andern wissenschaftlichen Anstalten, auch eine königl. Druckerei, nach dem Muster derer von Paris, Madrid und Turin, errichtet. B. trat an die Spitze dieser Anstalt, die durch ihn zu der ersten dieser Art in Europa erhoben wurde, und erwarb sich den Ruhm, Alles, was seine Kunst früher an prachtwollen und dem Schönheitsforn zusagenden Werken geliefert, bei weitem übertroffen zu haben. Die Schönheit seiner Lettern, seiner Schwärze und des Papiers läßt ebenso wenig als die ganze Anordnung des Technischen Etwas zu wünschen übrig, und schwerlich möchte es ihm darin irgend einer seiner Nachfolger zuvorthun; doch kommt der innere Werth seiner Ausgaben dem glänzenden Außern selten gleich. Sein Homer ist ein wahrhaft bewundernswürdiges Prachtwerk; wie denn namentlich seine griechischen Lettern, unter allen neuern Versuchen, am glücklichsten die Züge der Handschrift nachahmen. Sehr geschätzt sind seine Prachtausgaben der griech., lat., ital. und franz. Classiker. Er starb zu Padua den 29. Nov. 1813.

Boerhaave (Hermann), einer der berühmtesten Ärzte des 18. Jahrh., geb. am 13. Dec. 1668 zu Woorhout bei Leyden, erhielt von seinem Vater eine gelehrte Erziehung. Der junge Hermann verstand noch vor seinem 11. Jahre Griechisch und Lateinisch. Ein bösarliges Geschwür an der linken Hüfte, gegen welches er 7 Jahre lang alle Hülfsmittel der Arzneikunde erschöpfte, war Ursache, daß er Neigung für diese Wissenschaft faßte. 1682 ward er nach Leyden geschickt, um dort Theologie zu studiren. Hier gab er, 20 Jahre alt, die ersten öffentlichen Proben seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Unter Gronov's, seines Lehrers im Griechischen, Vorß hielt er eine akademische Rede: *Qua probatur bene intellectam a Cicerone et confutatam esse sententiam Epicuri de summo bono* (Leyd. 1690, 4.). B. bestritt darin Spinoza's Lehre mit so viel Talent, daß die Stadt ihn mit einer goldenen Medaille belohnte. 1689 ward er D. der Philosophie und vertheidigte seine Inauguraldissertation „*De distinctione mentis a corpore*“ (Leyden 1690). Damals fing er, in einem Alter von 22 Jahren, das Studium der Medicin an. Drelincourt war sein erster und einziger Lehrer, er erhielt von ihm nur wenigen Unterricht, und es ist merkwürdig, daß B. allein eine Wissenschaft erlernte, auf die er einen so wichtigen Einfluß ausüben sollte. Er studirte zuerst die Anatomie, aber mehr in den damals gangbaren Werken eines Vesale, Bartholin u. als in Sectionen. Er war zwar bei den meisten Zergliederungen Nuck's gegenwärtig; dennoch läßt sich der Mangel eines praktischen Studiums der Anatomie in allen Schriften B.'s wahrnehmen. Der Einfluß, den er dennoch auf sie ausübte, war nur eine Folge der nothwendigen Verbindung zwischen dieser ganz mechanischen Wissenschaft und der Physiologie und Medicin. Indem er in letztern die mechanischen Erklärungen vorzog, zwang er die Anatomen, sich einem genauern Studium der Formen der Organe zu widmen, wie sich dies an allen Anatomen seiner Zeit, einem Santorini, Morgagni, Walsalva, Winslow, Albinus u. bemerken läßt. Nach diesem vorläufigen Studium, welches in der That die Grundlage der medicinischen Wissenschaft ist, las B. alle alte und neue Werke über die Medicin nach der Zeitfolge, indem er von seinen Zeitgenossen bis zum Hippokrates hinauffieg, dessen hoher Werth und einzig richtige Methode ihm dadurch recht einleuchtete. Er studirte ebenfalls Botanik und Chemie, und ward, obwol er sich noch immer dem geistlichen Stande widmete, 1693 zu Harderwyck D. der Medicin. Seine Disputation war „*De utilitate explorandorum excrementorum in aegris, ut signorum*“. Nach seiner Rückkehr nach Leyden ent-

schied er sich, da man Zweifel gegen seine Orthodorie erregte, völlig für die Medicin. 1701 machte die Universität Leyden ihn zum Lector und Repetenten für Drelincourt's Lehrstuhl der Theorie der Medicin; damals hielt er seine erste medicinische Rede „De commendando studio Hippocratico“, worin er, noch in dem ersten aus des Hippokrates Schriften geschöpften Eifer, die Nichtigkeit der von diesem großen Manne befolgten Methode beweist und die ausschließlichen Vorzüge derselben darthut; wohl ihm, wenn er selbst sich in der Folge nie davon entfernt hätte! B. fing damals an, die großen Eigenschaften zu entwickeln, die ihn als Lehrer Allen, die sich dem Unterrichte widmen, zum Muster aufstellen. Man strömte von allen Seiten herbei, ihn zu hören. 1703 hielt er eine andre Rede: „De usu ratiocinii mechanici in medicina“ (Leyden 1703). Hier fängt er bereits an, sich von dem Hippokratischen Wege zu entfernen, und stellt die ersten Lehrräthe des fehlerhaften Systems auf, dem seine großen Talente ausschließlich Eingang verschaffen sollten. 1709 endlich konnte die Universität Leyden B. für seine Verdienste belohnen. Sie ernannte ihn zum Professor der Medicin und Botanik an Hotton's Stelle; und merkwürdig ist es, daß er bei dieser Gelegenheit eine Rede hielt, „Qua repurgatae medicinae facilis asseritur simplicitas“, welche derjenigen an die Seite gestellt zu werden verdient, worin er das Studium des Hippokrates empfohlen. Auch in dieser will er die Medicin zu ihrer ursprünglichen Einfachheit, zur Beobachtung, zurückführen, ganz dem Geiste entgegen, der ihn in seinen Lehrräthen leitete. Der Unterricht, dem B. sich jetzt ganz widmete, veranlaßte ihn, 2 Werke herauszugeben, auf welche sich noch heutiges Tages fast sein ganzer Ruhm gründet: „Institutiones medicae in usus annuae exercitationis domesticos“, und „Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicinae“. In dem erstern, einem Muster von umfassender Gelehrsamkeit und von Methode, entwickelt er sein System in seinem ganzen Umfange; in letzterm unternimmt er eine Eintheilung der Krankheiten, und setzt ihre Ursachen, ihre Natur und ihre Behandlung auseinander. Der Lehrstuhl der Botanik, den B. ebenfalls einnahm, trug nicht minder dazu bei, ihn berühmt zu machen. Wesentliche Dienste leistete er der Botanik durch die beiden Verzeichnisse der in dem Garten zu Leyden gezogenen Pflanzen, deren Zahl er sehr vermehrt hatte. Man verdankt ihm die Beschreibung und Abbildung mehrerer neuen Pflanzen und die Aufstellung einiger neuen Gattungen. 1714 ward er Rector der Universität, und sprach bei Niederlegung seines Rectorats „De comparando certo in physicis“: eine Rede, die zu seinen vorzüglichsten gehört. Am Ende dieses Jahres ward B. an Bidloo's Stelle auch der praktische Unterricht übertragen, womit er sich schon seit länger als 10 Jahren beschäftigte. Die großen Vortheile unserer klinischen Anstalten ahnend, und um die theoretische Anweisung mit der praktischen zu verbinden, ließ er ein Hospital eröffnen, wo er 2 Mal wöchentlich, die Krankheiten vor Augen, ihre Geschichte seinen Schülern vortrug, ohne etwas Andern als allein der Beobachtung zu folgen. So beschäftigt B. bereits war, so übertrug ihm doch 1718, nach Lemort's Tode, die Universität noch den Lehrstuhl der Chemie, welche Wissenschaft er schon seit 1703 lehrte. Er sprach bei dieser Gelegenheit „De chemia suos errores expurgante“. Sind auch die Beziehungen, welche B. zwischen der Chemie und Medicin findet, irrig, so gebührt ihm doch der Ruhm, die Chemie allgemein gemacht zu haben, indem er sie faßlich in trefflichen Werken behandelte. Seine „Elemente der Chemie“ sind vielleicht sein schönstes Werk, und haben, trotz der völligen Veränderung der Ansichten, noch für uns einen hohen Werth. Seine Versuche zeichnen sich durch eine große Genauigkeit aus. Besonders trefflich für die damalige Zeit ist der Abschnitt von den organischen Körpern. — Ein so ausgebreiteter Wirkungskreis erwarb B. einen Ruf, der-

gleichen wenige Gelehrten sich zu erfreuen gehabt. Man kam von allen Gegenden Europas, ihn um Rath zu fragen. Sein Vermögen betrug bei seinem Tode 2,000,000 Gulden. Peter der Große unterhielt sich bei seiner Durchreise mit ihm, und ein chinesischer Mandarin schrieb an ihn unter der Adresse: An Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa. 1722 zwang ihn zuerst ein Anfall des Podagra, von einem Schlagflusse begleitet, seine Thätigkeit zu unterbrechen. Neue Rückfälle 1727 und 1729 zwangen ihn, das Lehramt der Botanik und Chemie, dem er 20 Jahre vorgestanden, aufzugeben. 1730 verwaltete er das Rectorat zum zweiten Male, bei dessen Niederlegung er eine Rede „De honore, medici servitute“ hielt, vielleicht die beste von allen, worin er den Arzt als Sklaven der Natur darstellt, deren Bewegungen er zu erwecken und zu leiten habe. Er kehrte darin gewissermaßen zum Hippokrates zurück, von dem er sich überhaupt in der Ausübung nie entfernte. 1738 kam sein Übel verstärkt wieder, und nach einigen Monaten erlag er ihm in einem Alter von 70 Jahren. Die Stadt ließ ihm in der St.-Peterskirche ein Denkmal errichten, auf welchem man B.'s Lieblingsdenkspruch liest: „Simplex sigillum veri“.

Boëthius (Anicius Manlius Torquatus Severinus), ein durch seine Tugenden, Verdienste, Würden und sein trauriges Schicksal berühmter Mann, geb. um 470 in Rom oder Mailand, stammte aus einer alten, reichen und angesehenen Familie, erhielt in Rom eine Erziehung, die seine außerordentlichen Anlagen trefflich entwickelte, ging in der Folge nach Athen, das immer noch der Mittelpunkt des Geschmacks und der Wissenschaften war, und studirte daselbst unter Proklus und Andern die Philosophie. Nach Rom zurückgekehrt, überhäufte ihn Theodorich, König der Ostgothen, der damals über Italien herrschte, mit Beweisen seiner Huld und Achtung und erhob ihn in kurzer Zeit zu den ersten Stellen des Staats. Auch äußerte er auf die Handlungsweise Theodorichs den schönsten Einfluß, sodaß die Herrschaft der Gothen die Völker beglückte, die ihr unterworfen waren. Lange Zeit war er das Orakel seines Königs und der Abgott der Gothen, und die größten Beweise der Ehre schienen nicht hinzureichen, seine Verdienste und Tugenden zu belohnen. Aber Theodorich ward in seinem Alter schwermüthig, eifersüchtig und mißtrauisch gegen Die, welche ihn umgaben. Die Gothen erlaubten sich nun alle mögliche Bedrückungen gegen das Volk, und umsonst versuchte B., sie zu mildern und Ungerechtigkeiten zu verhindern. Durch seine Rechtschaffenheit, die jedes Unrecht bestrafte, hatte er sich früher viele Feinde zugezogen, denen es jetzt gelang, den König selbst gegen ihn einzunehmen und mißtrauisch zu machen. Sein Widerstand galt für ein aufrührerisches Betragen, und man beschuldigte ihn eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Hofe zu Konstantinopel; er wurde in ein Schloß in Pavia eingekerkert und 524 oder 526 hingerichtet. Als er noch am Staatsruder war, fand er Erholung von seinen Geschäften in den Wissenschaften und wandte einen Theil seiner Muße an, mathematische und musikalische Instrumente zu verfertigen, von denen er mehre dem König Clotar von Frankreich übersandte. Außerdem lebte und webte er in den alten griechischen Philosophen und Mathematikern, deren er mehre ins Lateinische übersezte. Seine berühmteste Schrift ist die während seiner Gefangenschaft verfaßte: „Von dem Troste der Philosophie“. In dieser wechseln Verse und Prosa ab, und man findet darin eine Erhebung der Gedanken, einen Adel der Gefühle, eine Leichtigkeit und Bestimmtheit des Stils, die dieses, obwol kleine Werkchen, weit über alle Schriften seines Jahrs. erheben. (Hauptausg. Basel 1570, Fol.; eine neuere von Bedeutung, Glasgow 1751, 4.; übers. von Freytag, Riga 1794.)

Bogdanowitsch (Hippolyt Fedorowitsch), Rußlands Anakreon, geb. 1743 zu Perewolotschna in Weißrußland, der Sohn eines Arztes, ward dem Studium der Ingenieurwissenschaft bestimmt und kam deswegen 1754 nach Moskau

in eine Schulanstalt; allein der Anblick eines prachtvollen Schauspiels und Lomonosoff's Poesien entschied seine Neigung für die Dichtkunst. Er wollte Schauspieler werden, wovon ihm aber der Schauspieldirector Cheraschkoff abrieth, auf dessen Rath er sich mit den Regeln der Kunst und mit fremden Sprachen bekannt machte. Sein kindlich gutmüthiger Sinn erwarb ihm Gönner und Freunde, unter denen Graf Michael Swanowitsch Daschkoff der vornehmste war. Er wurde 1761 Inspector bei der Universität zu Moskau, dann Translateur im Collegio der auswärtigen Angelegenheiten. 1762 reiste er mit dem Grafen Beloselsky als Legationssecretair nach Dresden, wo er bis 1768 ganz dem Studium der Kunst und der Poesie lebte. Die schönen Bilder der dasigen Galerie begeisterten ihn zu dem Gedichte „Psyche“ (Duschenka), das 1775 erschien und seinen Ruf dauernd begründete. Er lebte hierauf einsam in Petersburg der Ton- und Dichtkunst, bis ihn Katharina hervorzog. Nun schrieb er auf erhaltene Veranlassung Mehres im dramatischen und historischen Fache. Von 1780 an diente er als Mitglied und seit 1788 als Präsident der Reichsarchive. 1795 nahm er seine Entlassung und lebte als Privatmann in Kleinarussland. Alexander berief ihn wieder nach Petersburg, wo er 1803 gestorben ist. Er war ebenso bescheiden als talentvoll, dabei ein kindlich guter, heiterer Mensch.

B o g e n, der Name des bekannten Werkzeuges, mittelst dessen die Darmsaiten der Geigeninstrumente gestrichen werden. Der Bogen besteht aus einem dünnen, ein wenig spitz zulaufenden Stabe von hartem elastischem Holze, an dessen oberm Ende die Pferdehaare befestigt sind, womit derselbe bezogen wird, an dessen unterm Ende aber ein zierlich ausgearbeitetes Stückchen Holz oder Elfenbein, der Frosch genannt, von einer Schraube festgehalten, befindlich ist, durch welche die Pferdehaare mehr oder weniger angespannt werden können. Es versteht sich von selbst, daß die Größe und Einrichtung des Bogens mit der Größe derjenigen Gattung der Geigeninstrumente übereinstimmen müsse, welchen der Bogen zum Hülfsmittel der Intonation dienen soll.

B o g e n i n s t r u m e n t e oder Geigen, Instrumente mit Darmsaiten bezogen, auf welchen durch Streichen mit Bogen die Töne hervorgebracht werden. Die gebräuchlichsten Arten von Geigen sind: die große Bassgeige oder der *Contravolon* (*violono*, gebr. *contrabasso*); die kleine Bassgeige oder das *Bioloncell*; die Bratsche (Altgeige, *viola di braccio*), und die eigentliche Geige (*Discantgeige*, *violino*, franz. *violon*). In Ansehung ihrer Bestandtheile sind alle diese Instrumente einander gleich. (S. *Violine* und *Quartett*.)

B o g e n s c h u ß, bei der Artillerie ein Schuß, mittelst dessen die abgeschossene Kugel eine Bogenlinie beschreibt, welches geschieht, wenn die Mündung des Geschüzes über die wagerechte Linie gerichtet wird, im Gegensatz des Kernschusses, wenn das Geschütz eine wagerechte Richtung hat.

B o g e n s t r i c h. Nicht allein die Güte des Tones, welchen ein Geigeninstrument nach seiner besondern Beschaffenheit hervorbringen kann, sondern auch dasjenige, was dem Vortrage Ausdruck und Leben gibt, hängt hauptsächlich von dem Bogenstrich ab. Der richtige Angriff des Bogens, das Ansetzen desselben auf der Saite, das Fortziehen desselben in bestimmter Richtung und Schnelligkeit, die so mannigfaltigen Arten des Strichs u. dgl. gehören in die Schule der Kunst. Der Bogenstrich überhaupt läßt sich am füglichsten in 3 Hauptarten abtheilen: 1) in den gestoßenen, bei welchem nicht die ganze Länge des Bogens, sondern nur ein Theil desselben mit einem gewissen Grade von Geschwindigkeit über die Saite geführt wird; 2) in den gezogenen, wobei entweder der ganze Bogen, oder wenigstens der größte Theil desselben, mit einem gewissen Grade von Verweilen über die Saite gezogen wird; und 3) in den geschleiften, bei welchem zwei, drei oder mehre verschiedene Noten auf einen einzigen Zug des Bogens genommen werden. Jede

dieser Stricharten, die sowol in dem Hinauf- als Herabstreichen stattfinden, hat ihre vielfältigen Modificationen, die nach Beschaffenheit des Zeitmaßes, des Charakters des Tonstücks u. angewendet werden müssen.

Bogota, Hauptstadt von Colombia (s. d.).

Böhme oder Böhm (Jakob), einer der berühmtesten Theosophen und Mystiker, geb. 1575 zu Altfeidenberg, einem Dorfe in der Oberlausitz, unweit Görlitz, der Sohn armer Bauersleute, blieb bis in sein 10. Jahr ohne Unterricht und mußte das Vieh hüten. Schon hier regte sich, in dem Anschauen einer reichen Natur, eine Fülle ungemainer Geisteskraft in ihm, namentlich eine lebendige Einbildungskraft und ein tiefes frommes Gefühl, wodurch sich ihm, erhoben über seine Umgebungen und ungestört von äußerer Einwirkung, ein leicht reizbarer Sinn für das Uebersinnliche und Geheimnißvolle und damit eine höhere Welt aufschloß, sodas er in den Einwirkungen der Natur auf sich eine Offenbarung Gottes empfand, und sich im Drange seines religiösen Sinnes und sittlichen Selbstgefühls einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Natürlich mußte er bei der religiösen Stimmung seines Gemüths auch in den äußern Begegnissen seines Lebens höhere Winke erblicken als Andre. Zur Entwicklung dieses auf das Ueberirdische gerichteten Sinnes wirkte der Unterricht, welchen ihm seine Ältern, um ihn zu einem Handwerke vorzubereiten, in der Schule ertheilen ließen, nicht wenig. Dieser bestand in Lesen und Schreiben, nebst Unterweisung im Christenthum; aber so mangelhaft die letztere in unsern Zeiten erscheint, so tiefe Wurzeln schlug sie in dem Herzen der Menschen jener Zeit. Seine Ältern ließen ihn darauf das Schuhschmiedehandwerk erlernen, das er nachher in Görlitz ehrlich und redlich trieb. Die sitzende Lebensart, welche mit demselben verbunden ist, scheint sein brütendes Nachdenken über höhere Gegenstände befördert zu haben. Auch auf seiner Wanderschaft überließ er sich der stillen Anschauung, und die damals in Sachsen herrschenden Streitigkeiten über den Kryptocalvinismus beschäftigten ihn auf seinem Wege sehr; wiewol sein religiöses Gemüth ihn über den Streit der Sekten erhob und ihm unaussprechliche Lust in der ungehörten Erhebung zu dem Unendlichen gewährte, ihn jedoch auch immer mehr in sich selbst zurückzog und von seines Gleichen absonderte. In seinem strengen, sittlichen Eifer und seinem religiösen Selbstgefühle mochten daher wol Andre einen ungeziemenden Stolz erblicken. Aber B. lebte bescheiden und einfältig, ohne die Lehrmeinungen Andre anzugreifen oder ihnen die seinigen aufbringen zu wollen. Andre mochten in seinem höhern Eifer baaren Wahnsinn erblicken, weil dem gewöhnlichen Menschen Jeder unbegreiflich ist, der mehr als Andre sieht. Doch wie die äußern Enden sich überall berühren, so muß auch der religiöse Eifer und die Betrachtung des Höchsten, die jedoch bei B. nicht träge Beschauung blieb, sondern sich in einem lebenslänglichen Tugendwandel thätig äußerte, bei der Schwäche des menschlichen Verstandes den Schein des Wahnsinns leicht annehmen, und verbindet sich oft mit Täuschungen, welche überhaupt mit der Absonderung des Menschen vom Menschen beginnen. Diese Täuschungen, welchen auch B. unterworfen gewesen zu sein scheint, waren aber nicht Täuschungen in Hinsicht auf den religiösen Sinn, der ihn belebte, sondern nur in Beziehung auf die Gegenstände, denen die lebhaft gereizte Einbildungskraft einen besondern Verkehr mit der Gottheit und eine gleichsam magische Berührung seines Geistes zuschrieb. Dazu kommt, daß B. alle höhere Bildung entbehrte, welche zur Ausbildung und Mittheilung seiner religiösen, philosophischen und poetischen Anschauungen nothwendig war, um Dunkelheiten zu entfernen, denen das lebhaft bewegte Gemüth, das durch innere Fülle sich mitzutheilen gedrungen ist, nicht leicht entgeht. Aber wer die Mangelhaftigkeit des Unterrichts, welchen B. genoss, bedenkt, muß staunen, welcher Reichthum geistiger Kraft und welcher Tiefinn in diesem schmucklosen Gefäße verschlossen war. — B. kehrte nach Görlitz zu-

rück, ward 1594 Meister daselbst und heirathete die Tochter eines Fleischers, mit welcher er 30 Jahre lang in einer gesegneten Ehe lebte. Mehre Entzückungen und Gesichte (d. i. Augenblicke einer ungewöhnlich gesteigerten Gefühls- und Anschauungskraft), welche sein religiöses Gemüth einer unmittelbaren Einwirkung Gottes und Erleuchtung durch den heil. Geist zuschrieb, bestimmten ihn, die Feder zu ergreifen. Seine erste Schrift, 1610, nannte er „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang“ (gedruckt 1612), weil er in ihr ein Licht anzündete für Die, welche erkennen wollen. Sie enthält seine Offenbarungen und Anschauungen über Gott, Menschheit und Natur. Aus ihr, wie aus seinen übrigen Schriften, leuchtet eine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel hervor, namentlich mit den apokalyptischen Büchern derselben, zu welchen ihn sein geheimnißvoller Sinn hinzog. Doch scheint er auch einige gelehrte Schriften, u. a. die des Paracelsus und Valentin Weigel's, eifrig gelesen und den Umgang erfahrener und gelehrter Männer auf seine Weise benützt zu haben. Die Geistlichkeit in Görlitz, namentlich der Pastor an der Hauptkirche, Georg Richter, ein sinnloser Volterer, befeindete ihn wegen dieses Buchs, ließ ihn vor Gericht ziehen und verdammt sein Buch, weil an ihm selbst nichts Sträfliches erfunden wurde. Solche Verfolgungen mußten seine Überzeugung noch mehr befestigen und den Ruf von ihm und seiner Schrift verbreiten. Vornehme Männer kamen nun aus der Nähe und Ferne, begierig, ihn zu sehen und zu sprechen; vielen mußte er seine Schriften mittheilen, ja es scheint ihm auch manche Unterstützung zu Theil geworden zu sein, denn mit seinem Handwerke schien es nicht recht zu gehen, seitdem er sich immer eifriger mit dem Höhern beschäftigte. Von allen Seiten foderte man ihn auf, sein Talent anzuwenden; doch schrieb er erst von 1619 an aus eignem Drange seine übrigen Werke, z. B. die „Beschreibung der drei Principien des göttl. Wesens“, und gegen 30 andre. Seine darin mitgetheilten Ansichten von Gott, Schöpfung, Natur, Offenbarung, Sünde, sind größtentheils auf die Lehren der Bibel gebaut, welche sein grübelndes Nachdenken, in Verbindung mit seiner poetisch-phantastischen Naturanschauung, aber auch mit Benutzung des aus mystischen und chemischen Schriften Aufgefaßten eigenthümlich ausgebildet und größtentheils gleichnißweise (wobei das Gleichniß und Bild sich ihm fast unbemerkt in die Sache selbst verwandelt) im planlosen dunkeln Gedankenlaufe und mit reger Aufwallung des Gefühls ausgesprochen hat. Diese Erkenntniß erklärte er überall für das Werk einer göttlichen Erleuchtung, welche ihm verstatte, einen Blick in die Tiefe der Gottheit und in das innere Wesen der Dinge zu thun, um so mehr, da er sich von seiner geistigen Entwicklung und von dem rastlosen Drängen und Regen in seinem Innern selbst nicht Rechenschaft zu geben vermochte; er selbst aber sagt, weil alle höhere Kenntniß ohne göttliche Offenbarung unmöglich sei. So wahr der letztere Satz auch ist, so wenig ist die Offenbarung, wie sie allen eigentlichen Mystikern erscheint, ein bloß leidentliches Vernehmen besonderer göttlicher Einwirkung; ja die Wahrheit des unaussprechlichen religiösen Gefühls, durch Natur, Schrift oder Gewissen aufgeregt, wird, je stärker und lebhafter dieses ist, um so leichter auf die Bilder und Vorstellungen übergetragen, welche dasselbe in der aufgeregten Einbildungskraft erweckt, und so wird manche menschliche Vorstellungsweise als eine Wirkung besonderer Offenbarung angesehen, da ihr doch nur eine mittelbare und gleichsam abgeleitete Wahrheit zukommt. In Hinsicht seines sittlichen Sinnes und religiösen Lebens aber, welches mehr ist als einzelne Vorstellungsweisen, und welches vollkommen mitzutheilen er sich selbst unfähig fühlte, mochte er mit Recht eine göttliche Erleuchtung in sich finden. So sind in B.'s Schriften, neben vielen tief sinnigen und köstlichen Äußerungen, auch viele willkürliche Spiele der Phantasie und Verworrenheit in Gedanken und Ausdruck zu finden. Es darf der unbefangene Leser seiner Schriften nicht vergessen, daß kein eigenthümlicher Mensch — und ein solcher war B. —

ohne große Abweichung von dem Allgemeinen zu finden ist, und daß er auch jene Ausschweifungen und Verirrungen des Geistes bei den zur Klarheit späterer Wissenschaft nicht ausgebildeten Laien ohne Befremden hinnehmen müsse, wenn er das Bessere, den innern Kern dieser seltsamen, eigenthümlichen Frucht genießen will. So wird er B.'s Werke allerdings nicht für den Schatz der Weisheit halten und über die Wissenschaft emporheben, wenngleich Vielen, die sich nach der Weisheit nennen, dieser tiefe Ernst und Eifer für dieselbe, welcher die erste Bedingung eines wahren Philosophen ist, zu wünschen wäre; aber er wird auch nicht, die abgezogene Schale der Wissenschaft, das logisch-systematische Geripp dem tiefern Geiste vorziehend, der über B.'s Werke freilich nicht gleichmäßig verbreitet ist, sondern nur zuweilen mit voller Kraft wie aus geheimnißvoller Tiefe hervorblickt, dieselben in jeder Rücksicht als Erzeugniß unsinniger Mystik und Phantasterei verzeichnen. Mancherlei Anfeindungen der Schriftgelehrten seiner Zeit beunruhigten B.'s letzte Jahre; ja man nahm seine Zuflucht selbst zu Verleumdungen, welche er jedoch bis an seinen Tod sanftmüthig ertrug. Wahrscheinlich gab dazu eine Schrift „Über die Buße“ Anlaß, welche B.'s Freunde ohne sein Wissen hatten drucken lassen. Die Sache erregte so allgemeine Aufmerksamkeit, daß B., auf Verlangen einiger vom Hofe und auf seiner Freunde Bitten, 1624 nach Dresden reiste, um die von ihm mitgetheilten Lehren untersuchen zu lassen. Hier fand er selbst am Hofe Beifall und Schutz; aber nach seiner Rückkehr erkrankte er, und starb noch in demselben Jahre einen sanften Tod im christlichen Glauben. Abraham von Frankenberg (st. 1652), sein Biograph und Verehrer, hat auch seine Schriften herausgegeben und erläutert. Die erste Sammlung derselben besorgte in Holland 1675 ein gewisser Heinrich Wetke; die vollständige, 1682, Sichel (10 Bde., Amsterd.), von welchem auch die Anhänger B.'s, eine wegen ihres stillen, tugendhaften und wohlthätigen Lebenswandels sehr geachtete religiöse Sekte, den Namen „Sichtelianer“ führen. Eine andre Ausg. erschien zu Amsterdam 1730 unt. d. Tit.: „Theologia revelata“ (2 Bde., 4.), die reichhaltigste 1730, 6 B. Auch in England fanden B.'s Schriften viele Verehrer. William Law gab eine englische Übersetzung von B.'s Schriften (2 Bde., 4.) heraus. Es bildete sich in England eine Böhmistische Sekte, und schon 1697 stiftete Jane Leade, eine schwärmerische Verehrerin B.'s, eine eigne Gesellschaft zur Erklärung seiner Schriften, deren Dunkelheit manche Weisheitsforscher anzog, unter dem Namen der philadelphischen; ja noch jetzt soll daselbst eine solche bestehen. Auch ist ein englischer Arzt, John Pordage, als Erläuterer B.'s berühmt.

Böhme (Johann Gottlob), ehemal. Professor der Geschichte zu Leipzig, geb. am 20. März 1717 zu Wurzen, wo sein Vater Gastwirth war, studirte auf der Schulpforte, seit 1741 zu Leipzig, vorzüglich unter Mascov, Geschichte, ward Hauslehrer, außerordentl. Professor, 1758 ordentl. Professor der Geschichte auf der Universität zu Leipzig und 1766, nachdem er einen Ruf nach Utrecht abgelehnt hatte, kurfürstl. Hofrath und Historiograph, und starb am Schläge den 30. Juli 1780. Außer mehren gelehrten Abhandl. und Carmin. latin. ed. J. G. Eck (Leipz. 1780) gab er heraus: „Acta pacis Olivensis inedita, cum observ.“ (Warschau 1763—65, 2 Bde., 4.); „Sächsisches Groschencabinet“ (Leipz. 1765—68, 2 Bde.); „Opuscula de litteratura Lips. sec. XVI.“ (ebend. 1779). Nicht nur diese Schriften, welche von gründlichen Forschungen zeugen, werden B.'s Andenken erhalten, sondern auch die Stiftungen, durch welche er sich, zugleich mit seiner Gattin, verdient machte. 1780 schenkte er der leipziger Universitätsbibliothek seine aus 6513 vorzüglichlichen historischen Schriften bestehende Bibliothek. Schon früher stiftete er Stipendien für arme Studirende, und einen Nachmittagsgottesdienst für seine Gemeinde in dem Dorfe Gohlis 1774. In seinem Testamente bestimmte er ferner 1000 Thlr., von welchen die Zinsen zur

Berforgung dürftiger Witwen und Waisen angewendet werden sollen. Die von ihm gestiftete Dorf- und Schulbibliothek, welche aber durch den unglücklichen Krieg 1813 größtentheils vernichtet worden ist, sowie die von ihm gegebene Dorfordnung, beweisen, daß ihm die Bildung der Bewohner seines Dorfs am Herzen lag.

11.

Böhmen (Böheim, Bojenheim) hat seinen Namen von den Bojern, einem keltischen Volke, welches sich daselbst etwa 600 vor Chr. unter Anführung eines Neffen des Ambigat, eines Königs der Berruyer, niederließ, aber in der Folge größtentheils von den Markomannen daraus vertrieben wurde. Vierteilshundert Jahre nach Chr. hatte Böhmen, damals von deutschen Völkerschaften bewohnt, unter seinen Herzogen, welche jedoch wenig bekannt waren, eine feste Regierung. In der Mitte des 6. Jahrh. drang (nach Einigen unter der Anführung eines gewissen Zecko) ein zahlreiches Heer Slawen (Tschewen, Tschechen, so nennen sich noch jetzt die Böhmen in ihrer Sprache), welche bis dahin die Ufer des schwarzen Meeres bewohnt hatten, in Böhmen ein, unterwarf es sich und machte dasselbe urbar. Nach Andern soll Zecko eine von den Slawen ganz unabhängige Person gewesen, und die Nachfolger desselben von diesen hart bedrängt worden sein, obgleich die Abkömmlinge des Zecko nie ganz aus dem Lande vertrieben werden konnten. Der Erste, der uns von ihnen namentlich bekannt ist, war Przemislas, ein Landmann, den 632 die Fürstin Libussa ehelichte und auf den Thron hob. Obgleich Karl der Große und einige seiner Nachkommen Böhmen zinsbar machten, so dauerte doch diese Unterwürfigkeit nicht lange; 840 wurden Böhmen, Schlesien und Mähren von aller fremden Herrschaft frei und von ihren eignen Herzogen regiert, wiewol eine gewisse Verbindung zwischen ihnen und dem deutschen Reiche blieb. 1061 legte Kaiser Heinrich IV. den Herzogen von Böhmen den Königstitel bei, welcher dem Könige Bratislas 1086 zuerst allgemein zuerkannt wurde. Nachher ertheilte Philipp um 1230 Przemislas II. und dessen Nachfolgern die Königswürde, welche von Friedrich II. bestätigt wurde, seit welcher Zeit Böhmen ein Königreich geblieben ist. Der männliche Stamm der alten Könige endigte 1305 mit Wenzel V., worauf 1310 durch Heirath Johann von Luxemburg die Krone erhielt und sie auf seine Nachfolger vererbte. Hierauf vereinigten Karl IV. (aus dem Hause Luxemburg, unter dem Namen Karl I., der Böhmen ungemein emporbrachte) und dessen Söhne, Wenzeslas und Sigismund (welcher Böhmen durch den Religionskrieg mit den Hussiten beinahe verloren hätte) die Krone Böhmens mit der des deutschen Reichs. Nach Sigismunds Tode, 1437, kam Böhmen an dessen Schwiegersohn, Albrecht von Östreich; dieser starb jedoch schon 1439, und das Reich fiel an seinen (1440) nachgeborenen Sohn Ladislaw (Posthumus), der zugleich König in Ungarn war, wodurch Böhmen von den deutschen Staaten getrennt wurde. Nach seinem Tode, 1457, wählten die Böhmen 1458 Georg von Podiebrad, der vorhin schon Reichsverweser gewesen war, zu ihrem König, und darauf, 1469, als Georg vom Papst in den Bann gethan war, den polnischen Prinzen Wladislaw, der jedoch erst nach Georgs Tode, 1471, zum Besitz kam; diesem folgte nach einer 45jährigen Regierung, 1516, sein Sohn Ludwig. Beide Letztere waren zugleich Könige in Ungarn. Nachdem Ludw. a der Schlacht wider die Türken bei Mohacz 1526 geblieben war, kam Böhmen an das Haus Östreich. Nach dem Ehevertrage folgte nämlich Ludwigs Schwager, Maximilians zweiter Enkel, der Erzherzog Ferdinand. Dieser wollte die Böhmen nöthigen, in dem schmalkaldischen Kriege wider den Kurfürsten von Sachsen die Waffen zu ergreifen; als sie aber dazu nicht geneigt waren, sondern Miene machten ihm den Gehorsam aufzukündigen, so verfuhr er wider sie, nach Karls V. Siege bei Mühlberg, sehr scharf und erklärte Böhmen für ein unumschränktes Erbreich. Ihm folgte 1564 sein Sohn Maximilian, diesem seine Söhne Rudolf, 1576,

und Matthias, 1612. Gegen das Ende der Regierung des Letztern entstanden, wegen gekränkter Religionsfreiheit der Protestanten, Unruhen, welche das Haus Östreich in Gefahr setzten, Böhmen zu verlieren. Denn mit Übergehung Ferdinands II., der schon bei Lebzeiten seines Vatters Matthias zum Könige von Böhmen gekrönt worden war, wählte man 1619 den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Als aber der Sieg bei Prag, d. 9. Nov. 1620, zum Vortheil des Kaisers entschieden hatte, wurden die Urheber und Theilnehmer des Aufstandes theils hingerichtet (27), theils verbannt oder zu ewigem Gefängniß verurtheilt (16), und deren Güter eingezogen; das Letzte geschah auch in Ansehung der bereits gestorb. und der 29 entwichenen, sowie in Ansehung der 728 begüterten Herren und Ritter, die sich freiwillig als schuldig gestellt hatten. Die protestantische Religion, zu der sich mehr als drei Viertel der Einw. bekannten, ward ausgerottet, Rudolfs Majestätsbrief (1627) aufgehoben, und Böhmen in ein reinmonarchisches und reinkatholisches Erbreich verwandelt. Mehr als 30,000 angeessene Familien (darunter 185 Geschlechter aus dem Herren- und Ritterstande), alle protestant. Prediger und Lehrer, eine Menge Künstler, Kaufleute und Handwerker, die nicht katholisch werden wollten, wanderten aus nach Sachsen, Brandenburg, Holland, der Schweiz zc. Doch blieben in Wald- und Gebirgsdörfern, wohin kein Jesuit und kein Soldat kam, viele heimliche Protestanten zurück. — Seitdem wurde die böhmische Sprache in öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr gebraucht. Im dreißigjährigen Kriege verödete Böhmen gänzlich; es verlor die Blüthe seines Wohlstandes. Als Ferdinand II. 1637 starb, waren in Böhmen von 3 Mill. Einw., die es 1617 in 732 Städten und 34,700 Dörfern gezählt hatte, nur noch 130 Städte, etwas über 6000 Dörf. und 780,000 Einw. vorhanden. Nach Karls VI. Tode, 1740, machte Karl Albrecht, Kurfürst von Baiern, auf Böhmen Anspruch und ließ sich in Prag von den Ständen huldigen; allein Maria Theresia behauptete Böhmen, das noch jetzt eins der reichsten Juwelen in Östreichs Kaiserkrone ist.

Das Königr. Böhmen grenzt gegen W. an Baiern, gegen D. an Mähren und Schlesien, gegen N. an die Lausitz und Meissen, und gegen S. an Östreich und Baiern. Es zählt auf 952 \square M. über 3,700,000 Einw., darunter 2,200,000 Tschechen und über 50,000 Juden, in 286 Städten, 275 Märkten und 11,924 Dörfern. Die herrschende Religion ist die katholische; die übrigen Religionen werden geduldet. Die Landessprache ist die böhmische, eine slawische Mundart; in einigen Kreisen und in den meisten Städten wird deutsch gesprochen. Böhmen ist fast ringsum mit Gebirgen umgeben, enthält sehr große Waldungen, beträchtliche Teiche, deren man überhaupt an 20,000 zählt, und sehr fruchtbare Flächen. Die vorzüglichsten Flüsse sind die Elbe und die Moldau. Jede Art Getreide, Flachs, Hopfen (der beste in Europa) und Baumfrüchte sind ein Gegenstand der Ausfuhr. Wein ist nicht häufig, aber um die Gegend von Melnik gut. Die Viehzucht ist beträchtlich, vorzüglich die Schaf-, Pferde-, Schwein- und Federvieh-zucht (Fasanen zc.). Die Bergwerke liefern Silber (1823, 13,873 Mark), Kupfer, sehr gutes Zinn (1800 Ctnr.), Granaten u. a. gute Steine, Eisen (200,000 Ctnr.), Kobalt, Arsenik, Uran und Lungstein, Antimonium, Farbenerden, Alaun, Galmey, Schwefel, Steinkohlen in Menge. An trefflichen Mineralwassern (150) ist Überfluß, aber Mangel an Salz. Die Böhmen benutzen ihre eignen und fremde Naturerzeugnisse auf mannigfaltige Art. Unter den über das ganze Land verbreiteten Fabriken zeichnen sich die Leinwand-, Watist-, Schleier-, Zwirn-, Spitzen- und dergl. Manufacturen aus, welche 1801 für mehr als 20 Mill. Gulden Waaren lieferten, wovon die Hälfte aus dem Lande ging. Die Wollenmanufacturen lieferten für 10 Mill. Stbn. Waaren; dieser Artikel hat sich in neuern Zeiten sowol vermehrt als verbessert. Das böhmische Glas, das in 78 Glashütten verfertigt wird, ist das beste in Europa, geht nach Spanien, Amerika, Rußland, in die Levante, für

2½ Mill. Ebn. Außerdem gibt es 8 Spiegelhütten; zu Turnau Compositionssteinfabr., Porzellan- u. Fayence-, Schmalte- u. a. Fabr. Wichtig ist die Fabrication von Hüten der feinsten Sorte, Papier, Seidenwaaren, geschliffenen Granaten, musical Instrumenten u. vielen a. Art. Böhmen wird in die Stadt Prag und in 16 Kreise eingetheilt, denen Kreishauptleute vorgefetzt sind. Merkwürdig sind die Städte Jungbunzlau, Melnik, Turnau, Reichenberg, Trautenau, Kuttenberg, Budweis, Pilsen, Karlsbad (f. d.), Joachimsthal, Tepliz (f. d.); die Festungen Königgrätz, Josephstadt, Theresienstadt; Eger, der Manufacturort Rumburg, die Dörfer Abersbach, Seblitz, Seidschütz, Püllna, Königswart, Franzensbrunnen (f. d.), Marienbad (f. d.) u. dgl. Für den innern Verkehr sind 231 Meilen treffliche Kunststraßen, und 1826 ward eine Eisenbahn angelegt, welche die Donau mit der Moldau verbinden soll. Der Nationalgeist der Böhmen ist in allen Ständen auf die edelste, gemeinnützigste Weise thätig. 1822 hatte Böhmen 2996 öffentl. Lehranstalten, 1 Universität, 3 theolog. Lyceen, 26 Gymnasien, 2961 Volks- und Bürgerschulen, und ein Conservatorium der Musik; zusammen mit 6709 Lehrern und 410,463 Schülern und Studirenden, darunter 2055 Studenten. Das allgem. Wohl befördern edle Privatvereine, u. a. die k. k. patriot. ökonom. Ges. seit 1770 und der mit ihr vereinigte pomolog. Verein (seit 1819) in Prag. S. Prof. Schnabel's „Statistische Darstellung von Böhmen“ (Prag 1826).

Böhmerwald, s. Böhmischer und bairischer Wald.

Böhmische Brüder, der Name einer christlichen Religionsgesellschaft, die sich um die Mitte des 15. Jahrh. aus den Überbleibseln der strengen Hussiten in Böhmen bildete. (Vgl. Hussiten.) Unzufrieden mit den Annäherungen an den Papismus, durch welche die Calixtiner (f. d.) sich zur herrschenden Partei in Böhmen zu machen gewußt hatten, wollten sie die sogenannten Compactaten, d. h. die Übereinkunft derselben mit der Kirchenversammlung zu Basel (d. 30. Nov. 1433), nicht annehmen und singen seit 1457 unter der Leitung eines Pfarrers, Michael Bradacz, an, in besondere Gemeinden zusammenzutreten, eigne Versammlungen zu halten und sich durch den Namen Brüder oder Brüderunität von den übrigen Hussiten zu unterscheiden; von ihren Gegnern wurden sie aber oft mit den Waldensern und Picarden vermengt und wegen ihrer Verborgenheit Grubenheimer genannt. Unter harten Bedrückungen von Seiten der Calixtiner und Katholischen gewannen sie, ohne der Gewalt Widerstand zu leisten, durch Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Reinigkeit in ihren Sitten eine so bedeutende Ausbreitung, daß die Zahl ihrer Gemeinden sich 1500 auf 200 belief, welche meistens eigne unter Begünstigung der Gutsbesitzer erbaute Bethäuser inne hatten. In ihren Bekenntnisschriften zeigt sich das Eigenthümliche ihres Glaubens, besonders bei der Abendmahlslehre, in der sie die Transsubstantiation verwarfen und nur eine geistig-mystische Gegenwart Christi annahmen. Übrigens bauten sie ihr Glaubensbekenntniß durchgängig auf die heilige Schrift und fanden damit und noch mehr durch ihre Gemeindeverfassung und Kirchenzucht bei den Reformatoren des 16. Jahrh. Beifall. Diese Verfassung war den Einrückungen der ältesten apostolischen Christengemeinde nachgebildet. Durch Entfernung der Lasterhaften aus ihrer Gemeinschaft und einen dreifach abgestuften Bann, sowie durch sorgfältige Trennung der Geschlechter und Eintheilung ihrer Gemeindeglieder in Anfänger, Fortschreitende und Vollkommene, suchten sie die Lauterkeit des thätigen Urchristenthums unter sich herzustellen, und die strenge, bis auf das häusliche Leben der Einzelnen ausgedehnte Aufsicht, zu der sie eine Menge Beamte von verschiedenen Graden bestellten, mußte viel zur Erreichung dieses Endzwecks beitragen. Diese Beamten waren ordinirende Bischöfe, Senioren und Consenioren, Presbyter oder Prediger, Diakonen, Aeliten und Acoluthen, unter welche sie die Leitung der kirchlichen, moralischen und bürgerlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde auf eine ver-

ständigen Weise vertheilt. Ihr erster Bischof erhielt seine Weihe von einem waldensischen, obgleich sich ihre Gemeinden mit den Waldensern in Böhmen nicht vermengten. Sie mußten inzwischen mit dieser gebrückten Sekte gleiches Schicksal erfahren. Da sie nach ihrem Grundsatz, nirgends Kriegsdienste zu thun, sich auch im schmalländischen Kriege weigerten, die Waffen wider die Protestanten zu ergreifen, nahm ihnen der König Ferdinand ihre Kirchen, und 1548 gingen gegen 1000 böhmische Brüder nach Polen und Preußen, wo sie sich zuerst in Marienwerder ansiedelten. Der Vergleich, den diese Ausgewanderten mit den Lutheranern und Reformirten in Polen, den 14. April 1570, zu Sendomir abschlossen, und noch mehr der Dissidentenfriede der polnischen Stände 1572 verschaffte ihnen Duldung in Polen, wo sie sich jedoch unter den Verfolgungen des schwedischen Sigmund näher an die Reformirten angeschlossen und in dieser Verbindung noch bis jetzt Reste der alten Verfassung beibehalten haben. Ihre in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Brüder gelangten unter Maximilian II. wieder zu einiger Freiheit und hatten ihren Hauptsitz zu Fulnek in Mähren, daher sie auch mährische Brüder heißen. Die für die Protestanten in Böhmen unglückliche Wendung des dreißigjährigen Krieges hatte jedoch eine gänzliche Vertilgung ihrer Kirche zur Folge, und ihr letzter, um den Jugendunterricht sehr verdienter Bischof Comenius (s. d.) mußte entfliehen. Seitdem wanderten sie häufig aus, aber die folgenreichste dieser Auswanderungen fand um 1722 statt, wodurch die Stiftung der erneuerten Brüdergemeinde durch Binzendorf veranlaßt wurde. Über die Geschichte der ältern Brüdergemeinde s. man, außer Cranzens „Brüderhistorie“, Schulze, „Von der Entstehung und Einrichtung der evangelischen Brüdergemeinde“ (Gotha 1822), eine verständige und unparteiliche Darstellung. Obgleich nun die alte böhmisch-mährische Brüderunität für erloschen anzusehen ist, so wird sie doch als eine stille Pfliegerin christlicher Wahrheit und Frömmigkeit in Zeiten, die sich erst mit Mühe aus der Barbarei des Mittelalters herausarbeiteten, als eine Bewahrerin reiner Sitten, wie sie die Reformatoren des 16. Jahrh. ihren Gemeinden nicht zu geben vermochten, und als die Mutter der geachteten und weit verbreiteten evangelischen Brüdergemeinde, deren Verfassung sich nach ihrem Muster gebildet hat, immer merkwürdig bleiben.

E.

Böhmische Sprache und Literatur. Der czechische (böhmische) Dialekt des alten, großen Slawenvolkes wurde unter allen Mundarten der slawischen Sprache zuerst wissenschaftlich ausgebildet. Böhmisch wird in Böhmen, Mähren, mit weniger Abweichung in Ostreichisch-Schlesien, in halb Ungarn und in Slawonien gesprochen. Daß die czechische Sprache als ein Dialekt der slawischen weit verbreitet gewesen ist, beweist sowol ihr Alterthum und ihr Culturgrad als auch die Größe der Länder, deren Volkssprache sie ist. Da nicht bloß durch ganze Wörter, sondern auch durch einzelne Sylben mannigfache Begriffe ausgedrückt werden, die feinem Nuancen der Begriffe aber ein späteres Product sind, womit die Bildung der Sprache anfängt: so kommt hier zuerst der Reichthum dieser Sprache oder die lexikalische Ausbildung derselben in Betrachtung. Diese besteht 1) in der Vielheit der Biegungen der End- oder Anfangs-sylben der Wörter. So kann man aus dem einzigen Wurzelworte *hyti*, sein, über 110 ableitete, aus dem Wurzelworte *děse* (e lies wie ie), es geschieht, über 95 anführen, ohne die frequentativa verba, verbalia substantiva und adjectiva. Durch das bloße Vorsetzen des Buchstabens *s*, *v*, *w*, *z* bekommt das Zeitwort einen andern Begriff; aus *s-razyti*, *v-razyti*, *w-razyti* wird herunter-, ab-, einschlagen; daher hat sich diese Sprache auch alle Kunstwörter der Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Philosophie selbst gebildet, und mit jeder neuern Erfindung kann sie sich noch weiter fortbilden. Ein Beweis des Reichthums sind auch die Synonyma, als *psyce*, *kukka* (c lies wie das italienische *ce*), *tjsta*, die Hündin, *hod-*

nost, dustognost die Würde, hnug, mrwa der Dünger, wes, wesnice, dedina, das Dorf. — Man vergleiche die meisten böhmischen Wurzelwörter mit den ihnen entsprechenden in einer andern Sprache, sowie die extensiv und intensiv größere Menge der Begriffe und der Nuancen von Begriffen, und man wird erstaunen über die Menge von Biegungen und Ableitungen, durch welche sich die Czechensprache vor andern auszeichnet. Ein großer Theil ihrer Bildsamkeit beruht auf den so vielfachen Declinationen, auf den verschiedenen Zeiten und den Participien. Diese Eigenthümlichkeit erhebt die Sprache des Böhmen über die aller neuern Nationen, die übrigen slawischen Dialekte ausgenommen. In der Mannigfaltigkeit der Declinationen, welche beinahe durchaus auf einen Vocal sich enden, nur am Ende gebogen und ohne Artikel gebraucht werden (m. s. Negebly's Grammatik, Prag 1821), gleicht das Böhmische dem präcisen Lateinischen, z. B. muzi (viro), zene (femina) [z lies wie das französische ch] u. s. w. Die Participien geben ihr viel Gelenkigkeit, indem sie, als Verbaladjectiven, Eigenschaft des Dinges und Zeitbestimmung zugleich andeutend, den Vortheil der Zeit- und Zeitwörter in sich vereinigen, und dadurch den Gebrauch der relativen: der, als, nachdem, da, indem ic., wodurch die Perioden so schleppend werden, ersparen, daher ihre besondere Kürze. — 2) Ein anderer Vorzug der Bildsamkeit der böhmischen Sprache besteht in der Zusammensetzung ganzer Wörter, z. B. Samowládee, der Alleinherrscher, hromowládny, donnerregierend, ic. Doch drückt der Böhme die zusammengesetzten Wörter der Griechen und Deutschen oft durch eine eigne Form der Abjective, oft auch durch eigne Substantive aus, wie kostnie, das Weinhaus, chmelnice, der Hopfengarten, duha, der Regenbogen. Noch gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Böhmischen, daß es eine große Mannigfaltigkeit von Verkleinerungswörtern hat, wodurch man nicht nur kleine, sondern auch angenehme liebe Gegenstände bezeichnet, als panacek, das Herrchen, milenka, die Vielgeliebte, panenka, das Jüngferchen, u. a. m.; daß es „eine Sache oft nennen“ mit einem kurzen Ausdrucke bezeichnet, z. B. frantiskowati se (s lies wie sch), den Namen Franz oft nennen, macechowati se, den Namen der Stiefmutter oft nennen; daß es die nomina patronymica besitzt, z. B. králowec, der Königssohn; daß es eine vollbrachte Handlung kurz andeutet, z. B. dopsati, zu Ende schreiben; und daß es verba initiativa hat, z. B. hrbatjm, ich werde buckelig, u. a. m. — Zweitens hat die böhmische Sprache viel Kraft und Nachdruck, da sie nicht durch eine Menge Artikel, Hülf-, Verbindungs- und Übergangswörter matt und schlaff wird, sondern die Gegenstände der Einbildungskraft, der Leidenschaft, sowie jede höhere Bewegung der Seele des Dichters und Redners, durch ihre Kürze rascher, kräftiger und lebendiger darzustellen vermag, indem sie die bedeutungsvollsten Worte mächtig zusammenbrängt und die Verbindung der Redetheile, dem jedesmaligen Grade der Empfindung gemäß, freier und kühner, oder gehaltener und ruhiger ordnet. Auch drückt der Böhme viele Gegenstände in natürlicher Klangbildung aus; so die Namen der Thiere nach ihrer Stimme, als kruta, die Truthenne, kachna, die Ente; manche Pflanzen benennt er nach ihrer Wirkung, als bolehlaw, der Schierling (von Kopfweh), konitrud, die Gnadenblume, von ihrer Form. Die Sprache der Czechen wird kurz und nachdrucksvoll durch die Entbehrung der Hülfswörter bei den meisten Zeitwörtern, z. B. dám, ich werde geben; bei den Präteriten in der dritten Person einfacher und vielfacher Zahl, wo zugleich durch die Endsyllbe das Geschlecht bezeichnet wird, z. B. psal, psala, psalo, er, sie, es hat geschrieben, psali, psaly, psala, sie haben geschrieben, narozeno, narozena, narozeno, er, sie, es ist geboren worden. So gibt die Entbehrung der Personen bei den Verben, des Artikels bei den Substantiven, verbunden mit dem Gebrauche vieler Participien und participialischer Wendungen, der Czechensprache den Nachdruck und die Kraft des römischen Ausdrucks. Ebenso erspart der Böhme man-

ches Wortwort und anderweitige Umschreibung durch den Instrumental, der mit dem Ablativ des Lateiners übereinkommt, z. B. *secenjm mece hlawu mu st'al* (t' lies wie ti), mit einem Schwert hiebte hat er ihm den Kopf heruntergehauen. Diese Sprache ist daher am meisten dazu geeignet, die Originalwerke des römischen Alterthums mit aller ihrer Energie und Gewandtheit zu übertragen. Schon durch den Gebrauch des *part. praet. activi* kann der Böhme, sowie der Grieche, bestimmen, wer die im Prädicate des Nebensatzes enthaltene Handlung eigentlich verrichtet habe, welches der Lateiner bei seinen *ablatis consequentiae*, oder bei seinem *participio passivi*, die er an dessen Stelle setzt, allezeit unbestimmt und zweifelhaft lassen muß, z. B. *Πινδαρος Πασικλεα αποδειξας επιτροπον και τσ παιδος και των χρηματων απηρεν εις Πελοποννησον*, Pindarus vstanowiw Pasiklea za porucenjka syna swého a geho gmenj, táhl do Peloponnesu. Pindarus constituto Pasicle tum filii tum honorum tutore, in Peloponnesum abiit. — Daraus folgt drittens die Deutlichkeit und Bestimmtheit der böhmischen Sprache. Jeder Begriff wird nämlich mit einem eigenthümlichen Worte bezeichnet, z. B. die Zeitwörter *zjti*, *strjhati*, *krágeti*, *rezati*, welche der Deutsche mit einem Worte „schneiden“ ausdrückt, bezeichnen: mit der Sichel, mit der Scheere, mit dem Messer, mit der Sense schneiden. In der Feinheit des grammatischen Baues ist das Böhmische dem Griechischen gleich, und hat vor der lateinischen und vielleicht vor allen andern Sprachen den Vorzug. Denn der Böhme gebraucht, wenn er von 2 Händen, 2 Augen ic. spricht, den Dual: *ruce*, *oci* ic. Auch drückt er ein dauerndes Zeitwort, dem griechischen Aorist gleich, eine unbestimmt vergangene Zeit aus, z. B. *kupowal dum*, *ale nekaupil ho*, was sich im Deutschen nicht ausdrücken läßt; denn *kupowati* heißt kaufen, und *kaupiti* auch kaufen, also würde es wörtlich heißen: er kaufte das Haus, und kaufte es nicht, was ein Widerspruch wäre; man könnte höchstens sagen: er war im Begriffe das Haus zu kaufen, kaufte es aber nicht; obwol selbst dies kein richtiger Ausdruck dieses Begriffes ist, denn die Handlung war schon da, er war schon im Kaufe. Überhaupt hat das Böhmische der Bedeutung, nicht der Form nach, mehre vergangene Zeiten, welche sehr fein unterschieden werden, und zwar *praet. sing. unit.* (die einmal vergangene Zeit), *kaupil*, er hat einmal gekauft; *plusquamperf. primum*, *kupowal*, er hatte durch längere Zeit gekauft; *plusquamperf. secundum*, *kupowáwal*, er hatte ehemals mehrmals gekauft; *plusquamperf. tertium*, *kupowáwáwal*, er hatte vor Zeiten selten gekauft, wo man durch die Hinzufügung des Hülfszeitwortes *hyl* noch eine längere Vergangenheit der Zeit andeuten kann, obwol dies wegen des seltenen Vorfalles sehr selten gebraucht wird, z. B. *hyl kupowáwal*, er hatte vor uralten Zeiten gekauft. Ein Vorzug sind die mehren *futura*, wodurch der Böhme nicht nur die Zeit, sondern auch die Dauer und die öftere und seltene Wiederholung der Handlung andeutet, und zwar das *futurum simplex*, *kaupjm*, ich werde einmal kaufen; *futurum durativum*, z. B. *budu kupowati*, ich werde durch eine längere Zeit kaufen; *fut. frequentativum*, *budu kopowáwati*, ich werde mehrmalen kaufen; und *fut. iterativum*, *budu kupowáwati*, ich werde manchmal zu kaufen pflegen. Ebenso vielfach ist die Bedeutung und ebenso fein sind die Zeitbestimmungen der Participien und Participialwendungen; dadurch, daß durch das Participium das Geschlecht und die Zahl mittelst der Endsybe bestimmt wird, erhält die czechische Sprache einen nicht geringen Vorzug vor andern Sprachen. Der Böhme kann sich wie der Grieche durch den *Dptativ* so fein und höflich und doch zugleich so kurz ausdrücken, wenn er Etwas gebietet, z. B. *nechala toho*, laß sie es gehen, veinil to, mache er es doch. Die kleinen *Windepartikeln* der Rede, die der Böhme mit dem Griechen gemein hat, müssen als ebenso viele Pinselstriche und Drucker angesehen werden, durch welche die Idee und Empfindung des Ganzen bestimmter

nuancirt wird. Die Griechischen *άλλα μεν, γαρ, δε, τε* &c. kommen mit dem Böhmischen *ele, pak, wsak, li, z, t'* überein, jedoch werden die drei letztern immer einem Worte angehängt. Endlich trägt die freie ungebundene Wortstellung viel zur Deutlichkeit bei, da das Böhmische weniger als alle andre neuere Sprachen an eine gewisse bestimmte Wortstellung gefesselt ist. Durch eine glückliche Mischung der Vocale und Consonanten, und eine der Aussprache günstige Zusammenreihung der letztern, erhält die böhmische Sprache viertens viel Wohlklang. Zwar haben Einige sie des *r* (lies *rsch*) wegen rauhen nennen wollen; allein der volle Klang eines Wortes, nicht einzelne Laute desselben, entscheiden über Härte und Weichheit einer Aussprache; zudem muß jede Sprache, wegen der Verschiedenheit der darzustellenden Empfindungen sanfter und rauher Art, auch harte Laute bilden können. Empfindet man nicht gleich bei den Worten *brinkot mecu, treskot hubnu, krik wjezycyeh* (das Geklitze der Schwerter, das Wirbeln der Trommeln, das Geschrei der Siegenden) das Furchtbare der Schlacht? — Die Endungen der so mannigfaltigen Declinationen der Substantiven und Adjectiven, dann der Conjugationen, gehen größtentheils in einen Vocal oder einen der leichtern Consonanten aus. Überhaupt hat der Böhme eine natürliche Melodie auf griechische Art schon in seiner taktmäßigen Sprache; denn die Zunge verweilt länger über einer Sylbe mit einem langen Vocal *á, é, j, y, u*, als mit einem kurzen Vocal. In dem böhmischen Alphabet von 42 Buchstaben (daher sich die Czechensprache nächst dem Russischen an das Indische anschließt) befinden sich alle Töne der übrigen Sprachen. Das deutsche *z* drückt der Böhme mit *c* aus, das *j* mit *g*, das *sch* mit *ss* oder *s*, das italienische *ce, ci* (*tsche, tshi*) mit *c*, das französische *j* und *ge, gi* mit dem *z*, das *u* mit dem *y*, das *gn* mit dem *n*, (*bázen* die Furcht), das englische *w* mit dem *w*, besonders am Ende des Wortes. Daher er auch mit seinem Alphabet alle Sprachen in ihrer richtigen Aussprache schreiben und aussprechen kann und alle Sprachen leichter und besser erlernt und ausspricht, und nicht selten selbst von Franzosen, Italienern, Deutschen für einen Landsmann angesehen wird. Er wird nie weiche und harte Buchstaben verwechseln; daher ist auch der Gesang der Böhmen leicht und anmuthsvoll, und die böhmische Oper gefällt wie die italienische, indem sie keine Sylben verschluckt, sondern immer vollklingend ist. Nur als Seltenheit finden sich Zusammenstellungen schwerer Mitlaute in den slawischen Idiomen, die man aber wieder durch die freie Wortstellung lindern kann. Dies ist der Grund, warum der Böhme nach dem Italiener den ersten Rang in der Musik einnimmt. In ganz Europa findet man böhmische Musiker; Streichs Virtuosen sind größtentheils Böhmen. Gefühl für Musik geht mit dem Wohlklange der Sprache einer Nation gleichen Schritt.

Die böhmische Literatur hat fünf Zeitalter. Das erste fängt an von der Zeit der Mythe und geht bis 1409. — Es ist gewiß, daß unter den slawischen Volksstämmen die Czechen die ersten waren, die ihre Sprache veredelt und auf gewisse Regeln festgestellt hatten. (Vgl. das, was in den Art. Slawen und Slawische Sprache über die frühe Cultur der alten Slawen gesagt wird.) Aus dem hohen Alterthume mangelt es uns an schriftlichen Urkunden (wenn wir die Runenschrift nicht vor dem Christenthume üblich annehmen); doch wissen wir, daß die Sprache dieses Zeitalters mit der jetzigen gleich war, aus den Benennungen der Götzen, Herzoge, Stämme, Städte, Berge, als: *Perun, Przemysl, Boriwog, Witawa, Bjala, Praha, Letin, Arkonose*. Durch den Slawenapostel Method und den Philosophen Constantin, sonst Cyrill genannt, wurden die Slawen in Großmähren mit dem Christenthume bekannt, von wo aus es unter Herzog Boirwog nach Böhmen vordrang, und so erhielten sie den griechisch-slawischen Gottesdienst (S. 845). Dieser Constantin ersann für die Laute der slawischen Sprache das cyrillisch-slawoni-

sche Alphabet: *Uz, Buki, Wiedi, Glagol, Dobro ic.*, meistens aus dem Griechischen entlehnt. Später entstand auch das glagolitische, dessen man sich weniger bediente. Als der römische Cultus den griechischen in Böhmen, Mähren und Pannonien verdrängte, kam auch das lateinische Alphabet statt des cyrillischen in Gebrauch. In Böhmen war nur noch bei den den slawischen Ritus beobachtenden Mönchen zu *Sazawa* die cyrillische Schrift üblich, und als König *Wratislaw* denselben wieder in andern Orten einführen wollte und darum mit triftigen Gründen den Papsi *Gregor VII.* anging, bekam er eine abschlägige Antwort. Eine so schöne Anstalt unterlag dem Reide der lateinischen Klerisei. Da nun die Lateiner alle Schriften des alten Ritus zu vernichten trachteten, und durch die Einführung der lateinischen Sprache die slawische überhaupt beeinträchtigt wurde, so erlitt schon damals die böhmische Literatur durch das Papstthum einen nicht zu berechnenden Schaden; daher wir aus den frühern Jahrhunderten nur wenige unbedeutende Überreste in dieser Schriftart besitzen. Im 10. Jahrh. hatten die Böhmen schon eine Schule zu *Kudec*, in welcher sie Latein lernten. Vom Bischof *Abalbert* (*Wegesch*), einem geborenen Böhmen, haben sie als das größte Alterthum das Lied: „*Hospodine Pomiluyny*“, das noch heutzutage gesungen wird, selbst von Russen und Polen, obwohl es Einige für noch älter halten. Aus dem 11. Jahrh. gibt es keine vollständigen Werke, nur in lateinischen Urkunden finden sich häufig slawische Benennungen. Das 12. und 13. Jahrh. war fruchtbarer. Als der König *Wladislaw* das Aufgebot zu dem berühmten Zuge nach Mailand ergehen ließ, erkönte ganz Prag von Gefängen der muthigen jungen böhmischen Ritterschaft; aber keiner derselben hat sich erhalten. *Záwis* & *Rozmberka* schrieb 1290 mehre gute Gedichte. Die Böhmen haben eine Sammlung lyrisch-epischer ungereimter Nationalgesänge, die Alles übertreffen, was man bisher von alten Gedichten aufgefunden, wovon sich aber bloß 2 ganze Blättchen Pergament in 12., und 2 schmale Streifen erhalten haben. Herr *Hanka*, Custos des böhmischen Nationalmuseums, war so glücklich, diese schätzbaren Überreste in einer Kammer an der Kirche zu Königshof unter verworfenen Papieren zu entdecken. Nach der Schrift fallen sie in die J. 1290 und 1310; einige sind auch wol noch älter. Desto mehr ist der Verlust des größten Theils derselben zu bedauern. Diese ganze Sammlung bestand aus 3 Büchern, wie man aus der Überschrift der übriggebliebenen Capitel des dritten Buches, die das 26., 27., 28. genannt werden, schließen kann. 14 Gedichte sind erhalten, die diese 3 Capitel ausmachen; folglich wären bloß 50 Gedichte von dem dritten Buche verloren. (S. *Rukopi's* „*Kralodworcky wydaný ob Wac*“, *Hanky* 1819.) Nach den Überresten des ersten Liedes: „*Woleslaw*“, läßt sich der Inhalt des Ganzen nicht angeben; das zweite Gedicht: „*Wybori Dub*“, fodert den Herzog *Wdaltrich* auf, die Polen aus Prag zu vertreiben (1003); das dritte: „*Benes*“ (lies: *Benesch*), vertreibt die Sachsen, die von *Görlitz* vordrangen; das vierte enthält *Jaroslav Sternberg's* „*Sieg über die Tataren bei Dlmüg*“ (1241) u. s. w. Göthe würdigte diese Nationalgesänge einer besondern Aufmerksamkeit. Sie verdienen an die Seite von *Dffian's* Gedichten gestellt zu werden. Noch hat sich ein böhmischer Psalter und eine gereimte Legende von den 12 Aposteln (wovon aber nur ein Fragment von 70 Versen auf einem Blatte in der kais. Hofbibliothek zu Wien sich befindet) erhalten. Ferner die „*Klage eines Verliebten an den Ufern der Moldau*“ (*Waltawa*) in Prosa; ein Fragment von einer Leidensgeschichte Jesu, in gereimten Versen; dann das Kirchenlied: „*Swaty Waclawe*“, nebst einer Menge von Gedichten, Liedern, Fabeln und Satyren in vierfüßigen gereimten Versen. Das 14. Jahrh. ist schon ergiebiger. Unter Kaiser *Karl IV.*, dem Beförderer der böhmischen Sprache, ward die prager Universität (1348) gestiftet. Er trug in der goldenen Bulle den Söhnen der deutschen Kurfürsten auf, Böhmisch zu lernen. Unter seinem Sohne, Kai-

ser Wenceslaw, wurden alle Decrete böhmisch abgefaßt, die früher lateinisch waren. Damals war Prag nicht nur die volkreichste Stadt Deutschlands, sondern auch, des prachtliebenden Hofes und des Wohlstandes der Bürger wegen, der Sammelplatz der Künste und Wissenschaften. Dalemil Mezerický schrieb eine Geschichte Böhmens in Versen; Ondrej z Dube eine Sammlung böhmischer Gesetze in 3 Bdn.; Wawrinec z Brezowa eine Geschichte der römischen Kaiser, und übersezte Mandeville's Reisen; Pribek Pulkawa eine böhmische Geschichte, und Benes z Horowic eine Reichsgeschichte bis Wenzel. Außerdem sind Wörterbücher, Gedichte und Gesänge in Menge vorhanden; so auch eine Übersetzung des Lebens Alexander des Großen; das Leben des Kaisers und Königs Karl IV.; dann die Beschreibung der Heldenthaten eines Plihta von Zerotin und der Schlacht bei Cressy (1346), und über König Johanns Tod, das seinen und seiner übrigen böhmischen Helden Ruhm verewigte; eine Beschreibung des Turniers (1315); der Zug des Königs Johann gegen den Grafen Matthias von Trenczin u. c.

Mit Huß begann das zweite Zeitalter 1409—1500, welches der böhmischen Sprache und der ganzen Nation einen höhern Schwung gab. Wie sehr staunten die versammelten Väter zu Konstanz und Basel, unter dem damaligen böhmischen Adel und Bürgern Männer zu erblicken, die nicht nur durch Tapferkeit und Heldensinn Europa in Staunen setzten, sondern auch das Wort Gottes mit triftigern Gründen auszulegen verstanden. Der damalige böhmische Adel schwang nicht nur mit kräftigem Arm die furchtbare böhmische Waffe zur Vertheidigung der Rechte der Nation, sondern er stand auch auf dem ersten Grade wissenschaftlicher Bildung. Die Religionsstreitigkeiten, die die Magister im Carolino führten, veranlaßten, daß das Volk allgemein die Bibel las und nachdachte. Aneas Sylvius, der nachmalige Papst, sagt: „Pudeat Italiae sacerdotes, quos ne semel quidem novam legem constat legisse, apud Taboritas vix muliereulam invenies, quae de novo testamento et veteri respondere nesciat“ (Com. in dict. Alph. reg. sec. II, 17). Huß von Hussinec übersezte Wiciefs Buch „Trilogus“ ins Böhmische und schickte es den Laien als Geschenk zu. Den Tractat von den 6 Irthümern ließ er in der Capelle Bethlehem böhmisch an die Wand schreiben. Er schrieb die erste Postille auf der Burg Rozy (1413), ferner eine Appellation an den Papst, eine Auslegung der 10 Gebote, die er von Konstanz an den Priester Havlik und Andre schickte; eine Schrift gegen den Priester Küchenmeister; eine Auslegung der 12 Artikel, 2 Predigten vom Antichrist, „Das dreifache Stricklein“ und mehre vortreffliche Kirchengesänge. Seine Briefe aus dem Kerker in Konstanz an die Böhmen übersezte D. Luther aus dem Böhmischen ins Lateinische, begleitete sie mit einer Vorrede und ließ sie zu Wittenberg 1536 drucken. Er, Jakobellus und Hieronymus verbesserten und verbreiteten die böhmischen Bibeln, wovon sich mehre Abschriften bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Wie viele seiner Werke durch die Hände der Jesuiten zu Grunde gingen, ist unbekannt. Die grausame Hinrichtung der böhmischen Märtyrer des Glaubens, Huß und Hieronymus, sahen die Böhmen als eine Beschimpfung der ganzen Nation an, worüber sie bittere Klagen führten und es an Spottgedichten nicht fehlen ließen. Alles sah sich aufgebodert, sie zu vertheidigen. Unter diesen Schuttschriften war die von einem Frauenzimmer, böhmisch verfaßt, die merkwürdigste. Von dem Vertheidiger des Kelches, Zizka von Trocnow, einem der ersten Feldherrn in der Geschichte, den man möglichst zu verbunkeln suchte, haben sich noch einige Briefe und seine Kriegsordnung erhalten. Aus dieser Zeit erhielten sich auch mehre taboritische Kriegslieder, als: „Kdoz gste Bozj bogownjoy a zakona geho“ (Wer seid ihr Krieger Gottes und seines Gesetzes u.), „Nuz mniskowé poskakugte“ (Wohlan ihr Mönchlein springet u.) u. dgl.; dann einige von den

Pragerliedern. Martin Lupáč unterzog sich mit einigen gelehrten Gehülfen der Arbeit, das ganze Neue Testament an vielen Stellen richtiger und deutlicher zu übersezen. Der Gottesdienst wurde ganz böhmisch eingeführt. Der Taboritenbischof Nikolas von Pelhrimow schrieb einen böhmischen und lateinischen theologischen Tractat. Selbst auf die böhmische Königswahl hatte die Sprache Einfluß, daher man dem Herzog von Baiern Albert die Krone antrug, weil er der böhmischen Sprache kundig sei. Nach Ladislaw's Tode 1458 wurden Georg von Podiebrad, und nach dessen Absterben 1471 Wladislaw, König von Polen, auf den böhmischen Thron erhoben, weil, wie sich die Stände äußerten, durch sie des böhmischen Volkes und der slawonischen Sprache Ruhm erhöht werden würde. Kristian Prachatiský schrieb damals eine Arzneikunde; Martin Rabátňík eine Reise nach Jerusalem; P. Prespole die so berühmt gewordenen Bergrechte Rutenbergs und Tglauß. Johann Rokycana, H. Litomerický, W. Koranda u. A. m. schrieben verschiedene Werke über Religion. P. Shelcický gab eine Auslegung der sonntägigen Evangelien heraus, schrieb das Netz des Glaubens, *syt wjry*, die Rede über das 13. Capitel der Offenbarung von der Bestie und ihrem Bildnisse *o selme a obrazu gegjm*, und eine Schrift von der Liebe Gottes. Das berühmteste Buch von ihm war eins in 40 Capiteln, das er „Kopyta“, Schuhleisten, nannte. Unter vielen Streitschriften zeichnet sich die des Priesters M. Lupáč wider den Sprengwedel aus, und die von einem witzigen Kopfe vorgelegte Frage: „Meister, sage mir, welche Vögel sind besser, die, welche essen und trinken, oder die, welche bloß essen und nicht trinken?“ „Und warum sind diejenigen, die nur essen und nicht trinken, denen feind, welche essen und trinken?“ Bohuslaw von Cechic schrieb das Werk: „Zrcadlo wseho krestanstwa“, Spiegel der ganzen Christenheit (auch in Jena). Es werden darin durch mehre Figuren die entgegengesetzten Handlungen der Apostel und der römischen Bischöfe, mit böhmischen Citaten versehen, vorgestellt. Drei andre Figuren stellen Hufz vor, wie er predigt und verbrannt wird, nebst 16 Blättern, auf denen Hufz's Leben und Briefe zu lesen sind. Nach zwei Gemälden, wovon das eine den hussitischen Gottesdienst, das andre die taboritischen Tüge vorstellt, steht der satyrische Brief des Lucifer; dann stellt ein Blatt den blinden Helden Bizka an der Spitze seines Heeres vor, worunter Fragmente aus dem taboritischen Kriegsliede: „Neprátel se nelekeyte — Na koristech se nezastawugme“ (Fürchtet nicht die Feinde — Haltet euch nicht mit Plündern auf); ferner ein Dialog, worin ein Vater seinen Söhnen erzählt, wie der Kelch und das Geseß Gottes in Böhmen aufgekommen ist ic. Das Ganze besteht aus 118 Blättern, worunter 88 mit Gemälden versehen sind. Stibor von Eimburg und Towacow schrieb das sehr sinnreiche Werk über die Güter der Geistlichen, das er dem König Georg 1467 gewidmet, und die Sammlung der Freiheiten und Rechte des Markgrafthums Mähren. Walcowský z Knezmosta schrieb über die Laster und Heuchelei der Geistlichen; P. Zidek schrieb in 3 Bänden die Anweisung zu regieren 1471 („Zpráwa královska“). Der erste Band handelt von den Pflichten eines Königs in Rücksicht des allgemeinen Wohls; der zweite, wie er sich in Rücksicht seiner Person verhalten soll; der dritte ist ein allgemeiner Überblick der Geschichte vom Anfange der Welt bis auf seine Zeiten herab, worin häufig Winke gegeben werden, was ein König meiden und befolgen soll. W. Cornelius von Wehrd schrieb 9 Bücher von den Rechten, Gerichtsstellen und der Landtafel von Böhmen. König Georg gab eine Maß-, Münz- und Gewichtsordnung heraus u. dgl. m. Hufz's Leben schrieb W. von Mladienowic, der als Notar zu Konstanz Augenzeuge von Hufz's Hinrichtung war. Dieses wurde immer in den böhmischen Kirchen vorgelesen. Procop setzte die gereimte Chronik Dalemil's weiter fort. F. von Lobkowic schrieb seine Reise zum heil. Grabe. Sasek von Mezzyhor schrieb des böhmischen Freiherrn

Löw von Rozmital und Blatina Denkwürdigkeiten und Reisen durch Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien (als dessen Begleiter), (ein Beitr. zur Zeit- und Sittengesch. des 15. Jahrh.), das Jof. Edm. Horly in deutscher Übers. (Brünn 1824) herausgab. M. Gallus, Albif, Christann, Zibek, J. Cerny, J. Blowic und Sindel schrieben über Arzneikunde, Astrologie und Landwirthschaft. Vom J. 1447 haben wir schon ein Werk über das Pflöpfen der Bäume, ohne Namen des Verfassers. Ferner haben wir die gereimte Legende von den 10,000 Rittern, eine Übersetzung von Asop's Fabeln, den Rath der Thiere und Vögel in Prosa und in Versen, in 3 Büchern („ptačj rada“). Jeder Lehre, die aus dem Munde der Thiere in Reimen fließt, wird die Naturgeschichte des Thieres in Prosa und die Moral vorausgeschickt. Es wurde drei Mal in böhmischer Sprache gedruckt und kam zu Krakau in lateinische Verse übersetzt 1521 in 4. heraus. Ferner haben wir eine Satyre in 132 Versen über die Verfolgung der taboritischen Priester; den Waiiraum des Hynek von Podiebrad, des jüngern Sohnes des Königs Georg; mehre Wörterbücher und Romane, unter welchen „Ekladlec“ auch in Wien in deutscher Übersetzung herauskam. Von den Bibeln haben sich 14 Übersetzungen bis auf uns erhalten, nebst 10 Neuen Testamenten. Die älteste von 1400 ist in Dresden. Die Buchdruckerkunst machte in Böhmen schnelle Fortschritte. Das erste gedruckte Werk war Hus's Sendschreiben aus Konstanz, 1459, das zweite der trojanische Krieg, 1468, das dritte ein Neues Testament, 1474, die ganze Bibel, 1488, der erste Kalender, 1489.

Das dritte Zeitalter, von 1500 — 1620, kann mit Recht das goldene genannt werden; denn damals erreichte die böhmische Sprache die höchste Stufe der Vollkommenheit und des Ruhms. Während jener schaudervollen Unruhen, wo nicht nur in diesem Königreiche, sondern auch in den Nachbarländern vollkreiche Städte Schutthaufen wurden, und eine zahllose Menge Dörfer ganz verschwanden (daher das Sprüchwort: böhmische Dörfer), während jener Tage der Vertilgung reifte dennoch der eigenthümliche Hang der Nation zum Forschen und ihre Vorliebe für Wissenschaft und Kunst. Die wissenschaftliche Bildung — in andern Ländern, einzelne Fälle ausgenommen, bloß ein Monopol der Geistlichkeit — war in Böhmen ein Gemeingut der ganzen Nation. In der Böhmen Brust flammte die Begierde, sich durch kühne Thaten den Helden des Alterthums anzureihen, und als sie sich durch die Lorberen des Kriegesruhms einen 200jähr. Frieden sicherten, indem es zum Sprüchwort wurde: „Böhmen konnten nur durch Böhmen überwältigt werden“, besangen sie die Thaten ihrer Vorältern und ihrer Zeitgenossen. Alle Zweige der Wissenschaften wurden bearbeitet und auf einen damals ungewöhnlichen Grad von Ausbildung gebracht. Alle Schriftsteller dieses Zeitalters anzuführen erlaubt nicht der Zweck dieses Werkes, da man unter Rudolf II. allein über 150 Gelehrte zählte. Die vorzüglichern sind: Gregor Hruby von Gelenj übersetzte Petrarca's Bücher von den Mitteln gegen Glück und Unglück u. a. m. W. Pffechy übersetzte aus dem Griechischen Sokrates's Ermahnung an den Demonikos; W. Cornelius von Wsehrd schrieb von den Rechten Böhmens u. c.; Lobkovic von Hassenstein das Buch des Erasmus von Rotterdam, wie sich der Mensch zum Tode vorbereiten soll, seine Reise nach Jerusalem u. c.; M. Konac von Hodiškow unter mehren Schriften Lucians Unterredungen aus dem Griechischen; M. Klaudivan übersetzte den Lactantius Firmianus von der wahren Verehrung Gottes, den Seneca vom Zorne; Udal. Welensky von Mnichow Lucians Schriften, den Erasmus von Rotterdam vom christlichen Ritter u. c.; Joh. Waitowsky von Warta übersetzte die ganze Bibel aus dem Hebräischen; Bryken von Licka gab die Stadtrechte heraus u. c.; Joh. von Puchow eine böhmische Kosmographie; Bohuslaw Bilegowsky die Geschichte Böh-

mens 2c.; M. Kuthen ebenfalls eine Geschichte Böhmens, das Leben des Bizka 2c.; Gg. Krabice von Weitmille das Arzneibuch des Joh. Kopp; W. Hägek von Libocan auch eine Geschichte Böhmens 2c.; Venes Dptat schrieb die erste böhmische Grammatik; Paul Worliceny übersetzte die sieben Bücher des Jos. Flavius vom jüdischen Kriege 2c.; Thad. Hägek & Hägeku unter andern ein Herbarium; Thom. Kessel ein lateinisch = böhmisches und böhmisch = lateinisches Wörterbuch 2c.; Joh. Blahoslav übersetzte das Neue Testament aus dem Griechischen 2c.; Dan. Adam von Weleslalojn, der vorzüglichste böhmische Schriftsteller, übertraf seine Vorgänger nicht nur an Menge, sondern auch an Vortrefflichkeit der Schriften; Simon Lomnicky, vorzüglicher böhmischer Dichter, verfasste 18 Werke; Bart. Paprocky, ein polnischer Edelmann, 14 Werke, worunter der Spiegel des Markgrasthums Mähren und die Nachfolge der Herzoge und Könige Böhmens die vorzüglichsten sind; W. Bratislaw von Mitrowec schrieb seine Reise nach Konstantinopel; Abraham von Ginterod das Leben des Cyrus aus dem Griechischen; Harant von Polcic seine Reise nach Venedig und andre morgenländische Bezüge; Joh. Amos Comenius (s. d.) schrieb 54 zum Theil vortreffliche Werke. Herder sagt von ihm: „Comenius war der letzte Bischof der böhmischen Brüder. Keine Gemeinde Deutschlands ist mir bekannt, die mit so reinem Eifer für ihre Sprache, für Zucht und Ordnung bei ihren Gebräuchen sowohl als in ihrem häuslichen Leben, ja für Unterweisung und Aufklärung im Kreise ihres Nothwendigen und Nützlichen so gesorgt, gestritten, gelitten hätte, als diese. Von ihr aus entsprang jener Funke, der in den dunkelsten Zeiten Italien, Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland wie ein Feuer durchlief, und sie weckte“. Comenius gab seine „Janua“, einen „Orbis pictus“ heraus, die noch zu seiner Zeit in 11 Sprachen übersetzt wurden, seitdem unzählige Auflagen erlebt haben, und eigentlich noch nicht übertroffen sind: denn haben wir jetzt nach 150 Jahren annoch ein Werk, das für unsere Zeiten das ist, was jene Werke für ihre Zeit waren? In ganz Nordeuropa erregte Comenius Aufmerksamkeit auf die Erziehung; der Reichstag in Schweden, das Parlament von England beachteten seine Vorschläge. Die Kirchengesänge aus diesem und den frühern Zeitaltern, die selbst Luther zum Theil übersetzte, können allen Sprachen zum Muster dienen und sind noch heute unübertroffen. Wie viele böhmische Bücher in diesem Zeitraume gedruckt wurden, läßt sich schon daraus folgern, daß in Prag allein 18 Buchdruckereien waren, daß auf dem Lande in Böhmen 7 und in Mähren ebenfalls 7 Druckereien bestanden; außerdem wurden viele böhmische Bücher im Auslande, als in Venedig, Nürnberg, Holland, Polen, Dresden, Wittenberg und Leipzig gedruckt.

Das vierte Zeitalter beginnt mit 1620 und endigt 1774. Nach der Schlacht am weißen Berge 1620 erlag die ganze böhmische Nation nicht nur dem Körper, sondern auch dem Geiste nach. Die Bevölkerung der meisten Städte und ganzer Gegenden wanderte aus, um nicht ihrem Glauben meineidig werden zu müssen. Über 70,000 Menschen und beinahe der ganze Adel, die ganze akatholische Geistlichkeit, Gelehrte und Künstler, überhaupt der cultivirteste Theil des Volks, kehrte dem Vaterlande den Rücken zu, wovon der größere Theil den Kern des mansfeldischen Heeres bildete, daher der dreißigjähr. Krieg Böhmen am meisten verödete, indem diese Auswanderer durch stets erneuerte Einfälle ihr Vaterland wiederzuerobern hofften. Doch Nichts war der böhmischen Literatur so schädlich als die Einwanderung von Mönchen, die meist Italiener, Spanier und Süddeutsche waren und jedes Werk, das böhmisch war, als heckerisch zum Feuer verdammt, sodas sich Einzelne rühmten, bei 60,000 Schriften verbrannt zu haben, die sie bei Untersuchung der Häuser gewaltsam den Leuten wegnahmen. Und was dennoch dem Feuer entkam, wurde in Klöstern in feste besondere Gemächer gesperrt,

die mit eisernen Gittern, Thüren, Schlössern, Riegeln und überzogenen Ketten versehen und oft noch zur Warnung mit der Aufschrift: „Die Hölle“, beehrt waren. Und für all dieses Herrliche ehemaliger classischer Zeit gaben sie den Böhmen theologischen — Unsinn, Berichte von der Hölle und dem Fegfeuer, nach deren Lesung so Manche aus dem Pöbel wahnsinnig wurden, obschon auch dieser Kram meistens verbrannt und weislich aufs schärfste verboten ist. Es legten zwar die Auswanderer zu Amsterdam, Dresden, Berlin, Breslau und Halle böhmische Buchdruckereien an und versandten an ihre Brüder in Böhmen, Mähren und Ungarn Bücher in Menge; doch waren es nur neue Auflagen, wodurch die Literatur um Nichts vorwärts kam. Einige Böhmen, die den Verfall ihrer Sprache bedauerten, bemühten sich derselben wieder aufzuhelfen, als ein Pefina z Cechorobu, Joh. Beckowsky, der die böhmische Geschichte bis 1620 fortsetzte, W. Wesely, der eine böhmische Geometrie und Trigonometrie schrieb ic.; doch war der Stoß zu groß und von keiner Seite Unterstützung; der Adel war fremd, die Regierung beförderte bloß deutsche Literatur; daher von dieser Zeit an die Böhmen mehr in deutscher Sprache schrieben.

In dem fünften Zeitalter, 1774 — 1826, ging ein neuer Strahl von Hoffnung über die böhmische Literatur auf; denn als unter Kaiser Joseph II. eine eigene Deputation verborgener böhmischer Protestanten, seiner großmüthigen Denkungsart sich vertrauend, die noch in großer Anzahl vorhandenen Religionsverwandten bekannt machte, und er die Nothwendigkeit einsah, die Toleranz und die Freiheit im Denken einzuführen, so traten ihrer Hunderttausende in Böhmen und Mähren ans Licht; ihre verborgenen Werke wurden neu gedruckt, die classische Sprache wieder anerkannt und bearbeitet. Noch mehr geschieht dieses unter der glorreichen Regierung Franz II., der die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der slawischen Sprache, die im österreichischen Staate 14 Mill. Einwohner zählt, und von welcher der böhmische Dialekt die Schriftsprache ist, einsah, und aus Dank für der Slawen Treue, Tapferkeit und Anhänglichkeit in den Tagen der Gefahr, sich zu ihrer Beschüzung verpflichtet fühlte; denn aus Böhmens und Mährens Gefilden stand stets neu verjüngt ein kräftiges Volk auf dem Wahplatze. 1809 stellten Böhmen und Mähren allein ein Heer von 300,000 Mann an Artillerie, schwerer Reiterei, Jägern und Fußvolk, und als die Gefahr bei Znaim am dringendsten war, standen ganze Kreise bereit, ihr Leben dem Landesvater zu opfern. Unter diesem Schutze bemühen sich, eingedenk des Ruhmes ihres Voraltern, würdige Männer, alle Fächer der Wissenschaften neu zu bearbeiten, und die jest weit vorwärts geschrittenen Nachbarn wo möglich einzuholen. Insbefondere müssen hier die Mitglieder der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, des Nationalmuseums und anderer patriotischen Vereine, vor Allen der Oberburggraf Graf v. Kollowrath-Liebsteinsky und Graf Kaspar von Sternberg (f. d.), mit hoher Achtung genannt werden. — Natürliches Talent hat der Böhme für Mathematik, wie ein Kopernicus, Vega, Strnad, Wydra, Littrow ic. beweisen. Die ganze Artillerie, die in Böhmen und Mähren recrutirt wird, hat stets ausgezeichnete Köpfe in der Mathematik besessen. Philologie ist das zweite, und Musik das dritte vorzügliche Talent des Böhmen. Mozart's Lehrer war Kluck, ein Böhme. In den letzten Jahren haben sich Adlabert Sedlaczek, Chorherr des prämonstratenser Stiftes Tepl, durch physikalische und mathematische Lehrbücher in böhmischer Sprache seit 1822, und Dobrowsky (f. d.) durch seine Forschungen verdient gemacht. Als Naturforscher, Reisender und Botaniker ist Thaddäus Hánke (f. d.), sowie auch F. W. Sieber (f. d.) zu bemerken. Im mathematischen, technischen und staatswirthschaftlichen Fache glänzt der Name Graf v. Buquoy (f. d.), und so viele Andre. Vgl. des Prof. Jungmann „Vollständige böhmische Literatur“ (Prag 1825, 2 Bde.) 24.

Böhmischer und bairischer Wald. Vom Fichtelgebirge aus zieht sich südwärts gegen das Ufer der Donau, da wo sie die Ilz aufnimmt, eine waldbedeckte Bergkette hinab, der Böhmerwald genannt, dessen höchste Spitzen der Arber (3924 Fuß), Rachel u. s. w. sind, und der Baiern und Böhmen scheidet. Der zum Unterdonaukreise des Königreichs Baiern gehörige Strich Landes, welcher zwischen dem Böhmerwald und der Donau, ein Dreieck bildend, eingeschlossen liegt, heißt der bairische Wald; auf der österreichischen und mährischen Seite heißt er das Saargebirge. Es ist ein rauhes Bergland, wo nur Hafer und Flachs gedeiht, und hie und da an den Abhängen Obst; Viehzucht, Spinnen und Weben, die Verfertigung von Holzarbeiten u. dgl. beschäftigen hauptsächlich die Einwohner; der große Holzvorrath wird in Glashütten und bei Eisenhämmern verbraucht. Der Regen durchfließt das Ländchen von Morgen nach Abend. Die bedeutendste Stadt ist Cham (1800 Einw.), an dem Einflusse des Chambs in den Regen gelegen, in der frühesten Zeit der Sitz der Markgrafen von Cham, die aber schon im 11. Jahrh. ausstarben. Die Bewohner dieses Ländchens, Wäldler genannt, sind kräftig, genügsam, kühn, aber roh, verschlagen und starrsinnig. Sie hängen am Alten und haben Vieles davon in ihren Bergen erhalten. Ihre Sprache unterscheidet sich vielfach von der bairischen Mundart, ist volltönig, aber nicht rau zu nennen, hat viele eigenthümliche Laute und ist reich an Vocalen.

Bohnenberger'sche Maschine. S. Borrücken der Nachtgleichen.

Boie, Boje, Buje, in der Schifffahrt, eine treibende Waage (s. d.) über einer Untiefe. Gewöhnlich sind es leere Tonnen. Die Ankerboi (Ankerflott, Ankerwächter, auch bloß Boje) ist ein Zeichen, meistens ein nach beiden Seiten spitz zulaufendes leeres Faß, welches vermittelst des Boiseils am Anker befestigt, und wenn dieser geworfen wird, obenauf schwimmt und dessen Platz bezeichnet. — **Boier, Bojer, Bujer, Boyer,** ein kleines plattes, vorn und hinten voll gebautes Schiff mit einem Gabelmaste, einem Schacksegel und Schwertern, dessen man sich bedient, um Bojen zu legen, noch mehr aber in der Küstenfahrt, um kleine Ladungen darin fortzubringen.

Boileau Despréaux (Nicolas), geb. 1636 zu Crosne bei Paris, nach Andern zu Paris, begann seine Studien im Collège d'Harcourt und setzte sie im Collège de Beauvais fort. Schon als Jüngling las er mit Leidenschaft die großen Dichter des Alterthums und versuchte seine eignen Kräfte in einer Tragödie, die freilich mißrathen mußte. Nach vollendeten Studien trat er in die juristische Laufbahn, verließ sie aber bald aus Abneigung, versuchte sich in andern Gagen und beschloß endlich, sich ganz den schönen Wissenschaften zu widmen. Seine erste Satyre: „Les adieux à Paris“, kündigte sein Talent an und empfahl sich vorzüglich durch Reinheit des Stylls und Zierlichkeit des Versbaues. 1666 erschienen seine 7 ersten Satyren mit der an den König gerichteten Einleitung. Sie fanden außerordentlichen Beifall, denn bisher hatte Niemand so schön in Versen geschrieben. Darin aber, sowie in der Gediegenheit des stets passenden Ausdrucks und in der Klarheit, womit er seine überall einleuchtenden Grundsätze vorträgt, besteht auch ihr Hauptverdienst; neue, tiefe, eigenthümliche Gedanken würde man vergebens darin suchen, wiewol es nicht an einzelnen feinen und anziehenden Zügen fehlt. Auch sind sie nicht von gleichem Werthe; die Satiren „Sur l'équivoque“ und „Sur l'homme“ haben unverkennbare Schwächen, und die Satyre gegen die Weiber, die er in einem schon reifen Alter schrieb, ist einförmig und ohne die hier so unentbehrliche Laune. Mehr sind heutiges Tages seine Episteln gekäst, in denen er glücklich mit Horaz wetteifert. Man findet hier einen anmuthigen Versbau, einen natürlichen und gehaltenen Styl, kräftige und wohl miteinander verbundenene Ideen. Diefem Werke ließ er seine „Art poétique“ folgen, in welcher

er mit Bestimmtheit und Geschmack alle Dichtungsarten (mit Ausnahme des Apologs) durchgeht und Regeln dafür aufstellt. An Regelmäßigkeit des Plans, Schönheit der Übergänge und gehaltener Zierlichkeit des Stils verdient dieses Gedicht den Vorzug vor Horaz's Epistel an die Pisonen. Es hat lange, nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande, als Gesetzbuch gegolten und einen allenthalben gleich günstigen Einfluß gehabt, da es auf Reinheit und Regelmäßigkeit dringt und alle Erzeugnisse des Dichtergenius einem zum voraus bestimmten Maßstabe unterwerfen will. Einseitig sind jedoch seine oft gerügten Urtheile über Tasso und Quinault, denen manche andre gleich unstatthafte Ansichten beizufügen wären. Boileau hatte viele Gegner gefunden, die ihm Mangel an Fruchtbarkeit, Erfindungsgabe und Abwechslung vorwarfen. Zu ihrer Widerlegung schrieb er den „Lutrin“, ein scherzhaftes episches Gedicht, das noch jetzt in den Augen der Franzosen ein unerreichtes Meisterwerk ist. Ein Chorpult, das hingestellt und weggenommen worden, hatte in einem Stifte Zwietracht erregt: dies ist der Stoff für B.'s Gedicht, in welchem die Kunst, kleine unbedeutende Details interessant zu machen, neben den schon gerühmten Vorzügen seiner Poesien, Lob verdient. In seinem Leben war B. ein sanfter und edler Mann. Ludwig XIV. ernannte ihn, nebst Racine, zu seinen Historiographen. Da er die Akademiker in mehreren seiner Schriften angegriffen, so wurde er erst 1684 und durch besondere Vermittelung des Königs in die franz. Akademie aufgenommen. Er starb 1711 an der Brustwasserfucht. Herr v. St.-Surin hat die „Oeuvres de Boileau“ mit einem Commentar (Paris 1824, 4 Bde.) herausgeg. Von Daunou's (Mitgl. des Instit.) „Oeuvres complètes de Boileau“, mit einem liter. und histor. Commentar, erschien zu Paris 1825 der 1 Th.

Boisseree'sche Gemäldesammlung. Diese Sammlung der Brüder Boisseree und Vertram's hat die Idee einer geschichtlichen Zusammenstellung altdeutscher Malerwerke befriedigend ausgeführt und dadurch eine neue Ansicht der Kunstgeschichte gegründet. Vorher beschränkte sich die Kenntniß der altvaterländischen Malerei größtentheils auf die Werke der oberdeutschen Schule und ihrer Hauptmeister, Dürer, Kranach und Holbein; von den Leistungen des Johann von Eyck hatte man nur eine oberflächliche Kunde; die übrigen ausgezeichneten deutschen Meister, wie Hemling, Mabuse, Schoreel u. A. waren meist ganz in Vergessenheit gerathen; von dem Zustande der deutschen Malerei vor Johann von Eyck hatte man vollends keinen Begriff. Den Bemühungen der 3 vereinigten Freunde verdankt man die Entdeckung, daß Deutschland vom 13. Jahrh. her eine bedeutende Malerschule hatte, welche, wie die italienische, von der Überlieferung der alten byzantinischen Kunstweise ausging, aber sich eigenthümlich und in der Färbung und malerischen Behandlung mit überwiegenden Vorzügen entwickelte. Ebenso verdankt man den sammelnden Freunden die Wiedererkenntniß jener in Vergessenheit gerathenen niederdeutschen Meister und die wahre historische Würdigung des Johann von Eyck als Schöpfer der rein deutschen Malerei. In den Werken, welche sie von diesen Künstlern aufstellten, spiegeln sich Geist, Gemüth und Natur mit einer Treue, Schönheit und Klarheit, wie man es nach der früher herrschenden Ansicht keineswegs ahnen konnte. Hier und in den Gemälden des Dürer, Holbein und anderer größtentheils dem 15. Jahrh. angehörigen Meister erscheint der Charakter und das Kunstvermögen der Deutschen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit; dahingegen bei den Nachfolgern der Einfluß der italienischen Malerei des 16. Jahrh. und der allmähliche Übergang zu der modernen niederländ. Kunstweise sichtbar wird, welche zu Ende des 16. Jahrh. ihren Ursprung nahm. Die Sammlung theilt sich nach den 3 Hauptperioden der Geschichte der deutschen Malerei in 3 Abtheilungen: die 1. umfaßt die Werke aus dem Zeitraume vom Anfang des 14. bis zu Anfang des 15. Jahrh. Diese Werke, sämmtlich

byzantinisch-niederrheinischer Art, stammen von verschiedenen Meistern der altkölnischen Schule, unter denen Meister Wilhelm von Köln als der letzte und vorzüglichste genannt wird. Die 2. Abtheilung enthält Gemälde von Johann von Eyck und den meisten mittelbar oder unmittelbar aus seiner Schule hervorgegangenen Malern des 15. Jahrh.: von Hemling, Hugo von der Goes, Israel von Meckenem, Michael Wohlgenuth, Martin von Schoen u. A. Die 3. Abtheilung endlich begreift Werke deutscher Maler, die sich zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. entwickelt haben, wie Dürer, Lukas von Leyden, Mabuse, Schoreel, Patenier, Bernhard von Orley, Kranach, Holbein und die Werke ihrer Schüler und Nachfolger, bei denen die Nachahmung italienischer Kunst entschieden sichtbar wird, wie bei Joh. Schwarz, Martin Heemskerck, Michael Cocrie, Karl von Mander, bei den kölnischen Malern Joh. von Melem und Bartholomäus Brünn u. A. Das eigenthümliche Interesse, welches die Sammlung für die vaterländische und für die gesammte Kunstgeschichte hat, die glückliche Auswahl und schöne Erhaltung der aufgestellten Meisterwerke, die auch ohne alle geschichtliche Beziehung jedem sinn- und geistvollen Beschauer einen hohen Genuß gewähren: das Alles hat die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in solchem Maße erregt, wie sie einer Privatsammlung vielleicht noch nie zu Theil geworden ist. Die ausgezeichnetsten Kenner und Künstler — wir wollen nur Göthe, Canova, Dannecker und Thorvaldsen nennen — haben ihren Beifall auf das lebhafteste ausgesprochen. Jetzt, da in dem lithographischen Werke, welches die Besitzer mit Strixner (f. d.) über ihre Sammlung herausgeben, die Gemälde in bloße Zeichnungen überfegt, von aller Pracht, von allem Zauber der Färbung entkleidet erscheinen, wiederholt sich die allgemeine Theilnahme auf eine nicht minder auffallende Weise. Beschreibungen und Beurtheilungen finden sich in dem „Deutschen Museum“ von Fr. Schlegel (1812); in den „Musen“ von Fouqué (1812); in Göthe's „Kunst und Alterthum“ (1816, 1. Heft); in dem „Kunstblatt“ (1820 und 1821); in der „Abendzeitung“ (1821); in der „Literary gazette“ (1821, Nr. 250); im „Württemberg. Jahrbuch für 1821“, vorzüglich auch in Johanna Schopenhauer: „Joh. von Eyck und seine Nachfolger“ (1822) und in D. Waagen's Schrift über Hubert und Joh. von Eyck (1822).

Sulpiz und Melchior Boisseree und Johann Bertram von Köln am Rhein. Letzterer ist mit den beiden erstgenannten Brüdern durch Freundschaft und gleiches Streben auf das genaueste verbunden. Diese drei Männer haben die Erforschung, Erhaltung und Belebung des deutschen Kunstalterthums zu ihrem Berufe gemacht. Die erste Veranlassung hierzu gab eine Reise, welche die drei Freunde im Herbst 1803 nach Paris unternahmen. Sie wurden von den Wunderwerken der Kunst angezogen, welche der Eroberer dort zusammengehäuft hatte, und die seit kurzem erst ihrer größern Anzahl nach aufgestellt worden waren. Der Kunstsinne der jungen Leute war schon durch die Schriften von Forster, Göthe, Tieck und Schlegel und durch wiederholten Besuch der düsseldorfer Galerie lebhaft aufgeregt; jetzt wurde derselbe während ihres 9monatlichen Aufenthalts in Paris durch die tägliche Anschauung der Meisterwerke antiker und moderner Zeit auf das günstigste entwickelt. Friedr. Schlegel, welcher damals in Paris lebte, hielt unsern Freunden Privatvorlesungen über Philosophie und schöne Literatur. Dies gab ihrem Streben eine sichere Richtung. Nun befanden sich unter den im Museum aufgestellten Gemälden auch einige von altdeutschen Meistern, obwol nur wenige von hoher Vorzüglichkeit. Die franz. Commissaire, welche die Kunstschätze in den eroberten Ländern aufsucht, und namentlich der Director des Museums, Denon, hatten sowol das geschichtlich Merkwürdige als den eigentlichen Kunstwerth dieser Alterthümer wenigstens im Allgemeinen zu würdigen gewußt. Fr. Schlegel, bei der höchst rühmlichen Richtung, welche damals sein

Streben für die Anerkennung alles vaterländischen Verdienstes nahm, machte in der Zeitschrift „Europa“ das deutsche Publicum zuerst auf diese Werke kunstreicher Ahnen aufmerksam. Die kölnischen Freunde erinnerten sich bei dieser Gelegenheit an Gemälde ähnlicher Art, welche sie, freilich meist verdunkelt, in den an alterthümlichem Schmuck noch so reichen Kirchen und klösterlichen Gebäuden ihrer Vaterstadt gesehen hatten, und meinten darunter Mehreres bemerkt zu haben, was den ausgezeichneten altdeutschen Gemälden im pariser Museum nicht nur nahe komme, sondern sie wol übertreffen dürfte. Sie wußten überhaupt von den kirchlichen Alterthümern, besonders von dem herrlichen Dom und den übrigen Baudenkmalen ihrer Stadt und der Niederlande so Vieles zu rühmen, daß sich Schlegel dadurch bewogen fühlte, sie im Frühling 1804 nach jenen Gegenden zu begleiten. Auf dieser Reise besuchten sie das neu entstandene Museum zu Brüssel und die Galerie zu Düsseldorf. Am ersten Orte fanden sie, außer den Werken der neuern Niederländer und einem von Rafael, noch mehre altniederdeutsche Gemälde, worunter jedoch nur wenige vorzügliche waren, und die meisten, wie es sich später ergab, irrige Namen trugen. Damals waren in Köln die vielen zur Aufhebung bestimmten Kirchen und Klöster geräumt, und was die ausgestoßenen Besitzer nicht mitgenommen, die Regierungscommissaire nicht mit Beschlag gelegt hatten, war an Händler und Trödler versteigert worden. Durch diese gewaltsame Umwälzung kamen mehre sehr schätzbare, bis dahin ganz unbekannte alte Gemälde zum Vorschein, die von Kennern und Liebhabern, namentlich von dem Kanonikus Waltraff (s. d.) und Kaufmann Lieversberg, angekauft und in ihre Sammlungen aufgenommen wurden. Indessen mußte man bedauern, daß man von den Besitzthümern des Erstgenannten, weil seine Sammlung nicht geordnet war, nur wenige betrachten konnte. Von der andern Seite hatte man die Krone von allen damals bekannten altdeutschen Gemälden, jenes Altarbild aus der Rathscapelle, die Stadtpatrone vorstellend (s. „Europa“, 4. St., S. 134), erst kürzlich wieder ans Licht gezogen. Waltraff hatte es in den ersten Jahren nach der franz. Eroberung vor der Wuth der Revolutionsmänner, die Alles, was an die frühere Verfassung erinnerte, aus dem Wege geräumt wissen wollten, dadurch gerettet, daß er die einstweilige Verberkung in ein schwer zugängliches Gewölbe veranlaßte. Dies Gemälde war jetzt, um es der verderblichen Einwirkung des dunkeln Orts zu entziehen, in einen der Säle des Gemeindehauses versetzt worden, welcher bald zu den Sizen des Handelsgerichts, bald zur Vorrathskammer für die Montur der Nationalgarde und zu andern Zwecken diente. In diesem Zustande fanden unsere Freunde die Dinge, als sie mit Fr. Schlegel nach Köln kamen; Alles wurde gemeinschaftlich betrachtet; die größten Erwartungen waren übertroffen, und doch stand man nur Schätzen gegenüber, die aus einem ungeheuren Schiffbruch geborgen worden! Was mochte nicht Alles in dem Sturm zu Grunde gegangen sein, und wie Vieles konnten die bewegten Wellen noch an den Strand spülen! Da bedurfte es nur eines glücklichen Zufalls, um der Kunstliebe der jungen Freunde, die sich aus natürlichen Gründen nicht hatten träumen lassen selbst zu sammeln, eine für ihr ganzes Leben folgenreiche Richtung zu geben. Es geschah nämlich, daß sie auf dem größten Plage der Stadt einer Trage begegneten, worauf unter allerlei Geräthe auch ein altes Gemälde fortgeschafft wurde. Das Gemälde, die Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der Veronica vorstellend, schien nicht ohne Vorzüge; es war in der Art, die man später für die des Israel von Meckenem erkannte; der Besitzer wohnte nicht weit; er wußte mit dem großen Wilde nicht wohin und war froh, dasselbe für ein Geringes zu überlassen. Die Freunde vernahmen bei dieser Gelegenheit so gräuelfhafte Nachrichten von Mißachtung und Mißhandlung solcher alten Kirchengemälde, daß sie dem Wunsche nicht widerstehen konnten, aus der zerstörenden Hand unwissender Menschen zu retten, was noch

zu retten war. Sie forschten überall nach, befriedigten jede Forderung und erhielten manches Stück. Dennoch wurde anfangs nichts sehr Bedeutendes erworben. Das Merkwürdigste waren leicht ausgeführte Wiederholungen und Skizzen zu dem großen Bilde in 3 Theil. aus der Rathscapelle. Damals, im Herbst 1804, schrieb Schlegel den Aufsatz über die altkölnischen Gemälde in der „Europa“, und f. „Briefe über die Denkmale der Kirchenbaukunst“ im „Poetischen Taschenbuche für 1806“. Er bekam eine Stelle an der dasigen hohen Lehranstalt und hielt unsern Freunden auch ferner Vorlesungen. Dadurch und durch die kriegerischen Verhältnisse, welche den jungen Leuten, als Unterthanen von Frankreich, nicht erlaubten, eine deutsche Universität zu beziehen, wurden sie bei ihrer Abneigung gegen eigentliche nationalfranzösische Anstalten auf mehre Jahre an ihre Vaterstadt gefesselt, und indem sie ihre Studien, die vorzugsweise eine philosophische und geschichtliche Tendenz nahmen, fortsetzen konnten, hatten sie zugleich Gelegenheit, ihre unter so eigenthümlichen Verhältnissen begonnenen antiquarischen Nachforschungen zu verfolgen. Bloß auf Kenntniß, Rettung und Erhaltung altvaterländischer Kunstwerke bedacht, suchten sie nur zu erwerben, was in Gefahr schweben mochte, ohne gerade eine Sammlung anlegen zu wollen. Diese letztere Absicht entwickelte sich erst nach und nach, und am meisten scheint dazu eine wichtige Entdeckung beigetragen zu haben, die sie für die Kunstgeschichte machten. Wir meinen jene Entdeckung der byzantinisch-niederheinischen Malerschule, wodurch man überzeugt wurde, daß die deutsche Malerei sich, wie die italienische, auf die byzantinische gründe. Aus der merkwürdigen Stelle in dem Heldeugebicht „Parcival“ von Wolfram v. Eschenbach, welche Fr. Schlegel gefunden („Europa“, 4. St., S. 130), hatte sich ergeben, daß bereits im 13. Jahrh. die Maler von Köln und Maastricht sprüchwörtlich als die besten von Deutschland angeführt wurden. Aber die Gemälde, welche man anfänglich dieser Zeit oder überhaupt der Periode vor Johann von Eyck zuschreiben zu müssen glaubte, waren solche, die mit den Werken dieses Meisters Ähnlichkeit hatten und bloß durch eine weniger kunstreiche Ausführung auf ein höheres Alter deuteten. In den Gesichtszügen der Apostel bemerkte man wol hier und da, wie bei dem kleinen Bilde der Himmelfahrt Christi in Brüssel, eine schwache Reminiscenz byzantinisch-typischer Formen; jedoch legte man damals ein zu großes Gewicht hierauf, denn in der Zeichnung, im Faltenwurf und in der ganzen Behandlung war nicht eine Spur jener Kunstweise sichtbar, die so entschieden auf eine durchgängige byzantinische Kunstweise hindeutet. Als daher unsere Freunde in Köln in der Vorhalle der St. Lorenzkirche zum ersten Male ein Gemälde sahen, auf welchem die Köpfe mit großartigen, breiten Formen, weichem fließendem Haar und Bart, die Gewänder mit einfachen, runden Falten dargestellt und Alles mit einem schnellen gelinden Pinsel ausgeführt war, hielten sie dies Werk ohne Weiteres für altitalienischen Ursprungs. Ein Gemälde, die Apostel in Brustbildern auf Goldgrund vorstellend, aus der Kirche St. Luigi in Rom, welches den Freunden in den Restaurationssälen des franz. Museums gezeigt worden („Europa“, 4. St., S. 35), hatte ihnen einen Begriff von der byzantinisch-italienischen Kunstweise gegeben. Die Verwandtschaft jenes kölnischen Bildes mit diesem altitalienischen war, selbst bei einer großen Eigenthümlichkeit der malerischen Behandlung, ebenso auffallend als die Verschiedenheit von Allem, was sie bisher für die älteste kölnische Malerei angesehen hatten. Sie mußten es als eine einzelne Erscheinung betrachten; wie leicht konnte nicht bei dem vielfältigen Verkehr mit Italien im 13. oder 14. Jahrh. selbst ein so großes Gemälde von daher nach Köln gekommen sein? Bei dieser Meinung blieben die Sammler auch noch stehen, da ein Paar kleinere ähnlicher Art ans Licht gebracht wurden. Doch ihre eifrigen Nachforschungen machten sie bald mit einer noch beträchtlichern Anzahl dergleichen Kunstwerke von der mannigfaltigsten Größe

und Ausführung bekannt, deren Ursprung aus dem 14. und zum Theil aus dem 15. Jahrh. erweislich wurde, und zu gleicher Zeit fanden sie mehre Gemälde mit Inschriften und Jahreszahlen, welche den unumstößlichen Beweis lieferten, daß jene, wegen ihrer geringen Vollkommenheit, aber großen Ähnlichkeit mit Johann von Eyck's Werken für die ältern gehaltenen, Bilder der Schule dieses Meisters angehörten. Es lag klar am Tage: die ältere kölnische Malerei vor Joh. v. Eyck hatte sich, wie die gleichzeitige italienische, aus den gemeinschaftlichen Grundzügen byzantinischer Kunst, jedoch mit großer Eigenthümlichkeit entwickelt. — Eine Menge Frescogemälde, die auf den entkleideten Wänden einiger verlassenen Kirchen und Klöster hier und da sichtbar wurden, oder bei Erschlüftung der zum Abbruch unterminirten Gebäude durch Ablösung der Kalkdecke oft von unten bis oben zum Vorschein kamen, bezeugten wiederholt das Alter und die umfassende Thätigkeit der byzantinisch-kölnischen Malerschule. 1806 endlich entdeckten die Sammler mehre Tafelgemälde, einige Apostel und andre einzelne Heilige vorstellend, die zu dem Vollendetsten gehören, was aus jener Schule übrig geblieben ist; als sie die Tafeln umwandten, fanden sie zu ihrer größten Freude historische Compositionen, welche durch ihre Ähnlichkeit mit manchem Theile des oben erwähnten Altarbildes aus der Rathscapelle die beim Anblick der Vorderseite gefasste Vermuthung, daß diese Gemälde von denselben Meistern herrühren möchten, zur vollkommensten Gewisheit erhoben. So war denn auch jenem bewundernswürdigen Kunstwerke, welches man wegen der ihm eignen Mischung von Ideellem und Individuellem und wegen der höchst sanften, verschmelzenden und zugleich prächtigen malerischen Behandlung nicht zu classificiren gewußt hatte, seine wahre Stelle angewiesen; man erkannte, daß es der zur vollsten Selbständigkeit gelangten byzantinisch-kölnischen Schule angehöre und deren Übergangspunkt von der ältern traditionellen zu der neuern ganz naturnachahmenden Kunst bezeichne; wie auch Göthe später dieses Bild sehr treffend die Achse der niederheinischen Kunstgeschichte nannte („Kunst u. Alterth.“, 1. St., S. 163). Unter diesen Umständen mußte in unsern Freunden der Wunsch erwachen, eine vollständige Reihe von Tafelgemälden der byzantinisch-kölnischen Schule aufzustellen, und überhaupt die Geschichte der deutschen Malerei, die durch die gemachte Entdeckung um mehr als ein Jahrhundert erweitert wurde, auch in ihren frühern, noch sehr dunkeln Perioden so viel als möglich aufzuklären. Zudem hatte sich ergeben, daß die anfänglich gefasste Vermuthung von dem hohen Kunstwerth der von rohen Menschen zerstörten Gemälde größtentheils möchte übertrieben gewesen sein. Freilich waren hier und da ein Fensterladen, Taubenschlag, Tischblatt oder Schirmdach aus den gemalbeten Tafeln verfertigt, ja größere Gemälde waren bei der öffentlichen Versteigerung als eine lästige Zugabe zu Glocken und altem Eisen geschlagen worden, oder es waren schwere, durch Staub und Schmutz unkenntlich gewordene Tafeln in den weitläufigen Kreuzgängen zurückgeblieben, und die neuen Bewohner der Klöster, bloße Hüter der Gebäude, meist Leute von der gemeinsten Art, hatten sie als Brennholz verbrannt. Indessen fanden die Freunde unter manchen Überresten von etlichen Gemälden nicht ein einziges von großer Bedeutung, und ihre Sammlung enthält keins derselben. Hingegen wurde bei näherer Bekanntschaft mit den Verhältnissen immer klarer, daß die vorzüglichsten Gemälde durch einen alten Ruf, der an ihnen gehaftet, vor dem allgemeinen Verderben waren geschützt worden. Die meisten hatten schon vor 100 und 150 J. dem neuen Geschmack in der Kirchenverzierung weichen müssen, und waren in Nebencapellen, Capitelsäle, Sacristeien und Schatzkammern versetzt worden, wo sie zwar wenig betrachtet, aber meistens sehr gut erhalten wurden. Bei der Aufhebung der geistlichen Gemeinden fielen diese ehrwürdigen Alterthümer entweder den ausgetriebenen Mitgliefern anheim, die um Theil sie Jahre lang in Hoffnung der Wiederkehr der alten Zeit verwahrten,

oder sie kamen zur Verfügung der Vorsteher der beibehaltenen Kirchen, die, beim Mangel der nöthigen Mittel zur Herstellung der vernachlässigten Gebäude, sich bereit zeigten, diese Gegenstände mit Bewilligung der bischöflichen und Oberregierungsbehörden zu veräußern. Hier waren nun, obwol nicht ohne vieljährige Mühe und Aufwand, einige Erwerbungen zu machen, welche von der Kunst der alten vaterländischen Maler einen noch weit höhern Begriff gaben, als man bisher hatte fassen können. So kamen unsre Freunde erst 1808 in den Besitz von einem Paar jener Schätze, welche jetzt den Hauptschmuck ihrer Sammlung bilden. Dieses Jahr war überhaupt entscheidend für sie. Sie sinnen an einzusehen, daß, wenn sie sich ganz der Kunstgeschichte widmen, im Sammeln sich allein auf altdeutsche Gemälde beschränken und dafür keine Aufopferung scheuen wollten, sie vielleicht Etwas zu Stande bringen könnten, was allen Kunstfreunden ein großes Interesse einflößen und nicht wenig dazu beitragen dürfte, dem deutschen Vaterland einen gebührenden, langentbehrten Ruhm wiederzugewinnen. Von der andern Seite hatte der ältere Boisserée Forschungen über die alte Kirchenbaukunst unternommen, welche ihm die Überzeugung gaben, daß der Dom von Köln sowol der Ausführung als der Anlage nach eins der vollkommensten Werke dieser Kunst in Europa und vor allen geeignet sei, als Musterbild des reinsten und erhabensten Styls aufgestellt zu werden. Der Gedanke, dieses lang verkannte Denkmal deutscher Größe vollständig, wie der geniale Erfinder es entworfen, zur Anschauung zu bringen und durch den Kupferstich zu verewigen, begeisterte den jungen Mann zu jenen Arbeiten, welche die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf diesen in dem vorletzten Decennium kaum beachteten Wunderbau gelenkt. Er machte selbst die sorgfältigsten Messungen, zeichnete die Entwürfe und ließ diese von dem kölnischen Maler Fuchs ins Reine bringen. Auf einer Kunstreise, welche ihn damals nach Heidelberg, Strasburg, Kolmar, Freiburg, Basel, Ulm, München, Regensburg und Nürnberg führte, schloß er in München mit dem Baron Aretin, dem ersten Unternehmner des dortigen lithograph. Kunstinstituts, einen Vertrag zur Lithographirung und Herausgabe des schon im großen Maßstabe, aber einstweilen noch in einem beschränkten Umfange und auf die einfachste Ausführung in Umriß angelegten Werkes. Auch wurde der talentreiche, zu früh verstorbene Architekturmaler Angelo Quaglio zur Ausführung der perspectivischen Zeichnungen von München nach Köln beschieden. Durch die Anschauung der in jenen Städten befindlichen Gebäude und Gemälde wurde die Kunstkenntniß der Freunde bedeutend und vielseitig erweitert. In Beziehung auf die altdeutsche Malerei waren die Sammlungen zu München und Schleissheim, wo der Director von Mannlich diesem Fach eine verdienstliche Aufmerksamkeit schenkte, ganz besonders lehrreich. Es ergab sich aus Allem, daß die oberdeutsche Malerschule, sowol was die Zeit ihrer Blüthe als was die Vortrefflichkeit ihrer Leistungen betrifft, der niederdeutschen weit nachstehe, und daß sie sich auf diese gründe. Von nun an entwickelte sich zugleich jene durch die kölnischen Entdeckungen schon vorbereitete neue Ansicht, daß der europäische Ruhm, den Joh. von Eyck in der Kunstgeschichte genießt, ihm nicht wegen der, wie es scheint, aus guten Gründen bestrittenen Erfindung der bloß materiellen Mischung der Farben mit Öl, sondern deshalb gebühre, weil er die herkömmliche byzantinische Kunstweise gänzlich verlassen und durch die treueste Nachahmung der Natur und die kunstreichste Behandlung der Ölfarben einen völligen Umschwung in der Malerei hervorgebracht habe. Unsere Freunde machten diese Ansicht, die sie ursprünglich nur als Vermuthung hegten, einige Jahre lang zum Hauptgegenstand ihrer gemeinschaftlichen Nachforschungen; sie überzeugten sich immer mehr von der Richtigkeit ihres ersten Gedankens, und wiederholte glückliche Anschaffungen setzten sie endlich in den Stand, die so zur Behauptung gewordene Vermuthung augenscheinlich zu belegen und auf diesem sichern Wege sich die

Zustimmung der ausgezeichnetsten Kenner und Kunstfreunde erwerben zu können. 1809 setzten Bertram und der jüngere Boisserée ihre Bemühungen zur planmäßigen Bereicherung der Sammlung rastlos fort, während der ältere Boisserée sich ganz in die Arbeiten für das Werk über den kölnen Dom vertiefte. Zu Anfang 1810 wurde der größere Theil der schönen Zeichnungen zu diesem Werke vollendet, wobei unter Leitung des ältern Boisserée vorzüglich die Maler Fuchs und Quaglio, für den Grundriß aber der jezige Oberbaurath Schaus in Köln thätig waren. Dieses Unternehmen erwarb unserm Freunde so viel Beifall bei den Stadtbehörden, daß er dieselben leicht bewegen konnte, jenes Rathhausbild in eine Capelle der Domkirche zu versetzen. Da das kirchliche Eigenthum einigermaßen wiederhergestellt war, so schien dies das einzige Mittel, das unschätzbare Gemälde, welches bei dem für die kölnischen Kunstalterthümer rege werdenden Interesse immer mehr besucht wurde, von der Entführung in das pariser Museum zu sichern. Am Tage der drei Könige 1810 wurde dies Altarbild im Dom zuerst aufgedeckt, und seitdem hat es u. d. N.: „Das Dombild“, die zahlreichsten Beschauer angezogen. Aber auch unmittelbar für die Kunstgeschichte war diese Versetzung fruchtbar. Als man nämlich das Gemälde im Rathhause, wo es mit Klammern an die Wand befestigt war, ablöste, fand man die Flügelstücke gleichfalls bemalt und mit der Jahrszahl 1410 bezeichnet. Jene obenerwähnte Ansicht, die man über das historische Verhältniß dieses Meisterwerks gefaßt hatte, wurde hierdurch bestätigt, und man konnte dasselbe nun mit aller Wahrscheinlichkeit dem Maler Wilhelm von Köln zuschreiben, den die Chronik von Lüneburg unter dem J. 1380 den besten Meister in allen deutschen Landen nennt. Bald nachher war Boisserée so glücklich, einen andern großen, mit Gemälden und Schnitzwerk geschmückten Altar von 1306, welchen er aus der bereits halb abgebrochenen St.-Clarakirche rettete, in die Domkirche bringen zu können. Es wurde ihm gestattet, denselben in der entgegengesetzten Capelle, dem Stadtbilde gegenüber, aufstellen zu lassen, und so hatte er die Befriedigung, die 2 wichtigsten Denkmale, welche die erste und letzte Epoche der byzantinisch-kölnischen Malerschule bestimmen, in der Domkirche vereinigt zu sehen. Die Unternehmungen der 3 Freunde waren kaum so weit gediehen, als sie sich bereiteten, nach Heidelberg zu ziehen, um dort mit gelehrten Männern und im Bereich literarischer Hülfsmittel ihre historischen und antiquarischen Studien weiter zu verfolgen. Vorher bereicherten sie ihre Sammlung mit dem so berühmten gewordenen Gemälde: „Die sterbende Maria“, welches sie gegen ein kleineres, anders componirtes Gemälde desselben Gegenstandes und Meisters und gegen eine ganze Reihe bedeutender alter Malereien von dem Kanonicus Waltraff eintauschten. Um nicht gleich dem Genusse dieses neuen Besitzthums entsagen zu müssen, ließen sie das Gemälde und mit demselben die „Darbringung im Tempel“ von J. v. Eyck, ein Bild von Lucas von Leyden und wenige andre nach Heidelberg kommen. Hier aber machte diese kleine Anzahl von Gemälden schon in den ersten Monaten (1810) einen so günstigen Eindruck auf die häufig sich einfindenden Kunstfreunde, daß die Besitzer, die ohnehin den Wunsch hegten, sich der franz. Herrschaft zu entziehen, der Aufforderung nicht widerstehen konnten, nach und nach ihre bedeutendsten Gemälde von Köln heraufkommen zu lassen. Die Sammlung hatte zwar in den letzten Jahren auch in Köln schon viele Künstler und Kenner angezogen; aber die eigentliche Wirkung auf das große gebildete Publicum fing erst 1810 und 1811 an, wo die Sammlung nach Heidelberg versetzt wurde; und doch enthielt dieselbe damals bei weitem nicht die Hälfte der vorzüglichsten Stücke, die sie jetzt aufzuweisen hat. Fast ebenso viel Aufsehen machten die mit der größten Sorgfalt ausgeführten Zeichnungen zum Domwerk. Der Versuch, ein Stück daraus im bloßen Umriß zu lithographiren, war sehr unbefriedigend ausgefallen; der Vertrag mit Baron Aretin wurde aufgehoben, und im Sommer 1810 bot der

durch seinen Unternehmungsgestir für die deutsche Literatur so wirksame Cotta die Hand zur Herausgabe im Kupferstich. Mit der Ausführung der Platten wurden einstweilen Duttenhofer in Stuttgart und Darnstädt in Dresden beauftragt. Der noch fehlende Theil der Zeichnung wurde sodann 1811 und 1812 in Köln vollendet, und dazu wirkten jetzt, außer dem Maler Fuchs, Jos. Hofmann von Köln, Architekt Bierrodt von Karlsruhe und vorzüglich der Oberbaurath Moller in Darmstadt. Ehe diese Arbeiten unternommen wurden, im Frühling und Sommer 1811, machte der ältere Boisserée eine Kunstreise nach Dresden, Prag und nach dem für die altdeutsche Malerei so merkwürdigen Schlosse Karlsstein in Böhmen. Die Reise begann mit einem Besuch bei Göthe in Weimar, wodurch der Grund zu einem höchst lehrreichen Verhältniß mit dem großen Dichter gelegt wurde. Die Leser seiner biograph. Denkwürdigkeiten erinnern sich, wie theilnehmend Göthe (im 2. Bd., 1812) von den Forschungen über den kölnner Dom und über die Kirchenbaukunst sprach und dabei seiner eignen Begeisterung für den Strasburger Münster gedachte. Neben jenen Beschäftigungen des ältern Boisserée schritten die Bemühungen, welche die beiden andern Freunde der Gemäldesammlung widmeten, mit dem glücklichsten Erfolge fort; sie waren unablässig bebachtet, dieselbe nach dem nun auf den ganzen Kreis der altdeutschen Malerei ausgebreiteten Plane zu vervollständigen. Damals, und namentlich auf Reisen, welche der jüngere Boisserée 1812 und 1813 in die Niederlande unternahm, wurden viele der bedeutendsten Erwerbungen gemacht; darunter der heil. Christoph nebst den dazu gehörigen Stücken und andre größere historische Gemälde von Hemling. Ein von Brügge nach Paris entführtes Gemälde dieses kunst- und erfindungsreichen Meisters, welches die Freunde mit Fr. Schlegel im Museum gesehen, hatte dem Letztern Anlaß gegeben, in der „Europa“ (4. St., S. 36) auf den fast kaum genannten Maler aufmerksam zu machen. Seitdem war unsern Sammlern keins seiner Werke mehr zu Gesicht gekommen; auf den niederländischen Reisen richtete nun der jüngere Boisserée sein Augenmerk auf Hemling, und zum Glück fand sich, daß dieser Meister in der Heimath immer geschätzt, daß seine Gemälde meist sehr sorgfältig erhalten worden waren. Von der Zeit an wurde man recht eigentlich mit den Verdiensten des Hemling ihrem ganzen Umfange nach bekannt, und man befestigte sich in der früher ausgesprochenen Überzeugung von der eigenthümlichen außerordentlichen Wirkksamkeit des Joh. v. Eyck, sowie man auch, in Folge der hier gewonnenen Einsichten, mit den Forschungen über die trefflichen Maler Mabuse und Schoreel ins Klare kam, deren Name Werken angeheftet worden, welche keineswegs der von alten Schriftstellern, wie Karl v. Mander, entworfenen, höchst rühmlichen Charakteristik dieser Künstler entsprechen. Aber nicht nur für die zweckmäßige Vermehrung der Sammlung, sondern auch für die sorgfältige Herstellung der etwa beschädigten oder mit Schmutz und verdunkeltem Firniß überzogenen Gemälde, und ganz besonders für eine belehrende Aufstellung der erworbenen Schätze waren der jüngere Boisserée und Bertram vorzugsweise thätig. Von der Nothwendigkeit eines gewissenhaften Verfahrens bei der Wiederherstellung alter Gemälde überzeugt, führten sie die wachsamste Aufsicht über dieses Geschäft, und je mehr sie in den Besitz von zart und kunstreich vollendeten Stücken gelangten, desto wichtiger schien es ihnen, die Ergänzung der beschädigten Stellen den geschicktesten Händen anzuvertrauen. Früher, in Köln, waren die Maler Fuchs und Hofmann ihnen in dieser Angelegenheit behülflich gewesen; jetzt, in Heidelberg, hatten sie das Glück, an den Malern Köster und Schlesinger Männer zu finden, welche die mühselige Arbeit mit wahrhafter Verehrung für die alten Meister unter ihren Augen ganz nach Wunsch vollzogen. Was nun weiter von den Freunden und namentlich von Bertram geschah, die Sammlung recht wirksam zu machen, wie sie, phantastischer Übertreibung und gelehrter Pedanterie gleich abhold, Jahre lang sich bestreb-

ten, eine würdige Ansicht von der Kunst unserer Vorfahren zu verbreiten, dies ist allgemein bekannt. Heidelberg, eine blühende Universitätsstadt, in der besuchtesten und schönsten Gegend Deutschlands, war der geeignetste Ort für diese edle Thätigkeit. Jedoch würde sie den raschen und weitmussenden Erfolg nicht gehabt haben, wenn nicht die Weltbegebenheiten 1813 — 15 nach und nach die ausgezeichnetsten Männer nach Heidelberg geführt hätten. Das lebhafteste Interesse, welches die neugestiftete, dem Ruhme von Mitdeutschland gewidmete Sammlung mitten in dem Kriegsgetümmel des großen Hauptquartiers, während jener entscheidenden drei Wochen des Sommers 1815, bei den bedeutendsten, ja bei den höchsten fürstlichen Personen erregte, wird als ein Beweis von dem mächtigen Einfluß, den die höhere Bildung zu unserer Zeit gewonnen hat, ewig denkwürdig bleiben. An diese zahlreichen und glänzenden Besuche der Sammlung reihten sich jene an, welche Göthe ihr und unsern Freunden im Herbst 1814 und 1815 schenkte. Er faßte mit seinem großen Geiste die neue Welt, wonit er sich umgeben sah, freudig auf und zollte den Verdiensten unsrer alten Meister einen Beifall, der um so wahrhafter war, als das mit oberflächlicher Kenntniß und mit einer falschen Mystik gepaarte Modetreiben einiger jungen Künstler und Kunstfreunde ihn fast feindselig gegen alle ältere christliche Malerei gestimmt hatte. Das erste Heft über „Kunst und Alterthum“ war eine Frucht dieser Besuche. So war Göthe der Erste, welcher die beiden historischen Hauptresultate der Sammlung: über das Verhältniß der ältesten deutschen Malerei zu der byzantinischen Kunst, und über die wahre Wirksamkeit des Joh. v. Eyck, öffentlich anerkannte und das große Publicum davon unterrichtete. Diese Theilnahme mußte den Bestrebungen unsrer Freunde einen neuen Schwung geben. Die Sammlung wurde durch wiederholte Reisen in die Niederlande und nach Franken auf das zweckmäßigste vermehrt; herrliche Werke von Eyck, Mabuse, Dürer, Orley und andern Meistern wurden derselben einverleibt, und 1817 kam der viel bewunderte lebensgroße Christuskopf von Hemling dazu. Gegenwärtig enthält die Sammlung eine möglichst vollständige Reihe von mehr als 200 Gemälden der bedeutendsten deutschen Maler des 14., 15. und 16. Jahrh. Da aber diese Gemälde meist alle von großem Umfange sind, so wurde der Raum selbst der größten Privatwohnung zu enge, um auch nur die ausgezeichnetsten Stücke gehörig aufstellen zu können. Der König von Württemberg mit der Königin Katharina, die Kaiserin Mutter von Rußland begleitend, überzeugte sich im Herbst 1818 von diesem bedrängten Zustande und ließ den Besitzern auf das großmüthigste ein geräumiges Gebäude in Stuttgart zur freien Benutzung anweisen. Nun verließen die drei Freunde im Frühlinge 1819 Heidelberg, wo sie während eines 9jährigen Aufenthalts sich die edelsten Freunde erworben hatten. In Stuttgart wurde die Sammlung ihrem größern und wichtigsten Theile nach zuerst vollständig aufgestellt. Die große Wirkung, die diese höchst zweckmäßige Aufstellung hervorgebracht, der fortdauernde Besuch des einheimischen und reisenden Publicums, und das übereinstimmende Urtheil der unbefangenen Laien aus allen Classen der Gesellschaft, wie das der gelehrtesten Kunstkenner und genialsten Künstler des Jahrhunderts: Alles dieses hat die Besitzer immer mehr ermutigt, die schönen Erbstücke vaterländischer Kunst allen sinnvollen Menschen, unter der größten Aufopferung von Zeit und Bequemlichkeit ihrerseits, genießbar und lehrreich zu machen. Die öffentliche Meinung Württembergs hat sich durch einstimmige, rühmliche Erwähnung in der Ständeversammlung von 1820 ausgesprochen, und die Stadt Stuttgart hat durch den Antrag des Bürgerrechts, der den drei Freunden von Seiten ihres Stadtraths 1822 gemacht worden ist, die edeln Gäste dankbar geehrt. — Eine Folge der angemessenen Aufstellung der Sammlung war auch, daß die Besitzer nun auf den oft geäußerten Wunsch Rücksicht nehmen konnten, Nachbildungen von den vorzüglichsten Werken ihrer Sammlung zu veranstalten und dieselben

mit ihren geschichtlichen Untersuchungen zu begleiten. Als ihnen daher der Lithograph Strizner von München im Sommer 1820 ein dahin zielendes Anerbieten machte, verbanden sie sich mit ihm zur Herausgabe des seit 1821 erscheinenden Werks (14 Hefte bis 1826). Im Herbst 1820 wurde durch eine Reise nach Paris auch die Erscheinung des Prachtwerks über den köln'schen Dom gesichert. Die Vollendung der Kupferplatten, welche der Größe und Ausführung nach Alles übertreffen, was bis jetzt noch im Architekturfach geliefert worden, war mit einem unglaublichen Zeitaufwande, mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden, die noch dadurch vermehrt wurden, daß, um befriedigende Abdrücke zu erhalten, das Werk nach Paris verlegt und überdies auch franz. Künstler zu Hülfe gezogen werden mußten. Die Kupfertafeln, sowie der Text, welcher nebst der Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln die Hauptresultate von des Verfassers vieljährigen Studien über die altdeutsche Baukunst enthält, sind in mehren noch nicht geschlossenen Lieferungen erschienen. (S. Boisseree's „Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln“, Stuttgart 1823.) Im J. 1828 erkaufte der König Ludwig von Baiern diese berühmte Sammlung, welche jetzt in München sich befindet. S—b.

Boissonade (Jean François), geb. zu Paris den 12. Aug. 1774, einer der ausgezeichnetsten Hellenisten Frankreichs, ward 1809 abjungirter Professor der griech. Sprache an der Universität von Paris und 1812 nach Larcher's Tode, an dessen Stelle er auch in das Institut trat, wirklicher Professor. Der König ernannte ihn 1814 zum Ritter der Ehrenlegion und 1816 zum Mitgl. der Akademie der Inschriften. Außer mehren schätzbaren Beiträgen zum „Journal des débats“, zum „Mercure“, zum „Magazin encyclopédique“, zur „Biographie universelle“, sowie zu den „Notices et extraits“ (Bd. 10) verdanken wir ihm u. A. eine Ausg. der „Heroica“ des Philostrat (1806) und des Liberius Rhetor (1815). Noch wichtigere Werke von ihm sind die Lebensgeschichten der Sophisten von Eumapuz, ein noch ungedruckter Commentar des Proklus zu Platons Kratylus, ein griechischer Roman des Nicetas Eugenianus u. s. w. Auch arbeitete er an einem franz. Wörterbuche nach dem Muster des Johnson.

Bojardo (Matteo Maria, Graf von Scandiano), geb. auf einem Familiensitze seines Hauses bei Ferrara 1434, war von 1488 bis 1494, wo er starb, Stadt- und Burghauptmann zu Reggio, im Staate seines Gönners, Hercules von Este, Herzogs von Modena. Dieser gebildete Höfling, Gelehrte und Rittersmann glänzte besonders als Dichter. Seinen „Orlando innamorato“ (Scandiano 1496) spann er aus bis zum Gefange 79, ohne ihn zu vollenden. Die Namen seiner Bauern und die Reize der Gegend Scandianos verewigte er in den Heldenschilderungen und in der Beschreibung der Naturschönheiten. In Sprache und Versbau übertraf ihn später Ariosto, der ihm gleich ist in Erfindung, Amuth und Episodenverflechtung. Dominichi, Berni und Agostini arbeiteten Bojardo um und setzten ihn fort, ohne ihn zu verbessern. Nur eine Fortsetzung wird nie vergessen werden, Ariosto's unsterblicher Orlando. Von der übertriebenen Nachahmungssucht der Alten konnte B. bei dem in seiner Zeit herrschenden Geiste der Gelehrsamkeit und Wissenschaft sich nicht frei erhalten, davon sind Zeugen seine „Capitoli“, eine aus Lucian entlehnte Komödie, „Timon“; lateinische Eklogen und Übersetzungen des Herodot und Apulejus. In seinen Sonetten und Canzonen (zuerst Reggio 1499) hat er auch sein ausgezeichnetes Talent als Lyriker bewährt.

Böckeln (einsalzen), so genannt nach Wilhelm Böckel oder Bückelings, zu Bierfliet, der 1347 (n. A. 1417) seine Manier, die Heringe einzusalzen, seinen Landsleuten lehrte. Auf seinem Grabsteine zu Enkhuizen aß Kaiser Karl V., der sich in den Niederlanden so trefflich, in Spanien und Deutschland aber so wenig zu popularisiren verstand, einen gesalzenen Hering zur Ehre des Erfinders. Noch jetzt sind die Niederländer in der Kunst, den Hering gut zu salzen und nur fette auszu-

wählen, allen übrigen Seevölkern überlegen. B. G. Camberlyn hat ihn durch ein zu Gent 1827 gedrucktes lateinisches Gedicht: „Buckelingsi genio“, gefeiert.

Bolingbrocke (Henry = Saint = John, Lord, Viscount), geb. 1672 zu Battersea bei London, aus einer alten Familie, deren Mitglieder sich theils im Kriege, theils im Staate ausgezeichnet hatten, erhielt eine seinem Stande gemäße Erziehung und vollendete zu Drford seine Studien. Schon damals wurden die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft, sein einnehmendes und doch kräftiges Wesen und die Gewandtheit seines Styls allgemein bewundert. Er trat in die Welt und zeigte bei den seltensten Geistesanlagen eine verführerische Gestalt, eine Feinheit der Sitten, ein Gemisch von Adel und Leutseligkeit, einen Reiz der Rede, denen, nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen, Niemand zu widerstehen im Stande war. Unglücklicher Weise hemmten die Leidenschaften seiner Jugend den Aufflug seiner Talente; schon war er in das 23. Jahr getreten, und noch hatten seine glänzenden Anlagen nichts weiter als einen vollendeten Weiberverführer (a complete rake) aus ihm gemacht. Seine Ältern glaubten, daß eine Heirath heilsam auf ihn wirken würde, und schlugen ihm eine Dame vor, welche als Erbin einer Million mit einer reizenden Gestalt einen sehr gebildeten Verstand und die edelste Geburt verband. Aber kaum hatten die jungen Eheleute einige Zeit mit einander gelebt, als sich unverthigbare Zwietracht zwischen ihnen erhob, in deren Folge sie sich auf immer trennten. Ein andres Zwangsmittel sollte diesen heftigen, regellosen Charakter zu einem bessern Ziele führen; er trat durch Vermittelung seines Vaters ins Unterhaus. Hier erregten seine ungewöhnliche Beredsamkeit, sein tiefer Blick und die Gründlichkeit seiner Urtheile allgemeine Aufmerksamkeit. Seine bisherige Arbeitsscheu ward plötzlich in die rastloseste Thätigkeit verwandelt. 1704 zum Kriegssecretair ernannt, kam er in unmittelbare Verbindung mit dem Herzoge von Marlborough, der die Talente dieses Mannes erkannte und dessen Unternehmungen aus allen Kräften unterstützte. Als aber die Whigs die Obergewalt erhielten, nahm Bolingbrocke seinen Abschied. Nun folgten, wie er sich selbst ausdrückte, die zwei thätigsten Jahre seines Lebens, in welchen er sich ganz den Studien widmete, bei denen er jedoch den öffentlichen Angelegenheiten keineswegs fremd wurde. Er stand nämlich in fortwährender Verbindung mit der Königin, die seinem Rathe vor allen übrigen Gehör gab. Das Ministerium der Whigs ward zum Erstaunen von ganz Europa gestürzt, und B. erhielt als Staatssecretair das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Posten der Friede von Utrecht den Stolz seines Lebens ausmachte, so wie er die Bewunderung seiner Talente erregte. Bei diesem Friedensschlusse hatte er Alles gegen sich: die Whigs, die Pairs, die Bank, die ostindische Gesellschaft, Marlborough, Eugen, den Kaiser, Holland, die Eifersucht aller europäischen Mächte, die Schwäche seiner eignen Königin, die Unentschlossenheit, die Unklugheit, ja sogar den Neid seiner Collegen. Späterhin finden wir B. dem Ungestim seiner Leidenschaften, einem Wechsel der Gesinnung und einer so sonderbaren Art, sich zu dieser oder jener Partei zu schlagen, preisgegeben, daß dadurch die Redlichkeit seiner Gesinnungen, seine Vaterlandsliebe, überhaupt sein ganzer Charakter nicht wenig verdächtig werden. Es entstand nämlich aus den Reibungen der Tories und Whigs ein solcher Zwiespalt in der öffentlichen Meinung, daß die Minister hart getadelt, der Friede für ein Unglück ausgeschrien und die protestantische Thronfolge für gefährdet erklärt wurden. In diesem Augenblicke brach zwischen dem Großschahmeister, Grafen Drford, und B., gleich nach dem Abschlusse des Friedens, ein verderblicher Streit aus. Swift, der Freund Beider, besonders aber mit dem Großschahmeister sehr vertraut, beschuldigte B., an dem Untergange ihrer Partei die größte Schuld gehabt zu haben. Andre urtheilen von diesen beiden Männern, daß zwei Minister, welche bei einer so gefährlichen Lage der Dinge

nicht im Stande waren, ihre persönlichen Zwistigkeiten zu vergessen, schon aus diesem Grunde unfähig gewesen wären, einen Staat zu regieren. Wie dem auch sei, so setzte die Königin Anna, welche von dem Grafen von Oxford auf das heftigste gereizt wurde, diesen 4 Tage vor ihrem Tode ab und ernannte B. an dessen Stelle zum ersten Minister. Aber Anna's Tod veränderte die ganze Scene. Georg I. von Hanover bestieg den Thron, und die Whigs triumphirten so vollkommen über die Tories, als es bis dahin noch nie der Fall gewesen war. B., dem es nicht gelingen wollte, sich durch Scheingründe bei dem Hofe zu Hanover zu rechtfertigen, und den man ebenso sehr beneidete als haßte, ward vom König Georg, noch während s. Anwesenheit in Deutschland, abgesetzt, und entfloh, da er erfahren hatte, daß die Gegenpartei ihn auf das Schaffot bringen wollte, nach Frankreich. Jakob III., der sogenannte Prätendent, lud ihn zu sich nach Lothringen ein und ernannte ihn zum Staatsminister. Als aber Ludwig XIV. gestorben war, verlor B. alle Hoffnung, daß die Unternehmungen des Prätendenten je gelingen würden, und bereuete, sich mit demselben so weit eingelassen zu haben. B.'s Gesinnungen und s. daraus hervorgegangenen Unternehmungen mögen nun auch über diesen Gegenstand gewesen sein, wie sie wollen, so darf man dennoch annehmen, daß er es mit Jakob III. redlich gemeint habe. Nichtsdestoweniger entsetzte ihn dieser seiner Würde und übertrug sie dem Herzog Ormond. So wollte es also B.'s sonderbares Schicksal, daß er sowol von dem wirklichen als dem bloßen Titularkönige von England der Verwätherei beschuldigt ward. Jetzt wurden ihm von dem Könige Georg Anerbietungen gemacht, um die Geheimnisse des Prätendenten zu entdecken; diesen Antrag lehnte er zwar anfangs ab, nahm ihn aber nachher inconsequenterweise insofern an, als er sich verpflichtete, der Sache des Prätendenten, unter der Bedingung einer gänzlichen Vergessenheit des Vorgefallenen und daß man sich in Betreff des Übrigen auf ihn verlasse, einen entscheidenden Schlag zu versehen. Nichtsdestoweniger widersetzte sich der Minister Walpole, der den Einfluß B.'s auf das englische Cabinet fürchtete, der Rückkehr desselben aus allen Kräften. Nun schrieb Dieser, um seine persönliche Lage zu vergessen, philosophische Tröstungen, fand aber bald noch süßere, indem er sich mit einer reizenden und sehr begüterten Dame, einer Nichte der Frau von Maintenon, verheirathete. 1723 ward endlich das Parlament, dessen sämtliche Mitglieder geschworene Feinde B.'s gewesen waren, aufgehoben, und nun erlaubte ihm der König nach England zurückzukehren, ohne daß er jedoch in seine Güter wiedereingesetzt wurde; dies geschah erst nach Verlauf von 2 Jahren durch eine besondere Parlamentsacte. Seit seiner Zurückkunft nach England lebte B. ganz als Landmann; nur die Unterhaltung Swift's und Pope's nahm er bisweilen an. Aber kaum hatte sich im Parlamente die Stimme der Opposition erhoben, so eilte B. nach London und bekämpfte, da man ihm den Eintritt in das Oberhaus fortwährend verweigerte, von nun an während 8 Jahre durch einzelne Druckschriften, welche die größte Wirkung auf das Volk machten, die Ministerialpartei. Auf diesem Wege zog er sich abermals mächtige Feinde zu, welchen er seine Abhandlung über die Parteien, die als sein Meisterstück betrachtet wird, entgegenstellte. In Folge dieser Ereignisse ging er zum zweiten Male nach Frankreich, um sich daselbst, wie sogar Swift meinte, der Partei des Prätendenten in die Arme zu werfen, wogegen ihn jedoch Pope vertheidigte und öffentlich gestand, daß er s. edeln Freund bewogen habe, ein undankbares Vaterland, welches ihn verkenne und anfeinde, zu verlassen. In Frankreich schrieb B. 1735 s. „Briefe über das Studium der Geschichte“, welche noch jetzt bewundert werden, in welchen aber fast immer der persönliche Charakter des Vf's. die Stelle einer unparteiischen, allgemeinen Ansicht der Dinge vertritt, und die besonders deswegen getadelt wurden, weil darin ohne alle Schonung die geoffenbarte Religion angegriffen ward, die B. ehemals eifrig vertheidigt hatte. Auch veranlaßte er 1729, durch seinen Streit mit Walpole, Pope's

„Versuch über den Menschen“, bei dessen Abfassung er dem Verf. nicht allein geholfen, sondern ihm auch selbst die wichtigsten Materialien an die Hand gegeben hat. Sehnsucht führte ihn endlich nach seinem Vaterlande zurück, woselbst er 1738 s. „Vorstellung eines patriotischen Königs“, und zwar unter den Augen des jungen Thronfolgers, schrieb. Er starb 1751 im 80. J. unter den Martern einer langen und schrecklichen Krankheit, während welcher er Betrachtungen über den Zustand der Nation aufsetzte. Die Handschrift seiner sämmtl. Werke hatte er dem schott. Dichter David Mallet übergeben, welcher sie 1753 zum Druck beförderte. Kaum aber war dieses Werk erschienen, als sich von allen Seiten Stimmen dagegen erhoben; denn der Verf. hatte darin das Christenthum auf eine empörende Weise angegriffen. Dasselbe wurde daher öffentlich von der großen Jury von Westminster, als der Religion, den Sitten, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gleich gefährlich, einstimmig verworfen. Was W.'s Charakter anbelangt, so wissen wir von ihm, daß er die innigste Freundschaft und die erklärteste Feindschaft zu erregen im Stande war, und daß man ihn eines unmäßigen Ehrgeizes, eines ungezügelter Zorns, einer gehässigen Nacheiferung und unverföhnlichen Erbitterung beschuldigte. Seine Memoiren sind brauchbar für die Geschichte Englands im ersten Viertel des 18. Jahrh.

B o l i v a r (Simon), Präsident der Republik Colombia, mit dem Beinamen *el Libertador*, stammt aus einer edeln Familie und ist zu Caracas 1780 geb. Er studirte zu Madrid und begab sich dann nach Frankreich. Seine persönlichen Eigenschaften — ein spanisches Gesicht, ausdrucksvoll, mit feurigen, schwarzen Augen und regelmäßigen Zügen, eine edle Gestalt von mittler Größe und die Annuth seines Betragens — verschafften dem jungen Creolen Zutritt in den ersten geselligen Kreisen von Paris. In dem Besitze eines Vermögens von 200,000 Fr. jährl. Eink., faßte er, mitten unter den Vergnügungen jener Hauptstadt, in einem Alter von 23 J., den Voratz, sein Vaterland einst unabhängig zu machen, fest ins Auge. Von kühnem Charakter, mit einer glänzenden Einbildungskraft begabt, dabei sehr beredt, thätig, lernbegierig und durch den Umgang gebildet, machte er sich mit Allem vertraut, was dem Staatsmann und dem Krieger wichtig sein kann. Als Freund von Humboldt und Bonpland, hat er mit Letztern viele Reisen gemacht. Auch lebte er mit Palacio, einem Manne von erhabener Gesinnung und hellem Geiste (nachmal. Minister der auswärt. Angeleg. von Venezuela) in freundschaftlichen Verhältnissen. Außer Frankreich sah er England, Italien, die Schweiz und Deutschland. Nach seiner Rückkehr vermählte er sich in Madrid mit der Tochter des Marquis von Ustariz. Darauf ging er 1810 nach Amerika zurück, das eben die Fahne der Unabhängigkeit aufgepflanzt hatte. Hier gab der Gen. Miranda in seine Hand das Schwert, welches er so gut geführt hat. Er wurde die Seele des Befreiungskrieges und wandte auf dieses Unternehmen einen großen Theil seines Vermögens. Kein Unglücksfall konnte das Vertrauen erschüttern, welches s. Mitbürger in ihn setzten. Als Venezuela 1812 verloren zu sein schien, bot er dem Vaterlande aufs neue s. Dienste an, sammelte ein Heer, schlug die Spanier bei Cucuta und eroberte Caracas den 4. Aug. 1813. Nach s. Siege über den königl. General Monteverde bei Agua Caliente 1814 wollte er s. Dictatorstelle niederlegen, wurde aber aufs neue in derselben besätigt. Nun riefen die Spanier die Sklaven zur Freiheit und unter die Waffen. B. wurde geschlagen und wandte sich nach Cartagena; Venezuela fiel in die Gewalt des königl. Heeres, und der tapfere D. Pablo Morillo landete mit neuen Truppen aus Spanien. Sofort organisirte B. einen Guerillakrieg und sammelte in Jamaica ein kleines Heer von Abenteurern, mit welchem er im Febr. 1817 neue Vortheile über Morillo erkämpfte. Venezuela ernannte ihn am Ende dieses Jahres zum Oberhaupte der Republik, die er eine Zeitlang aus s. Hauptquartiere zu Angostura verwaltete. Seitdem wurde der Krieg von ihm und

den übrigen Generalen der Independenten gegen Morillo mit abwechselndem Glücke geführt; endlich behaupteten sich die Republikaner im Innern des Landes und am Dronoco. B. eröffnete daher den 15. Febr. 1819 den Congress von Venezuela zu Angostura. Er wollte jetzt s. Gewalt niederlegen, allein er mußte sie aufs neue übernehmen. Hierauf führte er sein Heer im Juni über die fast unwegsamen Cordilleren nach Neugranada, eroberte den 1. Juli Tunja und schlug die Spanier bei Bochica. Dieser Sieg öffnete ihm die Thore von Santa Fé und machte Neugranada frei. Er wurde zum Präsidenten dieses Freistaats ernannt und sprach als solcher den 9. Sept. die Vereinigung der beiden Staaten Venezuela und Neugranada zu Einer Republik, genannt Colombia, aus, was der Congress zu Angostura bestätigte. 1820 schloß er im Namen der Republik zu Trujillo einen Waffenstillstand mit Morillo und schickte Abgeordnete nach Madrid, die aber im Sommer 1821 Spanien verlassen mußten, weil B. den Krieg gegen La Torre, der an des nach Spanien zurückgekehrten Morillo Stelle den Oberbefehl führte, aufs neue begonnen hatte. Der Sieg, den er bei Calabosa am 24. Juni 1821 erfocht, hatte die Wiederbesetzung von Caracas und La Guayra zur Folge, worauf der Congress von Colombia den siegreichen Feldherren im Juli 1821, ungeachtet s. Weigerung, neuerdings zum Präsidenten der Republik erwählte. Als solcher verzichtete er zu Gunsten des öffentl. Schazes nicht nur auf s. Gehalt als Präsident, der seit 1819 jährl. in 50,000 Piastr. besteht, sondern auch auf s. Antheil von 25,000 Piastr. an den unter die Feldherren und Soldaten der Republik vertheilten Nationalgütern. Er vollendete hierauf die Befreiung Colombias von der spanischen Herrschaft, sowie die von Nieder- und Oberperu; dann legte er die von den Peruanern (19. Aug. 1826) ihm übertragene höchste Gewalt nieder, versammelte einen Congress zu Lima, schloß Schutz- und Trugsündnisse mit den verschiedenen amerik. Freistaaten und bewirkte die Zusammenkunft eines allgemeinen amerik. Congresses zu Panama. In s. Abwesenheit versah der Vicepräsident, Gen. Santander, seine Stelle bei dem Congress zu Bogota. Im März 1826 wählte Colombia abermals B. zum Präsidenten. Zwar wollte er (6. Febr. 1827) diese Stelle niederlegen, indem er feierlich seinen Abscheu gegen alle Usurpation aussprach; allein schon im Aug. 1828 warf er die Verfassung um und ließ sich von seiner Partei am 27. Aug. zum Präsidenten mit fast unumschränkter Gewalt ernennen. Eine Verschwörung bedrohte am 25. Sept. sein Leben; er unterdrückte sie; die Urheber wurden erschossen, und Santander verhaftet. So steht B., zweideutig, ob er Cäsar oder Washington sein will, über dem Abgrunde innerer Parteiung. (Vgl. Colombia, Peru, Südamerika.)

Bolivia, ehemals Oberperu, Peru alta, der jüngste Freistaat im span. Südamerika, dessen erster Congress am 25. Mai 1826 sich versammelte, liegt 13—22° S. Br. auf der östl. Abdachung der Andenkette, im N. und W. von Niederperu, im D. von Brasilien und im S. von den Staaten am Plata umgeben. Der Dictator Bolivar stellte es diesen Provinzen frei, ob sie sich an Peru oder an den Platastaat anschließen, oder ob sie einen eignen Freistaat bilden wollten. Sie wählten das Letzte und erklärten sich am 6. Aug. 1825 für unabhängig; am 11. nahm der junge Freistaat den Namen Bolivia an und ertheilte der Hauptstadt Chuquisaca (576 Stunden von Lima, 26,000 Einw.) den Namen Sucre, zu Ehren des Siegers von Ayacucho. Er begreift 6 Provinzen: La Paz, Cochabamba, Santa-Cruz, Potosi, Charcas und Druro, zusammen 20,000 □M. Oberperu sieht durch den Beni-Fluss mit dem Marañon (Amazonenflusse), durch den Pilcomayo und Bermejo mit dem Plata-Flusse und durch den Desaguadero, der sich hier in den großen See Titicaca ausmündet, mit Niederperu in Verbindung. Durch die Einführung dieser Republik in das amerikanische Staatensystem hat Bolivar der Politik des Gleichgewichts nicht minder gehuldigt,

als die alte Welt. Allein auch Bolivia wird vom Parteikampfe erschüttert. Der Präsident Sucre und seine colombischen Truppen mußten im Aug. 1828 den Freistaat verlassen, wo der peruanische General Gamarra und der bolivische General Urbina einen Friedensvertrag am 6. Juli zwischen Peru und Bolivia abgeschlossen hatten.

Vollandisten, eine Gesellschaft von Jesuiten in Antwerpen, welche die unt. d. L.: *Acta Sanctorum* (s. d.) bekannte Samml. aller Nachrichten über die Heiligen der römisch-kathol. Kirche herausgegeben hat. Sie erhielten diesen Namen von Johann Volland, dem ersten Bearbeiter der von Heribert Roswey dazu angelegten Sammlungen.

Vollmann (Erich Justus), D. der Arzneiwissenschaft, ein durch Kenntnisse, Charakter, Unternehmungen und Schicksale ausgezeichneter Mann, lebte in London als Vorsteher bedeutender Handelsgeschäfte. Geb. 1769 zu Hoya im Hanoverschen, zeichnete er sich früh durch Fassungskraft und Lebhaftigkeit aus; dem strengen Fleiße gesellte sich ein glühender Eifer für alles Große und Schöne. Mit hohem Schwunge der Einbildungskraft verband er thatfertige Einsicht und starke Besonnenheit: Eigenschaften, die s. spätern Charakter und die Schicksale seines Lebens bestimmten. Nach beendigten Schulstudien besuchte er die Universität Göttingen, studierte die Arzneiwiss. und ging dann nach dem südl. Deutschland, wo er eine Zeitlang in dem Hause des berühmten Hofrath Böckmann in Karlsruhe lebte. Der Wunsch, sich in der Welt umzusehen, zog ihn im Anfange 1792 nach Paris, wo er als junger Arzt s. Laufbahn nicht ohne Glück begann. Die franz. Revolution war damals in ihrer gewaltsamsten Bewegung, und B., welcher ihren Erscheinungen durchaus keinen Beifall gab, wurde von dem Wirbel der Verhältnisse wider seinen Willen mit fortgerissen. Ein Freund, Prediger an der schwed. Capelle zu Paris, erzählte ihm von der Noth der damaligen schwed. Gesandtin, Frau von Staël, welche den von den Jacobinern geächteten Grafen Narbonne nicht länger mit Sicherheit verbergen konnte; die Aufgabe war, denselben nach England zu bringen. B. sah die Personen; gerührt von ihrer Lage, erbot er sich zu dem gefährvollen Unternehmen, und brachte den Schutzbefohlenen glücklich nach London. Hier lebte er in dem Kreise angesehener Ausgewanderten; Talleyrand, Jaucourt, Montmorency, Lally-Tolendal, und zuletzt auch Frau von Staël, bildeten die glänzendste Gesellschaft. B. wurde mit Dank und Liebe gehegt, seine Handlungs- und Denkweise flößte, wie s. uneigennütige That, die größte Achtung ein. Seiner eignen Angelegenheiten wegen ging er nochmals nach Paris, kehrte aber bald nach London zurück, wo er sich mit Eifer auf das Studium des Staatswesens, der Handels- und Gewerbsverhältnisse, sowie der gesellschaftlichen Zustände überhaupt, legte, und zugleich die wichtigsten Verbindungen anknüpfte. Er lebte umgeben von Freunden und Verehrern Lafayette's, dessen harte Gefangenschaft allgemeine Theilnahme erweckte. Man sah sie als widerrechtlich an. Engländer, Amerikaner und Franzosen verwandten sich lebhaft für ihn. Sie fanden in B. einen feurigen Genossen, dessen Geschicklichkeit sie eine Sendung nach Berlin anvertrauten. Mit Aufträgen, welche von Pitt und Grenville gebilligt waren, reiste er gegen Ende 1793 nach Preußen, verweilte 10 Tage in Rheinsberg bei dem Prinzen Heinrich, den er zuerst zu sprechen hatte, und ging dann nach Berlin, wo er aber mit seinen Bemühungen, wegen der Bedenkllichkeiten, die er am Hofe fand, nicht durchbringen konnte; er kehrte unverrichteter Sache nach London zurück. Andre Hoffnungen, für Lafayette's Befreiung zu wirken, schlugen ebenfalls fehl, und das Schicksal dieses Mannes, von dessen Leiden die traurigsten Gerüchte umhergingen, schien ohne Hülfe. B. aber, begeistert von dem Bilde des edlen Gefangenen, und durch die Schwierigkeiten nur noch mehr entzündet, gab die Sache nicht verloren, und reiste, mit Empfeh-

lungen und Wechsellern versehen, im Sommer 1794 abermals nach dem Festlande ab. Er ging als naturwissenschaftlicher Reisender durch Deutschland, hielt sich in Schlesien auf, besuchte die Bergwerke an der polnischen Grenze und kam endlich nach Dlmütz. Gleich in den ersten Tagen gelang es ihm, dem strengbewachten Lafayette von seinen Absichten Nachricht zu geben; eine genaue Vereinbarung über Zeit, Ort und Mittel kam wunderbar zu Stande. W. setzte alsbald seine Reise nach Wien fort und lebte dort als fremder Gelehrter in angenehmen Verbindungen. Nach langem Harren empfing er endlich durch geheime Zeilen von Lafayette's eigner Hand die Nachricht, daß dem Gefangenen öftere Spazierfahrten unter guter Bedeckung gestattet worden. Jetzt sah W. sich nach einem Gehülfen um; er fand denselben in einem jungen Amerikaner, Namens Huger, der sich gerade in Wien befand und mit Eifer in die Sache einging. Sie reisten nach Dlmütz und durchstreiften öfter, die Aufmerksamkeit damit zu täuschen, zu Pferde die umliegende Gegend, um Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Am 8. Nov. endlich sandten sie Morgens einen Reitknecht mit ihrem Wagen nach Hof und ließen Postpferde bereit halten; Lafayette machte nach Mittag seine gewohnte Spazierfahrt, und gegen 2 Uhr setzten sich W. und Huger zu Pferde, um ihn aufzusuchen. Sie trafen ihn auf der Landstraße in ziemlicher Entfernung von der Festung, stiegen ab und griffen sogleich den Wagen an. Lafayette riß den Schlag auf und warf sich zugleich mit dem östr. Officier, der neben ihm saß und ihn festhalten wollte, auf die Straße; W. befreite Lafayette von seinem Gegner, indem er selbst ihn faßte und mit ihm rang. Inzwischen hatte Huger den Soldaten, der hinten auf dem Wagen stand, in die Flucht gejagt und zugleich den Kutscher in Furcht gehalten. Als W.'s Gegner endlich entwaffnet am Boden lag, war der Sieg vollständig, und es galt, ihn eiligst zu benutzen; allein während des Ringens hatten die Pferde sich gebäumt, das eine riß sich los und lief im Felde umher. Zeit war nicht zu verlieren, Landleute hatten von ihren Aekern den Vorgang mit angesehen, die Geflüchteten mußten ihn in Dlmütz verkündigen. Lafayette wurde daher bewogen, das noch übrige Pferd zu besteigen und allein davon zu reiten; in Hof wollte W. ihn finden. Huger trennte sich von Letztem und suchte sein Heil auf eignem Wege. W. aber empfing eine Strecke weiterhin das entlaufene Pferd von einem Bauer und eilte nun Lafayette nach, den er aber nicht mehr fand. Lafayette hatte den Weg verfehlt, sein Pferd zusammengeritten und suchte zu Fuß weiter zu kommen; der Sprache unkundig, wurde er in einem Dorfe angehalten, erkannt und nach Dlmütz zurückgeführt. W. erreichte glücklich die Grenze; der Weg nach Danzig stand ihm offen; allein nur für Lafayette in Sorgen, von dessen Schicksal keine Nachricht kam, kehrte er nach der mährischen Grenze zurück, durchstrich die Gegenden, wo er den vielleicht Herumirrenden zu treffen hoffte, und fiel auf diese Weise in die Hände Derer, die seine Spur verfolgten. W. wurde in Ketten nach Wien gebracht und in einen dunkeln Kerker geworfen; er fühlte sich nicht unglücklich, sein Bewußtsein sprach ihn frei, er sah seinem Schicksal heiter entgegen. Die besondern Umstände des romantischen Unternehmens, die hochherzige Gesinnung des jungen Mannes wurden in der Welt mit Antheil vernommen; Personen von Rang, von menschlicher Regung ergriffen, verwandten ihren Einfluß zu seinen Gunsten; die Richterstrengs selbst fühlte sich erschüttert. Durch Einwirkungen solcher Art, deren Zusammenhang noch jetzt mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt ist, geschah das Wunder, daß W. nur mit Verweisung aus den östr. Staaten bestraft wurde: eine Milde, die in der Folge, als er Wien wieder besuchte, mit werththätigem Danke von ihm vergolten wurde. W. kehrte nach England zurück, wo er einige Zeit nachher Lafayette's endliche Freilassung erfuhr. Schon früher hatte er die Absicht gehegt, nach Nordamerika zu reisen, jetzt ging er um so lieber dahin, als der Ruf ihm dort zahlreiche Freunde erweckt hatte, die ihn in dieses weite Feld der Entwicklung seiner Kenntnisse drin-

gend einluden. Zwei Brüder waren ihm dahin vorausgegangen. Er trat daselbst in ausgedehnte Geschäftsverhältnisse und gelangte bald zu Ansehen und Vermögen, geschätzt von den neuen Landsleuten, in deren Mitte er auch sein häusliches Glück durch die Hand einer edlen Frau gefunden. Mehrere Entdeckungen, die er im Gebiete der praktischen Physik und Chemie gemacht, eine größere Anwendung zu geben, machte er 1814 eine Reise nach Paris und ging von da in Geschäften zum Congresse nach Wien, wo er als Bürger der Vereinigten Staaten willkommen aufgenommen wurde. Mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern, dem Fürsten von Metternich, Grafen von Stadion, Herrn von Geng u. s. w., kam er hier in Verbindung; besonders achtete der Graf von Stadion, der als Finanzminister mit der großen Masse Papiergeldes, woran der Staat litt, den schwierigsten Kampf zu führen hatte, die praktischen Einsichten, welche B. in diesem Zweige der Staatswirthschaft an den Tag legte, sodaß auch wirklich in den nachherigen heilsamen Finanzoperationen, sowie in der Errichtung der Nationalbank, seine Angaben und Entwürfe befolgt wurden, und er als der eigentliche Stifter in den östr. Finanzen neuen Epoche anzusehen ist. B., der ohne Eigennuz und Belohnung das gute Werk eingeleitet, konnte die Ausführung in Wien nicht abwarten, sondern reiste über Paris und London nach Amerika zurück, um seine Familie nach England zu bringen, wo sein Aufenthalt für seine fernern Geschäfte nöthig wurde. Auch an den genannten Orten stand er mit bedeutenden Männern in Verbindung, und blieb nicht ohne Einfluß und Thätigkeit in Verhältnissen, die gewöhnlich dem Wirken des Privatmannes nicht offen stehen, deren Behandlung aber da, wo Franklin sich entwickeln konnte, der echten Lebensbildung so gut wie anderswo der Amtswürde zuständig wird. B. blieb mit Frau von Staël bis an ihr Ende befreundet; sie hat in ihrem letzten Werke seiner mit ehrendem Lobe erwähnt. Von seinen schriftlichen Arbeiten ist wenig unter seinem Namen bekannt geworden, ausgenommen was er über die englischen Geldverhältnisse, diesen selbst in England so wenig durchdrungenen Gegenstand, in englischer Sprache geschrieben: Arbeiten, deren Werth von Männern dieses Faches einstimmig anerkannt worden ist. B. starb zu Kingston in Jamaika den 10. Dec. 1821, im 52. J. seines Alters. Er hinterließ 2 Töchter in London.

Bollwerk, s. Bastion.

Bologna (Bononia felsinia), eine der ältesten, größten und reichsten Städte in Italien, mit Gassen, in denen bedeckte Säulengänge für die Fußgänger längs den Häusern hinlaufen, la grassa (die Fette) genannt, am Fuße der Apenninen zwischen den Flüssen Reno und Savena, von 65,300 Einw. und 8000 Häusern, mit vielen Mühlen, welche Bolognas Weberei, Seilerei, Seifenfiederei, Papier-, Blumen- und Waffenfabriken unterstützen. B. ist Hauptstadt der päpstlichen Delegation gleiches Namens, die von einem Cardinallegaten, der hier residirt, landeshoheitlich verwaltet wird, indeß solche der Erzbischof geistlich, und der alle 2 Monate neu erwählte Gonfaloniere mit 50 Senatoren und 8 Ältesten aus der Bürgerschaft republikanisch regiert. — Freiwillig unterwarf sich das Volk von B. 1513 dem päpstlichen Stuhl; es war des Parteienkampfes seiner Patrizien unter sich müde, die in dem damals so rechtlosen Italien die Kräfte des Staats vergeudeten. B. hat einen Abgeordneten in Rom, welcher für die Erhaltung der vertragmäßig beschränkten Landeshoheit des Papstes wirkt und nach jeder Papstwahl die Ausschreitungsbeschwerden seines oder seiner Verweser dem neuen Papste zur Abstellung vorlegt. Auch wählt die Stadt einen Beisitzer fürs Oberappellationsgericht in Rom. Ihr Stadtwappen umschreibt noch jetzt das Zauberwort: libertas. Der Papst soll vertragsweise keine andre Abgabe als die Weinaccise beziehen. Die Hauptfrage ist: ist die Regel Freiheit oder Landeshoheit? Ersteres ist die Theorie des Senats und der Ältesten (Tribunen), letz-

terez der römischen Curie. Seit 3 Jahrhunderten versuchte die Kammer des Papstes in Bologna wie in Rom die Kornaccise (die Annona) einzuführen, und vermochte es nicht. In B. lebt der reiche Adel des Kirchenstaats, der mehr und weniger mit dem Kirchenhaupt und der Curie gespannt ist, und die alten bolognesischen Patrizierfamilien, deren Reichthümer in Grundeigenthum der fruchtbaren Marsch bis ans Meer, hart an der Grenze zwischen den Vorbergen der Apenninen und den Anschwemmungen des Meeres und der Flüsse, bestehen. Jene geben in ihren Nachgeborenen der Kirche manchen Papst. Hier leben auch aus dem Gelehrtenstande die freisinnigsten Männer im Kirchenstaate, woselbst Adel, Gelehrte und Bürgerstand 1816 eine Sokratische Gesellschaft zur Beförderung des gesellschaftlichen Glücks stifteten, die schon einmal in Verdacht des Carbonarismus gerieth. Ein wichtiger Nahrungszweig der Stadt war lange ihre angeblich von Theodosius dem Jüngern (425) gestiftete, berühmte Universität, welche in den Jahrhunderten der Barbarei die Fackel der Aufklärung leuchten ließ, aber in unsern Tagen von den sie einst besuchenden 2000 Studirenden auf 300 herabsank. Hier lehrte der berühmte Rechtslehrer Inerius im 11. Jahrhundert das römische Recht, und ein Bulgerus, Martinus, Jacobus und Hugo zogen die Jünglinge in ihre Schule. Die Universität war der Stadt vormals so werth, daß sie auf ihren Münzen die Lösung der Universität: Bononia docet, verkündete. Am berühmtesten war auf derselben die Rechtsschule. Ihre Lehrer hatten meist den Ruf, den jungen Studirenden viel Empfänglichkeit für Autokratie beizubringen, und genossen dafür der Gunst der Kaiser und der italienischen Regenten. Gewiß ist, daß seit 1400 Jahren jede neue Entdeckung in den Wissenschaften und in der Kunst in diesem ältesten Musensitze Beförderer fand und, wie die Jahrbücher der Wissenschaften beweisen, noch jetzt Pflger und Kritiker findet. Ihr Mitbürger, General Graf Fern. Marsigli, stiftete und dotirte hier 1709 das Istituto delle Scienze mit einer Bibliothek von fast 200,000 B., bei welcher 1825 Abbate Mezzofanti, Prof. der morgenländ. Sprachen, als Bibliothekar angestellt war, der nach des Baron v. Säch Versicherung eine Menge lebender Sprachen richtig und geläufig spricht (z. B. Deutsch in mehren Mundarten, Russisch, Magyarisch, Walachisch, die Zigeunersprache u.), ohne jemals Bologna verlassen zu haben. Die fremden Truppen in Italien verschafften ihm Gelegenheit, sie zu lernen. Graf Marsigli stiftete und dotirte auch eine Sternwarte, ein anatomisches Theater, einen botanischen Garten und kostbare Sammlungen für alle Fächer menschlicher Wissenschaft und Künste; jetzt sind sie vereinigt mit der Accademia Clementina Papst Clemens XI. — Eine eigne Schule stifteten in Bologna im 16. Jahrh. die berühmten Maler und Bildhauer Caracci, Guido Reni, Domenichino und Albano, und verherlichten solche durch ihr: Werke. (S. M a l e r e i.) Auch gab es schon seit dem 12. und 13. Jahrhundert große Maler in Bologna; Francesco, genannt il Francia, zeichnet das 15. Jahrhundert aus. Den Hauptplatz der Stadt bezeichnen ehrwürdige Gebäude, namentlich der Rathspalast mit trefflichen Gemälden und Bildsäulen, auch den fast 200 Folianten, die der berühmte Naturforscher Ulysses Aldrovandus mit eigener Hand als Notizen für künftige Werke schrieb; der Justizpalast des Podesta und die Domkirche S. = Petronio mit ihrer unvollendeten Vorderseite und dem von Cassini auf einer Kupferplatte des Fußbodens gezogenen Meridian. Unter den 73 andern Kirchen glänzen S. = Pietro, S. = Salvatore, S. = Domenico, S. = Giovanni in Monte, S. = Giacomo maggiore, alle im Besiz reicher Kunstschatze. Betrachtlich ist die Zahl der Kunstsammlungen, die Bestandtheile reicher Fideicomnisse sind, welche die Wohlhabenheit der Enkel noch immer vergrößert. Die Gallerien Sampieri und Zambeccari glänzten einst vor allen; jetzt übertreffensolche Marzucchi und Ercolani. Reich und geschichtlich interessant ist die Gemälbefammlung der Akademie, besonders aus aufgehobenen Kirchen und Klöstern von

der Stadtregierung vorzüglich in neuerer Zeit dotirt. Dem bewundernten Springbrunnen des Markts fehlt nichts als Wasser, dafür schmückt ihn Johans von Bologna bronzener Neptun. Von Alters her waren die Thürme Usinelli und Garisenda ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, ersterer durch seine schlanke Höhe den orientalischen Minarets ähnelnd; letzterer droht nicht mehr den Einsturz, nachdem er um 14 Fuß aus dem Loth gewichen war, seitdem man $\frac{3}{4}$ seiner Höhe aus Vorsicht abgetragen hat. In dem zugleich wegen seiner Wohlfeilheit berühmten B. lebten stets viele Freunde der ernsten und heitern Musen den Wissenschaften, und selbst die Feinschmecker preisen das Vaterland vortrefflicher Maccheroni, Würste, Liqueurs und eingemachter Früchte. Die hiesigen Dressirschulen der Thiere, bis zum Bologneserhündchen herab, genießen ebenfalls einiger Berühmtheit. Die Wallfahrt nach der Madonna di San Luca, deren Kirche auf dem äußersten Vorberge der Apenninen, eine halbe Stunde von Bologna entfernt, liegt, und zu welcher ein Arcadengang von 640 Schwibbögen hinführt, zieht jährlich viele Menschen aus dem übrigen Italien herbei.

Boluß, ein Fossil, welches mit gelblicher, röthlicher, bräunlicher Farbe, oft mit schwarzen Dendriten versehen, in verschiedenen Gegenden Böhmens, Schlesiens, in Steiermark u. s. w. gefunden und unter Anderm zu Pfeifenköpfen verbraucht wird; es eignet sich zu Abkühlungsgefäßen für Getränke in heißen Sommertagen. Die sogenannte Siegelerde ist nichts Andres als Boluß.

Bombardiren, eine Stadt, eine Festung, einen Hafen u. s. w., heißt selbige hauptsächlich mit Mörsern, Haubitzen und Kanonen beschießen. Das Bombardement macht einen Theil des Belagerungskriegs aus und pflegt am zweckmäßigsten gegen alle Theile des Orts, besonders gegen die Magazine gerichtet, heftig und ununterbrochen unterhalten zu werden. Selten gelingt es dem Commandanten, seinen Platz vor Beschädigung zu schützen, und die Anstalten zur Deckung und zum Löschen bei entstehendem Feuer reichen nicht weit; aber die Übergabe wird das Bombardement nur dann herbeiführen, wenn es die Werke zerstörte. Lg.

Bombast (poet.), mit Schwulst gleichbedeutend, bezeichnet denjenigen Mißgriff im Style, wo die Armuth und Leere der Gedanken sich hinter einer Menge geschraubter Redeformen und hochtrabender Worte zu verstecken sucht. Man will dies Wort aus dem englischen bumbast herleiten, welches Gewebe von Wolle, Wulst und auch aufgedunsene Rede bedeutet. Sonst leitete man es auch von Theophrastus Paracelsus ab, der sich den Beinamen Bombastus gab.

Bombay, die dritte engl.-ostindische Präsidentschaft, an der Westküste von Vorderindien (Dekan und Hindostan), enthält an unmittelbaren Besitzungen 3924 □M. Die Präsidentschaft besteht unmittelbar aus Bombay mit Gebiet (512 □M. mit 2 Mill. Einw.), Guzurate (1810 □M., 5 Mill. Einw., mit der reichen Fabrik- und Handelsst. Surate, die 450,000 Einw. zählt), und aus einigen kleinern Landstrichen, z. B. Aschmir. Mittelbar, d. i. vafallenmäßig, gehören dazu: der Staat des Holkar, die Rajas im Lande der Radsbuten u. a. m. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß diese kleinste Präsidentschaft des britisch-orientalischen Reichs durch das System, während der Vormundschaften der verbündeten inländischen Fürsten die Mündelstaaten selbst zu regieren und sich nach Vollendung der Vormundschaft gelegene Gebietstheile, als nöthig zum Schutze der mächtigsten Handelsgesellschaft auf der Erde, abtreten zu lassen, beträchtlich anwachsen wird. Ihre Politik sucht von Bombay aus immer mehr befestigte Niederlassungen am arabischen und persischen Meerbusen zu gründen und dort Seehäfen mit kleinen Flotten zum Schutze der britischen Flagge wider die Seeräuber zu besetzen. Naturerzeugnisse sind: Pfeffer, Kardamomen, Reis, Baumwolle, Urak, Bambus, Perlmutter, Perlen, Carneole, Sandelholz, Elfenbein, Gummi, Bauholz ic. Die durch einen schmalen Meeresarm vom festen Lande getrennte Insel Bombay

(2 □ M., 177,000 E.) ist die Station der britischen Marine gegen die arabischen Seeräuber; sie bildet nebst den kleinen Inseln Salfette, Elephanta (beide mit berühmten in Felsen gehauenen Pagoden, Grotten u., einst Wohnungen der Priesterkaste) u. a. m. einen der sichersten und geräumigsten Häfen von Ostindien; denn nur hier und in Goa finden Linienschiffe den erforderlichen Schutz. Die Inseln Salfette und Bombay sind durch einen fahrbaren Steindamm mit einander verbunden. Die Stadt Bombay, 90° 18' S. L., 18° 56' 40" N. Br. (160,000 Einw.), ist vorzüglich gegen die Meeresfläche stark befestigt. Das Castell ist ein rechtwinkliges Viereck, in dessen einer Bastion sich eine Cisterne befindet, um die Besatzung im Nothfall mit Trinkwasser zu versehen, da die Insel fast keine Brunnen hat. Der Marktplatz (the Green) ist von prachtvollen Gebäuden umgeben. Hier ist die englische Kirche von schöner Architektur, und das im gefälligsten Styl erbaute Gouvernementshaus. Unweit dieses Platzes befindet sich der Bazar, wo eingeborene Kaufleute die mannigfaltigsten Erzeugnisse des Orients in zahllosen Kramläden feil bieten. Auf den Schiffswerften von Bombay werden durch eingeborene Arbeiter, größtentheils Parsen, Schiffe jeder Art, vom Linienschiff bis zur Barke, so gut gebaut, daß sie die europäischen im Segeln oft übertreffen. Die neuerbaute trockene Docke kann 3 Linienschiffe zu gleicher Zeit aufnehmen. Das Landhaus des britischen Statthalters ist ein jesuitisches Missionsgebäude, die Kühle und hohe ehemalige Capelle ist des Statthalters Speisesaal, und das Refectorium von großer Ausdehnung ist sein Tanzsaal geworden. Der Garten, reich an acclimatisirten Pflanzen der weiten Zone von Japan bis Australien, bietet dem Botaniker viele Merkwürdigkeiten dar; denn die ostindische Regierung sucht in Verschönerung und Mannigfaltigkeit desselben einen Luxus, den die Jesuiten nur in der Acclimatirung nützlich geglaubter Pflanzen suchten. Von hieraus versahen sie die Missionen der Philippinen und von Süd- und Nordamerika mit nütlichen Sämereien und Apothekerpflanzen. Die Bevölkerung der Insel wird auf 220,000 geschätzt, worunter drei Viertel Hindus, 13,000 Parsen, 28,000 Mohammedaner und 3 — 4000 Juden, nebst vielen Portugiesen. Die Parsen, welche durch Handel und Gewerbleiß zum Theil beträchtliches Vermögen erworben haben, sollen von den durch Schach-Abbas vertriebenen Feueranbetern herkommen. Sie verehren nächst dem heiligen Feuer, das sie in eignen Tempeln unterhalten, die Sonne, und kommen jeden Morgen und Abend scharenweise auf den Platz zwischen der Citabelle und der Stadt, um sich vor ihrem Gott zu beugen. Bombay gehörte vormals den Portugiesen, welchen es 1530 von einem auf Salfette herrschenden indischen Fürsten überlassen wurde. 1661 traten es die Portugiesen als einen Theil der Mitgabe Katharinas von Portugal an Karl II. ab. Die „Transactions“ der Literary society of Bombay (1823, 3 Bde., 4., m. Kpf.) sind für die Geschichte, Sprachen, Erd- und Naturbeschreibung des Orients sehr wichtig.

Bombelles (Ludwig, Marquis von), geb. d. 1. Juli 1780 zu Regensburg, wo sein Vater, Marc-Marie, Marq. de B. (geb. 1744), franz. Abgesandter beim Reichstage war. Seine Mutter, eine geb. Baronin von Medon, war zweite Gouvernante der königl. Familie (des enfans de France) gewesen und seitdem vertraute Freundin der tugendhaften Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI. Als die Revolution ausbrach, war sein Vater franz. Ambassador bei der Republik Venedig, und wurde, da er sich weigerte, den von der Nationalversammlung vorgeschriebenen Eid zu leisten, in die Emigrantenliste gesetzt. Er diente hierauf unter dem Corps des Prinzen Condé, nach dessen Auflösung er Domherr in Breslau, bei der Rückkehr der Bourbons aber erster Almosenier der Herzogin von Berry und 1819 Bischof von Amiens wurde. Ludw. v. Bombelles, der älteste Sohn dieser den Bourbons ganz ergebenen Familie, erbte die Gesinnungen des alten Hofes. Seine erste Erziehung erhielt er unter den östreich. Cadetten; später kam er nach Neapel,

Conv.-Lex. Siebente Aufl. Bd. II. †

wo die Königin Karoline, die schon seinem Vater eine Pension von 1000 Duc. verschafft hatte, ihm eine Lieutenantsstelle bei der neapolitan. Cavalerie auswirkte. Neapels Staatsumwälzungen vertrieben den jungen B. nach Wien. Hier fand er eine Anstellung bei der geh. Staatskanzlei; man sandte ihn zur k. östreich. Gesandtschaft nach Berlin zu der Zeit, als der jetzige Staatskanzler, Fürst Metternich, den östreich. Gesandtschaftsposten dort bekleidete. Hier erhielt er seine erste Bildung zum Diplomaten, wurde Gesandtschaftsrath und versah den Posten eines k. östreich. Geschäftsträgers in Abwesenheit des Gesandten. Mit vieler Klugheit brachte er das k. östreich. Gesandtschaftsarchiv nach Schlesien, als 1813 der König Berlin verließ und sich nach Breslau begab, um dort sich gegen Napoleon zu erklären. Der M. v. Bombelles erhielt hierauf, als er im Gefolge des Fürsten Hardenberg an den Rhein mitgegangen war, eine Mission nach Dänemark, um den König von Dänemark einzuladen, die Allianz mit Napoleon aufzugeben. Dann war er 1814 beim Einrücken der Allirten in Paris gegenwärtig und wurde vom Kaiser von Östreich gewählt, an Monsieur den Grafen von Artois am 6. April 1814 die weiße Cocarde zu überbringen. Später war er k. östreich. Commissair bei Ludwig XVIII. Dann gab man ihm eine neue Mission nach Dänemark, um dort die Verhandlungen mit Schweden zu leiten; zuletzt ward er zum wirkl. bevollm. kais. Minister in Kopenhagen ernannt. 1816 kam er als k. Gesandter nach Dresden, verheirathete sich aber vorher mit der kunstreichen Ida Brun, E. des Geh. Conferenzraths Brun und der Dichterin Friederike Brun in Kopenhagen, Protestantin, Nichte des Bischofs von Seeland, D. Münter. In den von Böttiger herausgegeb. „Sitten- und Landschaftstudien von Neapel“ (Leipzig 1818) von Fried. Brun findet man auch über der Gräfin B. frühere italienische Bildung Mehres. Graf B. besaß außer seinen diplomatischen Kenntnissen, die ihm die Ehre erwarben, 1819 den Kaiser von Östreich auf seiner Reise nach Siebenbürgen und durch Gallizien zu begleiten und in dieser Begleitung das Portefeuille statt des Staatskanzlers zu führen, wozu die vollkommenste Kenntniß der deutschen Sprache gehörte, alle Anmuth echt franzöf. Geselligkeit; sein Haus war mehre Jahre in Dresden der Mittelpunkt musikalischer und dramatischer Unterhaltungen, wozu auch seine Gemahlin, so weit es ihre geschwächte Gesundheit erlaubte, Vieles beitrug. Sein Talent fürs franz. Schauspiel gewährte auf einem von ihm belebten Gesellschaftstheater der Schaulust der vornehmen dresdner Welt einen seltenen Genuß. Wenn bei dem Wartburgsfeste und den dadurch veranlaßten Besorgnissen, sowie beim Congreß von Karlsbad seine diplomatische Stellung die größte Aufmerksamkeit gebot, so konnte er bei der strengen Erfüllung seiner ihm von Wien gewordenen Instructionen leicht in Verdacht kommen, die scharfe Grenzlinie zwischen Politik und Polizei nicht immer fest genug im Auge behalten zu haben. Allein, wer ihn genau kannte, wußte sehr wohl, daß argwöhnisches Aufhören gar nicht an seiner fröhlichen Gutmüthigkeit haften konnte. Er hatte 1820 den Befehl erhalten, seinen dresdner Gesandtschaftsposten mit dem in Neapel zu vertauschen, als die dort ausgebrochenen Unruhen seine Abreise hemmten. Er erhielt hierauf den Gesandtschaftsposten in Florenz, Modena und Lucca, dann den am portugies. Hofe, und befand sich 1829 bei der Königin D. Maria in London.

Bomben, große, hohle, eiserne (vormals auch metallene, zuweilen länglich runde) Kugeln, mit einem in das Füllloch eingekitteten hölzernen Zünder und zwei kleinen Handhaben. Sie werden aus Mörsern geworfen. Gefüllt werden sie mit Pulver und geschmolzenem Zeug (welches aus gleichen Theilen Schwefel und Salpeter mit etwas beigemischtem Mehlpulver besteht, und zum bessern Entzünden der Gebäude dienen soll). Die Sprengladung beträgt bei den 74pfündigen Bomben 5 — 8 Pf. Pulver und 1 Pf. geschmolzenes Zeug, bei den 10pfündigen 1 Pf. Pulver und 4 — 6 Loth geschmolzenes Zeug. Durch den inwendig hohlen,

mit einer Mischung von Pulver gefüllten Zünder wird die Sprengladung entzündet. Die Länge und der Saß der Brandröhre, sowie die Richtung des Mörsers müssen so berechnet (tempirt) sein, daß die Bombe gerade in dem Augenblicke, wo sie den zu treffenden Gegenstand berührt, crepire, d. i. zerspringe. Die Bomben werden unten etwas dicker als oben gegossen, damit sie nicht auf die Brandröhre fallen und das Feuer ersticken; doch werden sie jetzt auch häufig concentrisch gemacht, weil man gefunden hat, daß die Brandröhre dennoch im Fallen oben bleibt. Schon im 7. Jahrh. warf man Feuerkugeln aus irdenen Gefäßen, dann aus Blyden oder Mangen, oder mit Handschleudern von Eisendraht. 1238 brauchte Jayme I., König von Aragonien, bei der Belagerung von Valencia eine Gattung großer Schwärmer, von 4 Pergamenthäuten gemacht, welche beim Niederfallen zersprangen. Dann kamen große eiserne Kugeln, die man glühend fortschleuderte. In der Mitte des 15. Jahrh. erfand der Fürst Rimini Sigismund Pandulf Malatesta die Mörser und Bomben. Diese bestanden anfangs aus 2 hohlen, metallenen, mit Pulver gefüllten, durch Ketten zusammengehaltenen Halbkugeln, welche durch eine heraushängende Zündschnur, Stoppine, entzündet wurden. Nach und nach erhielten sie die Gestalt, die sie jetzt haben. Der engl. Ingenieur Matthus, den Ludwig XIII. in seine Dienste nahm, führte sie in Frankreich ein und gebrauchte sie zuerst 1634 bei der Belagerung von Lamotte in Lothringen. Von den Bomben, die man nur aus Mörsern wirft, sind die aus Haubitzen geworfenen Granaten wohl zu unterscheiden; diese werden auch im Felde, jene nur im Festungskriege gebraucht. Vergebens hat der preuß. General von Tempelhof versucht, die 10pfünd. Mörser auch mit ins Feld zu nehmen. — Bombenfest ist jede obere Bedeckung, wenn die darauf fallenden Bomben nicht durchschlagen. Ein kreisförmiges steinernes Gewölbe erfordert $3\frac{1}{2}$ Fuß Dicke.

Bonald (Louis Gabriel Ambroise, Vicomte de), Mitglied der franz. Deputirtenkammer, bekennt sich zu den Grundfäßen der äußersten rechten Seite und ist einer der ersten Wortführer der theokratischen Partei oder der Ultramontanen. Er emigrierte 1791 und schrieb in Heidelberg, nach der Auflösung des Emigrantencorps, bei dem er gedient hatte, seine bekannte „Théorie du pouvoir politique et religieux“ (3 Bde., 1796). Der Charakter dieser und seiner spätern politischen Schriften ist dunkle metaphysische Abstraction, die bekanntlich am allerwenigsten den Franzosen zusagt. Nach Frankreich zurückgekehrt, wußte er sich sowol Napoleons Gunst zu erwerben als auch die seiner Brüder. Der Kaiser ernannte ihn zum Rath bei der Universität mit 10,000 Fr. Gehalt. Louis Napoleon machte ihm den Antrag, die Erziehung seines Sohns, des damaligen Kronprinzen von Holland, zu übernehmen. Bonald lehnte dies aber ab. Genau mit Chateaubriand verbunden, nahm er Theil an der Herausgabe des „Mercur de France“. Nach der Restauration der Bourbons wurde er 1815 in die Kammer der Deputirten gewählt; er stimmte in dieser Chambre introuvable (s. d.) mit der Mehrheit. Auch wurde er 1816 in die franz. Akademie aufgenommen. Sein wichtigstes Werk ist „Législation primitive“ (3 Bde., 1802). Dieser Publicist fand aber selbst bei s. Freunden (z. B. Chateaubriand) lauten Widerspruch, als er die Legitimität der Monarchie von der der Republik, und das politische Recht der einen von dem der andern unterscheiden wollte, die er für eine bloße Municipalverfassung erklärte.

Bonaparte (die Familie) ist ein altes italienisches Geschlecht, das, wie Louis Bonaparte in seinen „Documentes historiques sur le gouvernement de la Hollande“ erzählt, schon 1272 zu Treviso ansässig war, wo ein Nardilius Bonaparte als Podesta zu Parma und als Maria- oder Gaudentiusritter sich Ruhm erwarb. Ein Schriftsteller d. N., Jakob Bonaparte, ein toscanischer Edelmann, der um 1527 lebte, bemerkt, daß seine Familie in der Republik San Miniato im Toscanischen hohe Ämter bekleidet und sich in den Kriegen von Florenz

ausgezeichnet habe. Ein Zweig derselben befand sich zu Sarzana im Genuesischen und siedelte sich, während des Gueifen- und Ghibellinenkampfes, zu Ajaccio in Corsica an. Von ihm stammte Napoleons Vater, Karl Bonaparte, der anfangs mit Paoli für die Unabhängigkeit Corsicas focht und mit ihm die Insel verließ, in der Folge aber auf Ludwigs XV. Einladung in sein Vaterland zurückkehrte. 1776 wählte ihn Corsica mit zu den Deputirten des Adels, die an den König von Frankreich geschickt wurden. Er schrieb sich vor der französischen Revolution von Bonaparte. Seiner Gesundheit wegen hatte er sich späterhin nach Montpellier begeben, wo er 40 J. alt 1785 starb. — Seine Gemahlin, die schöne Maria Lätitia, geb. 24. Aug. 1750 zu Ajaccio, stammte aus dem ursprünglich italienischen Hause Ramoini, das von den Grafen Colalto sich herleitet. Sie hatte ihm der Zeit nach folgende Kinder geboren: Giuseppe, Napoleone, Luciano, Luigi, Mariana, Carletta, Annunziata und Girolamo. Die junge Witwe suchte, da sie ohne Vermögen war, mächtige Beschützer, und fand sie. Ihre Bekanntschaft mit dem Grafen von Marboeuf gründete das Glück der Familie. Die Corsen behaupteten, sämmtlich Colleute zu sein, und weigerten sich, Steuern zu bezahlen. Ludwig XV. befahl daher dem Gouverneur, 400 Familien auszuwählen, die allein als adelig betrachtet werden sollten. In diese Liste setzte Marboeuf auch die Familie Bonaparte. Als die Engländer 1793 Corsica eroberten, flüchtete sich Mad. Lätitia, deren zweiter Gemahl der Hauptmann Franz Fesch von Basel wurde (s. Fesch, Joseph, Cardinal), mit ihren Töchtern nach Marseille. Bald nach dem 18. Brumaire (Nov. 1799) kam sie nach Paris; allein erst nach Napoleons Erhebung zur Kaiserwürde huldigte man der Madame mère, die dem Tone und der Sprache nach halb Italienerin, halb Französin war und nicht sonderlich in den neuen Rang sich schicken konnte. Sie erhielt einen eignen Hofstaat und ward General-Superiorin der barmherzigen Schwestern (Soeurs de la charité) und der Hospitaliterinnen des franzöf. Reichs. Man rühmte damals viele mildthätige Werke von ihr. Andre fanden sie geizig. Die Größe, welche sie umgab, hatte sie wenigstens nicht verblendet. Unter ihren Kindern liebte sie den Erbkönig von Holland, Louis, am meisten. Sie lebte seit 1814 in Rom, bei ihrem Stiefbruder, dem Card. Fesch. — Durch den pariser Tractat vom 20. Nov. 1815 wurde die gesammte Familie Bonaparte aus Frankreich verbannt, und in dem am 6. Jan. 1816 von Ludwig XVIII. gegebenen Amnestiegesetz wurden von der Amnestie ausgenommen Napoleon Bonaparte's sämmtliche Verwandte, die aus Frankreich verbannt bleiben, daselbst Nichts besitzen dürfen und binnen 6 Monaten ihr dort erkauftes Eigenthum verkaufen sollen. Hierauf bestimmte die königl. franz. Ordonnanz vom 22. Mai 1816, daß die Güter und Einkünfte der bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich zurückgekommenen Glieder der Familie Bonaparte, die durch das Gesetz vom 12. Jan. 1816 eingezogen worden waren, zur Unterstützung verdienster Militärpersonen und solcher Donatarien, die ihre Donationen im Auslande verloren haben, verwandt werden sollen. Wir handeln in den nächsten Artikeln Joseph, Napoleon, Lucian, Ludwig und Hieronymus Bonaparte ab, und verweisen wegen Mariana, nachher Elisa genannt, auf Bacciochi, wegen Carletta, nachher Marie Pauline genannt, auf Borghese, wegen Annunziata, nachher Annonciade Karoline genannt, auf Murat. Nächstdem s. m. Fesch, Eugen (unter Leuchtenberg, dessen Schwester Hortensia bei Ludwig Bonaparte angeführt ist) und Marie Louise (Leopoldine Karoline).

Bonaparte (Joseph), geb. den 7. Jan. 1767 zu Ajaccio, studirte in Pisa, wo er sich nützliche Kenntnisse erwarb, und begann die juristische Laufbahn als Gehülfe eines Rechtsgelehrten. Die Natur hatte ihn mit Fähigkeiten, Verstand und einer einnehmenden äußern Gestalt begabt. Er flüchtete 1793 mit seiner Familie nach Marseille, wo er sich 1794 mit Marie Julie Clary, der Tochter

eines reichen Kaufmanns (Schwägerin des jetzigen Königs von Schweden, Karl Johann), vermählte. Auf seines Bruders Empfehlung ward er 1796 Kriegskommissair, Bataillonschef der Volontairs nationaux und Chef der Administration bei der italienischen Armee. Doch bezeugte er sich der Rolle, zu welcher ihn sein Bruder berief, nur wenig würdig. Nach dem 18. Fructidor trat er als corsischer Abgeordneter in den gesetzgebenden Rath ein. 1797 ging er als Ambassadeur der Republik nach Rom, das er nach des Generals Duphot Ermordung verließ, worauf das Directorium den Kirchenstaat besetzen ließ. Auf seinem Gesandtschaftsposten zu Rom hatte er Talente entwickelt, sodaß man ihn für höhere Staatsgeschäfte geeignet hielt. Im Rath der Fünfhundert sprach er wenig; doch wählte man ihn zum Secretair d. 21. Juni 1798. Nach dem 18. Brumaire ernannte ihn sein Bruder zum Staatsrath und Tribun. Dem verschlossenen und mit politischen Kunstgriffen noch aus seiner Advocatenlaufbahn wohlbekannten Joseph fehlte es auch da keineswegs an Talenten, sich geltend zu machen; daher ernannte ihn Napoleon zu seinem Bevollmächtigten, um mit den Verein. Staaten von Nordamerika einen Freundschafts- und Handelsvertrag (Paris, den 30. Sept. 1800) abzuschließen, hierauf den 11. Oct. 1800 zum bevollmächt. Minister beim Friedenscongresse zu Luneville. Als solcher unterzeichnete er daselbst den Frieden (9. Febr. 1801), und den mit England zu Amiens (1802). Auch leitete er nebst Cretet und Bernier die Unterhandlungen mit dem Cardinal Consalvi, dem Erzbischof Spina und dem Pater Caselli, wegen des nachher am 15. Juli 1801 abgeschlossenen Concordats. Als Napoleon die Kaiserkrone erworben, sah sich Joseph nach einander zum Senator und Inhaber der Senatorie Brüssel, dann zum Großofficier und Mitglied des Raths der Ehrenlegion und der eisernen Krone, endlich zum franz. Prinzen und Großwahlherrn von Frankreich erhoben. Napoleon schien ihm unter seinen Brüdern das meiste Vertrauen zu schenken, obgleich Lucian seinem Ehrgeiz wesentlichere Dienste geleistet hatte. Übrigens war Joseph bei einem echt italienischen Charakter nicht zur Grausamkeit geneigt, vielmehr mild, für sich selbst keiner durchgreifenden Maßregeln fähig, am wenigsten ein guter Soldat oder Taktiker, obgleich er als Lieutenant des Kaisers in dessen Abwesenheit der Regierung vorstand. Dessenungeachtet gab ihm Napoleon den Oberbefehl über die Armee von Neapel und bestimmte ihn, nachdem die Dynastie von Neapel durch die Proclamation vom 27. Dec. 1805 für unwürdig zu regieren erklärt worden war, zum Beherrscher beider Sicilien. Joseph hielt am 15. Febr. 1806 seinen Einzug in Neapel, und am 30. März d. J. erschien das kais. Decret, wodurch Joseph Napoleon zum König von Neapel und Sicilien ernannt, die Verfassung des Reichs bestimmt, 6 große Reichslehen darin errichtet und eine Mill. Franken von den Einkünften des Landes für franzöf. Militairs ausgesetzt wurden. Indeß widerstand ihm noch in Gaëta der tapfere Prinz von Hessen-Philippsthal, und die englischen Unternehmungen von Sicilien aus unterstützten die entschlossene, mit großer Nachsicht vergesellschaftete Widerseßlichkeit der Calabresen. Der neue Herrscher befolgte in seiner Verwaltung ganz Napoleons Vorschriften. Aber auf dem für ihn zu erhabenen Posten verdiente er weder die Achtung noch die Anhänglichkeit der Völker, welche seinem Scepter gehorchten. Seine Sitten neigten sich zur Ausschweifung, sein Benehmen war unvorsichtig. An dem Hofe Napoleons nannte man ihn, seines behaglichen Lebensgenusses wegen, den Philosophen! Seine Verwaltung in Neapel war, ungeachtet er selbst wenig Thätigkeit bewies, doch nicht ohne Nutzen. Er nahm die franz. Einrichtungen zum Muster; er hob die Lehnverfassung und die Fideicommissa auf; er trennte die Justiz von der Verwaltung; er zog Klöster ein und stiftete Schulen u. s. w. Vorzüglich machte sein Finanzminister, Graf Rödeler, wichtige Verbesserungen im Finanzwesen; so wurde z. B. ein neues einfaches und allgemeines Steuersystem

an die Stelle der alten Abgaben gesetzt. Allein im Ganzen überließ er, wie auch Graf Deloff (in s. „Mémoires sur le roy. de Naples“) bemerkt, die Geschäftsführung dem geschmeidigen und feinen Salicetti, dessen ganzes Talent darin bestand, Complotte zu erfinden und die Schlachtopfer zu mehren. Neben trefflichen Anstalten für die Rechtspflege bestanden nämlich Kriegsgerichte und außerordentliche Commissionen, von welchen eine große Zahl Menschen, ohne Beobachtung der strengern rechtlichen Formen, zum Tode verurtheilt wurden! — Aber ehe noch der neue Staat geordnet war, versetzte Napoleons Machtwort seinen Bruder Joseph, den 6. Juni 1808, auf den noch wankendern Thron Spaniens und Indiens, von welchem die Bourbons damals herabgestoßen worden waren. Vor seiner Abreise von Neapel, den 23. Juni, machte Joseph die eiligst entworfene Constitution des Reichs bekannt, und Joachim Murat trat in seine Stelle ein. (S. Murat.) Nachdem hierauf in Bayonne Spaniens neue Constitution von der Junta beschworen worden war, reiste Joseph von Bayonne ab und hielt seinen Einzug in Madrid am 20. Juli. Doch gelangte er nie zum ruhigen Besitz des spanischen Throns, und über seine ungünstigen Verhältnisse während dieser Zeit s. m. Spanien. Nach der Niederlage bei Vittoria, den 21. Juni 1813, lebte er in Frankreich dem Vergnügen auf seinem Landhause zu Morfontaine, und befehligte, als die verbündeten Heere 1814 in Frankreich vordrangen, die Nationalgarde von Paris, bewies aber dabei große Unentschlossenheit. Endlich gab er seine Zustimmung zu der Capitulation von Paris, welche Marmont abschloß, und entfloß mit der Kaiserin nach Blois. Nach Napoleons Absetzung zog er sich, mit einem ihm zugesicherten Einkommen von 500,000 Fr., in das Waadtland zurück, wo er das Landgut Prangin kaufte. Bei Napoleons Rückkehr, 1815, erschien er wieder in Paris als franz. Prinz, Connetable und Pair des Reichs; allein nach der Schlacht von Waterloo schiffte er sich zeitig genug nach den Verein. Staaten von Amerika ein, wo er nebst vielen Begleitern im Sept. zu Newyork anlangte und sich bald darauf in Trenton (Newjersey) ankaufte. Er lebt jetzt auf seinem Landgute, welches früher Moreau bewohnte, in der Nähe von Bordentown, am Delaware im Staate Newjersey, 5 Meilen von Philadelphia, mit dem Landbau und den Wissenschaften beschäftigt, als reicher Privatmann u. d. N. eines Grafen von Survilliers. Joseph sieht seinem Bruder Napoleon sehr ähnlich, doch drückt sein Gesicht mehr Freundlichkeit und Annehmlichkeit aus. Er ist der Wohlthäter seiner Landsleute und wird von seinen Nachbarn sehr geliebt. Er hat 1799 einen Roman, „Moïna“, geschrieben, der 1814 neu aufgelegt wurde. Seine Gemahlin, die Gräfin Survilliers, lebte mit ihren beiden Töchtern seit dem Aug. 1820 in Brüssel, von wo die eine Tochter sich nach Philadelphia zu ihrem Vater begab. Mutter und Schwester folgten ihr dahin später; 1824 kam die junge Gräfin Survilliers, Josephs Tochter, in Brüssel wieder an, um sich mit dem Sohne des Grafen von St.-Leu, ihres Oheims, zu vermählen.

Bonaparte (Napoleon). Das Leben dieses außerordentlichen Mannes ist geschlossen, aber das Zeitalter, dessen Held er war, wird seinen Namen der Nachwelt übergeben. Noch liegen nicht alle Urkunden und Beweismittel offen vor uns, nach welchen die Geschichte ihr unwiderlegliches Urtheil über ihn fällen kann. Wir sammeln also nur Thatsachen aus dem Leben eines Mannes, den Europa erst bewunderte und fürchtete, dann besiegte und verurtheilte. Napoleon Bonaparte ist nicht, wie Einige behauptet haben, den 5. Febr. 1768, sondern d. 15. Aug. 1769 geboren. Er selbst legte auf den Adel seiner Familie keinen Werth. Mit den Worten: „Ich will meinen Adel nur von mir datiren, und meine Ansprüche nur vom französischen Volke haben“, warf er eine aus italienischen Archiven gezogene Urkundensammlung über das Alter seines Geschlechts ins Feuer. Der Gouverneur von Corsica, Graf von Marboeuf, verschaffte dem jungen Napoleon eine königl. Freistelle in der Militärschule zu Brienne, wo er von 1778—84

zum Officier gebildet ward. Durch neue Begünstigung erhielt er einen Platz in der Militärschule zu Paris, und schon 1785, im 17. Jahre seines Alters, ward er als Unterlieutenant bei der Artillerie, im Regiment la Fere, angestellt, zu einer Zeit, wo eine allgemeine Gährung nahe Stürme verkündigte. Der junge Corse hatte schon in seinem Vaterlande den Sinn für politische Partekämpfe in seinen von Natur verschlossenen Geist aufgenommen. Er hatte hassen gelernt; denn ein unbeflegbarer Haß gegen Genua, das die Corsen nicht zu bezähmen vermochte, und gegen Frankreich, das anfangs Corsica für Genua, dann für sich unterjochte, wurzelte in Aller Herzen. Napoleon sah die Theilnahme seines Vaters an den öffentlichen Angelegenheiten, dessen Freiheitsinn und Haß der Unterjochung, und bewunderte den Helden Paoli. Aber zugleich lernte er die Menschen verachten und Haß und Rache im Busen verbergen; wilde Kampflust wurde ebenso bei ihm vorherrschende Neigung, als Paoli's Ruhm seine Ehrsucht entzündete. Verschlossen, wie Alle die ihn umgaben, gewöhnte er sich, die Menschen zu beobachten, sich selbst der Beobachtung Andern zu entziehen, und während das gemeinsame Interesse fast zerstört war, nur das eigne zu suchen. So gefellte sich die stolzeste Selbstsucht zu innerer Leidenschaft. Kein sanfteres Gefühl drang in seine eiserne Brust. In der Militärschule zu Brienne nahm er bald sein Übergewicht wahr; kein Lehrer, kein Mitschüler — sie waren ja Franzosen — gewann ihm Liebe, keiner wahre Achtung ab. In sich zurückgezogen, suchte er die Einsamkeit, war finster, hinbrütend, und verachtete die Spiele seiner Gefährten. Nichts konnte ihn aus dem Phantasienkreise, in den er schon gebannt war, herausreißen. Im Kriege geboren, warf er sich mit entschiedener Neigung auf die Kriegswissenschaften. Die tiefstinnigsten Lehren der Mathematik wurden seine Lust, weil er sie alle auf Kriegskunst bezog, die der Mittelpunkt seines Lebens ward. Und gerade die Kriegswissenschaft mußte auf seinen Charakter am mächtigsten einwirken, indem die Menschen ihm hier immer mehr Maschinen wurden oder Feinde, die man überlistete oder nach allen Regeln der Kunst schlug und vernichtete. Siegen, herrschen ward seine heftigste Neigung, und nur darum trat er seinen Mitschülern etwas näher, um den Krieg im Kleinen zu führen, den er schon im Großen dachte. Man weiß, wie er seine Gefährten gegen einander aufgereizt, Meuterei gegen die Lehrer angestiftet und sich ein Ansehen unter den Knaben erworben. Bemerkenswerth ist auch, daß er sich endlich 2 von jenen, und gerade sehr beschränkte Köpfe, zu täglichen Gefährten auswählte, und diese so an sich zu fesseln wußte, daß sie in demüthiger Bewunderung seiner Überlegenheit sich zu Werkzeugen seiner Absichten gebrauchen ließen. Neben seinen mathematischen Studien beschäftigte ihn besonders die Geschichte des Alterthums. In allen kühnen Unternehmungen der Vorzeit erkannte er das eigne Kraftgefühl, und jedes gelungene Emporstreben, jeder Sieg gewann ihm das einzige Entzücken ab, dessen er fähig war. Daher mußten ihm die Helden Plutarch's gefallen, dessen Lebensbeschreibungen er mit besonderer Neigung betrachtete. In spätern Jahren zog ihn auch das düstere Nachtgemälde des Nordens in Ossian's Schlachtgesängen an; Tacitus hingegen, den er nur den Verleumder des Nero nannte, war ihm verhaßt. Die Spartaner wurden ihm Vorbilder der Selbstabhärtung, der Kampflust und jener Wortkargheit, die über den Sinn ihrer Rede in Zweifel läßt. Sie ahmte er auch in seinen Antworten und Mittheilungen nach und gewann die große Fertigkeit, mit Wenigem viel, immer aber mehr zu sagen, als die Hörer erkennen sollten, oder auch wol eine tiefere Bedeutung, als er selbst hineinlegte, muthmaßen zu lassen. Zugleich lernte er auf kleine Umstände achten, Nichts, was der eignen Absicht förderlich sein könnte, übersehen, den Gegnern ihre Schwächen ablauern und sie in unbewahrten Augenblicken überlisten. So weit brachte es der Jüngling in der kleinen Welt von 150 Franzosen, die ihn zu Brienne umgaben. Seine Lehrer, die sein Talent, seine raschen Fortschritte in

den Kenntnissen, die seinem Sinn entsprachen, anerkannten, hatten oft Ursache, seine Ungelehrigkeit in Allem, was ihm keine Neigung abgewinnen konnte (wie Poesie, Grammatik, Orthographie, Latein u. s. w.), seine Verschlossenheit und Hinterlist, seine unbeugsame Hartnäckigkeit, und eine Leidenschaft, die zuweilen in Wuth ausbrach, wenn sie Widerstand fand, zu tadeln. Daher bemerkte einer der Lehrer schon damals bei Napoleons Namen: „Ein Corse von Geburt und Charakter. Er wird es weit bringen, wenn die Umstände ihn begünstigen“. So war B., als er 1784 in die große Welt zu Paris eintrat. Hier blieb er etwa 8 Monate, dann wurde er 1785 nach Valence geschickt. Zum Soldaten geboren, wußte er als Officier, fern von den Genüssen der Jugend, durch Pünktlichkeit im Dienst, durch ausgezeichnete Kenntnisse in seinem Fache und durch fortgesetzten Fleiß die Achtung seiner Obern zu gewinnen, und je mehr er über alle Officiere seines Alters hervorragte, desto mehr durfte er hoffen, sich emporzuschwingen. Ein ungemeiner Mensch, wie er war, sah er nur Einen Zielpunkt vor sich, auf den er unbeweglich Alles bezog: Macht für seine Kraft! Als nun die ersten Stürme in Frankreich ausbrachen, war er nicht zweifelhaft, welche Partei er ergreifen sollte. „Als General“, soll er selbst gesagt haben, „hätte ich mich an den Hof gehalten, als Lieutenant ohne Vermögen mußte ich die Partei des Volks ergreifen“. Indeß ward Paoli nach Paris berufen. Mit ihm schiffte Napoleon gegen Ende 1790 nach Corsica, wo schon die Parteien der Aristokraten und Demokraten mit einander kämpften. Napoleon, der damals sein verunglücktes Gedicht zu Ehren der Freiheit in Umlauf setzte, zeichnete sich unter den letztern aus und wurde zum Commandanten der Nationalgarde in Ajaccio ernannt. Verwegen ohne Patriotismus, hoffte er, in dem Sturm der Revolution selbst an die Spitze seiner Landsleute zu treten, zumal da Paoli in der Volksgunst immer mehr sank. Allein er war nicht glücklich. Seine Unternehmung auf die Insel Maddalena, die er mit einem kleinen Haufen im Namen der Republik besetzte, mißlang, und die damit zusammenhängende Expedition des Admirals Truguet auf Sardinien verunglückte gänzlich. Paoli aber, der die zügellosen Demokraten nicht mehr zu bändigen vermochte, rief nun die Hülfe der Engländer an. Napoleon stellte sich der englischen Partei, an deren Spitze Paoli stand, muthvoll entgegen und unternahm mit einigen Truppen, welche die Volksrepräsentanten Salicetti und Lacombe St.-Michel zu Calvi ans Land gesetzt hatten, einen Angriff auf Ajaccio, wo Paoli's Partei herrschte. Der Angriff mißlang. Er wurde 1793, auf Paoli's und Pozzo di Borgo's Veranlassung, mit vielen andern Aufstrebenden aus Corsica verbannt. Er schiffte sich mit seiner Familie nach Marseille ein. Paoli's Anhänglichkeit an die Engländer machte den feurigen B. zu dem entschlossensten Franzosen und zu dem hartnäckigsten Feinde jenes Inselvolks. Das Verfahren der Letztern in Toulon mußte seinen Haß nur noch verstärken. Damals herrschte der Convent durch das Schrecken, und glänzende Erfolge setzten Europa in Furcht und Erstaunen. Der Eindruck, den die Beobachtung dieser Erscheinung auf den Artillerie-lieutenant B. machte, bestimmte vielleicht späterhin die bleibende Richtung der Staats- und Kriegspolitik des Oberconsuls und Kaisers. Um jene Zeit schrieb B. einen Brief an Buttafoco, Deputirten von Corsica in der Nationalversammlung, dem er heftige Vorwürfe machte, daß er Corsica verrathen und verkauft habe; auch hatte er damals ein Werk über die politische und militairische Geschichte Corsicas abgefaßt, dessen Druck aber nicht zu Stande kam. Als einen sehr entschlossenen Republikaner gab er sich zu erkennen in einer von ihm zu Avignon 1793 herausgeg. Flugschrift: „Le souper de Beaucaire“, welche sich auf eine Unterredung bezog, die er über die politische Lage Frankreichs mit einigen Kaufleuten zu Beaucaire am 29. Juli gehalten hatte. Endlich wurde er als Capitain im 4. Artillerieregimente angestellt und diente bei dem republikanischen Heere unter Kellermann, welches Lyon belagerte. Seine höhere militairische Laufbahn aber

begann mit dem Tage der durch seine Anstalten vorzüglich bewirkten Übergabe von Toulon, am 19. Dec. 1793, an welchem er von den Volksrepräsentanten Salicetti, Abite und Barras zum Brigadegeneral und Commandanten der Artillerie bei der Armee von Italien, über welche Dumerbion den Oberbefehl führte, ernannt wurde. Dieses Heer war in schlechtem Zustande und durch öftere Niederlagen muthlos. Da entwickelte sich zuerst seine Kunst, trotz aller Hindernisse ein Ziel unverrückt ins Auge zu fassen, kleine Gefechte zu vermeiden und mit aller Gewalt auf Einen Punkt loszubrechen, und im Fluge ihn zu besiegen. Er suchte die Heerführer zu überzeugen, daß sie ihr Vertheidigungssystem verlassen und, obwohl mit geringer Macht, Piemont überwältigen müßten. Doch ein unerwartetes Ereigniß hemmte seinen Flug. Robespierre, und mit ihm die Schreckensregierung, war gefallen. Der Nationalconvent ließ alle Schreckensmänner entwaffnen. In Nizza, wo Napoleon jenes furchtbare System mit grenzenlosem Ungestüm predigte, erschien der Deputirte Boffroi, der ihn sogleich gefangen nehmen ließ. Zwar erhielt er seine Freiheit wieder, verlor aber seinen Posten bei der italienischen Armee und wurde durch das Decret vom 15. Sept. 1794 aus der Liste der Generale gestrichen. Er eilte nach Paris, um sich zu rechtfertigen. Aber vergebens wendete er sich an Aubry, der im Wohlfahrtsauschuß Präsident des Kriegscomité war und die Schreckensmänner unversöhnlich haßte. Er sah sich aufs neue hülflos und lebte von der Unterstützung einiger Freunde. Endlich erhielt er auf die Verwendung des Jean Debry und Féron eine Anstellung bei der Artillerie in Holland. Eben bereitete er sich dahin abzugehen, als er zu einem belohnenden Unternehmen in der Nähe gerufen ward. Die pariser Sectionen hatten sich gegen die dritte Constitution der Republik vom 23. Sept. 1795 verbunden. Der Convent zog Streitkräfte zusammen und wählte zuverlässige Generale. Barras empfahl B. Jener erhielt den Oberbefehl; diesem ward das Untercommando anvertraut. Er entsprach den Erwartungen, als am 5. Oct. (13. Vendemiaire) in Paris der Kampf der royalistischen Partei gegen die Conventstruppen ausbrach. Der dankbare Convent erhob ihn sofort zum Divisionsgeneral. Drei Monate später, 1796, gab ihm das Directorium den Oberbefehl über die italienische Armee. Damals vermählte er sich mit der reichen Witwe des Generals Beauharnois. (S. Bonaparte, Josephine.) Damit begann die glorreiche Laufbahn des 26jährigen Feldherrn. Am 30. März 1796 übernahm er in Nizza, als Scherer's Nachfolger, den Heerbefehl. Bewährte Generale standen ihm zur Seite. Aber das Heer befand sich in einem Zustande gänzlicher Auflösung. Ihm gegenüber stand Beaulieu an der Spitze von 60,000 M. Österreichern und Sarden. Doch was B. sogleich über alle Nebenbuhler hinausstellte, war das Gleichgewicht, in welchem bei ihm Geist und Charakter oder Muth standen. Er nannte dies être carré, autant de base que de hauteur. Durch kühne Worte begeisterte er seine Soldaten. Wie Hannibal zeigte er ihnen Alles, was sie brauchten und wünschten, in dem Lande des Feindes. Darauf führte er sie in den Kampf. Es gelang ihm, durch Umgehen oder Vorbringen im Rücken des Feindes dessen Plan zu vereiteln und ihn aus seiner Stellung zu werfen. Am 12. April 1796 schlug er bei Montenotte den östr. Feldherrn d'Argentau. Ein glücklicher Flankenmarsch gewann ihm den ersten Sieg. Unaufhaltsam verfolgte er den errungenen Vortheil. Die Trennung des östr. Heeres von dem piemontesischen war sein nächstes Ziel. Schon am 13. April griff er von neuem an, und erfocht am 14. den glänzenden Sieg bei Millesimo und Dego. Am 15. war die Trennung der feindlichen Heere vollständig erreicht. Er warf sich jetzt zuerst auf den schwächeren Theil, griff am 16. das verschanzte Lager der Piemontesen bei Ceva an, drängte dieselben nach Mondovi zurück und schlug am 17. im feindlichen Lager sein Hauptquartier auf. Am 22. Abends zog er siegreich in Mondovi ein. Der Hof von Turin bot Friedensunterhandlungen an; doch der Sieger bewilligte unter harten Bedingungen

nur einen Waffenstillstand (am 28. April), der ihm die wichtigsten Festen Piemonts einräumt und ihn zum Meister des ganzen Landes und seiner Hülfquellen machte. Unterdessen hatte sich der östr. Feldherr hinter den Po gezogen, um den Feind von Mailand abzuwehren. Er erwartete, durch Napoleons Bewegungen getäuscht, daß dieser zwischen Valencia und Pavia über den Po gehen werde. Jener aber bewirkte schon am 8. Mai den Übergang seiner Armee von Piacenza aus und nöthigte den Feind, sich bis an die Adda zurückzuziehen. Bei Lodi verschanzten sich die Östreicher; das Vordringen über die lange, stark vertheidigte Adabrücke schien unmöglich. Napoleon führte einen Theil seines Heeres an die durch ein mörderisches Feuer vertheidigte Brücke. Seine Scharen wankten; aber ihre Führer drangen unerschrocken vorwärts, und das erste Wagniß von Napoleons blutiger Taktik war gelungen (10. Mai). Die Lombardei war in seiner Gewalt, und die Östreicher vereinigten ihre Macht, um nur Mantua zu decken. Da suchten, von dem unerwartet schnellen Erfolge betäubt, die Fürsten Italiens den Frieden. Schon am 9. Mai hatte der Herzog von Parma einen Waffenstillstand erhalten; am 17. der Herzog von Modena. Der Friede mit dem König von Sardinien (Paris d. 18. Mai) sicherte der Republik außerordentliche Vortheile. So hatte B. alle Staaten Italiens zittern gemacht, ungeheure Kriegsteuern erhoben und sein Heer mit neuem Muth erfüllt. Einige Begünstigung fand er in der unruhigen Stimmung der gegen ihre Regierungen aufgeregten Italiener, denen er Freiheit und Vernichtung der Tyrannei verkündete. Überall suchte er die Unterthanen ihren Fürsten, ihrer Verfassung zu entfremden und Empörung unter den Vorpiegelungen des Republicanismus anzufachen. Fast unerschwingliche Summen foderte er für unsichern Waffenstillstand; schonungslos erpreßte sein Requisitionsystem Alles, was zum Bedürfnisse, was zum Luxus des Heeres gehörte. Kostbare Kunstwerke sendete er als glänzende Trophäen nach Paris. Müde der endlosen Bedrückungen, griffen die Lombarden zu den Waffen. In Pavia und Bicocco wurden viele Franzosen ein Opfer des Übermuths, mit dem sie die Bewohner gereizt. Da strafte Napoleon mit Feuer und Schwert die Unglücklichen; Lugo ward von Augereau ausgeplündert. Hierauf eilte er der östr. Armee, die sich am Mincio befestigt, entgegen, ging am 21. Mai über den Fluß, da, wo man es wieder am wenigsten erwartete, nahm am 1. Juni Verona ein und drängte die Feinde bis an die Grenzen Tirols zurück. Am 3. Juni schloß er Waffenstillstand mit Neapel und eilte nun um so sicherer, seine ganze Macht gegen die Östreicher zu wenden. Die treuen Tiroler rief er vergebens zur Empörung auf, indem er ihnen Freiheit und Unabhängigkeit versprach. Italien selbst drohten neue Unruhen; schnell erschien er, sie zu dämpfen. Die Citadelle von Mailand und die Feste Mantua waren noch in östr. Gewalt. Letztere schloß er ein und drang, um sich Italiens zu versichern, in das päpstliche Gebiet vor. Am 19. Juni waren Bologna, Urbino und Ferrara in seiner Gewalt, und der Papst sah sich genöthigt, am 23. einen Waffenstillstand mit ungeheuern Contributionen, mit den herrlichsten Kunstschätzen und mit vorläufigem Verzicht auf Bologna, Ferrara und Ancona, zu erkaufen. Nun überfiel er das neutrale Gebiet des Großherzogs von Toscana und besetzte Livorno (28. Juni), um sich der englischen Schiffe zu bemächtigen. Letzteres gelang zwar nicht, aber ein reicher Vorrath englischer Waaren fiel in seine Hände. Er ließ Besatzungen zurück, um, wie er vorgab, das Land gegen den britischen Despotismus zu beschützen. Als sich darauf, den 29. Juni, die Citadelle von Mailand ergeben hatte, unternahm er die Belagerung Mantuas. Dieses zu befreien, drangen die Östreicher unter Wurmsfer (der an Beaulieu's Statt den Oberbefehl erhalten) an die Etsch, und unter Quosdanovich über Brescia vor, sie entsetzten Mantua und drängten B. an den Mincio zurück; aber rasch warf sich dieser auf die einzelnen östr. Heerabtheilungen, schlug d. 3. Aug. Quosdanovich bei Leonato, und nöthigte am folgenden Tage mit 1200 Mann,

die er selbst führte, 4000 Streicher sich zu ergeben, da sie von seinen Drohungen sich schrecken ließen. Durch einen Rückzug lockte er Wurmser aus seiner Stellung, schlug ihn den 5. bei Castiglione und nöthigte ihn, sich nach Tirol zurückzuziehen. Darauf begann er am 23. Aug. die Belagerung Mantuas von neuem, indem er zugleich die wieder mächtig vordringenden Streicher einzeln schlug. Am 4. Sept. schlug er den rechten Flügel unter Davidovich's Oberbefehl bei Roveredo (s. d.). Rasch wendete er sich nun gegen den linken Flügel unter Quosdanovich, schlug ihn am 8. bei Bassano, bemächtigte sich der Stadt und drängte den Feind über die Brenta zurück. Wurmser, von der Hauptarmee getrennt, von Tirol abgeschnitten, faßte den kühnen Entschluß, sich nach Mantua zu werfen; B., der noch bei San-Giorgio, der Vorstadt Mantuas, ihn erreichte und am 15. schlug, konnte die Stadt ihm nicht verschließen. Während Mantua von neuem belagert ward, beschäftigte sich B. mit der Republicanisirung Italiens. Leicht fand er einen Vorwand, den Waffenstillstand mit dem Herzog von Modena zu brechen; er besetzte das Land und vereinigte es mit der neugeschaffenen cispadanischen Republik am 8. Oct. Darauf gab er den neuen Republikern die franz. Verfassung. Auch trug er dazu bei, daß Corsica am 18. Oct. den Engländern durch die franz. und corsischen Republikaner wieder entrisen ward. Am 9. Oct. hatte sich Genua unter harten Bedingungen in den Schutz der Republik begeben; am 10. Neapel den Frieden erlangt, und am 5. Nov. ging auch der Herzog von Parma, durch Modenas Beispiel geschreckt, denselben mit großen Aufopferungen ein. Da drangen die Streicher aufs neue, um Mantua zu entsetzen, gegen Bassano und Roveredo vor. Doch den schwächern B. rettete seine Kühnheit. Ehe die feindlichen Heere sich vereinigen konnten, ging er in der Nacht vom 14. auf den 15. Nov. über die Etsch und nöthigte Alvinzy zu der dreitägigen Schlacht bei Arcole vom 15. bis 17. Nov., in der nur sein und seiner Generale hoher Muth, das Vertrauen, das sie ihren Soldaten einzulösen wußten, und die Verzweiflung, mit der sich B. selbst jeder Gefahr aussetzte, seinen Untergang abwandte und ihm einen blutigen, aber großen Sieg gewann. Alvinzy ging an die Brenta zurück. Auch Davidovich ward nach Tirol zurückgetrieben. Doch schon in den ersten Tagen 1797 rückte Alvinzy wieder bis Rivoli (s. d.) vor, ward aber von B. am 14. Jan. geschlagen und aufs neue nach Tirol getrieben. Eine österreichische Colonne unter Provera hatte indeß versucht, nach Mantua vorzudringen; Wurmser that einen mörderischen Ausfall; aber B. schlug den Angriff zurück, erzielte Provera und nöthigte ihn am 16. Jan., sich mit mehr als 5000 M. zu ergeben. Während nun die franzöf. Generale in Tirol eindringen und Italien von dieser Seite sicherten, fiel am 2. Febr. Mantua, wodurch der Sieg in Italien entschieden war. In demselben Tage rückte B., nachdem am 1. Febr. der Waffenstillstand mit dem Papste, der sich gegen Frankreich gerüstet hatte, aufgekündigt worden, in das päpstliche Gebiet ein, schlug am Senio des Papstes Truppen, und nahm Faenza, bald darauf Ancona, Loreto und Tolentino ein. Der bedrängte Pius VI. schloß am 19. Febr. mit ungeheuern Aufopferungen den Frieden von Tolentino, der ihm den Kirchenstaat jenseits der Apenninen übrig ließ. Jetzt konnte B. den Kaiser in seinen eignen Staaten bekämpfen. Der Erzherzog Karl hatte sich hinter dem Tagliamento besetzt. Sofort ging B., während die franzöf. Rheinararmee Deutschland bedrohte, über die Piave, und erzwang am 16. März den Übergang über den Tagliamento und Fsonzo. Am 19. besetzte er Gradisca, am 20. Görz und am 23. Triest. Vor Ende des Monats war fast ganz Kärnthen und Krain und ein Theil von Tirol erobert. Im rechten Augenblick knüpfte B. mit dem Erzherzog Karl Unterhandlungen an und bewilligte den östreich. Abgeordneten, in seinem Hauptquartiere zu Judenburg, am 7. April einen sechstägigen Waffenstillstand. Indesß war seine Lage höchst bedenklich. Vor

sich ward er von den verstärkten, durch Landsturm und Freiwillige ermuthigten Östreichern bedroht, die sich schon Triests wieder bemächtigt und Tirol befreit hatten. In Italien regte sich neuer Aufstand. Darum schloß er den Präliminarfrieden am 18. April auf dem Schlosse Eckwalde bei Leoben, der dem Kaiser große Opfer abnöthigte, die Franzosen aber aufs neue in den Besitz Triests setzte und ihnen gestattete, ihre Absichten auf Venedig auszuführen. Schon am 3. Mai erließ B. eine Kriegserklärung gegen die Republik Venedig und verlangte die Aufhebung der alten Verfassung. Vergebens entschuldigte sich der Senat wegen seiner neutralitätswidrigen Maßregeln. Vergebens ward am 12. Mai die alte Verfassung der Republik vernichtet und das Schattenbild einer demokratischen aufgestellt. Die venetianischen Lande und die Hauptstadt blieben von den Franzosen besetzt. Im Mai ward auch Genua revolutionnirt und erhielt am 6. Juni, als ligurische Republik, eine franz. Verfassung. Am 29. proclamirte B. in Mailand die neue cisalpinische Republik, mit welcher er die cispadanische Republik vereinigte. Lucca rettete sich nur durch wiederholte Contributionen vom Untergange. Der König von Sardinien hatte sich, nach theuer erkauftem Frieden, mit Frankreich eng verbunden; gleichwol ward auch in seinem Lande die Flamme der Revolution angefaßt. Schon damals sammelte der in die Zukunft blickende Feldherr eine polnische Legion und suchte seine Verbindung selbst bis nach Griechenland und Aegypten auszudehnen. Unterdessen erhielt er das Heer ganz auf Kosten der Länder, denen er die Freiheit versprochen, besonders der venetianischen Terra-Ferma, und sandte überdies noch unermessliche Schätze, wenigstens an Kunstwerken, nach Paris. Hierauf ging er, unter kriegerischen Drohungen, von Mailand nach Udine, und eröffnete am 1. Sept. die Friedensunterhandlungen mit Östreich. Am 17. Oct. ward der Definitivfriede von Campo-Formio abgeschlossen, der Östreich Belgien und seine schönsten italienischen Provinzen entriß und vom deutschen Reich in geheimen Artikeln das linke Rheinufer preisgab. Östreich hatte dagegen bereits im Juni die venetianischen Provinzen Istrien und Dalmatien besetzt. B. gab jetzt ihm noch Venedig und das feste Land der Republik bis an die Etsch. Alles aus eigener Machtvollkommenheit! Das Directorium ernannte hierauf B. mit Treillard und Bonnier zu Abgeordneten bei dem Reichsfriedenscongresse zu Raftadt. Doch kaum hatte er daselbst den 25. Nov. die Unterhandlungen eingeleitet, als er am 2. Dec. Raftadt verließ und nach Paris eilte. Hier merkte er bald, wie wenig Ernst es dem Directorium mit den Ehrenbezeugungen sei, die man ihm erwies; die Gewalthaber wünschten den herrschsüchtigen Feldherrn zu beschäftigen und zu entfernen. Er erhielt den Oberbefehl über die Armee von England. Indes war die Absicht auf Aegypten gerichtet, und B. selbst hat zuerst den Plan zu dieser Unternehmung entworfen. Mit geschäftiger Eile ward bei Toulon eine Flotte versammelt und ein auserwähltes Heer von mehr als 30,000 Mann. Schon am 19. Mai ging B. unter Segel. Ihn trieb nach Aegypten der Gedanke, das britische Reich in Indien zu erschüttern. Bei der kühnsten Einbildungskraft fühlte er in sich die Kraft eines Alexander. Sein Ziel war Alles oder Nichts, und das Leben erschien ihm wie ein ungeheures Glücksspiel. (S. Aegypten, Landung der Franzosen.) Die Einnahme von Malta (12. Juni 1798) und die Eroberung von Alerandria (2. Juli) eröffneten diesen Zug. Der Sieg über die Türken am 25. Juli 1799 und die Wiedereinnahme von Abuksir (am 2. Aug.) war B.'s letzte That in Aegypten. Aus Frankreich erhielt er, besonders durch seinen Bruder Lucian, der über England die Verbindung mit ihm unterhielt, sichere Kunde von der kritischen Lage der Republik. Sieyes hatte ihn zum Wiederhersteller des gedemüthigten Frankreichs ausersehen. Schnell war der Entschluß gefaßt, zurückzukehren. Er übergab den Oberbefehl des Heers dem General Kleber. Unter Versprechungen, mit größerer Macht wiederzukommen, schiffte er sich mit Lannes, Murat, Ber-

thier, Andreossy, Bourienne, Gantheaume, Marmont, Lavalette, Berthollet und Monge am 23. Aug. ein. Am 30. Sept. war er in Ajaccio, wo ungünstige Winde ihn zurückhielten. Am 9. Oct. stieg er bei Frejus ans Land. Wie im Triumph zog er nach Paris, wo er am 14. Oct. eintraf. Mit Jubel empfingen die Pariser den Helden, der plötzlich erschien, wie durch einen Zauberschlag. Aber erschrocken traten Die zusammen, die froh, ihn fern zu wissen, von seinem Auftreten nichts Gutes ahneten. Wohl durfte B. dem Directorium vorwerfen, daß er siegreich und mächtig die Republik verlassen, und besiegt und ohnmächtig sie wiederfinde. (S. Frankreich.) Laut war die Stimme aller Parteien, daß die Regierung geändert werden müsse; Barras wollte, wie behauptet wird, die Monarchie wiederherstellen, und rechnete auf B.'s Ergebenheit. Sieyes dagegen wollte die Republik durch B. wieder erheben. Er aber täuschte Beide und lenkte den Faden der Verschwörung nach seiner Absicht. Der Rath der Alten übertrug ihm den Oberbefehl über die Truppen, mit uneingeschränkter Vollmacht, für die Sicherheit der Nationalrepräsentation zu wachen. Er schwor Treue der Republik, und am 9. Nov. (18. Brumaire) 1799 vernichtete er die Directorialregierung. Am 10. Nov. versammelten sich der Rath der Alten und der Rath der 500 in St.-Cloud. Schon erhob sich in letzterm der Ruf der Republikaner: „Keine Dictatur; nieder mit dem Dictator!“ Da trat B. mit mehren Grenadieren in den Saal. Ein lautes Geschrei bestürmte ihn. Man faßte ihn beim Kragen; doch ward kein Dolch, wie er vorgab, gegen ihn gezückt. (Dieser Behauptung ist durch den Bericht der Repräsentanten Bigonnet und durch die Erklärung des Deputirten Dupont de l' Eure, die als Mitglieder des gesetzgebenden Rathes Augenzeugen des Vorfalls in St.-Cloud gewesen waren, in der Sitzung der Kammer am 18. Juni 1819 auf das Bestimmteste widersprochen worden. Der Grenadier Pourrée, welcher den General B. damals mit seinem Körper geschützt haben soll, hat sich fälschlich als Zeuge brauchen lassen, um die Deputirten, als von Lucian sogenannte Représentans du poignard, in den Augen der Soldaten verhaßt zu machen.) B. entfernte sich. Während jenes stürmischen Auftritts legte Lucian die Präsidentenwürde nieder, eilte zu dem General und foderte die Truppen desselben zur Räumung des Saales der 500 auf. Nun drangen auf B.'s Befehl die Grenadiere in den Saal, stuzten aber einen Augenblick, als ihnen ein Mitglied des Rathes (General Jourdan) die Verletzung der Rechte der Volksvertreter fühlbar machte, und vertrieben diese erst dann mit gefältem Bayonnet aus dem Versammlungsorte, als General Leclerc, ihr Befehlshaber, ihnen zurief: „Im Namen des Generals B., der gesetzgebende Rath ist aufgelöst! Grenadiere vorwärts!“ — So endigte die Verfassung von 1795. Darauf versammelte Lucian als Präsident an demselben 10. Nov. die wenigen Mitglieder des Rathes, welche um die Verschwörung wußten, und ließ durch sie die Aufhebung des Directoriums und die Ernennung von 3 provisorischen Consuln: B., Sieyes und Roger Ducos, decretiren. Sie traten am 17. Nov. ihr Amt an. Eilig vollendete man die neue vierte Verfassung der Republik, die am 15. Dec. (22. Frimaire) bekanntgemacht wurde. B. ward auf 10 Jahre zum Oberconsul ernannt, mit einer Gewalt, wie sie kaum der König besessen; neben ihm standen, fast nur als stumme Personen, 2 Consuln. Von nun an entfaltete sich B.'s Regierungskunst. Seine Brüder erhielten bedeutende Ämter. Er selbst fand aus seinen Umgebungen die brauchbarsten Werkzeuge seiner Pläne, aber auch wirklich ausgezeichnete Männer heraus, wie Talleyrand und Fouché. Durchgreifende Maßregeln sicherten das neue Regiment, die Emigrantensliste ward geschlossen, und dem Volke der Friede versprochen. Zwar erklärte der Oberconsul am 28. Dec. aufs neue allen Feinden der Republik den Krieg; aber am folgenden Tage trug redem Könige von England den Frieden an. Doch Grenville wies den An-

trag in seiner ungewöhnlichen Form zurück; auch das deutsche Reich, Rußland, Neapel und die Pforte standen noch unter den Waffen. Da sammelte B. ein Reserveheer, und am 15. April 1800 eröffnete Moreau den Feldzug in Deutschland. B. führte sein Heer, noch vor Ende des Mai, über den großen Bernhard nach Italien, wo Massena der überlegenen feindlichen Macht gewichen war. Schon am 4. Juni zog B. in Mailand ein. In wenigen Tagen ward die cisalpinische Republik wiederhergestellt. Während Moreau siegend in Deutschland vordrang, wurden die Streicher, die am 4. Juni Genua genommen, von der franzöf. Macht umgangen. Eine Schlacht mußte entscheiden. Sie ward gekämpft, den 14. Juni, bei Marengo (s. d.) in der weiten Ebene zwischen Alessandria und Tortona. Hierauf ging der feindliche Heerführer Melas am 16. Juni zu Alessandria einen Waffenstillstand ein, der den Franzosen den größten Theil Oberitaliens einräumte. Am 22. verließ B. das Heer, nachdem er Massena zum Obergeneral ernannt, und traf am 1. Juli in Paris ein, wo ebenso sehr der Volkstaumel als die Huldigung aller Behörden ihn festlich empfingen. Noch schmeichelte B. dem Republicanismus der Franzosen, während er auf vielfache Weise das Wesen eines Freistaats vernichtete. So ward am 14. Juli das Bundesfest der Republik mit den Siegesfesten verbunden, und der erste Consul der Republik trat mit dem Pomp eines Dictators einher. Die fremden Gesandten erfuhren jetzt den Stolz des Imperators ebenso sehr als achtbare Mitbürger, die seinen Unwillen reizten. Bei außerordentlicher Kraft hatte er doch nicht Gewalt genug über sich selbst, und seine grenzenlose Eitelkeit ließ seinen Sinn, dem die wahre Größe immer mehr entschwand, dem Reize unbeschränkter Herrschaft erliegen. Mit festem Schritt ging er in der Verwaltung des Innern wie der äußern Verhältnisse auf dieses Ziel los. Der Kampf der Parteien ward minder offenbar. Die ermüdeten Franzosen beugten sich unter die Gewalt eines gefeierten Helden, der ihren Nationalstolz erhob. Die Siege in Italien und Deutschland gaben B. den Muth, fremden Staaten Gesetze vorzuschreiben. Er empfing die Ehrenbezeugungen ihrer Abgeordneten, während die seinigen mit dem französisch-republikanischen Übermuth noch den ihres Gebieters verbanden. Seine Gesandtschaftsposten wurden so ergiebige Stellen, daß sein Bruder Lucian sich in Madrid fürstliche Reichthümer sammelte. Doch sollte der übermächtige Gebieter auch selbst die Unsicherheit angemaßter Herrschaft erfahren. Am 9. Oct. 1800 ward eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt, und am 24. Dec. ward eine zweite vereitelt, da die berüchtigte Höllemaschine ihr Ziel verfehlte. Eine furchtbare Inquisition forschte nach den Urhebern. Am 9. Jan. 1801 wurden 130 Männer jeden Standes als Jakobiner verhaftet und 70 davon als Opfer der Tyrannei des ersten Consuls nach Afrika's Sechellen deportirt, und am 30. Jan. bluteten als Theilnehmer der frühern Verschwörung Arena, Ceracchi u. A. unter der Guillotine. Von den Deportirten erhielten Lefranc, Saumois und Bauverfin schon unter Napoleons Regierung die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren; 18 wurde diese Erlaubniß erst von Ludwig XVIII. 1817 ertheilt; die übrigen waren im Elend umgekommen. Die wahren Urheber der Höllemaschine befanden sich aber nicht unter jenen; sie wurden später entdeckt, und St.-Regent, Carbon und Limorlan, ehemalige Chouans, die mit Georges Cadoudal in Verbindung standen, hingerichtet. Darauf erging an alle Präfecten der Befehl, die Waffenvorräthe aufzusuchen und in Obhut zu nehmen. Indes wurden auch die neuen Gesetzbücher vorbereitet, und schon am 3. Sept. 1800 war mit den nordamerikanischen Freistaaten ein fester Friede und zugleich ein Handelsvertrag abgeschlossen worden. Darauf nöthigten Moreau's Siege Östreich zu einem Frieden ohne Englands Theilnahme, der nach langen Verhandlungen zwischen Joseph Bonaparte und dem Grafen Cobenzl (9. Febr. 1801) zu Luneville zu Stande kam, und von dem der Oberconsul am

13. Febr. öffentlich sagen durfte, er sei, wie ihn das franz. Volk gewünscht habe. Am 28. März folgte der Friede mit dem Könige beider Sicilien; am 15. Juli ein Concordat mit dem Papst; am 24. Aug. ein besonderer Vertrag mit Pfalzbaiern; am 29. Aug. ein andrer mit der batavischen Republik; am 29. Sept. der Friede zu Madrid, mit Portugal, und am 1. Oct. selbst ein Präliminarfriede zu London mit Großbritannien; endlich am 8. Oct. der Friede mit Rußland, dem sich am 9. Oct. ein Präliminarfriede mit der Pforte anschloß. Die glänzende Feier des allgemeinen Friedensfestes zu Paris, am 9. Nov. (dem Gedächtnistage des 18. Brumaire), war ein neuer Triumph des Consuls. Darüber vergaß man den Untergang des franzöf. Heeres in Ägypten; darüber vergaß das franz. Volk den Verlust seiner Freiheit, die immer mehr zur leeren Form hinabsank. Jetzt wendete B. die Aufmerksamkeit auf schimmernde Entwürfe für das Innere: für Künste, Wissenschaften und Unterricht, für Handel und Gewerbe, für die Herstellung der Flotte und für die Erhaltung der Colonien. Dabei gefiel den Franzosen, daß ihr Consul den Fremden Geseze, Verfassungen und zu Zeiten auch Verweise geben durfte. Nur Wenige erkannten den Herrschsüchtigen wieder, als er am 8. Jan. 1802, begleitet von der Consulargarde, prunkend wie nie der König, nach Lyon zog, um dort die Angelegenheiten der cisalpinischen Republik zu entscheiden. Er ward daselbst am 26. Jan. zum Präsidenten der in eine italienische umgetauften Republik ernannt. Auch B.'s Thätigkeit erhöhte die Bewunderung. Der Abschluß des Friedens mit Großbritannien, zu Amiens am 26. März 1802, die Beschäftigung mit den Colonien, die Erhebung des Concordats mit dem Papste zu einem Reichsgesez, die darauf folgende Einrichtung der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich, die Wiederherstellung einiger Schulen, die ersten wieder gefeierten kirchlichen Feste, die neuen Verfügungen über die Ausgewanderten: das Alles ließ den Franzosen reichen Stoff zur Unterhaltung und leitete die Verhandlungen über die längere Dauer der Consularwürde ein. Am 8. Mai beschloß der Erhaltungssenat die Verlängerung des Consulats auf neue 10 Jahre. Er aber nahm diese nur unter der Bedingung an, daß das Volk sie genehmige. An dieses ward nun die Frage gerichtet: Ob Bonaparte Consul auf Lebenszeit sein solle? Während die Register zur Volksabstimmung eröffnet wurden, machte B. den Entwurf zur Stiftung einer Ehrenlegion bekannt, die, am 19. Mai nach lebhaftem Widerspruch genehmigt, neue Gewalt in seine Hand legte und Viele an ihn fesselte. Als darauf am 26. Juni der Definitivfriede mit der Pforte abgeschlossen ward, durfte er der Republik sagen: wie er ihr allgemeinen Frieden gegeben und ihr Gebiet um 2000 □M. vergrößert habe. So ergab sich am 29. Juli die weit überwiegende Stimmenmehrheit für das lebenslängliche Consulat. Am 2. Aug. erfolgte die feierliche Proclamation durch ein Senatsconsult. Zugleich trat abermals eine Zusatzconstitution in Wirksamkeit, die dem Consul mit unbedeutenden Beschränkungen fast völlig monarchische Gewalt sicherte. Der Oberconsul stand als oberste Staatsgewalt über allen Behörden, mit dem Rechte, die Urtheilssprüche der Gerichtshöfe aufzuheben, den gesetzgebenden Körper nach Gutdünken zu berufen und zu vertagen, und einen Justizminister zu ernennen, durch den alle Justizsachen von der obersten Gewalt abhängig wurden. Auch die Civilliste ward dem Oberconsul über das Sechsfache erhöht. Sofort erschien die Consularregierung mit allem Pomp der königl. Herrschaft, und es ward ein Hofceremoniel in St.-Cloud und Paris hergestellt, noch förmlicher als am königl. Hofe. Dabei fuhr B. fort, der Nationaliteit auf alle Weise zu schmeicheln. Der Senat schwur ihm am 27. Aug. den Eid der Treue; und eine scheußliche Polizei verbreitete sich durch das ganze Reich. Seitdem wirkte B. noch kräftiger nach Außen. Das zögernde, sich selbst verwirrende Entschädigungsgesez in Deutschland gab ihm Veranlassung, einzugreifen. Selbst deutsche Fürsten flehten des

Mächtigen Begünstigung und Vermittelung an, die willig gewährt ward und am 25. Febr. 1803 den neuen Reichsdeputationshauptschluß zur Folge hatte. Die Unruhen in der Schweiz unterwarfen auch die vordem unabhängige Eidgenossenschaft seinem Willen. Er wollte Alles, was ihm Vortheil brachte: Es gefiel ihm, am 26. Aug. die Insel Elba mit der Republik zu verschmelzen. Am 11. Sept. folgte die durch kein Rechtsverhältniß begründete, kaum leicht entschuldigte Einverleibung Piemonts. Während franz. Truppen in der Schweiz und an den Grenzen standen, mußten die Abgeordneten der Eidgenossenschaft in Paris erscheinen, um unter scheinbaren Berathschlagungen die Befehle des Oberconsuls zu vernehmen. Schon am 24. Jan. 1803 ward ihnen der Entwurf einer Vermittelungsurkunde überliefert; am 19. Febr. erhielten sie dieselbe, bereits gedruckt, als die unwiderrufliche Verfassung des Staats. Um seine Anhänger fester an sich zu ketten, wurden im Innern der Republik 31 Senatorien errichtet (4. Jan. 1803), und das franz. Nationalinstitut erhielt eine neue Gestalt (23. Jan.). Die öffentliche Darstellung der damaligen Lage der franz. Republik, am 23. Febr., und des Zustandes der Finanzen, am 12. März, überzeugte das Volk, welche Wohlthaten die neue Regierung über dasselbe verbreitet habe. Neue Straßen und Canäle, Preisaufgaben und prachtvolle Anlagen beschäftigten die Müßigen. Gern hätte B. den Frieden erhalten, um erst eine neue Flotte zu schaffen, damit später, mit sicherm Erfolg, der Erbfeind Frankreichs bekämpft werden könnte. Aber England schien dies nicht abwarten zu wollen. Klagen häuften sich von beiden Seiten; nirgends wurden sie abgestellt, und schon am 13. März erklärte B. in einer feierlichen Audienz der Gesandten den nahen Bruch mit England. Doch versuchte er neue Unterhandlungen, selbst als der englische Gesandte schon seine Pässe forderte. Als aber dieser Paris verlassen hatte, legte B. den 15. Mai Beschlagnahme auf alle fremde Schiffe in den franz. Häfen; am 16. that dies Großbritannien; darauf erklärte es am 18. den Krieg. Schon am 3. Juni besetzte Mortier, des Friedens mit dem deutschen Reiche ungeachtet, Hanover, und das Land fiel, durch den Vertrag von Suhlingen, ohne Kampf in französ. Gewalt. Alle Waffen, Artillerie, Vorräthe und sämtliche Pferde des hannoverschen Heeres wurden den Franzosen überliefert, die in Hanover so große Hülfquellen fanden, daß die franz. Armee sich hier mit Dem versah, was sie zur Führung eines Kriegs gegen England bedurfte, indeß Deutschland ruhig zuschauen mußte. Georg III. bestätigte zwar den suhlinger Vertrag nicht, konnte es aber nicht hindern, daß Hanover ganz als erobertes Land behandelt und völlig ausgeräumt ward. Jetzt fing der erste Consul an, sein Continentalsystem zu entwickeln. Zuerst verbot er am 20. Juni 1803 die Einfuhr englischer Waaren in Frankreich. Dann sollte England in England selbst bekämpft werden, und in den franz. Häfen, von Havre bis Ostende, ward unter ungeheuern Zurüstungen eine Landung in England vorbereitet. Indes sperrte die englische Flotte mehre franz. und deutsche Häfen, sammt der Elbe und Weser. Darauf ward am 15. Febr. 1804 eine Verschwörung gegen den Oberconsul entdeckt, in welcher Pichegru und Georges Hauptpersonen waren. Beide wurden mit 45 andern Theilnehmern oder Verdächtigen, worunter auch Moreau, nach und nach verhaftet. Man wollte gefunden haben, daß die Verschworenen mit mehren Ausgewanderten und englischen Gesandten und Agenten in Deutschland in Verbindung ständen. Dies gab Veranlassung zu neuen Gewaltthaten. Zwei Militaircommandos unter Caulaincourt gingen in der Nacht vom 14. auf den 15. März über den Rhein, Gen. Caulaincourt (s. Vicenza) besetzte Offenbach; Ordener besetzte mitten im Frieden im badischen Lande Kehl und Ettenheim, und nahm den Herzog von Engchien (s. d.) gefangen, der in Vincennes vor eine Militaircommission (in der Nacht des 20. März) gestellt und noch in derselben Nacht, auf Befehl des Oberconsuls, erschossen ward. Rußland

und Schweden erhoben laut ihre Stimmen gegen die Verletzung des Völkerrechts. Die franzöf. Regierung schien sich rechtfertigen zu wollen durch die Anzeige von geheimen Ränken, durch welche die englischen Gesandten, Francis Drake zu München und Spencer Smith in Stuttgart, Empörung in Frankreich einzuleiten gesucht hätten. Beide eilten nach England zurück, wo man die Anklage für Verleumdung erklärte; doch war sie nicht ganz grundlos. In Paris gaben jene Vorfälle Veranlassung, auf die Nothwendigkeit einer erblichen Gewalt hinzuweisen. Der Plan dazu ward rasch betrieben. Am 27. März 1804 hatte der Senat zuerst von der Sicherstellung der Regierung durch eine erbliche Familiengewalt geredet, und schon am 30. April erfolgte der Antrag im Tribunat, die Regierung einem Kaiser anzuvertrauen, und dieselbe in der Familie B.'s erblich zu machen. Nur Carnot sprach dagegen. Adressen aus allen Departements wurden veranlaßt, die bestimmt denselben Wunsch erklärten. Darauf erschien am 18. Mai das organische Senatsconsult, das der vernichteten Republik in Napoleon einen Erbkaiser gab.

Mit dem feierlichen Ausruf der Kaiserwürde am 20. Mai 1804 begann der Hauptact von B.'s Leben. Das leichtsinnige Volk ward durch den neuen Glanz des Kaiserthums leicht befriedigt. Die angesehensten Generale der Republik versammelten sich als Reichsmarschälle um den Thron; denn auch ihnen eröffneten sich glänzende Aussichten. Unterdessen ward die große Untersuchung geschlossen. Schon am 6. April hatte man Pichegru in seinem Gefängniß todt gefunden. [Die vorgebliche Ermordung des englischen Seecapitains Wright (s. d.) und des Generals Pichegru (s. d.), welche dem Oberconsul Schuld gegeben wurde, ist nicht nur nicht erwiesen, sondern an sich selbst unwahrscheinlich; auch hat sich Savary, Herzog von Rovigo, dagegen hinreichend vertheidigt. S. „Europ. Annalen“, 1818, 9. und 10. St.] Moreau, der um die Verschwörung gewußt, ohne selbst Theil zu nehmen, sollte mit dem Tode büßen; allein die öffentliche Meinung rettete ihn. (S. Moreau.) Nur Georges wurde mit 9 Andern den 25. Juni hingerichtet; die Übrigen wurden theils begnadigt, theils zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt. Jetzt war Napoleons Macht gegründet. Wie er Frankreich gedemüthigt, trachtete er nun auch Europa zu unterwerfen. Alles begünstigte ihn. Ein gelübtes, siegreiches Heer stand ihm zur Seite. Die Macht seines Staats, durch seine eigne Größe auch in der Meinung der Menschen erhöht, ward überall mit geheimem Grauen anerkannt. Dazu wußte er, was einig war, zu trennen; was vereint unbesiegbar gewesen wäre, vereinzelt zu überreilen und zu überwinden. Der lange Schlaf, der die meisten Staaten Europas seit langer Zeit gefesselt, aus dem sie noch immer nicht völlig aufgestreckt waren, beförderte alle Pläne des nie Rastenden. Jeder neue Sieg über den Einen schreckte und lähmte den Andern. Während Alle ängstlich auf die Mittel sann, sich zu erhalten, ergriff er rasch, gleichgültig gegen Gesetz und Recht, die kräftigsten Maßregeln, sich über Alle aufzuschwingen. Eine Schar von Emporkömmlingen, abgehärtet in den Gräueln der Revolution, diente blind seinem Willen. Am 11. Juli 1804 ward die Ehrenlegion, ein Band, das die eitle und habfüchtige Menge an Napoleon fesseln sollte, neu geschaffen. Gleich darauf ward das kleinlichste Hofceremoniel für den neuen Kaiser vollendet. Nun trat Napoleon am 18. Juli mit seiner Gemahlin den Pompzug nach den Seehäfen, nach Aachen und Mainz an. Der Papst fand sich bereitwillig zu der Kaiserkrönung, die den 2. Dec. in der Kirche Notre-Dame zu Paris erfolgte. Napoleon setzte sich selbst, dann seiner Gemahlin die Krone auf, und der Papst vollzog die Salbung. 1805 begann Napoleon mit einem Friedensantrag an England, der ohne Erfolg blieb. Indes bereitete er andre Pläne. Eine Menge kaiserl. Prinzen, sämmtlich Mitglieder seiner Familie, hatte er um sich versammelt; sie sollten auf alte und neue Throne steigen und das Geschlecht der Napoleoniden in Europa

herrschend, alle Staaten aber von ihm abhängig machen. Auf Italien, wo er uerst seine Gewalt gegründet, richtete sich zuerst seine Absicht. Die Republiken, die er geschaffen, sollten aufhören. Am 15. März erklärte in Paris die Staatsconsulta der italienischen Republik den Kaiser der Franzosen zum König von Italien. Der Titel deutete auf die Zukunft. Am 26. Mai krönte Napoleon sich selbst in Mailand zum König von Italien und ernannte am 7. Juni seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, zum Vicekönig. Seine Schwester Elisa war bereits zur Fürstin von Piombino, und ihr Gemahl Vacciocchi zum Fürsten von Lucca ernannt. Genua aber, Parma und Piacenza wurden, wie früher Piemont, mit dem franz. Reiche verbunden. Kaum war Napoleon aus Italien nach Paris zurückgekehrt, als er (d. 3. Aug.) noch ein Mal in Boulogne England bedrohte. Aber schon hatten sich Rußland und Osterreich mit England neu verbündet, da erhielt die bisherige Küstenarmee den Namen der großen Armee und den Befehl, sich rasch auf Deutschland zu werfen. Die Verbindung mit deutschen Fürsten begünstigte das Unternehmen. Am 14. Sept. waren die Ostreicher in München eingerückt. Sofort ordnete Napoleon die erste Conscription für 1806 an, und schon am 25. und 26. ging sein Heer über den Rhein. Am 2. Oct. schloß er in Ludwigsburg mit dem Kurf. von Würtemberg ein Bündniß, das neue Truppen ihm zuführte. An demselben Tage vereinigten sich die Baiern mit der franzöf. Armee. Am 3. zog Bernadotte, der in Hanover an Mortier's Stelle getreten war, mit seinem Corps durch die neutralen preuß. Besizungen in Franken. So waren die Ostreicher schon am 4. in der Flanke und im Rücken bedroht. Am 8. erfocht Murat bei Wertingen einen bedeutenden Sieg. Am 10. schloß Napoleon in Esslingen das Bündniß mit Baden. Am 14. wurden die Ostreicher bei Ulm theilweise geschlagen. Leidenschaftliche Proclamationen begeisterten das Heer. Am 17. capitulirte Mack in Ulm; am folgenden Tag ein andres östr. Corps bei Trochtelsingen, und noch ein andres zu Bopfingen. Zwar schien Napoleons Glück zu wanken: am 21. ward die franz. = spanische Flotte bei Trafalgar von Nelson vernichtet; Erzherzog Karl drang in Italien vor; Preußen setzte seine Kriegsmacht in Bewegung; der russische Kaiser erschien selbst in Berlin und bewirkte Friedrich Wilhelms Geneigtheit zur Theilnahme an dem Kriege; doch unaufhaltsam drangen die Franzosen in Osterreich vor, und schon am 13. Nov. zog Murat in Wien, Napoleon in Schönbrunn ein. Ungeheure Kriegssteuern wurden dem Land aufgelegt, und nach der sogenannten Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (s. d.), am 2. Dec., kam der Kaiser Franz den 4. zu Napoleon und schloß den 6. einen Waffenstillstand. Am 26. Dec. folgte der Friede zu Presburg, der Osterreich schöne Provinzen entriß und Baiern, Würtemberg und Baden vergrößerte. Schon vorher (d. 16. Dec.) war in Wien ein Vertrag mit Preußen abgeschlossen, der diesem Hanover übergab und dadurch Preußen mit England entzweite. Immer weiter schritten jetzt Napoleons Pläne. Der neue König von Baiern gab seine Tochter dem Stiefsohn Napoleons zur Gattin; Stephanie Beauharnois, die Nichte der Kaiserin Josephine, ward mit dem Erbprinzen von Baden vermählt. Des Beinamens der Große, den ein Senatsschluß dem Kaiser beilegte, durfte derselbe um so mehr sich freuen, als ihm am 23. Jan. 1806 ein gefährlicher Feind, Pitt, gestorben war. Am 2. März erklärte Napoleon dem gesetzgebenden Körper Frankreichs Herrschaft über Italien, und laut ward die Weltherrschaft Frankreichs ausgesprochen. Am 16. März erhob Nap. seinen Schwager Murat zum Herzog von Kleve und Berg, und am 30. seinen Bruder Joseph zum König von Neapel und Sicilien. Venedig ward mit Frankreich vereinigt, Gnaftalla der Schwester Napoleons, Pauline, Neufchatel dem Kriegsminister Berthier übergeben. Noch fester band das Familiengesetz vom 31. März alle Glieder der Kaiserfamilie, mit allen ihren Herrschaften, an den Gewaltigen. Am 24. Mai erhielt auch sein Bruder Ludwig eine Krone, als Napoleon die batavische

Republik in das Königreich Holland umschuf. Talleyrand und Bernabotte wurden Herzöge. Domänen in den eroberten Ländern lohnten die Feldherren und Minister. Am 12. Juli 1806 ward der Rheinbund in Paris zu Stande gebracht, und Napoleon, als Protector desselben, erklärter Gebieter über den größern Theil Deutschlands, worauf am 6. Aug. Kaiser Franz der römisch-deutschen Kaiserkrone entsagte, und das alte deutsche Reich aufgelöst ward. Welches Reich an dessen Stelle getreten, bezeugte am 25. Aug. die schändliche Hinrichtung des Buchhändlers Palm aus Nürnberg. Dafür wurden Napoleons Gesetzbücher den Schusfürsten zur Annahme empfohlen. Preußen aber fühlte sich in der franzöf. Arglist so verstrickt, daß es zum Schwert greifen mußte, wobei Napoleon den Schein des Angriffs zu vermeiden wußte. Aber schon am 13. Oct. erschien er in Jena. Am 14. ward in einer Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt das preußisch-sächsische Heer gänzlich geschlagen und Sachsen von dem Bunde mit Preußen getrennt. Die zerstreuten preußischen Heertheile unterlagen der stärkern Macht. Die besten Festungen fielen durch Verrätherei und Feigheit. Der Sieger entehrte sich damals durch giftige Lüge in seinen Bulletins, indem er die Hoheit der Tugend verleumdete. Am 27. Oct. hielt er seinen Einzug in Berlin und organisirte die Verwaltung der eroberten preuß. Lande. Am 1. Nov. sah auch der Kurf. von Hessen sich genöthigt aus seinem Lande zu fliehen, das als eroberte Provinz behandelt wurde. Am 21. Nov. erschien in Berlin das berühmte Decret, welches England in Blockadezustand erklärte und allen Handel, alle Gemeinschaft mit Engländern streng untersagte. Darauf versprach Napoleon in Posen den Polen die Wiederherstellung ihres Reichs. Zwar eilte ein russisches Heer dem König von Preußen zu Hülfe; aber die unglückliche Schlacht bei Pultusk, am 26. Dec., die blutige Schlacht bei Eylau, am 7. und 8. Febr. 1807, die Capitulation von Danzig, die Theilung der Macht Rußlands durch den Türkenkrieg, die Treffen bei Heilsberg am 10. Juni, bei Ostrolenka den 12., und die Schlacht bei Friedland am 14. bewirkten endlich am 21. Juni den Waffenstillstand, darauf am 7. und am 9. Juli den Frieden Rußlands und Preußens mit Frankreich zu Tilsit (s. d.). Preußen verlor über 4 Mill. Unterthanen; unerschwingliche Kriegssteuern wurden dem Lande aufgelegt, und die besten Festungen blieben bis zur völligen Abzahlung in Frankreichs Gewalt. Das Herzogthum Warschau ward dem zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen gegeben; das neue Königreich Westfalen erhielt Napoleons Bruder Hieronymus, welcher sich mit einer königl. württembergischen Prinzessin vermählte. Im Triumph kehrte Napoleon durch Deutschland nach Frankreich zurück und empfing in Paris die Aufwartung deutscher Fürsten. Seine Pläne waren jetzt auf die benachbarte Halbinsel gerichtet. Spanien theilte mit Napoleon (d. 27. Oct. 1807) zu Fontainebleau Portugal. Darauf erklärte der Moniteur den 13. Nov.: „das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren“. Zugleich überzogen franz. Heere Spanien und Portugal, jenes im Schein des Friedens, dieses im offenen Angriffe. Auch Sibirien wurde mit Frankreich vereint, in Frankreich selbst das lästige Tribonat aufgehoben, Sprech- und Pressfreiheit immer mehr beschränkt, und die geheime Polizei trieb ihr Wesen immer drückender. Von Mailand aus rächte sich Napoleon für die strengere Blockadeverfügung der englischen Regierung durch jenes allen Handel, alle Rechte der Neutralen vernichtende Decret vom 17. Dec., das ein andres vom 11. Jan. 1808 noch nachdrücklicher machte. (S. Continentalsystem.) So weit jetzt Napoleons Macht reichte, erstickte sie Handel und Wohlstand, die Freiheit der Rede und den Muth der Schriftsteller. Auf sein durch vorausgerpreßte Conseription immer furchtbarer vergrößertes Heer trogend, vereinigte Napoleon im Jan. 1808, mitten im Frieden, Kehl und Kassel, Wesel und Bielefeld mit dem franzöf. Reiche. Nun reifte auch der Plan gegen Spanien. Die schon bestehenden Parteyungen beförder-

ten die Absichten gegen einen König, der seiner Verbindung mit Frankreich große Opfer gebracht hatte. (S. Spanien seit 1808.) In Bayonne richtete Napoleon über die spanischen Bourbons; hier setzte er die Krone von Spanien und Indien auf sein Haupt, um sie seinem Bruder Joseph Bonaparte zu übergeben. Aber er kannte die Spanier nicht. An dem Muth dieser Nation brach sich seine Macht zuerst. Unterdessen hatte er (d. 10. Juni 1808) seinen Schwager Joachim Murat zum König von Neapel und Sicilien ernannt, und dessen Großherzogthum Berg dem unmündigen Sohne des Königs von Holland gegeben, während die ihres Landes beraubte Königin von Neapel, statt der versprochenen Entschädigung, ärmliches Kostgeld erhielt. Auch der Papst sah sich getäuscht. Französische Truppen hielten sein Land besetzt. Zu gleicher Zeit erschuf Napoleon in Frankreich einen neuen Adel und Majorate für die Diener seiner Pläne. Durch die Organisation der Schulen und Studienanstalten aber bewies er immer mehr, wie fremd ihm eine echt menschliche Bildung sei, wie er nur darauf sinne, eine Soldatenmacht zu gründen und nach Unterdrückung jedes edlern Freiheitsfinnes ganz Europa ebenso unterwürfig zu machen, wie der neue Religionskatholizismus für das französ. Reich die blindeste Ergebenheit gegen ihn zur Pflicht machte. Von neuem sollte es scheinen, als wolle er Europa den Frieden geben. Am 27. Sept. erschien er in Erfurt, wo auch der Kaiser Alexander mit vielen Königen und Fürsten eintraf und sich enger an Napoleon angeschlossen. Allein England konnte die Sache Spaniens nicht aufgeben. Napoleon war am 18. Oct. wieder in St.-Cloud eingetroffen; am 29. ging er nach Spanien ab. Seine Gegenwart führte auch hier die Franzosen zu neuen Siegen. Doch drohende Bewegungen in Oestreich riefen ihn schleunig zurück. Noch ein Mal wollte der Kaiser Franz die eigne Sicherheit durch entschlossenen Kampf vertheidigen. Am 9. April 1809 erfolgte Oestreichs Kriegserklärung. Schon am 18. traf Napoleon in Ingolstadt ein. Am 20. besiegte er an der Spitze der Baiern, Würtemberger und Darmstädter ein östr. Heer bei Abensberg, am 21. bei Landshut, am 22. bei Eckmühl (s. d.), am 23. bei Regensburg, und am 12. Mai capitulirte Wien. Vergeblich suchte er die Ungarn aufzuwiegeln. Dagegen erhob sich Tirol für Oestreich. Auch in Westfalen drohte ein allgemeiner Aufstand, und in Preußen brach der Volksgeist in Schill's gefährlicher Wagniß aus. Unterdessen verfolgte Napoleon in Oestreich seinen Siegeslauf. Am 21. und 22. Mai verlor er zwar die Schlacht bei Aspern (s. d.) und Eblingen, aber die italienische Armee war ihm zu Hülfe gekommen, und nach der Schlacht bei Raab, am 14. Juni, verloren die Oestreicher auch die bei Wagram (s. d.) am 5. und 6. Juli, welche den Waffenstillstand zu Znaim am 12. Juli zur Folge hatte. Ungeheure Kriegssteuern wurden wieder eingezogen. Nur die Tiroler kämpften noch glücklich fort, und der Herzog von Braunschweig-Nils entging den Verfolgungen einer überlegenen Macht; auch die Besetzung Walcherens durch die Engländer, die Capitulation von Bliesingen (d. 15. Aug.) und die Eroberung der ionischen Inseln (d. 9. Oct.) erzürnten den Bögling des Glücks. Am 13. zückte in Schönbrunn ein deutscher Jüngling, Staps (s. d.), gegen ihn den Dolch. — Unterdessen hatte Napoleon am 17. Mai 1809 den ganzen Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt. Pius VII. (s. d.) hatte keine andern Waffen als den Bann, den er am 12. Juni gegen den Kaiser aussprach. Dafür ward er gefangen nach Frankreich abgeführt. Am 14. Oct. ward der Friede zu Wien geschlossen. Oestreich (s. d.) verlor schöne Provinzen und das Meer. Die illyrischen Provinzen wurden ein franz. Generalgouvernement. Hierauf ward am 2. Dec. in Gegenwart vieler Könige und Fürsten das Krönungsfest Napoleons in Paris gefeiert. Am 16. Dec. hob ein Senatsconsult die Ehe zwischen ihm und seiner Gemahlin Josephine auf. Am 11. März 1810 ward in Wien seine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise gefeiert, und am 2. April traute das kaiserliche Paar der Carb. Fesch zu

Paris. Auch mit Schweden war den 6. Jan. 1810 der Friede auf den Fuß des Continentsystems geschlossen worden. Noch ward am 1. März der Vicekönig von Italien zum Erbgroßherzog von Frankfurt als Nachfolger des Fürsten Primas ernannt, Hanover mit dem Königreich Westfalen vereinigt, und am 16. der König von Holland zu großen Abtretungen genöthigt. Dieser legte daher unerwartet am 1. Juli seine Krone, die er nicht länger mit Ehren tragen konnte, nieder, und am 9. ward die Aufnahme des ganzen Königreichs in das franzöf. Reich decretirt. Gleiches Schicksal hatten Wallis und die deutschen Rheinbundsländer an den Mündungen der Ems, Weser und Elbe, die Hansestädte, Oldenburg, ein Theil des Großherzogthums Berg und selbst einige Stücke von Westfalen, die der König abzutreten genöthigt ward. Ein großer Theil Europas war unterjocht. Nur Spanien kämpfte noch; England blieb sich selber treu, unüberwunden; und Rußland stand noch als eine gefürchtete Macht da. Auch mit Amerika entstanden Spannungen über das Continentsystem; daher wurden scheinbar am 28. April 1811 die Decrete von Berlin und Mailand aufgehoben; aber der sogen. Tarif von Trianon, die fortgesetzte Wegnahme und Verbrennung der engl. und Colonialwaaren schlugen noch tiefere Wunden. Napoleon stand auf der Höhe seiner Macht, die wo möglich noch mehr befestigt wurde durch die am 20. März 1811 erfolgte Entbindung der jungen Kaiserin von einem Prinzen, dem schon vor seiner Geburt der Titel eines Königs von Rom bestimmt war. Gegen Ende des Jahrs entstanden neue Zwistigkeiten mit Rußland und Schweden. Leicht wurden den Schweden (27. Jan. 1812) ihre deutschen Provinzen entzissen. Bald sah man ungeheure Rüstungen in Frankreich gegen Rußland. Während ein fruchtloses Nationalconcilium und ein Sanhedrin der Israeliten in Paris die Franzosen beschäftigten, sammelten sich die Scharen der franz. und verbündeten Heere in Deutschland und Polen. Die preuß. Festungen und Danzig waren noch immer von den Franzosen besetzt. Napoleon verließ am 9. Mai St.-Cloud. In Dresden versammelte er die deutschen Könige und Fürsten um sich, den Kaiser und die Kaiserin von Osterreich. Darauf führte er sein Heer am 24. Juni über den Niemen. So begann der Krieg mit Rußland. Er nannte ihn den zweiten polnischen Krieg. (S. Russisch-deutscher Krieg v. 1812—15.) — In Moskaus Flammen loderte der Triumphbogen seines Glücks auf. Doch selbst im Unglück verleugnete er nicht seine gigantische Natur. So hatte der Tag an der Berezina (27. Nov.) etwas furchtbar Echabenes, und selbst das 29. Bulletin (3. Dec.) etwas Großartiges. Endlich ward an dem Tage von Leipzig (d. 18. Oct. 1813) die europäische Macht dieses Heros zertrümmert. Darauf entfaltete er glorreich die Kraft seines Genius in dem Kampfe zwischen der Marne und Seine (Febr. und März 1814). Es galt Frankreich und sein politisches Leben! Aber nie vermögend, im rechten Augenblicke nachzugeben, dagegen in jeder kleinen Gunst des Schicksals das alte Glück zurückwartend, verlor er die Gelegenheit zum Frieden mit Europa. (S. Chatillon, Congreß zu.) Da fiel die öffentliche Meinung von ihm ab, selbst in Frankreich; ihn verließen alte, von ihm schon entfernte Diener, vor Allen Talleyrand; sie zeigten dem Feinde die Thore von Paris. Nun erhob sich auch der bisher so unterwürfige Senat gegen seinen Kaiser. Zuletzt verließ Marmont seinen Feldherrn! Dem Gesetzgeber des Continents blieb Nichts als der Name Kaiser und Elba.

Am 11. April 1814 unterzeichnete Napoleon seine Thronentsagung und den Vertrag, der ihm die Insel Elba mit souveräner Gewalt einräumte. Am 28. April schiffte er zu St.-Raphael, unweit Frejus, wo er vor 15 Jahren mit großen Hoffnungen ans Land gestiegen, sich nach Elba ein. Hier brachte er die Zeit mit Bauen, Reiten, Schifffahrten, mit Fremden, mit Arbeiten am Schreibtische zu, während ihn die pariser Hofblätter als wahnfinnig darstellten; denn unter diesem Anschein von Gleichgültigkeit hatte er seine ihm ergebenen mitgenommenen Garden sorgfältiger als je geübt, und ihnen immer gesagt, daß sie noch große

Dinge zu sehen bestimmt wären. Aus Frankreich kamen ihm Nachrichten zu von der Unzufriedenheit mit der neuen Regierung, und wie besonders die Soldaten, Bauern und Besitzer der Nationalgüter fest an ihm hingen. Auch von der diplomatischen Spannung auf dem wiener Congresse erhielt er genaue Kunde. Da verließ er, das Größte wagend, seinem Glück noch einmal vertrauend, die Engländer täuschend, Abends den 26. Febr. 1815 Elba, mit allen seinen Truppen, die auf einer Brigg und etlichen andern Fahrzeugen eingeschifft waren und 900 Mann betrug. Nach einer glücklichen Fahrt landete er am 1. März zu Cannes, nicht weit von Frejus. Ohne auf Truppen zu stoßen, durchzog er das Land, rasch vorwärts dringend, und erließ Proclamationen, worin er die Mißgriffe der Bourbons mit den grellsten Farben schilderte. Erst am 7. März stieß er auf der Straße von Grenoble auf eine Truppenmasse unter Labédoyère, die ihm den Weg versperren sollte, aber sie ging im Augenblick zu ihm über, und noch denselben Abend öffnete ihm Grenoble die Thore. Dasselbe war mit Lyon der Fall, wo er den 10. Abends einzog. So erreichte er, ohne daß ein Schuß gegen ihn fiel, ohne daß einer der Marschälle, die Ludwiga XVIII. geschworen hatten, ihm den Weg ernstlich verlegt, im Gegentheil durch Ney's Übergang am 13. ungemein verstärkt, Abends den 20. März Paris, das Ludwig eiligst verlassen hatte. Ein Ereigniß, das, durch Verrath weniger vorbereitet als begünstigt, fast aus Wunderbare grenzt! Während Napoleon, um die Klügern zu bethören, vorgab, daß England seine Flucht gewollt, daß Oestreich auf seiner Seite stehe, daß Gemahlin und Sohn aus Schönbrunn zu ihm zurückkehrten — ein Plan, der in der Ausführung entdeckt ward —, sprachen die Monarchen auf dem Congresse zu Wien am 13. einmüthig den Bann des Völkerrechts über ihn aus und erneuerten den Vertrag von Chaumont (s. d.). Über 800,000 Mann waren am Ende des Mais schlagfertig, jene Acht zu vollziehen. Allein auch er bot Alles auf, um, da seine Anträge verworfen wurden, den Kampf der Verzweiflung zu wagen. Die Versammlung des Mailandes (s. März- oder Maifeid) sollte seinen Thron auf der Grundlage liberaler Ideen, zu denen er jetzt seine Zuflucht nahm, wieder aufrichten. Ein Landssturm, der alle Männer vom 20. bis 60. Jahre unter die Waffen stellte, schien Frankreich in ein großes Lager zu verwandeln. Die alten, ihm getreuen Truppen zogen aller Orten herbei, unter den geliebten Adlern die Schmach verlorener Schlachten auszutilgen. Den 15. Juni brach er über die Sambre gegen das preussisch-englische Heer in Belgien los, das Wellington und Blücher in ausgebehnten Cantonnirungen befehligten. Bei Fleurus und Ligny (s. d.) kam es am 16. zu einer blutigen Schlacht, die er gewann, indessen Ney mit dem linken Flügel ein hartnäckiges Treffen bei Quatrebras auf der Straße nach Brüssel lieferte. Das sich zurückziehende preuß. nöthigte auch das engl. Heer zum Rückzug, der bis zum großen soigner Walde ging, vor welchem es sich auf einer großen erhöhten Ebene lagerte, um Napoleons Angriff abzuwarten, da Blücher sich mit ihm zu vereinigen bestimmt versprochen hatte. Napoleon glaubte nur den engl. Nachtrab zu sehen, der ihm den Weg nach Brüssel versperren wolle, und griff den 18. Mittags die äußerst feste Stellung Wellington's auf den Höhen vor Waterloo (s. d.) bei Mont-St.-Jean mit dem heftigsten Ungestüm an. Allein die Stellung und der Muth der Briten vereitelten jeden Angriff, und als am Abend Blücher nach dem beschwerlichsten Marsche in der Franzosen rechter Flanke vorbrach, Grouchy aber mit Thielemann bei Wavre kämpfte, so ward die Schlacht für Napoleon zur Niederlage, aus der sich kaum wenige Tausend nach Paris retteten, und wohin Napoleon, durch die rasche Verfolgung über Genappe hinaus von Grouchy abgeschnitten, statt sein Heer bei Laon zu sammeln, als der erste Flüchtling, den 21. zurückkam. Hier dankte er, von den Volksrepräsentanten dazu aufgefordert und vom Gen. Solignac überredet, den 22. ab, jedoch nur zu Gunsten seines Sohnes, und begab sich nach Malmaison, dann aber nach Rochefort, wo er

sich nach Amerika einschiffen wollte. Aber die engl. Kreuzer hinderten ihn an der Abfahrt, und da er fürchten mußte, an die Bourbons ausgeliefert zu werden, so ergab er sich, Schuß in England, wie Themistokles bei den Persern, suchend, den 14. Juli an den engl. Cap. Maitland, und ging den 15. an Bord des Velleophon. Aber es war nicht mehr die Zeit der Helden des Plutarch. An dem engl. Gestade ward ihm von Seiten der Regierung eröffnet, daß er als Gefangener nach St.-Helena abgeführt werden solle. Dort lebte er seit d. 18. Oct. 1815 bis zum 5. Mai 1821, in Longwood, als General V., unter den Augen der Commissarien der Verbündeten, in Folge des Vertrags vom 21. Aug. 1815, als europäischer Staatsgefangener. In seiner Begleitung befanden sich, aus freiem Willen, Gen. Bertrand mit Frau und Kind, Graf Montholon mit Frau und Kind, Graf Las Cases (der 1817 ihn verlassen mußte), Gen. Gourgaud (der 1818 nach Europa zurückkehrte), 9 männl. und 3 weibl. Diener. — Napoleons Leben auf St.-Helena hat den Haß eines großen Theils der Zeitgenossen entziffnet, die Bewunderung seiner Anhänger aber nur vermehrt. Der Sturz von seiner Höhe konnte ihn auf Augenblicke niederschmettern, aber nicht seine Kraft vernichten. Er behauptete seine Persönlichkeit in dem Drucke der Verbannung wie in dem Palaste der Tuileries; nur sein Inneres, das Menschliche in der ehernen Brust, trat jetzt mehr hervor, als es dort der Fall sein konnte, wo er das Schicksal der Staatenwelt mit seinem Willen umschloß. Alle Personen, die in St.-Helena ihm dienten, behandelten ihn als Kaiser; und er würdigte und erwiderte ihre Treue mit dem Gefühle des Danks und der Freundschaft. Der Gouverneur der Insel, Sir Hudson Lowe, bewachte ihn mit der gehässigsten schonungslosen Strenge; aber Napoleon stellte ihm eine solche Charakterstärke entgegen, daß in der öffentlichen Meinung der Gefangene in dem Grade nur an Würde gewann, als sein Kerkermeister an Achtung verlor. Übrigens erkannte man auch hier in jeder von Napoleons Handlungen den eisernen Sinn und die unerschütterliche Standhaftigkeit, wodurch es ihm früher so oft gelungen war, Das auszuführen, was Andern unmöglich schien. In keiner Beziehung wollte er den Engländern das Recht einräumen, über seine Person verfügen zu dürfen; denn nur freiwillig und unter der ihm zugestandenen Bedingung, nach England gebracht zu werden, habe er sich in ihren Schuß begeben. Als sein Arzt D'Neava auf Befehl des engl. Gouverneurs ihn verlassen mußte, blieb er mehre Monate lang ohne ärztliche Hülfe; die Bitten seiner Diener und der sich täglich verschlimmernde Zustand seiner Gesundheit konnten ihn nicht bewegen, einen von dem engl. Befehlshaber ihm zugesandten Arzt vor sich zu lassen. Als man ihm nicht ferner erlauben wollte, ohne militärische Bedeckung auszugehen, verließ er nicht mehr seine Wohnung. Seine Hauptbeschäftigung war die Abfassung seiner Denkschriften. Zur Erholung spielte er Schach, oder ließ sich vorlesen, vorzüglich Trauerspiele. Im vertraulichen Kreise sprach er von seiner Kindheit und seinen Schicksalen mit einem Gleichmuth, als wenn er von der alten Geschichte gesprochen hätte. Unter den Franzosen auf St.-Helena war Napoleon der heiterste; theilnehmend an Allem, was seine nächsten Umgebungen betraf, wußte er Jedem Muth einzulösen. Das zärtlichste Andenken weihte er seinem Sohne; von Frankreich sprach er nur mit Achtung und Liebe. — Seine Krankheit nahm erst in den letzten 6 Wochen einen bedenklichen Charakter an. Sie hatte in der innern Zerstörung des Magens ihren Grund und war nach der Behauptung der engl. Ärzte, welche die Section in Gegenwart des aus Italien zu Napoleon gesandten Arztes Antommarchi verrichteten, ein Magenkrebs, der aus einer Verhärtung der Magenwände und des Magennundes entstanden war. Napoleon sah sein nahes Ende voraus und sprach oft und mit Ruhe davon. Als er vom Arzte hörte, daß er nur noch 48 Stunden zu leben habe, bat er den General Bertrand, ihm sein Testament machen zu helfen, was Beide ungefähr 15 Stunden beschäftigte. Seine letzten Verfügungen enthalten mehre Beweise eines zarten

Dankgefühls und reinmenschlicher Gesinnung. (Dieses Testament, das in der Beilage zu Nr. 159 der „Allgem. Zeitung“ von 1824 vollständig abgedruckt ist, ward erst 1826 in den wichtigsten Punkten, zum Theil durch Vergleich, vollzogen.) In Napoleons Todesstunde war keine Änderung in seiner Fassung bemerkbar. Er verschied — auf seinem Feldebette von Austerlitz — mit einem bewundernswürdigen Gleichmuth in den Armen seiner treuen Freunde, Bertrand und Montholon, zu Longwood am 5. Mai 1821, Abends 6 Uhr, in einem Alter von 51 J. und 9 Monaten. Am 9. Mai wurde er mit allen kriegerischen Ehren, die ihm als General gebührten, in einem von ihm selbst gewählten Thale beerdigt. Seine freiwilligen Schicksalsgenossen, die Generale Bertrand und Montholon, sind mit ihren Familien über England, mit Erlaubniß der franz. Regierung, nach Frankreich und Paris (im Oct. 1821) zurückgekehrt. Man vgl. Bourienne's „Mém. sur Napol.“ (6 Bde., Paris 1829) und den Art. Napoleon und seine Zeit, Schriften von ihm und über ihn.

Bonaparte (Maria Françoise Josephine), Kaiserin der Franzosen, geb. zu St.-Pierre auf Martinique, den 24. Juni 1768, war die Tochter eines reichen Edelmanns, Tascher de la Pagerie. Noch sehr jung, vermählte sie sich mit ihrem Landsmann, dem in der Geschichte der Revolution bekannten Vicomte Alexandre de Beauharnois (s. d.), ward nach dessen Hinrichtung ins Gefängniß der Madelonnettes gesetzt, durch den Sturz der Schreckensregierung aber befreit. Nun kam sie unter den Schutz des Director Barras, durch dessen Vermittelung sie, am 8. März 1796, an Napoleon Bonaparte verheirathet wurde, welcher damals den Oberbefehl der italien. Armee erhielt. Von nun an theilte sie das glänzende Schicksal ihres Gemahls, dem sie mit wahrer Anhänglichkeit zugehan war. Am 2. Dec. 1804 setzte Napoleon ihr als Kaiserin der Franzosen die Krone auf. Was auch über den leichten Ton, der in ihren jugendlichen Jahren hervorgeklungen, gesagt werden kann: über ihre Herzsgüte, über ihren ausgezeichneten Hang zur Wohlthätigkeit, über ihr unablässiges Bemühen, Menscheneleid zu vertilgen oder doch wenigstens zu mildern, ist nur Eine Stimme unter Denen, welche sie gekannt haben. Niemand vermochte es, den eisernen Willen Napoleons zu brechen; Josephinens sanftem Sinne gelang es, manche harte Beschlüsse des herrschsüchtigen Mannes zu mildern. Dagegen mußte sie wol auch die Ausbrüche seines Zühorns erdulden, welcher zuweilen so ausartete, daß er die Kaiserin tagelang in ihre Zimmer eingeschlossen haben soll. Von ihrem ersten Gemahl hatte sie 2 Kinder, Eugen und Hortense Eugenie Beauharnois. (S. Leuchtenberg, und Ludwig Bonaparte.) Ihre zweite Ehe blieb unfruchtbar. Napoleon, der einen Thronerben haben und sich zugleich mit einem mächtigen europäischen Fürstenhause enger verbinden wollte, beschloß seine Verheirathung mit der Erzherzogin Marie Louise von Oestreich. Mit Anstand gab Josephine der Nothwendigkeit nach, willigte in die Ehescheidung mit dem Titel einer verwitweten Kaiserin-Königin (Impératrice-Reine-Douairière) und zog sich, nachdem sie vorher einige Reisen gemacht, zurück in die Einsamkeit ihres schönen Lustschlosses Malmaison. Die Achtung, die Liebe und das Bedauern der Franzosen folgten ihr, die man schon lange Napoleons guten Geist (l'étoile de Napoléon) genannt hatte. Sie erlebte den Sturz des Reichs, auf dessen Gipfel sie einst gestanden; aber sie hatte auch den Trost, daß die großen Monarchen, welche es zertrümmert, ihren persönlichen Werth öffentlich anerkannten. Sie empfing die Besuche der angesehensten verbündeten Fürsten. Eine Erkältung indeß, welche sie sich auf einem Spaziergange mit dem Kaiser Alexander in ihren Gärten zuzog, gab ihrer Unpäßlichkeit eine üble Wendung, sodaß sie am 30. Mai 1814 nach kurzem Leiden starb. Die von der bekannten pariser Sibylle, Demoiselle Le Normand, im Nov. 1820 herausgegebenen „Mémoires historiques et secrets de l'Impératrice Josephine

Marie-Rose-Tascher de la Pagerie" (2 Bde.) enthalten interessante Nachrichten aus dem Leben dieser merkwürdigen Frau, die bis an ihr Ende eine Creolin voll Leidenschaften, dabei abergläubig, wie ein Kind, das an Hexen glaubt, aber zugleich gutmüthig und bis zur Verschwendung wohlthätig, besonders gegen Emigrirte war, die außerdem Kunstsinne besaß und Botanik liebte; — nur sind jene Nachrichten durch Nichts verbürgt und haben höchstens bloß einen sehr lockern historischen Kern.

Bonaparte (Lucian), Napoleons zweiter Bruder, seit 1814 Prinz von Canino (einem Landgute bei Rom, das er 1808 kaufte, und welches nachher der Papst zu einem Fürstenthume erhob), geb. zu Ajaccio 1772, nach Andern 1773. Beim Ausbruch der Revolution ergriff er mit Enthusiasmus die Partei des Volks. Seine Laufbahn begann nach dem Falle von Toulon (16. Dec. 1793) mit einer Stelle beim Heerverpflanzungswesen. Damals verlobte er sich mit Mademoiselle Boyer, deren Bruder Grundbesitzer und Gastwirth zu St.-Maximin im Var-Departement war. Er heirathete sie erst 1795. — Lucian zeigte damals viel revolutionnairen Eifer; er mußte daher nach Robespierre's Sturze St.-Maximin verlassen. Seitdem lebte er zu Marseille in großer Dürftigkeit, bis der 13. Vendemiaire auch seinem Schicksale eine günstige Wendung gab. Im März 1797 wurde er zum Abgeordneten des liamoner Departements beim Rathe der Fünfhundert gewählt. Während seiner Kriegskommissariatsgeschäfte hatte er nicht versäumt, die Grundlage zu seinem späterhin sehr angewachsenen Vermögen zu legen. Den 18. Juli 1797 erschien er zuerst auf der Rednerbühne. Er verwarf die Verordnung, am Decadi die Läden zu sperren, als tyrannisch, erhob sich mit Macht gegen die Bergeuder, foderte am Stiftungsfeste der Republik seine Collegen auf, für die Constitution vom Jahr III zu sterben, half aber kurz darauf die Stützen derselben, Merlin, Lareveillère und Treilhard, stürzen. Jetzt wuchs sein Einfluß, und man sah ihn schon die Partei bilden, welche hernach die Absichten seines Bruders beförderte. Kurz vor dem 18. Brumaire ward er Präsident des Rathes. Er war es vorzüglich, der die Begebenheiten dieses Tages leitete. Da er die Gährung, welche Bonaparte's Eintritt in die Versammlung verursachte, nicht zu dämpfen vermochte, verließ er seinen Sitz, legte die Zeichen seiner Würde von sich, setzte sich zu Pferde, sprengte durch die Reihen der versammelten Truppen und foderte diese auf, ihren General, den man ermorden wolle, zu retten. (S. Napoleon B.) Lucian (nebst Sieyès der eigentliche Urheber des 18. Brumaire) ward Minister des Innern. Als solcher (1799) beförderte er Künste, Wissenschaften und den öffentlichen Unterricht. Er gründete ein zweites Prytaneum zu St.-Cyr und organisirte die Präfecturen. Übrigens wollte er ernstlich eine Republik mit einer Einheit an der Spitze; als aber Napoleon das System der Militairgewalt durchsetzte, so entzweite er sich mit ihm und ging im Oct. 1800 als Gesandter nach Madrid, wo er durch sein gewandtes und einnehmendes Betragen ganz den König Karl IV., die Königin und den Fürsten de la Paz gewann und den bisherigen britischen Einfluß auf den madriider Hof entfernte. Auch war er bei der Errichtung des Königreichs Etrurien und bei der Abtretung Parmas an Frankreich thätig. Zuletzt soll er eine Verheirathung Napoleons mit der Infantin Isabella eingeleitet haben, die Napoleon erst genehmigte, dann aber, durch Josephinens Thränen erschüttert, verwarf. Am 29. Sept. 1801 unterzeichnete Lucian, nebst seinem vertrauten Freunde, dem Friedensfürsten, zu Badajoz den Frieden zwischen Spanien und Portugal, und vermöge einer geheimen, dem Tractate vorangehenden Bedingung, zahlte der Prinz-Regent 30 Mill. Franken, welche zwischen Spanien und Frankreich gleich getheilt wurden. Lucian erhielt davon, sagt man, 5 Mill., und die übrigen 10 Mill. flossen in Napoleons Privateasse. Bei seiner Zurückkunft in Paris trat er in das Tribunat (9. März 1802). Er unterstützte den Plan zur Errichtung einer Ehrenlegion, deren Großofficier er wurde, und beförderte das Concordat vom 15. Juli 1801, wodurch er

sich das Wohlwollen des Papstes erwart, der ihm in der Folge viele Beweise seiner Achtung gab. Das Institut nahm ihn am 3. Febr. 1803 zum Mitglied für die Classe der politischen und moralischen Wissenschaften auf, und kurz nachher erhielt er die Senatorie Trier. Darauf nahm er Besitz von den der Ehrenlegion in den Rheindepartements und in Belgien zugetheilten Gütern. Stets hatte er sich jedoch Napoleons Streben nach Alleinherrschaft widersezt; daher die immer mehr zunehmenden Mißhelligkeiten mit seinem Bruder. Als endlich Ende desselben Jahres Lucian die schöne Witwe des Banquier Joubertou, gegen Napoleons Willen, der ihm die verwitw. Königin von Hetrurien zur Gemahlin vorgeschlagen, geheirathet (seine erste Frau war 1802 gestorben), und Napoleon nach der Kaiserkrone gegriffen hatte, wurde die Spannung unter den beiden Brüdern so stark, daß Lucian, um (wie man sagt) einer Verhaftung zu entgehen, sich 1804 nach Italien begab, die 4 Meilen von Rom gelegene Villa de Nemori kaufte, und dort seiner Familie, den Künsten und den Wissenschaften lebte. Der Kaiser bot ihm wiederholt den Thron von Italien, den Thron von Spanien an, verlangte aber auch stets die Trennung von seiner Gattin. Bei einer Zusammenkunft mit Napoleon zu Mantua im Nov. 1807 schlug ihm dieser u. A. auch die Verheirathung seiner ältesten, damals 12 Jahr alten Tochter (jezt vermählten Prinzessin Possedi) mit dem Prinzen von Asturien vor; allein sie hatte den Muth, den Antrag auszuschlagen. Hierauf trug man dem Prinzen Ferdinand die Mademoiselle Tascher an (die nachher die Gemahlin des Herzogs von Nremberg wurde und jezt geschieden ist); allein Ferdinand schlug sie aus, weil er sich nur mit Napoleons Geschlecht verbinden wollte. Lucian selbst erbitterte durch seinen Widerstand den Kaiser so, daß er sich nach Nordamerika in Sicherheit begeben wollte. Er bat daher den englischen Gesandten am sardinischen Hofe, Hill, um Pässe von der engl. Regierung, und auf dessen Versprechen schiffte er sich den 5. August 1810 zu Civita-Vecchia mit seiner Familie, einem Gefolge von 35 Personen und seinem beweglichen Eigenthum ein. Ein Sturm nöthigte ihn, in Cagliari einzulaufen. Aber das engl. Ministerium verweigerte die Pässe, und Lucian durfte nicht einmal ans Land gehen. Beim Auslaufen aus dem Hafen wurde sein Schiff angehalten, und H. Adair, der sich eben als britischer Gesandter nach Konstantinopel begab, ließ ihn, durch Hill veranlaßt, nach Malta bringen, wo Lucian dem londner Cabinet als die einzige Absicht seiner Reise nach Amerika angab, dort sicher als Privatmann zu leben. Das wurde ihm aber nicht zugestanden. Er ward im Dec. desselben J. nach England gebracht, doch mit Auszeichnung behandelt. Lord Powis überließ ihm anfänglich sein Schloß Stonehouse, bei Ludlow; dann bezog er das von ihm erkaufte Schloß Tomgrove bei Worcester, wo er unter Aufsicht blieb und einen englischen Obersten zum Gesellschaftler hatte. Einige Zeit nachher ward im Parlament die Frage aufgeworfen, ob Lucian Bonaparte, da er arglos englische Pässe zu erhalten geglaubt, als Gefangener angesehen werden dürfe? Nach mancherlei Debatten ward er, da er der franz. Senatorwürde noch nicht entsagt, zum Kriegsgefangenen erklärt, in seinem Verhältniß aber Nichts geändert. Napoleons Sturz (1814) gab ihm die Freiheit, und er ging wieder nach Rom. Noch in London gab er sein mittelmäßiges, aber mit dem größten typographischen und chalcographischen Luxus verziertes, dem Papste zugeeignetes Helbengedicht: „Charlemagne ou l'église délivrée“, in 24 Gesängen, heraus, worin er gegen seinen Bruder eifert und die Bourbonen erhebt. Der Papst belehnte ihn dafür mit dem von L. erkauften kleinen Fürstenthum Canino und dem Titel: Principe di Canino. Als Napoleon 1815 von Elba aus Frankreich wieder in Besitz genommen hatte, begab sich Lucian, durch seine Schwester Pauline Borghese bewogen, zu ihm, um einen Befehl an Murat, der Rom besetzt hielt, zur Räumung des Kirchenstaats (mit Ausnahme einer Militairstraße durch die Mark Ancona) auszuwirken. Er erlangte diesen Brief an Murat in einer

Unterredung mit Napoleon zu Malmaison, weigerte sich aber bei seinem Bruder zu bleiben, und reiste ab, um nach Italien zurückzukehren; allein Napoleon ließ ihn nicht über die Grenze. Lucian mußte daher 22 Tage zu Versoir bei Genf verweilen, wo er oft Frau von Staël sah. Endlich gab er nach und ging den 9. Mai nach Paris, ohne jedoch an Napoleon sich unbedingt anzuschließen. Er weigerte sich sogar anfangs, den Titel eines franz. Prinzen zu führen, weil man ihm den Rang nach seinem Bruder Hieronymus anwies. Auch wollte er Sitz und Stimme in der Kammer der Repräsentanten nehmen, zu deren Mitglied er ernannt worden war. Allein Napoleon erlaubte dies nicht, weil er argwohnte, Lucian möchte seinen Einfluß gegen ihn geltend machen. Der Fürst von Canino mußte also in die Pairskammer eintreten. Doch auch hier setzte er sich nicht unter die Prinzen, sondern zu den übrigen Pairs, weil er nur durch Ernennung Pair sei. Damals schickte die zweite Classe des Nationalinstituts, deren Mitglied er war, eine Deputation an ihn, um ihn zu bewillkommen. Bei dieser befand sich auch Suard, derselbe, welcher im Febr. 1815 den von allen Mitgliedern mit Unwillen angehörten Antrag gemacht hatte, Lucian aus ihrer Mitte auszuschließen, weil er den Namen Bonaparte führe. — Acht oder zehn Tage, ehe Napoleon zur Armee abging, wurde im Palais de l'Élysée ein geheimer Rath gehalten, wo die Prinzen Joseph und Lucian, der Cardinal Fesch, Fouché und Andre zugegen waren. Hier saß lug Lucian vor: 1) man solle sogleich die von Napoleon zu Gunsten seines Sohnes angebotene Abdankung annehmen; 2) man solle dem Kaiser von Oestreich den jungen Napoleon und dessen Mutter, Marie Louise, der die Regentschaft zu ertheilen sei, empfehlen; 3) Napoleon solle, der Rectlichkeit von Oestreich vertrauend, sich selbst nach Wien begeben, um für die Vollziehung des Vertrags zu haften. Napoleon gab seine Zustimmung, allein am folgenden Tage änderte er seinen Entschluß. Nun verlor Lucian alle Hoffnung. Nach der Niederlage bei Waterloo behielt er jedoch alle seine Besonnenheit und suchte den Muth Napoleons zu beleben. Er rieth seinem Bruder, die Kammern aufzulösen und als Dictator an die Spitze zu treten, um zu retten, was möglich sei. Die zweite Thronbesteigung Ludwigs XVIII. bewog ihn, sich nach Rom zu flüchten. Der östr. General, Graf Bubna, aber ließ ihn nach Turin auf die Citadelle bringen, wo er jedoch mit Achtung behandelt wurde. Indes gaben ihm die Verbündeten auf seine Erklärung: „Qu'il s'était constamment opposé aux vues ambitieuses de son frère, et qu'en dernier lieu il ne s'était joint à lui qu'afin de le ramener à des sentimens de modération“, und auf die Fürsprache des Papstes, im Sept. 1815 seine Freiheit wieder; doch machte sich der päpstliche Stuhl anheischig, weder ihn noch Jemand von seiner Familie aus dem Kirchenstaate ziehen zu lassen. Seitdem lebte er in Rom oder in der Nähe auf seinen Gütern, unter welchen die Ruffinella der Sitz des feinsten Kunstgeschmacks ist. 1817 verlangte Lucian Pässe für sich und einen seiner Söhne nach Nordamerika, die ihm aber von den Ministern der verbündeten Mächte abgeschlagen wurden. Endlich erlaubte man seinem Sohne Karl Bonaparte nach Nordamerika zu gehen, wo derselbe 1825 gestorben ist. Von Lucian's Töchtern ist eine an den schwed. Grafen Bosse, eine zweite an den röm. Fürsten Hercolani, eine dritte an den Engländer Wpse zu Waterford in Irland (aber unglücklich) verheirathet. — Lucian ist unstreitig nächst Napoleon das merkwürdigste Glied dieser Familie. Nicht ohne eigne Ruhmbegierde, setzte er vielleicht seinen Ruhm nur darein, sich allein vor seinem Bruder nicht zu beugen und unabhängig von demselben seinem Charakter treu zu bleiben. In jedem Verhältnisse gab er Beweise von Härtnäckigkeit; damit verband er aber ein gefälliges und einnehmendes Betragen, das ihn überall beliebt machte. Durch Energie und Geistesgegenwart entschied er die von ihm vorbereitete Revolution des 18. Brumaire. Als Minister zeigte er viel Herrschsucht und handelte oft zu rasch; doch wußte er gut zu repräsentiren. So ausgezeichnet

net seine Talente als Redner sind, so wenig glänzt er als Dichter. 1799 schrieb er einen Roman: „Stellina“. 1819 gab er zu Rom ein zweites Heldengedicht in 12 Gesängen heraus: „La Cyrnéide, ou la Corse sauvée“, in welchem er die Vertreibung der Saracenen aus Corsica (ehemals Cynros) besingt. Bei der Aufnahme des Übersetzers des Homer, Vignan, in das Nationalinstitut den 18. Mai 1815, las Lucian eine Ode auf die „Ddyssee“ vor, worin er den griechischen Dichter gegen seine Verkleinerer in Schutz nahm. Noch mehr Werth hatte ein alter Camee mit dem Kopfe des Homer, den er damals dem neu aufgenommenen Mitgliede überreichte. Durch die Erdonnanz vom 21. März 1816 wurde Lucian in die Liste der Mitglieder der franz. Akademie nicht wieder aufgenommen. — Die „Mémoires secrets sur la vie privée, politique et littéraire de Lucien Buonaparte, Prince de Canino, rédigés sur la correspondance et sur des pièces authentiques et inédites“ (London 1818 und Paris 1819, 2 Bde.), als deren Verfasser Alfonso de Beauchamp von Einigen genannt wird, enthalten, nach dem Urtheile der Verfasser der „Biogr. des contemporains“, eine Menge Unrichtigkeiten. Sie wurden zuerst 1815 zu London gedruckt, aber sogleich unterdrückt. Zum zweiten Male erschienen sie in London bei Colburn (Leipzig, Brockhaus) 1819. Nach unserm Dafürhalten hat der unbekannte Sammler und Bearbeiter dieser Denkschriften das öffentliche und Privatleben Lucians unparteiisch beurtheilt; er hat Lob und Tadel stets belegt, unrühmliche Züge nicht verschwiegen und manchen Irrthum berichtigt; auch stimmt das Ganze mit den bekannten Thatsachen und Verhältnissen überein, sodas es immer als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Tagesgeschichte überhaupt angesehen werden muß. Auch nennt man Lucian als Verf. der Schrift: „Napoléon devant ses contemporains“ (Paris 1826).

Bonaparte (Ludwig), Graf von St.-Leu, geb. zu Ajaccio den 2. Sept. 1778, Napoleons dritter Bruder, kam jung nach Frankreich, wählte die militairische Laufbahn und wurde in der Artillerieschule zu Chalons unterrichtet, wo er antirepublikanische Grundsätze einsog. Er begleitete seinen Bruder nach Italien und Aegypten, ohne sich jedoch auszuzeichnen. Aus Aegypten kam er, mit Depeschen an das Directorium, den 14. März 1799 zurück. Bald nach dem 18. Brumaire schickte ihn Napoleon nach Berlin, wo er ein Jahr lang sehr üppig lebte. Darauf ward er zum Brigadegeneral erhoben und 1802 mit der Stieftochter Napoleons, Hortensia Beauharnois, vermählt. Eine frühere Liebe, die sein Bruder zerstörte, war die erste Ursache seines spätern Mißverhältnisses mit seiner Gemahlin Hortensia: eine Ehe, die er selbst mal assorti et sans inclination réciproque nennt. Seinem Geiste drückte sich dadurch eine tiefe Traurigkeit, Muthlosigkeit und ein Vertrocknen seiner Frische auf, die unheilbar waren. Als Napoleon die Kaiserwürde angenommen, erhob er seinen Bruder Ludwig zum Connetable und Generalobersten der Carabiniers, darauf 1805 zum Generalgouverneur von Piemont. Wegen Kränklichkeit aber verließ Ludwig bald wieder Turin. Als hierauf der batavische Grosspensionair Schimmelpennink wegen Erblindung seine Stelle niederlegen wollte, benutzte Napoleon die Gelegenheit, um seinen Bruder, allen Verträgen und dem Willen der Nation entgegen, derselben den 6. Juni 1806 zum Könige aufzudrängen. Ludwig weigerte sich, die holländische Königskrone anzunehmen; er schützte seine Kränklichkeit und die feuchte Luft Hollands vor; allein Napoleon sagte ihm, er müsse als Unterthan gehorchen, und qu'il valait mieux mourir roi, que de vivre prince. Dazu kamen noch andre Gründe, die Ludwig bestimmten, die Krone anzunehmen; doch konnte und sollte er durchaus Nichts mehr als ein französischer Statthalter sein. Es war also gutmüthige Schwäche, wenn er an die Möglichkeit glaubte, dort als wirklicher König herrschen zu können. Indes waren ihm freilich die frühern, darauf Bezug habenden Verhandlungen geheim gehalten worden. Ludwig wollte in der That als König ganz Holländer

werden und sein; dies war aber in seiner Lage unmöglich; daher hatte seine Regierung, obgleich er die öffentliche Meinung der Nation achtete und jeden Theil der Verwaltung zu verbessern ernstlich bemüht war, im Allgemeinen weder Freiheit noch Würde, und die harten, selbst bitteren Bemerkungen in Struyk van Lynschoten's „*Geuterophilos*“ (Germanien 1818) über König Ludwig und seine Umgebungen sind vielleicht nicht ganz ungegründet. Aus Irrthum stieß er oft gegen tief eingewurzelte Nationalsitten an, z. B. durch die versuchte Aushebung der Waisens zu Militärdiensten. Auch waren viele Ideen des Königs und manche Anordnungen, die Napoleon eine *manie d'humanité* nannte, phantastisch und völlig unausführbar; andre, z. B. die Verlegung der Residenz vom Haag nach Utrecht und späterhin nach Amsterdam, nicht nur zwecklos, sondern auch nachtheilig. Desto edler war sein, obwol vergeblicher, Widerstand gegen die Maßregeln der sogenannten *haute politique* Frankreichs, inwiefern auch Holland sie vollziehen sollte. Mit Würde schlug er die spanische Königskrone aus, die ihm Napoleon anbot. Bei einer andern Gelegenheit erklärte er freimüthig: „*qu'en acceptant le trône de Hollande, il s'était fait Hollandais*“. Die von Frankreich gebotenen Rüstungen auf der einen und die strengen Verfügungen gegen den britischen Handel auf der andern Seite machten die Wiederherstellung des holländischen Staatsvermögens unmöglich. Gleichwol wußte Ludwig Holland gegen einen allgemeinen Bankrutt zu schützen. Mitten unter den dringendsten Händeln der auswärtigen Angelegenheiten wurde die Abfassung eines neuen Criminal- und eines Civilcodex vollendet. Auch kam ein gleichförmiges, dem französischen nachgebildetes Maß- und Gewichtssystem zu Stande. — Persönlich zeigte der König Mäßigung, Bescheidenheit, thätige Menschenliebe, z. B. bei der Pulverexplosion in Leyden, bei den Überschwemmungen im Winter 1808, und bei Beleidigungen, die ihm widerfahren, Versöhnlichkeit. Aber keine Klugheit vermochte Holland seinem Schicksal zu entreißen. Als Ludwig fortfuhr, das Continentsystem in Holland nicht mit Strenge zu vollziehen, und sein Volk gegen die immer wachsenden Anmaßungen seines Bruders kräftig vertrat, so zerfiel er darüber ganz mit diesem, wurde nach Paris entboten, und es gelang ihm nur mit großen Aufopferungen, die Fortdauer des holländischen Staats zu retten. Indessen war dies von kurzer Dauer. Benachrichtigt, daß ein franz. Armeecorps unter Dudinot in Anmarsch sei, um Amsterdam und die Küsten zu besetzen, legte er die Regierung den 1. Juli 1810 nieder, setzte, der Verfassung gemäß, seine abwesende Gemahlin zur Regentin im Namen seines unmündigen Sohnes ein, den der Kaiser, ohne des Vaters Vorwissen, am 3. März 1809 zum Großherzog von Berg und Kleve ernannt, sich jedoch über ihn die Vormundschaft vorbehalten hatte, verließ, von 2 Vertrauten begleitet, Holland, und begab sich unter dem Namen eines Grafen von St.-Leu über Teplitz nach Grätz, wo er den Wissenschaften lebte und einen mittelmäßigen Roman schrieb. Ludwig hatte sich in Holland nicht bereichert. Die Einkünfte der Civilliste vom Monat Juni ließ er seinem Sohne zurück. Auch verbat er, als Holland Frankreich einverleibt war, jede Apanage für sich, die Königin und seine Kinder; dagegen überließ er seiner Gemahlin seine Beszung zu St.-Leu bei Paris, den Palast in Paris und einige Häuser in Holland. (Im Oct. 1817 trat er St.-Leu an den Herzog von Leuchtenberg, Eugen Beauharnois, ab. Noch führen Ludwigs Gemahlin den Titel Herzogin, der älteste Sohn den Titel Herzog und der jüngere den Titel Graf von St.-Leu.) — In den Jahren 1813 und 1814 bot Ludwig dem Kaiser wiederholt seine Dienste an, jedoch mit Hinsicht auf Hollands Wiederherstellung unter einer franz. Dynastie, was aber Napoleon bestimmt abschlug. Auch ein Schreiben Ludwigs vom 29. Nov. 1813 an den Magistrat von Amsterdam hatte nicht den beabsichtigten Erfolg. Nach der Wiedereinsetzung des oranischen Hauses glaubte er sich aller Verpflichtungen gegen Holland entbunden und ging nun nach

Paris den 1. Jan. 1814. Allein die durch die Kaiserin Marie Louise vermittelte Zusammenkunft mit Napoleon war kalt und steif. Doch ermahnte er beharrlich seinen Bruder zum Frieden. Am 30. März begleitete er die Kaiserin nach Blois. Im April begab er sich nach Lausanne und von da im Nov. 1814 nach Rom. 1815 nahm er die Einladung Napoleons, der ihn zum Pair von Frankreich ernannte, nach Paris zu kommen, nicht an, sondern blieb in Rom. Von seiner Gemahlin geschieden, die zu Paris viel Theil hatte an den Begebenheiten im März 1815, verlangte er, daß sie seinen Sohn (ehemaligen Großherzog von Berg unter Napoleons Vormundschaft) ihm überlassen sollte, mit dessen Erziehung er in Rom sich selbst beschäftigte. Seit einigen Jahren lebt er in Florenz, wo er 1828 einen Palast kaufte. Von Louis B. befinden sich Briefe in der „Correspond. interceptée de l'armée d'Egypte“. Der Brief, in welchem er Hrn. Bonald die Erziehung seines Sohnes antrug, zeugt ebenso vortheilhafte von seinem Geiste als von seinem Herzen. Sein Roman: „Marie, ou les peines de l'amour, ou les Hollandaises“ (3 Bde., 1814) enthält eine Schilderung der holländischen Sitten. Er hat über seine und seines Hauses Verhältnisse, vorzüglich über seine Verwaltung Hollands, einen umständlichen und genauen Bericht erstattet in dem für die Zeitgeschichte wichtigen und von ihm, bis auf den Vorbericht, selbst verfaßten Werke: „Documens historiques et réflexions sur le gouvernement de la Hollande, par Louis Buonaparte, Exroi de Hollande“ (3 Bde., London 1821). (Vgl. die Beurtheilung desselben im „Hermès“, Nr. VII.) Gegen den ihm zugeschriebenen Antheil an einer Schrift über das englische Parlament („Histoire du Parlement d'Angleterre“, angeblich mit Notizen von Napoleon) hat Ludwig im pariser „Constitutionnel“ protestirt, zu dem obigen Werke: „Documens historiques“, aber sich als Verfasser bekannt.

Bonaparte (Hieronymus), Herzog von Montfort seit 1816, Napoleons jüngster Bruder, geb. den 15. Dec. 1784 zu Ajaccio (nach der „Biogr. nouv. des contemporains“), ward erzogen im College zu Juilly, das er nach dem 18. Brumaire verließ, um sich dem Seewesen zu widmen. Als Schiffslieutenant diente er 1801 bei der Expedition nach St.-Domingo, kam mit Despechen von Leclerc zurück, segelte dann als Fregattencapitain nach Martinique und kreuzte zwischen St.-Pierre und Tabago. Von den Engländern verfolgt, begab er sich nach Nordamerika, wo er (27. Dec. 1803) mit Elisabeth Patterson, ältester Tochter des Kaufmanns Patterson zu Baltimore, sich vermählte. Auf Napoleons Befehl verließ er sie und kehrte im Mai 1805 nach Frankreich zurück. Napoleon gab ihm jetzt den Auftrag, vom Dey von Algier die gefangenen Genueser zurückzufodern. Er befreite 250 dieser Unglücklichen. Nun gab ihm sein Bruder das Commando über ein Schiff von 74 Kanonen. Darauf führte er ein Geschwader von 8 Linienschiffen nach Martinique und ward Contreadmiral. Ende August 1806 kam er nach Frankreich zurück. Zum franz. Prinzen ernannt, befehligte er im preuß. Kriege, in Verbindung mit dem General Vandamme, das 10. Corps in Schlesiens, zog (6. Jan. 1807) in das eroberte Breslau ein, und ward Divisionsgeneral. Die letzte Waffenthat, wozu er seinen Namen lieb, war die Eroberung der Festung Blaz (25. Juni 1807). Der Friede zu Tilsit gab ihm (18. Aug. 1807) das neu geschaffene Königreich Westfalen. Hierauf vermählte ihn Napoleon den 22. Aug. 1807 mit Katharina Friederika Sophia Dorothea, königl. Prinzessin von Württemberg. Den 1. Jan. 1808 ward ihm in Kassel mit großem Pomp gehuldigt. Hier lebte er mit königl. Pracht, während Franzosen den neuen Staat organisirten. Er bekümmerte sich wenig um die Geschäfte und lernte nicht einmal Deutsch. Während des Krieges Napoleons mit Oestreich 1809 brach Schill in die westfäl. Departements der Eibe und Oker ein; im Fulda-departement und an der Werra erregte Dörnberg Aufruhr, und die Kriegsscenen in Sachsen riefen Hieronymus selbst mit einem

Theile seines Heeres nach Leipzig und Dresden. Bald nachher brach Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Blis aus Böhmens Wäldern durch Sachsen in Westfalen ein und machte sich Bahn bis zu den Küsten des deutschen Meeres. Die westfälischen Finanzen waren damals durch den Aufwand des Krieges, durch Verschwendung, Mißgriffe der Verwaltung, unterbrochenen Handelsverkehr und durch die oftmaligen Plünderungen der Staatscassen völlig zerrüttet. Große Resultate wurden von dem am Schlusse 1809 zusammenberufenen zweiten Reichstag erwartet, blieben aber unerfüllt, weil überall Napoleon dazwischen trat. Doch machte dieser seinem Bruder mehrmals Vorwürfe über seine Lebensweise. 1812 zog der König an der Spitze einer franz. Division nach Polen, erlaubte sich selbst Requisitionen, lebte mit großem Aufwande zu Warschau, verschuldete dann durch seine Fehler, daß sich Vagrations den 6. Aug. 1812 mit Barclay de Tolly vereinigte, weshalb ihm Berthier in Napoleons Namen schrieb: „Da Sie, Sire, Alles verkehrt verstehen, so ist auch nicht zu verwundern, wenn Alles verkehrt geht“. Er wurde daher nach Kassel zurückgeschickt. 1813 machten Czernitschew und die Niederlage Napoleons bei Leipzig seinem Königreich ein Ende. Jener vertrieb den König aus Kassel, den 30. Sept. Zwar kehrte Hieronymus den 17. Oct. dahin zurück, allein nur um sich mit den zusammengerafften Kosbarkeiten sogleich wieder nach Paris zu flüchten. Nach dem pariser Frieden 1814 behielt Hieronymus den Titel eines Prinzen und sein sehr mäßiges Privatvermögen. Er verließ Frankreich im April 1814. Seine Gemahlin wurde auf ihrer Reise nahe bei Fontainebleau von einer Schar Bewaffneter, deren Führer der Marquis von Maubreuil (ihr ehemaliger Stallmeister) war, gewaltsam angehalten und ihrer Diamanten und Kosbarkeiten beraubt. Eine Zeitlang hielt er sich nun in der Schweiz, dann zu Grätz und endlich zu Anfang 1815 in Triest auf. Nach Napoleons Rückkehr von Elba begab er sich erst in das Hauptquartier Joachims, dann aber nach Frankreich in Gesellschaft seiner Mutter und des Cardinals Fesch zu Ende Mais (1815). Er wurde Pair den 2. Juni 1815. In den Schlachten von Ligny und Waterloo besand er sich an der Seite Napoleons. In der Schlacht bei Waterloo bewies Hieronymus viel persönlichen Muth. Er bemächtigte sich nach mehrmaligen Angriffen des Gehülzes von Hougaumont, wo er am Arme verwundet wurde. Nach Napoleons Abdankung verließ er Paris den 27. Juni und begab sich nach der Schweiz. Dann lebte er auf dem württemberg. Schlosse zu Etwangen, als Graf von Montfort. Im Aug. 1816 nahm er seinen Aufenthalt in den österreichischen Staaten, wo seine Gemahlin sein Schicksal mit ihm theilt. Gegenwärtig besitzt er die Herrschaften Wald bei St. Pölten, Krainburg in Oberösterreich und Schönau bei Wien. Seit dem Dec. 1819 hielt er sich mit seiner Gemahlin gewöhnlich in Triest auf. Jetzt leben Beide in Schönau in der größten Stille. Sie werden von ihren Unterthanen, denen sie viele Wohlthaten erzeigen, sehr geehrt und geliebt. Da die Finanzen des Herzogs von Montfort sich in Zerrüttung befanden, so wendete sich die Herzogin an den Kaiser Alexander. Dieser ließ daher im Febr. 1822 durch den Grafen Golowkin in Wien der Prinzessin die Summe von 150,000 Gldn. C. M. auszahlen und ihr ein Jahrgehalt von 25,000 Rubeln in Papier zusichern. Bald darauf gewann sie ihren Güterproceß vor dem königl. Gerichtshofe in Paris und erhielt eine Summe von 460,000 Fr. zuerkannt. Der Herzog hat einen Sohn, Hieronymus, geb. zu Triest den 24. Aug. 1814, und eine Tochter, geb. zu Triest im Juni 1820. — Seine erste Gemahlin, Mad. Patterson, befand sich im Dec. 1821 nebst ihren Töchtern in Rom.

Bonaventura (Johann von Fidanza), einer der berühmtesten scholastischen Philosophen, geb. 1221 im Toscanischen, ward 1248 Franciscanermönch, 1253 Lehrer der Theologie zu Paris, wo er studirt hatte, 1256 General seines Ordens, den er mit großer Thätigkeit und weiser Milde regierte, 1274 Cardinal

und päpstl. Legat auf der Kirchenversammlung zu Lyon, wo er den 14. Juli d. J., an den Folgen seiner ascetischen Strenge, in einem Alter von 53 J. starb und das glänzendste Leichenbegängniß erhielt, dem der Papst, Cardinäle und Könige beiwohnten. Wegen seines von Jugend auf reinen Wandels und einiger ihm zugeschriebenen Wunderthaten genoß er während seines Lebens vorzügliche Verehrung. Papst Sixtus IV. versetzte ihn 1482 unter die Heiligen, und Sixtus V. zählte ihn 1587 den größten Kirchenlehrern als den sechsten im Range bei. Die Erhabenheit der Gedanken in seinen Schriften und seine Würde als General des seraphischen Ordens verschafften ihm den Titel Doctor Seraphicus. Die Franciscaner stellen ihn als ihren größten Gelehrten dem scholastischen Helden der Dominicaner, Thomas von Aquino, entgegen. Lyon, das seine Gebeine besitzt, wählte ihn zum Schutzpatron. Ein großer Theil seiner zahlreichen Schriften ist der Ehre und Verehrung seines Ordens gewidmet. Auch als Beförderer des Mariendienstes, als Apologet des Eölibats, der Transsubstantiation, der Communion unter Einer Gestalt und anderer Erfindungen des Mittelalters diente er der römischen Kirche, deren Lehren und Gebräuche er mit großem Aufwand von philosophischen Beweisen in seinem Commentar über des Petrus Lombardus „Magister Sententiarum“ und vielen kleinern exegetischen und ascetischen Schriften zu unterstützen suchte. Die merkwürdigsten derselben, sein „Breviloquium“ und „Centiloquium“ sind Handbücher der Dogmatik. Dunkel wird er häufig durch sein Bestreben, die Philosophie, in der er Aristotelische Beweisarten mit neuplatonischen vermischt, zur Unterstützung des Kirchenglaubens anzuwenden, und durch die fromme Mystik, die er zur Steigerung der intellectuellen und moralischen Standpunkte der menschlichen Vervollkommnung gebraucht. Ihm ist die Vereinigung mit Gott das höchste Gut. Sein „Itinerarium mentis in Deum“ (Reisebuch des Gemüths zu Gott) und seine „Reductio artium in Theologiam“, ein Versuch, die Theologie als das Ziel aller Künste und Wissenschaften darzustellen, entwickeln diese Ansicht. Überhaupt ist Mystik das hervorragende Element seiner Schriften, und zur Begründung der mystischen Theologie als Wissenschaft hat er mehr geleistet als irgend einer der ältern Mystiker. Darum verliert er sich aber auch, selbst wo er populair schreiben wollte, wie in seiner vielgebrauchten Armenbibel („Bibl pauperum“, eine Darstellung der biblischen Geschichte für Angelehrte), in allegorisch-mystische Deutungen, die den einfachen Inhalt der Bibel entstellen. Dennoch zeichnet er sich durch Verständlichkeit des Vortrags, Vermeidung unnützer Spitzfindigkeiten, Wärme des religiösen Gefühls und praktische Richtung vor andern Scholastikern aus. In dem erwähnten Commentar hat er die Ewigkeit der Welt scharfsinnig widerlegt und die Unsterblichkeit der Seele durch neue, noch jetzt brauchbare Gründe unterstützt. Seine Werke erschienen 1588—96 zu Rom in 7 Thln. Fol. Es sind aber viele unechte Schriften darin, z. B. der abgestammte Marienpsalter.

31.

B o n d i (Clemente), Abbate, einer der geschäftigsten neuern Dichter Italiens, gebürtig aus Mantua oder, nach andern Nachrichten, aus Parma, war in den Orden der Jesuiten wenige Jahre vor der Aufhebung desselben getreten. Nachdem er dem Erzherzog Ferdinand, Statthalter von Mailand, und dessen Gemahlin, Maria Beatrice von Este, einer Fürstin, die des von Ariosto und Tasso unsterblich gemachten Namens vollkommen würdig ist, bekannt und Lehrer der Kinder derselben geworden war, trat er, unterstützt durch seine Gönner, nach und nach als lyrischer, beschreibender, satyrischer und elegischer Dichter, auch als poetischer Übersetzer auf, und wußte durch seine zierlichen, leichtfließenden, harmonischen Verse sowol als auch durch seinen einfach edeln, weder durch hochtrabende Redensarten noch durch gesuchte oder ungewohnte Ausdrücke und Wendungen entstellten Styl, gebildeten Männern, besonders aber zartfühlenden Frauen zu gefallen, deren Lieblingschriftsteller er in Italien geworden ist. Wir besitzen Bon-

di's sämmtliche Poesien in einer schönen Prachtausgabe (1808, 3 Bde., bei Degen in Wien), die der Erzherzogin Marie Beatrice von Este zugeeignet ist. Der 1. Bd. enthält die längern Gedichte: „La conversazione“, „La felicità“, „Il governo pacifico“, „La moda“ und „La giornata villereccia“; der 2. enthält Sonette, Episteln, Elegien, Canzonen, Cantaten und andre kleine Gedichte; so auch der 3., der mit der Übersetzung des Virgil'schen Landbaues schließt.

Bondy (Taillepied, Graf de), geb. zu Paris 1766 in einer alten Familie, die sich durch Finanzämter und Kenntnisse einen Namen erworben hatte. Die Revolution erlaubte dem Jünglinge nicht, hierin dem Beispiel der Ahnen zu folgen; doch waren seine Finanzkenntnisse Veranlassung, daß er 1792 Director der Assignatfabrik wurde. Nach dem 10. Aug. d. J. gab er seinen Abschied und zog sich bei der Wendung, welche die Regierung seines Vaterlandes nahm, von allen Staatsämtern zurück. 1805 wurde er von Napoleon zum Kammerherrn ernannt. Er war gewöhnlich einer seiner Reisebegleiter, z. B. auf dem Feldzuge nach Osterreich 1809. Napoleon ernannte ihn im folg. Jahre zum Requetenmeister und zum Präfecten des Rhonedepart. Hier machte er sich zur Regel, die strengen Verfügungen der damaligen Regierung zu mildern und die öffentl. Arbeiten in seinem Bezirk zu fördern. Er bestimmte den Kaiser, beträchtliche Summen zur Ausfüllung des Sumpfes Perrache zu bewilligen, wodurch ein großes Quartier von Lyon gesunder wurde, und bemühte sich, dieser durch die Revolution so unglücklich gewordenen Stadt ihren Handel und die alte Industrie wiederzuverschaffen. Bei dem Getreidemangel 1812 sorgte er, daß keine Noth in dieser großen Stadt entstand. 1814 war er es, der Lyon, als die Allirten dahin vordrangen, möglichst lange wider Frankreichs Feinde hielt; er folgte aber der Armee nach Valence, als sie sich von Lyon dahin zurückziehen mußte. Auf den Wunsch der Lyoner setzte die Regierung ihn nach Napoleons Abdankung wieder in den vorläufigen Besitz dieser Präfectur, woselbst er sich durch Verminderung der Anforderungen der Allirten an diese Stadt neue Liebe erwarb. Er kehrte indeß bald in den Privatstand zurück, bis ihn Napoleon 1815 zum Präfecten der Seine mit einer Stimme im Staatsrath ernannte. Hier zeigte er Napoleon gegenüber, im Staatsrath selbst, die Nothwendigkeit eines constitutionnellen Regierungssystems. Am 3. Juli 1815 war er einer der drei Regierungskommissarien, die mit den vordringenden Feldherren der Allirten die Übergabeconvention abschlossen. Er trat daher nebst dem Marschall Davoust und dem General Guilleminot für den Marschall Ney als Zeuge auf, indem sie die Generalamnestie der Übergabeconvention für ihn geltend zu machen sich bemühten. Das Depart. de l'Indre rief ihn 1816 und 1818 in die Deputirtenkammer. Hier sprach er über das Recrutirungsgesetz und über die Pressfreiheit im Geiste der linken Seite, der er angehört, und gegen die Abänderungen des Wahlgesetzes.

Boner (Ulrich), der älteste deutsche Fabeldichter, war Predigermonch zu Bern in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Er steht an der Reige des Zeitalters des Minnegefanges und der Ritterpoesie, und hat eine Fabelsammlung unter dem Titel: „Der Edelstein“, hinterlassen, welche sich durch reine Sprache und malerisch naive und heitere Darstellung auszeichnet. Nachdem schon Bodmer und Eschenburg diese Fabeln herausgegeben, hat Benecke in Göttingen eine musterhafte Bearbeitung des Textes mit Wörterbuch geliefert (Berlin 1816).

Bönhase, ein Pfuscher in jedem Fache des bürgerlichen Gewerbes, vorzüglich im Mäklergeschäft. (S. Senf al.) In dieser Bedeutung kommt dieses Wort schon in Schriften des 17. Jahrh. vor. Seine Ableitung ist ungewiß; vielleicht von dem altdeutschen Worte Bön oder Böhne, welches Boden heißt, wenn man annimmt, daß Pfuscher, besonders im Schneiderhandwerke, in dem obersten Theile des Hauses, auf dem Boden, ihre Werkstätte aufschlugen und, gleich furchtsamen Hasen, sich dort verbargen.

Bonifaz (der Heilige), Deutschlands Apostel, der zuerst unter den Deutschen das Christenthum predigte und Bildung verbreitete. Geb. in England um 680, hatte er in der Taufe den Namen Winfried bekommen. Nachdem er 13 Jahre in dem Kloster von Excester gewesen, trat er in das Kloster von Nutcell, wo er Rhetorik, Geschichte und Theologie lehrte. In seinem 30. Jahre empfing er die Priesterweihe. Ein großer Theil von Europa war damals von heidnischen Völkern bewohnt; von England gingen die Bekehrer aus: nach Deutschland Gallus (614) in Alleanien, Emmeran (st. 652) in Baiern, Kilian (st. 689) in Franken, Willibrod (st. 696) in Friesland, und vor Allen Bonifaz; nach Schweden Siegfried, nach Friesland Swidvert. 716 faßte Bonifaz den Plan, das Christenthum unter den Friesen zu predigen, aber der zwischen Karl Martell und Raddob, König von Friesland, ausgebrochene Krieg stellte dieser Sendung große Hindernisse in den Weg, und er kehrte von Utrecht nach England in sein Kloster zurück, zu dessen Abte er nach Winbert's Tode erwählt ward. Da er sich indef für berufen hielt, die Ungläubigen zu bekehren, ließ er einen Andern an seine Stelle ernennen und begab sich 718 nach Rom, wo Gregor II. ihm Vollmacht gab, allen Völkern Deutschlands das Evangelium zu predigen. Bonifaz fing sein Amt in Thüringen und Baiern an, war 3 Jahre in Friesland und durchwanderte Hessen und Sachsen, allenthalben die Einwohner taufend und ihre Göshaine zu Kirchen weihend. Damals soll er da, wo das nach ihm benannte Wanfried in Kurhessen liegt, eine kleine Kirche gebaut haben. 723 rief ihn Gregor II. nach Rom, erhob ihn zum Bischof, gab ihm eine Sammlung von Kanons, die ihm zur Richtschnur dienen sollten, und empfahl durch Briefe Karl Martell und allen Fürsten und Bischöfen, ihn bei seinem frommen Geschäfte zu unterstützen. Damals vertauschte er seinen Namen Winfried mit dem Namen Bonifaz. Nach seiner Rückkehr 724 zerstörte er in Hessen die Gegenstände der Verehrung, z. B. die dem Thor geweihte Eiche bei Geismar, den Abgott Stuso auf dem noch jetzt so genannten Stufenberge, und stiftete Kirchen und Klöster, ließ von England Priester, Mönche und Nonnen kommen und vertheilte sie als Gehülfen in Thüringen, Sachsen und Baiern. 732 überschickte Gregor III. ihm das Pallium und ernannte ihn zum Erzbischof und Primas von ganz Deutschland, mit der Vollmacht, allenthalben, wo er es für zweckmäßig halten würde, Bisthümer zu errichten. 738 machte Bonifaz eine dritte Reise nach Rom und ward vom Papste zum Legaten des heil. Stuhls in Deutschland ernannt. In ganz Baiern gab es nur das Bisthum Passau; Bonifaz errichtete noch die bischöfl. Sise zu Freisingen und Regensburg. Für Thüringen errichtete er das Bisthum zu Erfurt, für Hessen zu Baraburg, welches in der Folge nach Paderborn verlegt wurde; für Franken zu Würzburg und für die Pfalz zu Eichstädt. 739 stellte er den vom heiligen Rupertus in den ersten Jahren desselben Jahrs. errichteten bischöfl. Sise zu Salzburg wieder her. Gregor III. und dessen Nachfolger, Zacharias, bestätigten diese Einrichtungen. Nach Karl Martell's Tode und Karlmann's Entsagung weihte Bonifaz dessen Bruder, Pipin den Kurzen, zum König der Franken in Soissons, stand der dort gehaltenen Synode vor und ward von Pipin zum Bischof von Mainz ernannt. Er hielt in Deutschland 8 Kirchenversammlungen, stiftete die berühmte Abtei zu Fulda und unternahm 754 aufs neue apostolische Reisen zu Bekehrung der Ungläubigen. Hier ward er bei Doctum, 6 Stunden von Leeuwarden in Westfriesland, wo er auf offenem Felde Zelte hatte aufschlagen lassen, 755 in seinem heiligen Berufe von bewaffneten Barbaren überfallen und nebst seinen Begleitern erschlagen. Er war ungefähr 75 Jahr alt. Sein Leichnam ward nach Utrecht, dann nach Mainz und zuletzt nach Fulda gebracht. Man zeigt in der dortigen Abtei eine von ihm geschriebene Abschrift der Evangelien und ein mit seinem Blute gefärbtes Blatt. Da, wo Bonifaz 724 die erste christliche Kirche im nördlichen Deutschland baute,

im thüringer Waldgebirge bei dem Dorfe Altenberga, einige Stunden von Gotha, ist ihm ein würdiges Denkmal, das in einem 30 Fuß hohen Candelaber besteht, errichtet worden. Die Errichtung dieses Denkmals am 1. Sept. 1811 war mit einer Feierlichkeit verbunden, bei welcher von einem kathol., einem luther. und einem reform. Prediger Reden gehalten wurden. Der verst. Superintendent, D. Köppler zu Gotha, hat diese Feierlichkeit in einer kleinen Schrift, welcher eine Lebensgeschichte des Bonifacius beigefügt ist, beschrieben. Der würzburg. Weibschhof Würdtwein hat zu Mainz (1789, Fol.) des B. Briefe (geordneter und vollständiger als die von Serrarius veranstaltete Sammlung) herausgegeben.

Bonifaz, Päpste dieses Namens. I., den 29. Dec. 418 durch eine Partei des römischen Clerus gewählt und erst nach dem Falle eines Gegenpapstes, Eutalius, 419 durch den Kaiser Honorius bestätigt, verfolgte die Pelagianer und arbeitete mit behutsamem Eifer an der Erweiterung seiner Macht, verlor aber durch eine Verordnung des griech. Kaisers Theodosius II., deren Zurücknahme nicht ganz erwiesen ist, 421 die kirchliche Herrschaft in Ostsyrien und starb schon den 4. Sept. 422. Seine Regierung ist durch Thatsachen merkwürdig, welche die damalige Abhängigkeit des römischen Bisthums von den weltlichen Landesherren beweisen. — II., vom 21. Sept. 530 bis 16. Oct. 531, kam durch den baldigen Tod eines Gegenpapstes, Dioskurus, zur alleinigen Regierung. Auch er erkannte die Oberherrschaft des weltlichen Regenten bei einer Synode zu Rom 531, wo eine von ihm veranstaltete Wahl seines Nachfolgers für ungültig erklärt wurde, mit dem Geständniß an, durch dieses Unternehmen die Majestät verletzt zu haben. — III., regierte vom 19. Febr. bis 10. Nov. 607. — IV., vom 25. Aug. 608 bis 7. Mai 615, ohne etwas Merkwürdiges zu thun, außer daß er das Pantheon zu Rom zu einer Kirche der heil. Maria weihte. (S. Pantheon.) — V., ein Neapolitaner, von 619 — 625, bestätigte das Recht der Freistätten in den Kirchen und suchte die damals noch neuen englischen Kirchen an seinen Stuhl zu fesseln. — VI., im J. 896 nur 15 Tage. — VII., ein widerrechtlich eingedrungener Papst, behauptete sich 974 einen Monat, floh dann mit den Schätzen des Vaticanus nach Konstantinopel, riß im März 984 aufs neue die päpstliche Gewalt an sich, indem er den damaligen Papst Johann XIV. einkerkern und umkommen ließ, starb aber nach 11 Monaten, 985. — VIII., (s. d.) — IX., Peter Tomacelli aus Neapel, wurde, während Clemens VII. in Avignon residirte, zu Rom 1389 Nachfolger Urbans VI. Er war ein gebildeter Weltmann von schöner Gestalt und einnehmendem Betragen, doch kein Theolog, und der kirchlichen Geschäfte und Gesetze so unkundig, daß er oft verkehrte Resolutionen ertheilte und den ärgsten Beschämungen nur durch den Beistand einiger erfahrenen Cardinäle entgehen konnte. Desto besser fand er sich in den Handel mit geistlichen Ämtern und Pfründen, worin er ein System des unverschämtesten Buchers organisirte und namentlich die Abgabe der Annaten 1372 so einrichtete, wie sie nachher von den Päpsten gefodert worden ist. Ein und dasselbe Amt, oder auch nur die Anwartschaft darauf, verkaufte er um verschiedene, willkürlich von ihm selbst gesteigerte Preise an mehre Bewerber zugleich oder verließ schon verkaufte Ämter und Anwartschaften mit Verfälschungen des Datums zum zweiten, ja zum dritten Male an Mehrbietende, ohne den betrogenen ersten Käufern das Mindeste zu erstatten; ja er verordnete selbst die Einschränkung seiner Gnadenbriefe auf eine geringere Zahl, um sich wieder die Ausnahme von dieser Verordnung besonders bezahlen zu lassen. Ebenso trieb er es mit den Dispensationen und Ablässen, bei denen er jedoch wiederum von seinen Agenten betrogen wurde. Auch an heiliger Stätte während der Messe scheute er sich nicht, solche Geldgeschäfte mit seinen Secretairen abzumachen. Die dadurch erworbenen Reichthümer verwendete er theils zum Vortheil seiner habgütigen Verwandten, theils auf kostbare Baue, z. B. der Engelsburg und des Capitols.

die er zu Festungen machte, theils um in den damaligen politischen Händeln Italiens Einfluß zu gewinnen. Er half dem jungen Ladislaus zur Krone von Neapel und wirkte der Übermacht der Visconti in Mailand entgegen. Doch blieb seine politische Bedeutung gering, und er mußte, um sich gegen Ludwig von Anjou, den Nebenbuhler seines Freundes Ladislaus, zu schützen, einen großen Theil seines Gebiets an mächtige Herren zur Lehn geben, z. B. Ferrara an das Haus Este. Nur über die Römer gewann er mehr, als seine Vorgänger. Zwei Mal durch die Vorsteher der Stadtbezirke (Banderii) vertrieben, 1391 und 1394, verweigerte er seine zur Feier des für die Römer sehr einträglichen Jubeljahrs (1400) nöthige Rückkehr, bis sie 1399 die Abschaffung jener Vorsteher, Gehorsam gegen einen von ihm ernannten Senator und überdies Geld zur Reise von Assisi, wo er sich aufhielt, nach Rom bewilligten. Seitdem beherrschte er Rom als unumschränkter Regent und hielt das Volk durch seine Festungen im Zaum. Zum alleinigen Besitz der Papstwürde konnte er wegen der Fortdauer des großen Schisma nicht gelangen. Als Clemens VII. zu Avignon 1394 gestorben war, wählte man daselbst Benedict XIII., und dieser neue Gegenpapist wollte ebenso wenig als sein Vorgänger zur Herstellung des Kirchenfriedens abtanken. Bonifaz IX. sah daher seine mit Frankreich angeknüpften Unterhandlungen scheitern und blieb, wie sein Vorgänger, auf die kirchliche Gerichtsbarkeit über Italien, Deutschland, wo er nach Wenzel's Absetzung den Kaiser Ruprecht von der Pfalz unterstützte, Ungarn, England und die nordischen Reiche beschränkt. Aus Ärger über den ihm von dem Gesandten Benedicts XIII. mit Recht gemachten Vorwurf der Simonie starb er den 1. Oct. 1404. Der ihm zugesprochene, für einen bejahrten Papst freilich sehr geringe, damals aber doch seltene, Ruhm beständiger Keuschheit kann die Schande seiner Gewinnsucht und niedrigen Ränke nicht tilgen. 31.

Bonifaz VIII. (Benedict Cajetan), zum Papst erwählt den 25. Dec. 1294, geb. zu Anagni, stammte aus einer ursprünglich catalonischen Familie. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte die Rechtsgelehrsamkeit, ward Capitular von Paris und Lyon, dann Consistorialadvocat und päpstlicher Protonotar zu Rom. Nachdem Martin IV. ihn (1251) zum Cardinal erhoben, ging er als Legat nach Sicilien und Portugal, und ward mit Unterhandlungen bei mehreren Fürsten beauftragt, besonders vertraute man ihm die Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem König von Sicilien und Alfons von Aragonien, zwischen Philipp dem Schönen und Eduard I. von England an. Nachdem Celestin V. auf Bonifaz's Betrieb die päpstliche Würde (1294) zu Neapel niedergelegt hatte, ward dieser zum Papste gewählt. Er fand Widersprüche von Seiten der Cardinale aus der Familie Colonna, und rächte sich dadurch, daß er sie in den Bann that. Seine Einführung war prachtvoll. Die Könige von Ungarn und Sicilien hielten den Zügel seines Pferdes, als er sich nach dem Lateran begab; sie bedienten ihn bei der Tafel, die Kronen auf den Häuptern. Indes war B. in den ersten Versuchen seiner Gewalt nicht glücklich. Man verweigerte ihm die Lehnherrschaft über Sicilien, und trotz seines Bannstrahls wurde Friedrich II. als König in Sicilien gekrönt. Ebenso wenig gelang ihm der Versuch, Schiedsrichter zwischen England und Frankreich zu werden. Eine Menge Bullen, die er deßhalb an den König Philipp den Schönen von Frankreich erließ, wurden nicht beachtet, und ebenso wenig der Bann, den er auf der Kirchenversammlung zu Rom (1302) wider ihn aussprach. Von den Ständen und der Geistlichkeit Frankreichs unterstützt, vertheidigte Philipp seine königl. Rechte gegen die Eingriffe des Papstes. Man beschuldigte diesen der Doppelzüngigkeit, der Simonie, des Eindringens in sein Amt, der Kezerei, Unkeuschheit, und faßte den Beschluß, daß er auf einer allgemeinen Kirchenversammlung zu Lyon gerichtet werden solle und abgesetzt werden könne, indem die Nation an den künftigen Papst appellirte. Philipp ging noch weiter. Er schickte Nogaret

nach Italien, um sich der Person des Papstes zu bemächtigen und ihn nach Lyon zu führen. Nogaret verband sich zu diesem Zweck mit Sciarra Colonna, der, so wie seine ganze Familie, von B. unterdrückt worden und daher ein heftiger Gegner desselben war. B. hatte sich nach Anagni geflüchtet. Hier überfielen ihn Nogaret und Colonna. B. zeigte Muth. „Da ich verrathen bin“, sagte er, „wie Jesus Christus verrathen ward, so will ich wenigstens als Papst sterben“. Er ließ sich mit dem Mantel und der Tiara bekleiden, nahm die Schlüssel und das Kreuz in die Hand, und setzte sich auf den päpstlichen Stuhl. Aber man achtete der heiligen Zeichen so wenig als seiner Thränen, und verhaftete ihn; ja, Colonna vergaß sich bis zu persönlichen Mißhandlungen. Zwei Tage blieb B. in dieser grausamen Lage; da griffen die Anagnaner zu den Waffen und befreiten ihn. B. ließ sich nach Rom bringen, wo er einen Monat nachher (1303) starb. Aus Furcht, vergiftet zu werden, hatte er während seiner Gefangenschaft nicht die geringste Nahrung genossen und sich dadurch ein Fieber zugezogen, das ihn hinraffte. Man kann B. Kühnheit und diese Eigenschaften wurden durch Ehrgeiz und Eitelkeit, Nachsicht und kriechende Geschmeibigkeit besleckt. Dante weist ihm, als einem Simonisten, einen Platz in der Hölle zwischen Nikolaus III. und Clemens V. an. B. stiftete 1300 das Secularjubiläum und bereicherte dabei, durch häufige Ertheilung des Ablasses, seine Cassa. Ihm gebührt übrigens der Ruhm eines für seine Zeiten sehr gebildeten Mannes.

Bonn (Andreas), Anatom, geb. zu Amsterdam 1738, der Sohn eines Apothekers, studirte und promovirte zu Leyden. Als Inauguraldissertation schrieb er die (von 2 berühmten Ärzten, Bichat und Wisberg, in ihren Werken benutzte) herrliche Monographie „De continuitatibus membranarum“. Der junge B. ging hierauf nach Paris, um die dortigen Praktiker und die Heilanstalten gründlich kennen zu lernen. Nach reichen Erfahrungen seiner Vorbereitungsperiode trat er 1771 in Amsterdam als Arzt auf und hielt Vorlesungen. Auf eigne Kosten ließ er die 3 ersten Hefte des „Thesaurus Hovianus ossium morbosorum“ in Kupfer stechen. Sein langes Leben — er starb 1818 — war ganz der leidenden Menschheit und der Bildung geschickter Ärzte und Wundärzte gewidmet. Als Vorsteher der Monnikhof'schen Stiftung zur Erforschung der besten Heilmethoden für die verschiedenen Brüche hat er sich ebenfalls große Verdienste erworben.

Bonn, Kreisf. im preuß. Regierungsbezirk Köln, früher die Residenz des Kurf. von Köln, am linken Rheinufer, mit 1109 Häus. (4 kathol. und seit 1817 1 evangel. Kirche), 10,600 E., worunter 200 Juden, welche in einer besondern Gasse wohnen. B. war ehemals befestigt, die Werke wurden 1717 geschleift. Es befindet sich hier ein Oberbergamt. Das Lyceum entstand 1802 aus der 1777 errichteten und 1786 zur Universität erklärten Akademie. (Über die neu errichtete Univ. s. d. folg. U.) Die Fabriken sind nicht bedeutend. Der Handel ist zum großen Theile in den Händen der Juden. Nach dem schönen Lustschlosse Clemensruhe bei dem Dorfe Poppelsdorf führt eine 1200 Schritt lange vierfache Allee.

Bonn, Rhein-Universität, deren Stiftungsurkunde am 18. Oct. 1818 zu Aachen von dem Könige von Preußen vollzogen und die mit einem Einkommen von 80,000 Thlr. jährlich (davon 16,000 für den botanischen Garten) dotirt wurde. Das ehemalige kurfürstl. Residenzschloß, der Universität geschenkt und mit großen Kosten neu eingerichtet, dürfte an Ausdehnung und Schönheit von keinem Universitätsgebäude in Europa übertroffen werden. Es enthält sämtliche Auditorien, eine Bibliothek von mehr als 50,000 Bänden, ein akademisches Museum der Alterthümer, eine Sammlung der vorzüglichsten alten Bildwerke in Gypsabgüssen, ein physikalisches Cabinet, klinische Anstalten von seltener Größe und ausgezeichnete Einrichtung, und soll noch ein katholisches Seminarium nebst

Convictorium erhalten. Die Anstalt für Geburtshilfe wird in ein besonderes Local verlegt werden. Die Malerarbeiten in der kleinen Aula (u. a. das große allegorische Gemälde: die christliche Kirche) werden von einigen Schülern des Directors Cornelius fortgesetzt. Der königl. Freigebigkeit ver dankt die Universität ebenfalls ein anatomisches Theater, eine neue Reitschule im Erdgeschoße unter der Bibliothek, und das neu hergestellte ehemalige Lustschloß in Poppelsdorf, 10 Minuten vor der Stadt, welches die zoologischen und mineralogischen Sammlungen enthält, und vor dem sich der botanische Garten anmuthig ausbreitet. Daran schließen sich die dem ökonomischen Institute bestimmten Gebäude und Ländereien. Für die Sternwarte ist der alte Zoll, ein in Deutschland berühmter Aussichtspunkt, bestimmt. Endlich hat der König eine Sanskritdruckerei unter A. W. v. Schlegel's Leitung anlegen lassen. Unter desselben Gelehrten Verwaltung steht auch das durch Nachgrabungen sehr angewachsene Museum deutscher und römischer Alterthümer. Über ein in 5 Facultäten wirksames Lehrpersonal von mehr als 50 Professoren und Docenten, sowie über die Ausbildung der einzelnen Institute, gibt das „Jahrbuch der preuß. Rhein-Universität“ (Bonn, 4 Hefte) Auskunft. Wie für das Bedürfniß und die Aufmunterung der Studirenden durch Stipendien, Freitische, Preisaufgaben im Allgemeinen gesorgt ist, so ist eine besondere Aufmerksamkeit und freigebige Vorsorge den zur Ausbildung künftiger Lehrer und Gelehrten bestimmten Übungsanstalten und Pflanzschulen gewidmet. Das evangelisch-theologische Seminarium, von den Professoren Augusti, Gieseler, das katholisch-theologische, von dem Professor Graß geleitet, und das philologische Seminarium, unter Leitung der Professoren Heinrich und Näke, blühen und bringen Früchte. Außerdem sind Namen, wie Hermes und Scholz in der katholisch-theologischen Facultät, Mackelbey, Hasse in der juristischen, v. Walther, Harleß, Nasse, Mayer in der medicinischen, A. W. v. Schlegel, Hüßmann, Welcker, v. Münchow, Nees von Esenbeck, Goldfuß, Diesterweg, Delbrück, Freitag, Nöggerath in den verschiedenen Zweigen der philosophischen Facultät, durch schriftstellerische Werke hinlänglich bekannt. Auch Niebuhr ist in Bonn durch akadem. Vorlesungen thätig. Die Anstrengungen der Regierung, alle Hülfsmittel des Unterrichts hier zu versammeln, verbunden mit den Annehmlichkeiten des Orts und Schönheiten der Gegend, haben ungeachtet der hohen Preise des Unterhalts den zu erwartenden Erfolg gehabt. Im Winterhalbjahr 1826 zählte man in B. 931 Studirende, darunter 110 Ausländer.

Bonnay (Marquis de), trat als Abelsdeputirter aus der Provinz Nivernois in den franz. Generalstaaten beim Anfange der Revolution auf. Am 14. Juli 1790 leistete er zuerst den Bürgereid. Er folgte dem verst. König Ludwig XVIII., als dieser auswanderte, und war sein Haupttrathgeber, so lange derselbe in Warschau residirte. 1814 wurde er Pair und Gesandter in Kopenhagen und nachher in Berlin. Heftig trat er in der Pairskammer 1816 wider die Deputirtenkammer auf, indem er solche beschuldigte, das Verfahren der Minister in der reinen Vollziehung der Gesetze aufzuhalten. Bisweilen huldigt dieser Pair auch der Dichtkunst, z. B. in seiner gegen Pethion und Charles Lameth gerichteten Satyre: „La prise des Annonciades“.

Bonnet (Charles), Naturforscher und Philosoph, geb. zu Genf 1720. Das Lesen des „Schauplazes der Natur“ von Pluche und der „Gesch. der Insekten“ von Réaumur entschied die Neigung des Jünglings. Er vertauschte das Studium der Rechtswissenschaften mit der Naturgeschichte. Durch seine erste Abhandlung über die Blattläuse, worin er bewies, daß sich dieselben ohne Begattung vermehren, ward er im 20. Jahre Correspondent der Akademie der Wissenschaften in Paris. Bald darauf nahm er an den Arbeiten und Entdeckungen Trembley's über die Polypen Theil und machte anziehende Beobachtungen über das Athemholen der Raupen

und Schmetterlinge, und über den Bau des Bandwurms. Ein lebhafter Briefwechsel mit vielen in- und ausländischen Gelehrten und eine zu anhaltende Beharrlichkeit bei der Arbeit entzündeten seine Augen und hinderten ihn über 2 Jahre am Schreiben. Sein immer thätiger Geist benutzte diese Ruhe, um über die Quelle der Ideen, die Natur der Seele und über die Geheimnisse der Metaphysik nachzudenken. 1752 ward er Mitglied des großen Raths seiner Vaterstadt, und blieb in demselben bis 1768. Nachdem er seinem Vaterlande in der öffentl. Verwaltung mit Nutzen gedient hatte, zog er sich auf sein Landgut Genthod, am Ufer des genfer Sees, zurück, wo er mit seiner liebenswürdigen Gattin ein eingezogenes, der Natur, dem Umgange mit in- und ausländischen Gelehrten und seiner ausgebreiteten Correspondenz gewidmetes Leben führte, bis er den 20. Mai 1793 starb. B. war ein feiner, genauer Beobachter der Natur. Er zog religiöse Betrachtungen in das Studium der Natur, und daraus nützliche Folgen für das Leben. In seiner Psychologie herrschen materialistische Ansichten, z. B. die Ableitung aller Vorstellungen von der Bewegung der Nervenfasern. Von s. naturhist. und philos. Werken gibt es 2 Sammlungen, die eine von 9 Quart., die andre von 18 Octavb. (Neufchatel 1779). Fast alle sind auch ins Deutsche übersetzt. Die berühmtesten sind: „*Traité d'insectologie*“; „*Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes*“; „*Considérations sur les corps organisés*“; „*Contemplation de la nature*“; „*Essai analytique sur les facultés de l'ame*“; „*Palingénésie philosophique*“ und „*Essai de psychologie*“.

Bonnet, Advocat und Bätonnier (Vorstand) dieser Classe von Geschäftsmännern in Paris. Während der Revolution beiferte er sich, viele Unglückliche, welche vor das Revolutionstribunal geschleppt wurden, zu vertheidigen. Glänzende Rednertalente zeigte er in seiner Vertheidigung des Generals Moreau. In späterer Zeit warf man ihm vor, daß er gegen die Leidenschaften und gegen die Mache der franz. Staatsanwälte, besonders seit 1815, zu nachgiebig geworden sei, indem er sich zu sehr den Wünschen des Generalprocureurs Wellart hingebte. Wir glauben indeß, daß ihm durch solche Vorwürfe zu viel geschieht, da er bekanntlich vor fast 30 Jahren Leben und Freiheit wagte, um Angeschuldigte zu retten. Richtiger ist, daß B. jetzt der äußersten rechten Seite in der Deputirtenkammer angehört und dadurch seine Popularität verloren hat.

Bonnet, in der Fortification, eine Erhöhung der Brustwehr an den auspringenden Winkeln einer Feldschanze oder eines Festungswerks, welche den Zweck hat, das Enfiliren der Front, an deren Ende sie liegt, zu hindern. Die Bonnets erfüllen diesen Zweck indessen nur zum Theil und haben, wenigstens bei Feldwerken, den Nachtheil, daß die zu ihrer Vertheidigung bestimmte Mannschaft wegen der zugleich nöthigen Erhöhung des Banquet (s. d.) dem Flankenfeuer mehr ausgesetzt ist: ein Uebelstand, der bei Festungswerken, die, wenn sie richtig angelegt sind, nie von der Rückenseite aus in die Flanke genommen werden können, von selbst wegfällt. 32.

Bonneval (Claudius Alexander, Graf von), oder Achmet Pascha, aus einer angesehenen franz. Familie, geb. 1672 zu Couffac im Limousin, kam im 16. Jahre zur abeligen Leibgarde des Königs, zeigte aber einen ausschweifenden Hang zu sinnlichen Vergnügungen. Im Kriege lernte man ihn als einen talentvollen und glücklichen Parteigänger kennen; Jeder folgte ihm gern, wenn er einen Streifzug unternahm; besonders genoß er der Achtung des Marschalls von Luxemburg. Nach dem rymwicker Frieden überließ er sich einem zügellosen Leben, sprach öfters gegen Hof und Religion, und machte sich viele Feinde. Beim Ausbruch des span. Erbfolgekrieges 1701 erhielt er die Erlaubniß, ein Regiment anzuwerben, mit dem er als Oberster nach Italien ging und sich jetzt wieder durch Tapferkeit, aber auch durch Ausschweifungen auszeichnete. Wegen der aus Geldmangel

von ihm verübten Erpressungen schlug ihm der franz. Kriegsminister weitere Beförderung ab; er brach daher in die heftigsten Äußerungen gegen den Minister und die Maintenon aus und foderte, als er einem Verhaftsbefehle durch schleunige Flucht entgangen war, seinen Abschied. Er lebte an mehren deutschen Höfen. Durch Fürsprache des kaiserl. Geschäftsträgers Lunetti in Rom und dessen Gönner, den berühmten Prinzen Eugen, ward er 1706 als Generalmajor angestellt, focht unter Eugen gegen sein Vaterland und drang 1708 in den Kirchenstaat vor. Bei dem 1714 zu Raftadt abgeschlossenen Frieden ward durch Eugens Vermittelung der gegen B., als Hochverräther, verhängte Proceß niedergeschlagen und ihm die Rückgabe seiner Güter bewilligt; doch konnte er dieselben, da sie sein Bruder jetzt besaß, trotz eines langen Processes, nicht zurückerhalten. Bei dem 1716 ausgebrochenen Kriege zwischen Osterreich und den Türken kämpfte B., kurz zuvor zum Feldmarschalllieut. der Infanterie ernannt, in der für Osterreich glorreichen Schlacht bei Peterwardein (5. Aug. 1716) mit großer Tapferkeit, ging, nachdem er auch an der Eroberung von Temeswar Theil genommen hatte, während sein Regiment die Winterquartiere bezog, nach Wien, und sobald es seine Wunden erlaubten, nach Paris, wo er mit vieler Achtung aufgenommen wurde. Nach Abschluß des Friedens von Passarowitz (21. Juli 1718) erhielt B. die Stelle eines Hofkriegsraths in Wien; aber Leichtsin, Sinnlichkeit, Hang zu Spötereien und die Anmaßung, sich in Eugens häusliche Angelegenheiten zu mischen, waren Ursache, daß dieser, um ihn zu entfernen, 1723 seine Anstellung als Generalfeldzeugmeister in den Niederlanden bewirkte. B. reiste zwar nach Brüssel, war aber voll Rachsucht gegen Eugen, die er dadurch äußerte, daß er gegen des Prinzen Günstling, den Marquis von Prie, Unterstatthalter in den Niederlanden, häufige Klagen nach Wien sandte. Es gelang ihm indess so wenig, denselben zu stürzen, daß vielmehr der Marquis, der seinerseits auch nicht müßig gewesen war, den Befehl erhielt, sich seiner Person zu bemächtigen und ihn auf die Citadelle von Antwerpen bringen zu lassen. B. ward hierauf angewiesen, sich in Wien zu stellen und Rechenschaft zu geben; er ging, dem Befehle zuwider, zuerst nach dem Haag, wo er fast einen Monat blieb und mit dem spanischen und franz. Gesandten in Verbindung trat. Dies hatte zur Folge, daß B., noch ehe er Wien erreichte, auf das Schloß Spielberg bei Brünn gebracht, ihm der Proceß gemacht und durch den Hofkriegsrath das Leben abgesprochen wurde, welches Urtheil der Kaiser dahin änderte, daß er ein Jahr lang auf dem Spielberg in Verhaft blieb. Dann ward er unter der Bedingung, nie wieder einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen, über die tiroler Grenze gebracht; er begab sich von Venedig nach Konstantinopel. Da ihm der Ruf seiner Thaten sowol als die Erzählung, wie menschenfreundlich er einst die gefangenen Türken behandelt habe, vorausging, nahm man ihn sehr gütig auf. Vom Großvezier ersucht, seinen Übertritt zur mohammedanischen Religion zu beschleunigen, weil er dann erst zu einer öffentlichen Audienz bei dem Großsultan gelangen könne, willigte B., der schon jetzt eine ansehnliche Summe zu seinem Unterhalte erhielt, in eine Religionsveränderung. Er erhielt vom Mufti Religionsunterricht, unterwarf sich der Beschneidung und empfing den Namen Achmet Pascha; sein jährl. Einkommen betrug fast 12,000 Thlr. Des müßigen Lebens überdrüssig, bewarb er sich um die Stelle eines Commandanten in einer türkischen Festung; allein der Großvezier hintertrieb seine Anstellung, und erst nach dessen Tode ward B. von dem neuen Großvezier zum Befehlshaber der Bombardirer ernannt, in welcher Stelle er die Artillerie des Großsultans zu verbessern suchte. Hierauf allein beschränkten ihn die Eifersucht mächtiger Paschen, die Unentschlossenheit des Sultans Mohammed V. und die Abneigung der türkischen Truppen gegen alle Einrichtungen der europäischen Kriegszucht, so nützlich er bei seinem Haße gegen Osterreich

und bei seiner Thätigkeit dem türkischen Reiche hätte werden können. Indeß genoss er die Annehmlichkeiten seiner Lage hinlänglich, und starb 1747. Seine „Mémoires“ gab Desherbiers heraus (Paris 1806, 2 Bde.). Im 2. Bde. der Mémoires Casanova's finden sich Mittheilungen über Bonneval.

Bonpland (Aimé), Zögling der Arzneischule und des botanischen Gartens zu Paris, begleitete 1799 Alex. von Humboldt nach Amerika und entdeckte über 6000 neue Pflanzenarten. Nach seiner Rückkehr ward er 1804 Vorstand des Gartens zu Malmaison, den er beschrieben hat (Paris 1813—1817, 11 Lief., Fol., m. Kpf.). Auch war er Mitherausgeber der in Paris franz. und in Tübingen bei Cotta deutsch erschienenen Reise in die Äquinoczialgegenden des neuen Continents, von 1799 bis 1804; verfaßt von Alex. von Humboldt und A. Bonpland (3 Thle., 1818). 1818 ging er als Professor der Naturgeschichte nach Buenos-Ayres. Dort unternahm er den 1. Oct. 1820 eine Unternehmungstreife den Parana hinauf, in das Innere von Paraguay, wurde aber zu St. Ana am östl. Ufer des Parana, wo er Theepflanzungen angelegt und eine Colonie von Indianern gegründet hatte, von 800 Soldaten des Beherrschers von Paraguay, Dr. Francia, auf dem Gebiete von Buenos-Ayres überfallen, die seine Pflanzungen vernichteten und ihn mit den meisten Indianern gefangen wegführten. Francia schickte ihn als Garnisonsarzt in ein Fort und beauftragte ihn mit der Anlegung eines Handelsweges. Nach den letzten Nachrichten von 1825 lebt B. in Santa-Maria. Seine Gefangenschaft hat keinen andern Grund als die ihm gelungene Anpflanzung des Paraguaythees. Alex. v. Humboldt schrieb selbst an den Dr. Francia, um die Freilassung seines Freundes zu bewirken; aber vergebens unterstützten sein Gesuch der damalige engl. Minister Canning und der brit. Geschäftsträger in Buenos-Ayres, Hr. Parish. — Aus B.'s Handschrift ordnete Kunth das große Werk: „Nova genera et species plantarum“, welche B. und Alex. v. Humboldt auf ihrer Reise in den Tropenländern der neuen Welt gesammelt und beschrieben haben (Paris 1815—25, 7 Thle., Fol., m. Kpf., in 35 Lief., 1240 Fr.).

Bonstetten (Karl Victor v.), Altlandvoigt zu Nyon, geb. zu Bern 1745, stammt aus einem uralten freiherrl. Geschlechte im Canton Zürich; sein Vater, Karl Emanuel, war bernischer Seckelmeister. In Yverdun, dann vom 19. Jahre in Genf erzogen, und hier durch den Umgang mit Bonnet, Stanhope, Voltaire, Sauffure und andern Gelehrten gebildet, studirte er zu Leyden, hierauf mit Gray zu Cambridge, dann zu Paris, reiste nach Italien (das er später öfter besuchte) und schrieb seine gehaltvollen „Briefe über ein schweizerisches Hirtenland“. 1775 ward er Mitglied des souverainen Rathes von Bern, und 1787 Landvoigt in Nyon. Hier lebten bei ihm Matthison, Salis und Friederike Brun; hier arbeitete Johannes Müller an der Geschichte seines Vaterlandes. Bei der Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Ditten 1786 setzte er nebst einigen seiner eidgenössischen Freunde 3 Preise für die beste und vollständigste Nachricht von dem ganzen Erziehungs-wesen in dem einen oder andern der schweizerischen Freistaaten, und die brauchbarsten Vorschläge der möglichen Mittel zur Verbesserung desselben aus. Sowol hierdurch als durch mehre auf Jugendbildung hinstrebende Schriften und ökonomische Abhandlungen bewies er, wie sehr es ihm um die Aufnahme seines Vaterlandes zu thun sei. Den Umwälzungen in seinem Vaterlande entfliehend, folgte er der Einladung seiner Freundin, Friederike Brun, nach Kopenhagen und lebte dort vom Frühlinge 1798 bis zum Frühlinge 1801. Bei seiner Rückkehr wählte er 1802 Genf zu seinem Aufenthaltsort. B. gehört zu den Charakteren, die Hippel die verheerathbaren nennt, d. h. die durch inniges Zusammensein und Mittheilungen mit berühmten Freunden, durch Briefwechsel und Ideengemeinschaft eine höhere Celebrität erhalten. Sein Freundschaftsbund mit Joh. v. Müller, der seine Briefe über die Geschichte ihm zuschrieb (f. 13. Bd. der Werke), welche zuerst von Friederike

Brun in den Druck gegeben wurden, wird so lange im Andenken bleiben, als des großen Geschichtschreibers Werk unter den Deutschen leben wird. So blüht sein Name auch in Matthiffon's „Erinnerungen“ und Gedichten, sowie in den Schriften und Liedern seiner treuen Freundin Friederike Brun. Während seines Aufenthalts in Kopenhagen erschienen v. B.'s „Kleine Schriften“, 4 Bdchn., 1799—1801, von dem vielseitigsten Interesse. 1802 ließ er in Zürich die Resultate seines Forschens über die besten Mittel der Volkserziehung: „Über Nationalbildung“, 2 Bde., drucken, wovon früher mehre Proben in dem durch Böttiger herausgegebenen „Neuen deutschen Mercur“ zur Kunde des Publicums gekommen waren. Eine spätere Reise nach Italien veranlaßte ihn zu interessanten topograph. Untersuchungen über die zunehmende Verödung der Campagna von Rom aus Mangel der Cultur und der daraus sich verbreitenden ungesunden Luft: „Voyage sur la scène du dernier livre de l'Eneide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne“ (Genf 1813). Ohne in die Übertreibungen zu verfallen, deren sich später Korreff und andre auf grelle Effecte hinarbeitende Reisebeschreiber über die verpesteten Umgebungen Roms schuldig gemacht haben, sind von B.'s, auf Alterthums- und Naturkunde begründete, auch durch ein Chärtchen über den vulkanischen Boden jener Gegenden erläuterte, Nachforschungen über die schlechte Verwaltung und den vernachlässigten Anbau der Umgegend Roms nicht sehr einladend. 1807 erschienen seine zum Theil durch Muratori und Bettinelli veranlaßten „Recherches sur la nature et les loix de l'imagination“ (2 Bde.). Helle Blicke über die Lebensphilosophie enthält seine Schrift: „Pensées diverses sur divers objets du bien public“ (Genf 1815); seine Werke: *Etudes ou recherches sur les facultés de sentir et de penser* (1821, 2 Bde.), *L'homme du midi et du nord* (Genf 1824) und seine „Philosophie der Erfahrung“ (Stuttgart 1827) bezeugen seinen philosophischen Beobachtungsgeist. H. J. Füßli gab (Zürich 1827) die „Briefe von Bonstetten an Matthiffon“ (von 1795—1827) heraus.

Bonzaniga (Giuseppe), Königl. Bildhauer zu Turin. Durch 40jährigen beharrlichen Fleiß erhob er die Kunst, in Holz und Elfenbein zu schneiden, zu einem hohen Grade von Vollkommenheit, stiftete dafür eine neue Schule und gründete eine Dfficin, aus welcher zahlreiche, in ganz Italien gesuchte und von Kunstfreunden geschätzte Werke hervorgegangen sind. Er starb d. 18. Dec. 1820.

Bonzen werden von den Europäern die Priester der im östlichen Asien, besonders in China, Birma, Sunkin, Cochinchina und Japan verbreiteten Religion des Fo genannt. Da diese Priester in Klöstern ehelos beisammen leben, haben sie mit den Mönchen der christlichen Kirche viel Ähnlichkeit; auch kommt das System ihrer Hierarchie und ihres Gottesdienstes mit dem katholischen in vielen Stücken überein. Sie büßen und beten für die Sünden des Volks, das an ihrem Gottesdienste nicht Antheil nimmt und sie dafür durch Schenkungen und Almosen vor Mangel schützt. Die Bonzinnen sind durchaus mit den christlichen Nonnen zu vergleichen, da die Religion des Fo keine Priesterinnen, wohl aber die Vereinigung frommer Jungfrauen und Witwen zu Klostergeübden und gottesdienstlichen Übungen zuläßt. Beide Arten heidnischer Religiosen kennen gewöhnlich nur den mechanischen Dienst und die Gößen, ohne um die Bedeutung ihrer religiösen Symbole zu wissen, weshalb sie den Aberglauben, der sie ernährt, zu erhalten suchen. E.

Bootes, auch Arctophylax genannt. Die Fabel erzählt: Philomelus, der Ceres und des Jason Sohn, habe, durch seinen Bruder Plutus aller Güter beraubt, sich genöthigt gesehen, zu neuen Erfindungen seine Zuflucht zu nehmen, und den Pflug verfertigt, vor den er zwei Stiere gespannt, damit den Acker bestellt und so sich genährt habe. Ceres habe ihn zur Belohnung dafür sammt dem Pfluge und dem Stiergespanne unter dem Namen Bootes an den Himmel versetzt. Das

Sternbild des Bootes steht in der nördlichen Halbkugel hinter dem großen Bären. Der Stern erster Größe in demselben heißt Arktur.

Böotien, eine Landschaft Griechenlands, welche gegen N. an Phocis und die opuntischen Lokrer, gegen S. an den Canal von Euböa, gegen S. an Attika und Megaris, und gegen W. an das alyonische Meer und Phocis grenzte; doch waren diese Grenzen nicht immer dieselben. In N. ist es gebirgig, kalt, und zwar von reiner, gesunder Luft, aber minder fruchtbar; dagegen ist der andre Theil zwar fruchtbar, aber von ungesunden Nebeln heimgesucht. Der gebirgige nördliche Theil hieß früher Ionien. Unter seinen Bergen sind in der Geschichte und Mythologie merkwürdig: der Helikon (jetzt Sagara), der Sphirberg, der Taumessus, Libethrus und Petrachus. — Die Hauptbeschäftigungen der Bewohner waren Ackerbau und Viehzucht. Pelasgische Völkerschaften, welche, als Böotus (der Sohn des Ionus und Enkel des Amphiktyon), von dem das Land den Namen haben soll, sich der Herrschaft bemächtigte, den Hellenen gehorchten, bevölkerten zuerst das Land. Es entstanden mehre kleine Reiche, bis der Phönizier Kadmus den Hauptstaat Theben gründete. Später verehrte ganz Griechenland den thebanischen Hercules. Als nach des thebanischen Königs Xanthus Tode die meisten Städte Böotiens eine Art von Republik bildeten, ward Theben der Hauptort derselben. Epaminondas und Pelopidas erhoben Theben auf kurze Zeit in die Reihe der mächtigsten Staaten Griechenlands. In Böotien liegen die auch in der neuesten Zeit merkwürdig gewordenen Schlachtfelder von Plataea (jetzt das D. Kolia), wo Pausanias und Aristides, durch den Sieg über die 300,000 Perser des Marbonius, das Gebäude der griechischen Freiheit vollendeten, von Leuctra (jetzt d. D. Parapogia), wo Epaminondas den Anmaßungen der herrschsüchtigen Spartaner ein Ende machte, von Koronäa, wo der Spartaner Agesilaus die Thebaner schlug, und von Chäronea (jetzt Kaprena), wo Philipp den macedonischen Thron auf den Trümmern der griechischen Freiheit gründete. Bei Tanagra, dem Geburtsorte Korinna's (s. d.), wuchs der beste Wein; auch zog man hier Hähne von vorzüglicher Größe, Schönheit und Muth, und versorgte damit die griechischen Städte, die den Hahnenkampf leidenschaftlich liebten. Verfeinerung und Geistesbildung machten in Böotien nie solche Fortschritte als in Attika. Die Böotier waren kräftig, aber träge und plump. Es fehlte ihnen der Scharfsinn und die Lebhaftigkeit der Athenienser. Mehre Thebaner waren jedoch würdige Schüler des Sokrates, und Epaminondas that sich ebenso sehr durch Kenntnisse als durch Feldherrntalente hervor; besonders liebten sie die Musik und zeichneten sich darin aus. Auch hatten sie einige große Dichter und Künstler. Hesiod, Pindar, die Dichterin Korinna und Plutarch waren Böotier.

Bopp (Franz), geb. 1791 zu Mainz, legte in Aschaffenburg, wohin seine Ältern dem Hofe des Kurf. v. Mainz gefolgt waren, den Grund zu seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Es war vorzüglich Windischmann's reicher Geist, der ihm die Liebe für orientalische Weisheit zuerst einflößte. Still und ernst bereitete er sich zu dem Studium der Sprachen des Orients vor und ging im Herbst 1812 nach Paris, um die orientalische und vor Allem die indische Sprache und Literatur kennen zu lernen. Dabei vernachlässigte er das Arabische und Persische nicht und fand in E. v. Chezy und Sylvestre de Sacy, sowie in A. W. v. Schlegel Freunde und Gönner, die ihm in seinen Forschungen gern hülfreiche Hand boten. Mit einer kleinen Unterstützung des Königs von Baiern lebte er 5 Jahre in Paris, später in London, dann in Göttingen seinen Lieblingsstudien mit einer Beharrlichkeit, die ebenso ehrenvoll als nachahmungswerth ist. Darauf wurde er Professor der orientalischen Sprachen in Berlin. Er schrieb: „Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache, in Vergleichung mit jenem der griech., latein., persischen und germanischen Sprache, und mit überf. Episoden aus indischen Gedichten“ (Frank-

furt a. M. 1816); „Srimahābharate Nalopakhajanam. Nalas, carmen sanscritum, e Mahabharato. Edidit, latine vertit at adnot. illust. Fr. Bopp“ (London und Paris); und zu Berlin: „Ausführliches Lehrgebäude der Sanskritsprache“; „Indralokagamānam, Ardschura's Reise zu Indra's Himmel nebst andern Episoden des Masabharah in der Ursprache zum ersten Male herausgeg., metrisch übers. mit Anmerk.“ 65.

Bora (Katharina von), Luther's Ehegattin, war 1499 geboren. Ihren Geburtsort kennen wir nicht, und von ihren Altern wissen wir nur so viel, daß ihre Mutter, Anna, aus einer der ältesten Familien Deutschlands, der von Hugelwitz (Haugewitz), abstammte. Die Tochter wurde sehr jung in dem Nonnenkloster Nimpfchen, unweit Grimma, als Nonne eingekleidet. Bald fühlte sich Katharina, trotz ihres frommen Gemüths, in dieser Lage höchst unglücklich und wandte sich, da ihre Verwandten sie nicht hörten, mit 8 andern Nonnen an Luther, dessen Ruf zu ihnen gedrungen war. Luther gewann einen Bürger zu Torgau, mit Namen Leonhard Koppe, der, in Vereinigung mit einigen andern Bürgern, die 9 Nonnen aus ihrem Kloster zu befreien unternahm. Dies geschah in der Nacht vom Charfreitag auf den Ostersonnabend, am 4. April 1523. Er brachte sie nach Torgau und von da nach Wittenberg, wo Luther für ein anständiges Unterkommen sorgte. Zugleich erließ dieser, um seinen Feinden zuvorzukommen, ein öffentliches Sendschreiben an Leonh. Koppe, worin er unverhohlen bekannte, daß er die erste Veranlassung zu dieser That gewesen sei, auch Koppe zur Ausführung derselben aufgefodert habe, und zwar „tröstlicher Zuversicht, Christus, der nun sein Evangelium an den Tag gebracht und des Antichrists Reich zerstört, werde hier Schutzherr sein, obs auch das Leben kosten müsse“. Ferner ermahnte Luther die Altern und Verwandten der 9 Jungfrauen, sie wieder zu sich zu nehmen. Einige derselben wurden von wittenbergischen Bürgern in ihre Häuser aufgenommen; andre, die noch nicht zu alt waren, suchte Luther zu verheirathen. Zu letztern gehörte Katharina, welche vom damaligen Bürgermeister Phil. Reichenbach ins Haus genommen wurde. Luther ließ ihr durch seinen Freund, den wittenberger Prediger Nikolaus von Amstdorf, den Doctor Kaspar Glaz u. A. antragen. Katharina lehnte diesen Antrag ab, erklärte sich aber bereit, dem Nikolaus von Amstdorf, oder auch Luther selbst, ihre Hand zu reichen. Luther, der 1524 seine Mönchskleidung abgelegt hatte, war zwar dem Ehestand nicht abgeneigt, scheint indessen zu dem Entschlusse zu heirathen mehr durch Überlegung als aus Leidenschaft gekommen zu sein. Ueberdies war er Katharina damals eben nicht gewogen, weil er sie im Verdacht der Hoffart hatte. Um so überraschender war seine Verheirathung mit ihr, zu der er sich, wie er sagt, von Gott getrieben fühlte; auch habe er ein frommes, getreues Weib bekommen. An nachtheiligen Gerüchten konnte es bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Dahin gehört die ganz grundlose Sage, daß Katharina vierzehn Tage nach der Hochzeit niedergekommen sei. Nicht minder wurde der häusliche Friede beider Ehegatten in Zweifel gezogen und dabei besonders Katharinen Schuld gegeben, sie sei böse und herrisch und müsse deßhalb oft von ihrem Ehemanne gezüchtigt werden. So wenig Begründetes auch letztere Sage an sich haben mag, so scheint doch Luther nicht in allen Dingen mit seiner Rāthe zufriedener gewesen zu sein; denn er spricht mit der ihm eignen Treuherzigkeit ebensowol von den Leiden als Freuden seiner Ehe. Daß er aber sich nicht unglücklich mit ihr gefühlt habe, dafür spricht sein Testament, in welchem er sie, so lange sie unverheirathet bleiben würde, zur alleinigen Erbin aller seiner Habe einsetzte, weil sie, wie er sich ausdrückt, stets ein frommes, treues und ehrliches Gemahl gewesen sei, und ihm 5 noch lebende Kinder geboren und erzogen habe. Gegen die Beschuldigung, daß sie verschwenderisch gewesen, zeugt Luther's Wohlstand. Ebenso grundlos wird sie von Andern des Geizes beschuldigt. Als nach Luther's

Tode 1547 der schmalkaldische Krieg ausbrach, Kurfürst Johann Friedrich gefangen genommen, Wittenberg belagert wurde, und Karl V. im Mai als Sieger in die Stadt einzog, sah sich Katharina genöthigt, Wittenberg zu verlassen und nach Leipzig zu ziehen, wo sie gezwungen war, Kostgänger an den Tisch zu nehmen, um leben zu können. Sie kehrte später nach Wittenberg zurück und lebte daselbst bis 1552 in Noth und Drangsal. Da aber hier die Pest ausbrach und auch die Universität nach Torgau verlegt wurde, so begab sie sich nach Torgau, wo sie krank ankam und bald darauf am 27. Dec. 1552 starb. In der Kirche zu Torgau ist noch jetzt ihr Leichenstein zu sehen, auf welchem sie in Lebensgröße eingehauen ist.

Borax, der natürliche, ist ein graulich-, gelblich- und grünlich-weißgefärbtes Salz, welches in sechsseitigen Säulen und kleinen Pyramiden krystallisirt, und in Persien und Tibet im Schlamme großer Landseen, in Sina und zu Potosi in Südamerika gefunden wird. Am häufigsten bildet es kleine Körner, welche mit Erde vermengt sind. Seine Bestandtheile sind Boraxsäure, Natrum und Wasser. Den künstlichen Borax erhält man, wenn man den natürlichen Borax von den Unreinigkeiten scheidet und mit einem Ueberschuß von Natrum versieht.

Borch (Michael Johannes, Graf v.), aus einer alten Familie, die dem deutschen Orden selbst Heermeister gegeben hatte, geb. in Weißrußland (dem jetzigen Gouvernement Witepsk), war einer von den Wojwoden dieser Provinz, ehe sie mit Rußland vereinigt wurde. Aufgeregt durch Brydone's reizende Beschreibung von Sicilien, machte er sehr jung 1776, zu einer Zeit, wo jene Insel nicht häufig besucht wurde, eine Reise dahin. Durch einen gewissen ritterlichen Sinn getrieben, ging er von da bis Malta, wo er für die Errichtung einer eignen polnischen Zunge thätig war. Als 1780 die Großpriori dei Ostrog zu Stande kam, trug er durch persönliche Aufopferung bei, sie auszustatten. Die von ihm auf dieser Reise gemachten Bemerkungen theilte er in s. noch jetzt sehr schätzbaren „Lettres sur la Sicile et sur l'île de Malte, écrites en 1777“ (Turin 1782, 2 Bde.) mit. Zwar kündigten sie sich nur als Nachtrag von Brydone an; aber durch eigenthümliche naturhistorische Forschungen, besonders durch eine barometrische Höhenmessung des Atna, haben sie selbständigen Werth. Die spätern Jahre brachte der gelehrte Mann, der in Beschäftigungen mit der Literatur Trost für Manches fand, was er in seinem Vaterlande geschehen sah, auf seinen Gütern in Weißrußland zu. Dieser Zeit gehört s. Übersetzung des „Oberon“ an („Oberon, poëme en XII chants, par Mr. Wieland, traduit en français par M. le Comte de Borch“, Basel 1798). Mehrere gelehrte Gesellschaften hatten ihn zu ihrem Mitgliede gewählt. Durch jesuitische Umgebungen zuletzt vorzüglich frommen Beschäftigungen hingegeben, starb er auf seinem Gute Warckland (in der Nähe von Dünaburg) im Dec. 1810. 19.

Borda (Jean Charles), geb. zu Dar im Depart. des Landes den 4. Mai 1733, Ingenieur, nachher Schiffscapitain, berühmt durch s. Entdeckungen in der Mathematik, die ihm eine Stelle in der Akademie der Wissenschaften, und in der Folge im Institute verschafften. 1771 machte er mit Berdun und Pingré die Reise nach Amerika, um die Länge und Breite mehrerer Küsten, Inseln und Klippen zu bestimmen und die Brauchbarkeit verschiedener astronomischer Instrumente zu bewähren. 1774 bereiste er in derselben Absicht die Azoren, die Inseln des grünen Vorgebirges und die Küste von Afrika. Darauf war er in dem amerik. Kriege dem Grafen d'Estaing durch s. Kenntnisse vom Seewesen sehr nützlich. Später besuchte er nochmals die azorischen Inseln, die Inseln des grünen Vorgebirges und die Küste von Afrika; allein die auf dieser Reise gemachten Beobachtungen sind nicht bekannt geworden. B. war der Stifter der Schiffbauschule; er erfand ein Instrument von einem sehr kleinen Durchmesser, welches die Winkel mit der größten Genauigkeit mißt, und dessen man sich bei den Meridianmessungen bedient hat; den Multiplicationskreis, welcher s. Namen unsterblich gemacht hat; ferner ein

Inclinatorium zur Messung der Neigung der Magnetnadel, und viele andre Instrumente. Unter seinen Schriften nennen wir f. „Recherches sur la résistance des fluides“; f. „Nouvelle méthode pour observer la longueur du pendule“; „Nouveau système de poids et mesures, adopté par les états généraux“ ic. Die vorzüglichsten sind seine 1778 in 2 Bdn. erschienene Reise und f. „Tables trigonométriques décimales“, welche Delambre herausgegeben hat. B. starb zu Paris den 20. Febr. 1799.

Bordeaux, 17° 5' 46" E., 44° 50' 14" N. Br., in der Landschaft Bourdelois des ehemal. Guyenne oder Aquitanien, Handels- und Hauptstadt des franz. Depart. Gironde und eines Bezirks von 77 □M. und 223,863 E. am linken Ufer der Garonne (mit der neuen, 700 F. langen, von 17 Bogen getragenen Brücke Ludwigs XVIII.), 12 deutsche Meilen von der Mündung, zählt in 7800 H. 100,000 E. Die etwas alterthümliche und finstere Stadt hat 19 Thore, wovon 12 nach dem Strome und 7 nach der umliegenden Gegend führen, 2 Vorstädte (les Chartrons und St.-Severin), schöne öffentliche Plätze, angenehme Spaziergänge, 46 kathol. und 1 protest. Kirche. Ausgezeichnete Gebäude sind: die Kathedrale, das Rathhaus Lambrière, worin die alten Herzoge von Guyenne residirten und später das Parlament seinen Sitz hatte, die Börse, das Hôtel des fermes, das Theater, das Vauxhall, der von Bonaparte 1810 erbaute Palast, und eine neu erfundene Mühle von 24 Gängen, welche bloß durch die Ebbe und Flut in Bewegung gesetzt wird. — Bordeaux ist mit Mauern und festen Thürmen umgeben. Die kleinen Forts Haas und St.-Louis oder St.-Croix und das stärkere Château Trompette vertheidigen den Hafen, in welchen die größten Kauffahrteischiffe ohne Schwierigkeit mit der Flut, die oft bis 12 Fuß steigt, den Strom heraufkommen, der aber durch Versandung etwas gelitten hat. — B. hat über 900 eigne Kauffahrteischiffe. Im Durchschnitt werden 100,000 Orbst Wein und 20,000 Orst. Franzbranntwein ausgeführt; die übrigen Ausfuhrartikel sind Weinessig, getrocknete Früchte, geräucherte Schinken, Brennholz, Terpenthin, Glasflaschen, Kork, Honig ic. Eingeführt werden: Colonialwaaren, englisches Zinn, Blei, Kupfer und Steinkohlen, Farbstoffe, Zimmer- und Schiffbauholz, Pech, Hanf, Leder, Heringe, Pökelfleisch, Käse ic. B. hat nächst Nantes den größten Antheil an dem franz.-amerik. Handel, eine Bank, eine Asscuranzgesellschaft ic. Seine Messen (im März und Oct.) sind von der größten Wichtigkeit für ganz Westfrankreich. Am Wallfisch- und Stockfischfang nimmt die hiesige Kaufmannschaft Antheil durch die Häfen von Bayonne, St.-Jean de Luz und St.-Malo. B. ist der Sitz eines Erzbischofs, eines protest. Consistoriums, eines Präfecten, der 11. Forstconservation und des commandirenden Generals der 11. Militärdivision. Es hat einen königl. Gerichtshof, eine Handelskammer, ein Handelsgericht, eine 1441 gestiftete Universität, eine 1712 gestiftete Akademie der Wissenschaften, welche eine Bibliothek von mehr als 55,000 Bdn. besitzt, eine 1670 gestiftete und 1768 erneuerte Akademie der bildenden Künste mit einem Museum, ein Lyceum, eine Linne'sche Gesellsch., ein Taubstummeninstitut, eine Handels- und Schifffahrtsschule ic. Unter den Fabriken sind die wichtigsten: 14 Zuckersiedereien, mehre Glashütten, Töpfereien, Wollenwaaren- und Spitzenmanufacturen. B. ist das Vordingala der Römer. Im 5. Jahrh. besaßen es die Gothen; die Normannen suchten es heim mit Brand und Plünderung. Durch die Verheirathung Eleonorens, Tochter Wilhelm X., letzten Herzogs von Guyenne, mit Ludwig VII. kam es an Frankreich. Da aber diese Fürstin 1152 von ihrem Gemahl verstoßen ward und sich nachmals mit dem Herzoge von der Normandie vermählte, der später den Thron von England bestieg, so fiel es diesem letztern Reiche zu. Nach der Schlacht bei Poitiers führte Eduard, der schwarze Prinz, den gefangenen König Johann von Frankreich nach Bordeaux, wo derselbe 11 Jahre lang wohnte. Unter Karl VII. kam es 1451

wieder an Frankreich. 1548 empörte sich die Stadt wegen Einführung der Salztaxe, und der Gouverneur de Morems ward ermordet, wofür der Connetable von Montmorency an den Bewohnern strenge Rache nahm. Während der Revolution ward es als Hauptsitz der Girondisten von den Schreckensmännern fast wie Lyon und Marseille verheert. Der Druck des Continentsystems, dem der Handel von Bordeaux unterlag, machte die Einwohner der Napoleonischen Regierung abgeneigt, weshalb sie sich am 12. März 1814 unter allen Franzosen zuerst für das Haus Bourbon erklärten. Der römische Dichter Aufonius war von Bordeaux. Montaigne und Montesquieu sind aus der Umgegend gebürtig; der Letztere liegt dort in der St.-Bernhardskirche begraben.

Bordeaux-Weine werden nicht allein die im Bezirke der Stadt Bordeaux gewonnenen, sondern überhaupt die in der Provinz Guyenne wachsenden Weine genannt. Die bekanntesten rothen sind: Margeaur, Haut-Brion, Graves, Medoc, Loignon, Pontac &c.; der letztere ist der vorzüglichste und theuerste. Unter den weißen erwähnen wir den Graves als den kostbarsten, Blaye und Bourg, Rion, Serons, Fargues &c. Unter den Graves-Weinen sind die gesuchtesten die von Haut-Brion, Merignac, Pessac, Loignon &c.; unter den Medoc-Sorten die von Lafitte, Latour und Margeaur. Fast alle Bordeaux-Weine sollen einige Zurichtung brauchen, damit sie versahren werden können. Manche müssen 4 — 6 Jahre liegen, bis sie die gehörige Güte bekommen. Unter dem Namen Bordeaux-Weine begreift man noch verschiedene hochländische Weine, als den Gaillac, Bergerac, St.-Foi, Frontignac, Cahors und Muscateller von Bezieres. Bordeaux führt viele verschiedene Weine aus dem östlichen Südfrankreich aus, die auf dem Canal von Languedoc nach Bordeaux gelangen. Sie machen den wichtigsten Zweig des franz. Weinhandels aus; denn man rechnet, daß selbst in mittelmäßigen Jahren über 200,000 Orhoft im Ganzen aus dem Lande gehen.

Bordone (Paris), ein berühmter, der venetianischen Schule angehöriger Maler, geb. zu Treviso wahrscheinlich 1500, gest. 1570. Er gab das Studium der Wissenschaften auf, und unter Titian sich zum Maler zu bilden. Die Entwicklung seines Talents machte schnelle Fortschritte. Die Ausführung vieler Aufträge für seine Vaterstadt und für Venedig verbreiteten seinen Ruhm bis nach Frankreich, wohin er vom Könige eingeladen wurde. Die dresdner und wiener Galerien besitzen Mehreres von ihm. Sein berühmtestes Bild ist der alte Gondolier, der dem Dogen einen Ring überreicht; es ist in Öl gemalt und jetzt wieder in Venedig zu sehen.

Boreas, der Nordwind, welcher von den Griechen als eine Gottheit, in Thrazien wohnend, verehrt und mit Flügeln abgebildet wurde, die nebst den Haupt- und Barthaaren voll Schneeflocken waren; statt der Füße hat er Schlangenschwänze, und mit dem Schweife, den er von seinem Kleide nachschleppte, regte er Staubwolken auf. Die Alten erzählten von dem Boreas, den sie einen Sohn des Aëtos und der Aurora nennen, daß er, als Apollo und sein Liebling Hyacinthus im Scheibenwerfen wetteiferten, auf den Apoll eifersüchtig, dessen Wurfscheibe so geleitet habe, daß sie den Jüngling an das Haupt traf, wovon er todt niedersank. Mit der Drithyia, des Erechtheus von Athen Tochter, die er geraubt, zeugte er die Kleopatra und Chione, den Kalais und Zetes, welche Letztere dem Argonautenzuge beiwohnten. — Borealis, nördlich, mitternächtlich.

Borghese, eine römische Familie, welche aus Siena stammt. In dieser Republik bekleidete sie seit der Mitte des 15. Jahrh. die höchsten Ämter. Papst Paul V., der zu diesem Geschlechte gehörte und 1605 den päpstl. Stuhl bestieg, überhäufte seine Verwandten mit Ansehen und Reichthum; er ernannte 1607 seinen Bruder Francesco Borghese zum Anführer der Truppen, die er zur Aufrechthaltung der päpstl. Rechte gegen Venedig schickte; er verlieh das Fürstenth.

Sulmone an Marco Ant. Borghese, den Sohn seines Bruders Giovanni Battista, sicherte ihm ein Eink. von 200,000 Thln. zu und wirkte ihm den Titel eines Granden von Spanien aus. Einen andern seiner Neffen, Scipione Caffarelli, erhob er zum Cardinal und ließ ihn d. N. Borghese annehmen. Von Marco Ant. Borghese, Fürsten von Sulmone, stammt die reiche Familie der Borghese, welche in dem Fürsten Camillo Borghese und dessen Bruder fortblüht. (S. auch Cenci.)

Borghese (Camillo, Philipp Ludwig, Fürst), vormal. Herzog von Guastalla, italien. Prinz, Prinz von Frankreich u., geb. den 19. Juli 1775 zu Rom, Sohn des Marco Antonio B. Als die Franzosen in Italien eindrangen, nahm er Dienste in ihrem Heere, zeigte viel Anhänglichkeit an Frankreichs Sache, insbesondere an den General Bonaparte, kam 1803 nach Paris und heirathete Napoleons zweite Schwester, Pauline, Witwe des Gen. Leclerc. 1804 ward er franz. Prinz und Großkreuz der Ehrenlegion, und beim Ausbruch des Krieges gegen Osterreich, 1805, Escadronschef in der kaiserl. Garde. Nach Beendigung desselben erhielt seine Gemahlin das Fürstenthum Guastalla, und er ward zum Herzog von Guastalla erhoben. Nachdem er den Feldzug von 1806 gegen die Preußen und Russen mitgemacht, und darauf nach Warschau geschickt worden, um die Polen zu einem Aufstande vorzubereiten, ernannte ihn der Kaiser zum Generalgouverneur der Provinzen jenseits der Alpen. Als solcher hielt er s. Hofstaat in Turin und machte sich bei den Piemontesen beliebt. Seit Napoleons Thronensagung hob er alle Verbindung mit der Familie Bonaparte auf und trennte sich von s. Gemahlin. Der Fürst hatte der franz. Regierung für die Summe von 8 Mill. Fr. 322 Kunstwerke verkauft, die eine Zierde des u. d. N. der Villa Borghese (s. Rom) bekannten Palastes seiner Vorfahren ausmachten, und unter denen mehre Kunstwerke vom ersten Range waren, z. B. der Borghesische Fichter, der Hermaphrodit, der Silen, der sterbende Seneca, Amor und Psyche u. Bonaparte hatte die Kaufsumme in Nationalgütern in Piemont geleistet, welche 1815 der König von Sardinien in Beschlag nahm; zugleich bekam der Fürst in Folge des zweiten Einrückens der Verbündeten einen Theil jener Kunstschätze zurück. Er lebt in Florenz, nachdem er Lucebio in Savoyen 1818 für 3 Mill. Livres verkauft hat. Im Königreiche Neapel besitzet er die Fürstenthümer Sulmona und Rossano. Er ist einer der reichsten italien. Fürsten. Während seines Aufenthalts in Rom, 1826, behandelte ihn Leo XII. mit großer Auszeichnung, und man erwartete von ihm die Stiftung frommer Anstalten. Ihn beerbt sein Bruder, der Prinz Franz Borghese-Brandini, geb. zu Rom 1777, franz. General.

Borghese (Marie Pauline, Fürstin), geb. Bonaparte, Napoleons zweite Schwester, geb. zu Ajaccio den 20. Oct. 1780, begab sich, als die Engländer 1793 Corsica besetzten, nach Marseille, wo sie den Conventsdeputirten Fréron (Sohn des durch Voltaire in Ruf gekommenen Kritikers) zu heirathen im Begriff war, als eine andre Frau dessen Hand in Anspruch nahm. Die schöne Pauline sollte nun den General Duphot heirathen, der späterhin zu Rom, im Dec. 1797, ermordet wurde; allein sie gab aus eigener Wahl ihre Hand zu Mailand dem General Leclerc, der 1795 Chef des Generalstabes der Division zu Marseille gewesen war und sich in sie verliebt hatte. Als Leclerc mit der Macht eines Generalcapitains nach St. Domingo geschickt wurde, befahl ihr Napoleon, mit ihrem Sohne ihren Gemahl dahin zu begleiten. Sie schiffte sich im Dec. 1801 zu Vrest ein, und die Dichter auf dem Admiralschiffe, der Decan, besangen die schöne Frau mit ihrem nicht minder schönen Knaben, als die Galathea der Griechen, als die Venus marina. In der Folge ließ sie sich von Canova in Rom in Marmor abbilden: ein dem Künstler gelungenes, treues Naturbild der Göttin der Schönheit. Sie war nicht minder muthvoll und entschlossen. Denn als die Neger unter Christoph die Capstadt, wo

sie wohnte, stürzten, und Leclerc, der die Andringenden nicht länger zurückzuhalten vermochte, Frau und Kind auf ein Schiff zu bringen befahl, konnte sie nur mit Gewalt dahin geschafft werden. Nach dem Tode ihres Gemahls (den 23. Nov. 1802) vermählte sie sich zu Morfontaine den 6. Nov. 1803 mit dem Fürsten Camillo Borghese (f. d.). Ihr Sohn starb bald darauf zu Rom. Mit Napoleon, der sie zärtlich liebte, veruneinigte und versöhnte sie sich unaufhörlich, denn sie wollte sich nicht immer in die Launen seiner Politik fügen. Daher trozte sie oft seinem Willen und Neuilly aus, wo sie zurückgezogen, aber sehr angenehm lebte. Doch selbst dieser Stolz, mit dem sie von ihm soberte, was ihre Geschwister sich erbaten, machte sie dem Bruder nur um so anziehender. Als sie sich aber einmal gegen die Kaiserin, zu der sie keine Zuneigung gefaßt hatte, vergaß, mußte sie den Hof meiden. Sie war noch in Ungnade, als Napoleon 1814 vom Throne stieg, und befand sich eben in Nizza; allein sogleich handelte sie ganz als zärtliche Schwester. Statt ihren Palast in Rom zu beziehen, begab sie sich zu ihrem Bruder nach Giba und machte die Vermittlerin zwischen ihm und den übrigen Gliedern ihrer Familie. Als Napoleon in Frankreich gelandet war, ging sie nach Neapel zu ihrer Schwester Karoline, hierauf nach Rom. Vor der Schlacht bei Waterloo sandte sie ihrem Bruder zur freien Verfügung alle ihre Diamanten, die von großem Werthe waren. Sie befanden sich mit in Napoleons Wagen, der nach jener Schlacht erbeutet und in London öffentlich gezeigt wurde. Napoleon hatte die Absicht, seiner Schwester den Schmuck zurückzusenden. Diese lebte hierauf, von ihrem Gemahle getrennt, zu Rom, wo sie einen Theil des Palastes Borghese, den ihr Gemahl ihr überlassen hatte, bewohnte, und seit 1816 die Villa Sciarra besaß. Ihr Haus, worin Geschmack und Kunstsinne herrschten, war der Versammlungsort des glänzendsten Kreises in Rom. Sie sah oft ihre Mutter, ihre Brüder Lucian und Louis und ihren Onkel Fesch. Als sie von ihres Bruders Napoleons Krankheit hörte, suchte sie wiederholt um die Erlaubniß nach, sich zu ihm nach St.-Helena begeben zu dürfen. Endlich erhielt sie, was sie wünschte, als die Nachricht von seinem Tode eintraf. Sie starb am 9. Juni 1825 zu Florenz. Außer vielen Vermächtnissen und einer Stiftung, von deren Zinsen 2 junge Leute aus Ajaccio Medicin und Chirurgie studiren sollen, setzte sie ihre Brüder, den Grafen von St.-Leu und den Fürsten von Montfort, zu Erben ein. Ihr ganzer Nachlaß betrug an 2 Mill. Fr.

Borgia (Cesare), zweiter natürlicher Sohn des nachmaligen Papstes Alexander VI. und einer römischen Dame, Vanozza. Zu einer Zeit, wo jener Hof eine Schule der Falschheit und Sittenlosigkeit war, und weder Verträge noch Eide Sicherheit gewährten, brachte er das Unrecht in ein System. Andre Fürsten haben mehr Blut vergossen, schrecklichere Rache geübt; gleichwol ist sein Name mit einer größern Schande gebrandmarkt, denn bei B. war Alles besonnene Überlegung. Das Heiligste gebrauchte er nach Willkür zu Erlangung seiner Zwecke. Sein Vater, der 1492 Papst geworden war, bekleidete ihn mit dem Purpur. Als Karl VIII. von Frankreich in Rom einzog, mußte Alexander mit ihm unterhandeln und gab César B. zum Unterpfande seiner Treue; allein dieser entwich nach wenig Tagen aus dem Lager des Königs. Alexander verließ seinem ältesten Sohne, der von dem Könige von Spanien das Herzogthum Gandia erhalten hatte, 1407 das Herzogthum Benevent nebst den Grafschaften Terracina und Pontecorvo. César war darüber eifersüchtig, und als der Herzog von Gandia 8 Tage nach der Investitur ermordet ward, klagte die öffentliche Meinung seinen Bruder César des Mordes an. Sein Vater erlaubte ihm, den Purpur abzulegen, um sich dem Kriegsstande zu widmen, und schickte ihn nach Frankreich, um Ludwig XII. die erbetene Scheidungs- und Dispensationsbulle zu überbringen. Ludwig belohnte B. für die Willfährigkeit seines Vaters mit dem Herzogthum Valen-

tinois, einer Leibwache von 100 Mann und jährl. 20,000 Livres, und versprach ihm Unterstützung bei seinen Eroberungsentwürfen. Cäsar vermählte sich 1499 mit einer Tochter des Königs Johann von Navarra und begleitete Ludwig XII. nach Italien. Zuerst unternahm er die Eroberung von Romagna, verjagte die rechtmäßigen Besitzer des Landes, ließ sie zum Theil meineidigerweise ermorden und sich 1501 von seinem Vater zum Herzoge von Romagna ernennen. In demselben Jahre entriß er Jakob von Appiano das Fürstenthum Piombino; auch versuchte er, jedoch vergebens, sich zum Herzog von Bologna und Florenz zu machen. 1502 kündigte er an, daß er Camerino angreifen wolle, und foderte dazu Soldaten und Geschütz von Guidobald von Montefeltro, Herzog von Urbino. Aus Gehorsam gegen den heiligen Stuhl schickte dieser ihm, was er verlangte, und B. bemächtigte sich dafür des ganzen Herzogthums Urbino. Camerino ward mit Sturm genommen, und Julius von Barona, der Herr der Stadt, nebst seinen beiden Söhnen, auf B.'s Befehl erdroffelt. Dieses Schicksal bereitete er Allen, die er beraubte; die ihm nicht in die Hände fielen, verfolgte er mit Gift und Dolch. Unterdessen hatten sich alle kleine Fürsten verbunden und zu ihrer Vertheidigung Soldaten gesammelt; aber Cäsar B. wußte sie theils durch 3000 Schweizer, die er nach Italien berief, in Furcht zu setzen, theils durch vortheilhafte Anerbietungen zu gewinnen. So trennte er ihren Bund, bemächtigte sich ihrer Länder, und sah kein Hinderniß mehr, von seinem Vater zum König von Romagna, der Mark und Umbrien erhoben zu werden, als am 17. Aug. 1503 Alexander VI. starb. Zugleich befiel Cäsar B. eine schwere Krankheit zu derselben Zeit, wo seine ganze Thätigkeit und Geistesgegenwart nöthig war. Zwar wußte er sich der Schätze seines Vaters zu bemächtigen, versammelte seine Truppen in Rom und knüpfte sein Bündniß mit Frankreich noch enger, aber allenthalben standen seine Feinde wider ihn auf; einer der erbittertsten war der neue Papst Julius II. B. ward verhaftet und nach Spanien gebracht, wo er 2 Jahre lang in Gefangenschaft blieb. Er entfloh endlich zu seinem Schwager, dem König von Navarra, zog mit diesem in den Krieg gegen Castilien, und ward den 12. März 1507 durch einen Schuß vor dem Schlosse von Bianco getödtet. Cäsar B. war mäßig und nüchtern, liebte und beschützte die Wissenschaften, machte Verse und besaß eine so gewandte Beredsamkeit, daß er selbst Diejenigen verführte, die gegen seine Täuschung am meisten auf der Hut zu sein glaubten. Machiavelli schildert in seinem „Principe“ den Cäsar Borgia.

Borgia (Stefano), Cardinal, Vorsteher der Propaganda, einer der edelsten Beschützer der Wissenschaften im 18. Jahrh., war den 3. Dec. 1731 zu Bellettri geboren und erhielt seine erste Erziehung bei seinem Oheim, Alessandro Borgia, Erzbischof von Fermo. In einem Alter von 19 J. ward er Mitglied der etruskischen Akademie zu Crotona und begann zu Bellettri ein Museum von Alterthümern zu sammeln, das mit der Zeit vielleicht die reichste Privatsammlung dieser Art wurde. Benedict XIV. ernannte ihn 1759 zum Gouverneur von Benevent und 1770 zum Secretair der Propaganda. Dies Amt, das er 18 Jahre verwaltete, brachte ihn in Verbindung mit den in allen Weltgegenden zerstreuten Missionarien, und er benutzte dieselbe zur Bereicherung seiner Sammlung von Handschriften, Münzen, Statuen, Götzenbildern und sonstigen Denkmälern. Pius VI. ernannte ihn 1789 zum Cardinal und zugleich zum Oberaufseher der Findelkinder. In diesem Amte erwarb er sich durch seine nachahmungswerthen Einrichtungen große Verdienste. Als der von Frankreich ausgegangene Revolutionsgeist 1797 sich auch dem Kirchenstaate mittheilte, legte Pius VI. die Dictatur von Rom in die Hände B.'s und gesellte ihm noch 2 Cardinäle zu. Als aber bei der Erscheinung der Franzosen vor den Thoren Roms (15. Febr. 1798) der Papst sich entfernt, und die Volkspartei die Oberhand gewonnen hatte, ward der Cardinal B. verhaftet

und mußte die römischen Staaten verlassen. Er ging nach Venedig und Padua, wo er sich mit den Wissenschaften und mit den Missionsangelegenheiten beschäftigte. Erst im Gefolge Pius's VII. kehrte er nach Rom zurück, widmete seine ganze Thätigkeit der Wiederherstellung einzelner Verwaltungszweige, und starb den 23. Nov. 1804 zu Lyon, auf dem Wege nach Paris, wohin er dem Papste folgen wollte. B. war im höchsten Grade wohlwollend, gefällig und offen. Mit der größten Bereitwilligkeit verstattete er die Benutzung seiner kostbaren Sammlungen, von denen Adler, Zoega, Georgi, Paulinus u. A. einzelne Theile beschrieben haben. Die Arbeiten Anderer unterstützte er auf alle Weise und selbst mit Aufopferung. Er versagte sich jeden Aufwand, um das Geld für sein Museum anzuwenden. Seine „Memorie istoriche della città di Benevento, del secolo VIII al XVIII“ (3 Bde., 1763, 4.) haben sein Ansehen als Historiker und Antiquar gegründet.

Born (Ignaz, Edler von), Naturforscher, geb. zu Karlsburg in Siebenbürgen den 26. Dec. 1742, starb bei den Jesuiten in Wien, war 16 Monate lang ein Mitglied ihres Ordens, widmete sich dann in Prag dem Studium der Naturwissenschaften und machte eine gelehrte Reise durch Holland und Frankreich. Nach seiner Rückkehr legte er sich auf die Natur- und Bergwerkskunde, ward 1770 Beisitzer in dem obersten Münz- und Bergmeisteramte zu Prag, hierauf Berggrath, und 1776, um das k. k. Naturalien Cabinet zu ordnen und zu beschreiben, nach Wien berufen, daselbst 1779 wickl. Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwerksachen, litt viele Jahre lang an einem chronischen Gichtübel und starb den 28. Aug. 1791. B. besaß außerordentliche Geisteskräfte, übersah jeden Gegenstand mit seltener Leichtigkeit, verstand und sprach die bekanntesten europäischen Sprachen und besaß nebst seiner Hauptwissenschaft, der Mineralogie, in den meisten Wissenschaften mehr als gewöhnliche Kenntnisse. Den größten Ruhm erwarb er sich durch die Verbesserung und Erweiterung der Amalgamationsmethode, worüber er das wichtige Werk herausgab: „Über das Anquellen der gold- und silberhaltigen Erze, Kohle, Schwärz-Kupfer- und Hüttenspeise“ (Wien 1768). Auch haben seine Beschreibungen seines eignen, des kaiserl. und des kaiserl. Cabinets, seine „Briefe über Mineralgegenstände“ (1774) und einzelne Abhandlungen von ihm in den Schriften mehrerer gelehrten Gesellschaften wissenschaftlichen Werth. Überhaupt beförderte er alles Gute aufs nachdrücklichste. Von der reichen Ader des Wises, die ihm zu Gebote stand, zeigt seine Monachologie („Specimen Monachologiae methodo Linnaeana“) : eine Satyre auf den Geist und die Verfassung der verschiedenen Mönchsorden.

Borneo, eine zu der Sundagrube gehörige Insel Asiens, die größte unser Erdballs, mit Ausnahme des Festlandes Neuholland. Sie wird vom Äquator durchschnitten (von 125—138° L., 5° 50' S. bis 7° 10' N. Br.) und enthält 9893 □ M. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt. An der Westküste dauert die Regenzeit vom Nov. bis zum Mai, und das Thermometer schwankt Mittags zwischen 22—26° Réaumur. Die Küste ist 3—4 Stunden weit in das Land hinein sumpfig, wodurch die Luft der Gesundheit der Europäer nachtheilig wird. Da die Europäer sich nirgends weiter als 10—12 Meilen in das Land gewagt haben, so ist die nähere Beschaffenheit desselben fast unbekannt. Eine mit ewigem Schnee bedeckte Bergkette führt den Namen der Krystallberge, und einen der höchsten Gipfel des Gebirges bildet der Vulkan Tigabla, dessen Ausbrüche oft mit Erdbeben verbunden sind. Aus einem großen in diesen Gebirgen liegenden Binnensee sollen die meisten Flüsse dieses Landes ihren Ursprung nehmen. Viele derselben sind von ihrer Mündung bis ziemlich tief in das Land hinein schiffbar. Borneos Bergwerke liefern Diamanten, darunter Stücke von 20, 30—40 Karat. Was über 5 Karat wiegt, gehört dem Fürsten, alles Übrige den Untertanen der elend gebauten Gruben. Gold, Eisen, Kupfer, bleihaltiges Zinn finden sich in verschiedenen Gegenden, und fast alle Flüsse führen nicht bloß Gold-

sand, sondern zuweilen sogar Diamanten mit sich; wahrscheinlich ist Borneo das reichste Goldland der Erde. Perlen und Perlmutter werden häufig an den Küsten gefunden. — Pfeffer wird in Menge hervorgebracht; der Campherbaum von Borneo liefert dieses Gummi in vorzüglicher Güte. Viele Küstengegenden sind reich an dauerhaftem und schlangengewachsenem Schiffbauholze. Starfes Hornvieh findet sich im nördlichen Theile des Landes, und zahlreiche Heerden von Rothwild und wilden Schweinen durchstreifen die grasreichen Ebenen. Das merkwürdigste vierfüßige Thier ist der hier einheimische Drang-Dutang. Die Schwalbenart, deren Nester gegessen werden, und der Paradiesvogel finden sich längs den Küsten des Landes. Die Ureinwohner von B., eine Negerart, bewohnen das Innere des Landes, und die Benennung Sidabaner, Horafuras, Maruhts, Papuans u. a. m. scheinen die unter mancherlei Oberhäuptern stehenden Stämme des nämlichen Volks zu bezeichnen. Alle stehen auf einer niedrigen Stufe der Bildung. Blutrache und Mord des Beleidigers sind Ehrenpunkte für den waffenfähigen Mann. Es ist Sitte, am Grabe eines angesehenen Mannes einen oder mehre Sklaven zu schlachten. Die Mündungen der Flüsse werden von den Wadschus bewohnt, die oft ohne festen Wohnplatz mit ihren kleinen Fahrzeugen von Ort zu Ort dem reichern Fischfange nachziehen. An den südlichen Flußmündungen lebt unter dem Namen der Isalams ein schwarzgelber, kleiner, träger, mohammedanischer Völkerstamm, unter dem sich jedoch geschickte Arbeiter in Gold, Silber und Holz finden. Des Handels und Bergbaues wegen halten sich auf Borneo an 200,000 Chinesen auf. Die durch das ganze indische Meer zerstreuten Malaien haben hier Staaten gestiftet, z. B. Borneo, Sambas, Hermatha, Sulkadana, Landak, Banjermassing u. s. w. Vor alter Zeit mag sich das Reich von Borneo über die ganze Insel und einen Theil der Philippinen, namentlich Sulu und Maghindanao, erstreckt haben; die Beherrscher sollen von chinesischer Abkunft gewesen sein. — 1627 kamen die Portugiesen hierher, durften sich aber erst 1690 zu Banjermassing niederlassen, wovon sie bald durch Verrath und Mord wieder vertrieben wurden. Die Versuche der Engländer 1702 und 1774, hier eine Niederlassung zu bilden, waren vergeblich. Nur den Holländern gelang es, mit dem Fürsten von Banjermassing einen Handelsvertrag zu schließen, 1643 ein Fort und eine Factorie bei dem Dorfe Tatis, und 1778 eine zweite zu Pontianak und seitdem mehre zu errichten. 1823 haben sie sich einige bisher unabhängige Staaten der Malaien unterworfen und sind dadurch die Herren der östl. Grenze des Staats von Banjermassing bis zu der nördl. Grenze von Sambas geworden; dieses Gebiet enthält alle Gold- und Diamantgruben der Insel. — Auf der Nordwestseite der Insel liegt die Stadt B o r n e o an einem beständig mit Fahrzeugen bedeckten Flusse (114° 44' N. L. von Greenwich, 4° 56' S. B.), der Wohnort des Sultans, dem mehre Fürsten lehnspflichtig sind, und hat 3000 theils auf Pfählen erhöhte, theils auf Flößen errichtete Häuser. Da der Boden sehr sumpfig ist, so findet die meiste Verbindung mittelst kleiner Canäle statt, welche die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen. Die Wochenmärkte werden auf dem Wasser gehalten und haben deßhalb keinen festen Platz; das Gewimmel der Käufer und Verkäufer in ihren kleinen Bötchen ist heute hier, morgen dort. — Die Ausfuhrartikel von Borneo sind Gold, Pfeffer, Muskatnüsse, Ebenholz, Campher, spanisches Rohr, Bambusföde, wohlriechende Harze, Benzoes und indische Vogelneester. Die Seeräuber von den nördlich liegenden Suluiseln beunruhigen einen großen Theil der Küsten von Borneo. Die jetzt sehr thätige niederländ. Regierung ist beflissen, die gefunden und mit reichem Pflanzenwuchs bedeckten Landungspunkte in der Nachbarschaft durch Militairposten zum Schutz des Handels ihrer Nation zu decken. Fast alle Producte B.'s werden an die Chinesen verkauft.

Borodino, s. Moskwa (Schlacht an der).

Borromäische Inseln (wegen der vielen dort befindlichen Kaninchen *Isole dei conigli*), 4 kleine Inseln im Lago Maggiore, in Oberitalien, der 10 Meilen lang und $1\frac{1}{2}$ Meile breit ist, und dessen größerer Theil zu Piemont, der kleinere zu dem lombardischen Königreiche gehört. Die Ufer dieses Sees bildet ein schönes Hügelland mit vielen Dörfern, Landhäusern, Weinbergen, Gärten und Kastanienwäldchen. Die Inseln haben ihren Namen von der Familie Borromeo, welche seit Jahrhunderten im Besitze der reichsten Ländereien in der Nähe des Lago Maggiore war. Vitaliano Borromeo ließ 1671 auf 3 nackte Felsen in diesem See Gartenerde auffahren und Terrassen aufmauern. So entstanden die *Isola bella*, *Isola madre*, *l'Isolino* und *Isola dei Pescatori*, wovon die beiden erstern wegen ihrer reizenden Anlagen berühmt sind. Die mit Fasanen bevölkerte *Isola madre* liegt in der Mitte des Sees. Auf 7 Terrassen befinden sich, außer einem zum Nutzen eingerichteten Garten, Cypressen, Lorbern, Kastanien und Myrten. Die *Isola bella* ist mit Kunstschnörkel überladen. Sie prangt mit einem schönen Schlosse von 4 Stockwerken, das nahe am Ufer liegt und einige Monate von dem Grafen Borromeo bewohnt wird. Durch die Grotte Terrene hängt es mit den Gärten zusammen, die im französischen Geschmack und auf 10 Terrassen, die immer sich verkleinernd hinaufsteigen, gepflanzt sind. Das Ganze hat das Ansehen einer abgestumpften Pyramide, auf deren Spitze ein kolossales Einhorn, das Wapen der Borromäer, steht. Pomeranzen-, Citronen- und Limonienbäume, zu schönen Hecken verbunden oder zu Lauben sich wölbend, hauchen hier ihre Wohlgerüche aus; hochstämmige Lorberbäume bilden einen kleinen Hain; man sieht Myrten und Cypressen, nebst Granathäusern, deren Früchte hier zur Reife gelangen; denn die Berge, welche den See bekränzen, dienen den Inseln zur Schutzmauer gegen die kalten Winde. Doch ist das Klima der *Isola madre* milder als das der *Isola bella*, indem auf der letztern die Pomeranzen- und Citronenbäume zc. im Winter durch darüber gedeckte Bretter geschützt, auch sogar bei stärkerer Kälte Kohlenpfannen darunter gesetzt werden müssen. Die Einw. der *Isola dei Pescatori* handeln mit Fischen nach Mailand und Piemont und treiben Schleichhandel.

Borromeo (Carlo), Graf, aus einer alten mailändischen Familie, geb. den 2. Oct. 1538 zu Arona am Lago maggiore, dem Stammschlosse seiner durch Tugend und Gottesfurcht ausgezeichneten Ältern, war schon als zwölfjähriger Knabe Commendaturabt, studirte zu Pavia die Rechtswissenschaft, wurde 1559 Doctor und 1560, da der Papst Pius IV. sein Oheim war, nach einander apostolischer Protonotar, Referendar, Cardinal und Erzbischof von Mailand. Von Jugend an ernst, fromm und streng gegen sich selbst, widmete sich der 22jährige Jüngling den ihm übertragenen Regierungsgeschäften mit gewissenhaftem Eifer. Als Legat über die Romagna, Mark Ancona und Bologna verwaltete er einen großen Theil der Civilregierung, als Protector von Portugal, der Niederlande, der Schweiz, der Franciscaner, Carmeliter und Maltheser mehrere wichtige Zweige der Kirchenregierung des Papstes, der ihn zu seinem Großpönitentiarus erhob und nichts Bedeutendes ohne seine Mitwirkung that. Die Wiedereröffnung und den für die päpstliche Monarchie so glücklichen Ausgang des Conciliums zu Trident bewirkte größtentheils dieser einflußreiche Nepot, dessen Eifer für eine durchgreifende Verbesserung der Kirchenzucht auch großen Antheil an der Abfassung und Annahme der wohlthätigen Reformationsdecrete des Conciliums hatte. Die Heiligkeit seines Wandels und seine unermüdete Berufstreue beschämten den Stolz und die Üppigkeit anderer Cardinäle und brachten ihn in den Verdacht der Heuchelei. Nach dem Tode seines Bruders, 1562, wünschte der Papst selbst seinen Rücktritt in den weltlichen Stand, um durch ihn die Größe seines Hauses zu befestigen; aber B. ließ sich im Stillen die Priesterweihe ertheilen, folgte der geistlichen Führung des Jesuiten Ribera und verdoppelte die Strenge in seiner Lebensart,

sodas er sogar den Unterhaltungen entsagte, die die profanen Wissenschaften ihm in der von ihm errichteten gelehrten Gesellschaft (vaticanische Nächte genannt) gewährt hatten. Bei den Bauten des Papstes mit eigener Einsicht thätig, verwendete er einen großen Theil seiner Einkünfte auf die Verschönerung der unter seinem Schutze stehenden Kirchen. Um die trienter Decrete, die er wörtlich memorirt und nebst einigen Gehülfen in dem von ihm redigirten „Catechismus romanus“, dem symbolischen Buche der katholischen Kirche, verarbeitet hatte, selbst ins Werk zu setzen, hielt er in Mailand 1565 als Legatus a latere seine erste Synode, und nach dem Tode des Papstes verstattete ihm dessen Nachfolger, Pius V., 1566, die beständige Residenz in seiner Metropole. Hier, wo seit 80 Jahren kein Erzbischof gegenwärtig gewesen und daher die kirchliche Disciplin im ärgsten Verfall war, trat er mit Umsicht und Entschlossenheit als Reformator der Geistlichen, Klöster und Laien auf. Ungeachtet der Hindernisse, die ihm von den Freunden der herrschenden Mißbräuche entgegengesetzt wurden, gelang seiner Klugheit und unermüdeten Thätigkeit dieses schwierige Unternehmen. Am Ende seiner 18jährigen Amtsführung war die Diöces von Mailand durch ihre trefflichen Anstalten, verbesserten Sitten und würdigen Priester allen bischöflichen Sprengeln ein Muster. B. fing die Reform bei seinen Hausgenossen an, die er in frommer Gemeinschaft nach bestimmten Regeln leben lehrte, errichtete Seminarien für den geistlichen Stand und Schulen für den Adel, brachte die Stifter und Nonnenklöster zur gesetzmäßigen Zucht und stiftete die Oblaten des heiligen Ambrosius, eine Congregation regulirter Weltgeistlichen, denen er nächst den Barnabiten die Leitung der Lehranstalten anvertraute, weil ihm die anfangs dazu gewählten Jesuiten nicht zusagten. Durch seine bischöfliche Amtsverwaltung, besonders auf seinen Visitationen, gab er selbst das rühmlichste Beispiel wahrer Hirtentreue. Für diese Anstalten und Verbesserungen bestimmte er von seinen auf 80,000 Ducati steigenden Einkünften 3 Viertheile, und begnügte sich, indem er allen übrigen Pfründen entsagte, mit dem Einkommen seines Erzbisthums. In Mailand verschönerte er den Dom und die Feier des Gottesdienstes, zog das Volk durch gute Prediger und vorzügliche Kirchenmusik in die Kirchen, führte auch unter den Laien strengere Kirchenzucht ein und sorgte überhaupt für die Wohlfahrt und Sittlichkeit dieser Stadt, die wenig Gutes besitz, dessen Stiftung oder Verbesserung sie nicht ihm verdankte. Widerspenstige Geistliche und Mönche, sowie die auf die Erweiterung seiner bischöflichen Gerichtsbarkeit eifersüchtige spanische Regierung zu Mailand verfolgten diesen würdigen Prälaten mit Erbitterung. Er wurde wegen Visitation eines eremten Chorherrnstiftes bei dem Papste verklagt, als Hochverräther an den königl. Rechten verdächtig gemacht; ja die Vorsteher der Humillaten, eines Ordens, dessen Reform er betrieb, gingen in ihrer Wuth so weit, daß einer derselben nach ihm schoß (1569) und ihn verwundete. Die Thäter wurden jedoch bestraft, der Humillatenorden aufgehoben, die Anklagen der Regierung zurückgenommen und seine erzbischöflichen Rechte mehr als je befestigt. Damals bereiste B. die katholische Schweiz, 1570, und stiftete zu Mailand das helvetische Collegium zur Bildung tüchtiger Priester, sowie die unter dem Namen des goldenen Borromäischen Bundes bekannte Verbindung der 7 katholischen Cantons zu gemeinschaftlicher Vertheidigung ihres Glaubens. Bei der Hungersnoth 1570 und während der Pest in Mailand 1576 rettete seine Aufopferung und schnelle Anordnung zweckmäßiger Hülfe einen großen Theil der Bevölkerung dieser Stadt. Auch über die neuen Verhöhnungen von Seiten der spanischen Statthalter siegte endlich (1581) sein beharrlicher Eifer für Aufrechthaltung guter Sitte und Zucht. So viele Kränkungen und Beschwerden mußten seinen ohnehin durch mönchische Kasteiungen abgemergelten Körper aufreiben. Er starb den 3. Nov. 1584, 46 J. alt. Es fehlte nicht an Wundern auf seinem Grabe, daher 1616 seine Heiligsprechung erfolgte. Auch ohne diese wird die Nachwelt die Reinheit seines Lebens,

die Kraft und Größe seines Charakters, seine musterhafte Amtsthätigkeit und die edeln Werke, die ihm gelungen sind, verehren, ohne sich durch die Beimischung von Andächtigkei und hierarchischem Geiste, die sein Zeitalter und die Verhältnisse seiner Religiosität geben mußten, in der Anerkennung seines wahrhaft christlichen und apostolischen Sinnes stören zu lassen. 31.

Börse, ein Gebäude, wo die Kaufleute (gegen Mittag und Abend) zusammenkommen, um über Alles, was ihre Geschäfte betrifft, Unterhandlungen zu pflegen und Verkehr mit Wechseln, Geld, Waaren und dergl. anzustellen. Die Benennung soll von einer adeligen Familie, van der Beursee, zu Brügge in Flandern herrühren, in deren Hause 1530 die Kaufleute ihre Versammlungen hielten. In mehren Orten, z. B. zu London, Amsterdam, Antwerpen, Paris, sind es prächtige, Palästen ähnliche Gebäude. — **Börsen alte** sind diejenigen Kaufleute, welche wegen ihrer Rechtschaffenheit und Einsicht von den übrigen zu Vorstehern erwählt werden, um die Erhaltung der Kaufmannschaft-Freiheiten und Rechte ic. sich angelegen sein zu lassen. — **Börsenhalle** in Hamburg, ein bei der hamburgischen Börse für Rechnung eines unternehmenden Mannes, van Hoftrup, in neuern Zeiten erbautes großes Gebäude, worin die hamburgische Geschäftsleute, auch Fremde, sich versammeln. Die in ein eignes Buch eingetragenen Neuigkeiten, welche die Kaufleute hier mittheilen, geben den Stoff zu der weitverbreiteten Zeitung: „Liste der Börsenhalle“.

Borstell (Ludwig Georg Leopold v.), Königl. preussischer Generallieutenant, geb. 1773, betrat 1788 die militairische Laufbahn im Cuirassierreg. v. Flow als Generaladjutant seines Vaters, welcher damals preussischer Generallieutenant war. 1793 zeichnete er sich in den Schlachten bei Pirmasens und Kaiserslautern aus, und legte durch die Günst, welche ihm dies bei dem Herzoge von Braunschweig erworb, den Grund zu seiner schnellen Beförderung. Dem unglücklichen Krieg an der Saale 1806 wohnte er als Major im Regim. Garde du corps bei. Dann trat er unter der kleinen Heerschar auf, welche im nordöstlichen Theile der Monarchie mit altpreussischer Tapferkeit stritt. Als im Anfange 1807 Königsberg, der Aufenthalt des Königs mit seiner Familie, unbeschützt dem Andringen zweier feindlichen Armeecorps bloßgestellt war, wurde B. den Feinden mit nicht mehr als 800 Pferden entgegengefand. Es gelang seiner Entschlossenheit und kühnen Gewandtheit, den Marschall Ney so zu täuschen, daß dieser jene kleine Schar für die Avantgarde eines gar nicht vorhandenen preussischen Corps nahm und mit B. einen Waffenstillstand schloß. B. fand noch öfter Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und befehligte zuletzt die Reiterei, welche bei dem Corps Blücher's von Schwedisch-Pommern aus wirken sollte, als der tiltsiter Friede eintrat. Im Frieden war er Mitglied der Commission für die neue Organisation des Heeres, stieg bis zum Generalmajor und befehligte das pommersche Truppcorps, als 1813 der Krieg ausbrach, welcher ihm eine glänzende Laufbahn für seine Thätigkeit eröffnete. Er war Generaladjutant des Königs und führte zuerst die Brigade, welche Magdeburg auf dem rechten Elbufer einschloß und das Gefecht von Dannigkow lieferte. Später stieß er zum Corps des Generallieut. v. Bülow, commandirte im Gefecht von Hoyerwerda am 28. Mai zwei Brigaden und nahm an dem Gefecht bei Luckau Theil. Nach dem Waffenstillstande als Commandeur der fünften Brigade dem Bülow'schen Corps zugetheilt, focht er fast in jedem Gefecht, welches die Nordarmee bestand, und entschied in dem Treffen von Groß-Beeren durch den Angriff der rechten franz. Flanke bei Klein-Beeren, noch mehr aber in der Schlacht von Dennewitz dadurch, daß er von Kropstadt nach dem Schlachtfelde eilte und, selbst einem Befehl des Kronprinzen von Schweden zuwider, vom Gang der Schlacht besser unterrichtet, sich dem linken Flügel Bülow's anschloß und Gohlsdorf, den Schlüssel der feindlichen Stellung, nahm, hauptsächlich den Sieg. Bei Leipzig befehligte B.

nach Verwundung des Prinzen von Hessen-Homburg den Sturm auf die grimmaische Vorstadt, und seine Tirailleurs waren die ersten, die in die eigentliche Stadt eindrangen. Bei dem Vorrücken Bülow's nach der Schlacht von Leipzig erhielt er den Auftrag, Wesel zu blockiren, vereinigte sich, unterdessen zum Generalleutenant ernannt, im Anfang 1814 wieder mit dem dritten Armeecorps, trug am 11. Jan. viel zur Entscheidung des Gefechts von Hoogstraten, wobei er leicht verwundet wurde, bei, deckte später die Einschließung von Antwerpen, blieb, als das Bülow'sche Corps nach Frankreich vorrückte, mit 8000 M. Infanterie, 1400 Pferden und 16 Kanonen, vereint mit den andern in Belgien stehenden deutschen Truppen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Weimar bei Tournay zurück, nahm an dem Gefechte bei Courtray Antheil, half die Belagerung von Maubeuge decken und vereinigte sich endlich mit dem Bülow'schen Corps zur Einschließung von Soissons. 1815 erhielt B. das Commando des zweiten preuß. Armeecorps und war eben mit dessen Organisirung in Namur beschäftigt, als einige Bataillons sächsische Garde und Grenadiere in Lüttich, durch die bekannt gewordene Theilung ihres Vaterlandes und einige vielleicht unvorsichtige Ausdrücke, sowie durch Maßregeln, wodurch man sächsische Soldaten und Officiere gewinnen wollte, zu einem Auslauf gereizt, in dem Quartiere des Fürsten Blücher die Fenster einwarfen und sich noch andre Vergehen zu Schulden kommen ließen. Diese mußten, da viele tausend ehemals in franz. und westfäl. Dienste gewesene Soldaten, unter preussischen, englischen, belgischen und andern Fahnen vereint und Napoleon nicht ganz abgeneigt, dicht an der franz. Grenze, fast im Angesicht des Feindes standen, und also bei Nachsicht ähnliche Vorfälle zu fürchten waren, auf das ernstlichste geahndet werden. Blücher sandte daher die schuldigen Bataillons nach Namur und gab B. den Auftrag, sie zu entwaffnen, ihre Fahnen zu verbrennen und die Räubersführer erschießen zu lassen. B. empörte dieser strenge Befehl; gewohnt, Leib und Leben für seine Fahnen zu opfern, fühlte er im Geiste der Sachsen, daß ihnen eine solche Schmach schlimmer als der Tod sein müsse, und dies verleitete ihn zu dem dienstwidrigen Schritt, den auf das bestimmteste ausgesprochenen Befehl, selbst als seine Vorbitten eine abschlägliche Antwort erhielten, nicht zu befolgen. Blücher sah sich daher genöthigt, ihn von seinem Commando zu suspendiren und dem Könige Anzeige von dem Vorfalle zu machen. B. reiste in das Vaterland zurück, und ein Kriegsrecht erkannte ihm mehrjährige Festungsstrafe zu. Er litt diesen Arrest in Magdeburg, ward aber vom König zu Ende 1815 begnadigt und mit dem Befehl der magdeburger Brigade, später mit dem Generalcommando von Preußen zu Königsberg beauftragt, bis er 1825 das Generalcommando der Rheinprovinzen erhielt, wo er jetzt zu Koblenz lebt.

Bory-de-Saint-Vincent (J. B. G. M.), geb. zu Agen 1772, äußerte von Jugend an einen Hang zur Übertreibung, wenn er, literarisch oder politisch, irgend eine Partei ergriff. Als Jüngling voll Feuer über jede Entdeckung in der Naturgeschichte, und als Mann in der Politik, wenn auch irrend, doch genial handelnd, wollte er stets wahrhaft und gemeinnützig sich aussprechen. So muß man seine Aufsätze im „Nain jaune“ und im „Aristarque“ und die in Aachen von ihm verfaßte Vertheidigung seiner Grundsätze beurtheilen. Voll neuer Ideen ist sein „Essai sur les isles fortunées de l'antique Atlantide ou précis de l'histoire générale de l'archipel des Canaries“ und seine Schrift über die kryptogamischen Pflanzen. Als er den Capitain Baudin 1798 auf seiner Küstenfahrt um Neuholland begleitete, untersuchte er genau die Vulkane der Insel Bourbon und kam auf manche geologische Hypothese. Als Militairintendant beim Generalstabe des Marschalls Soult bewies er gegen die Kriegskommissarien und Ordonnateurs viel Strenge. 1815 diente er im Felde als Oberster unter Napoleon. Nach der Niederlage bei Waterloo schlug er vergebens am 1. Juli in einer wahren Philippica seinen Collegen

in der Nationalrepräsentation vor, sich dem Scepter der Bourbons nicht freiwillig wieder zu unterwerfen. In Folge des königl. Decrets vom 17. Jan. 1816 wanderte er aus und lebte in Aachen und Halberstadt, dann in Brüssel, wo er mit van Mons eine den Naturwissenschaften gewidmete Zeitschrift herausgab, die jetzt in Paris fortgesetzt wird. Auch schrieb er ein treffliches Werk über die unterirdischen Steinbrüche in dem Kalkgebirge bei Mastricht. Nach seiner Rückkehr, 1820, nahm er an mehren Journalen von der liberalen Partei Theil, redigirte die Sitzungen der Deputirtenkammer im „Courrier français“ und wurde Mitarbeiter an Courtin's „Encyclopädie“.

Bosc (Louis Antoine Guillaume), Inspector der franz. Stammschäfereien, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften in seinem Vaterlande ic., geb. zu Paris den 29. Jan. 1759, wo sein Vater königl. Leibarzt war, machte sich bekannt von 1784 bis 1788 als Redacteur des „Journal des savans“. Geächtet zur Zeit der Schreckensregierung, 1793, fand er eine Zuflucht im Walde von Montmorency. Dort botanisirte er, und obgleich täglich der Ergreifung und dem Tode ausgesetzt, beschäftigten ihn naturhistorische Arbeiten. 1796 sandte ihn das Directorium nach Nordamerika als Consul zu Wilmington und hernach zu Newyork; allein die amerik. Regierung bezweifelte, ob das franz. Directorium ein Recht habe, sich bei ihr durch einen Consul vertreten zu lassen. Ohne Amtsgeschäfte, reiste er daher als Gelehrter in den nordamerikanischen Freistaaten und sammelte ein Cabinet für Botanik und Zoologie und noch mehr Ideen für seine Lieblingsstudien. 1799 ernannte man B. zum Administrateur des hospices. Seitdem nahm er an allen größern Werken in seinen Lieblingsfächern, der Pflanzenkunde und Naturgeschichte, Theil. — Sein Bruder, **Etienne B.**, geb. zu Apuy 1764, verbindet als Redner und Schriftsteller große Kenntnisse in der Naturkunde mit vielen Kenntnissen in der Finanz- und Staatswirthschaft.

Boscán Almogaver (Juan), ein spanischer Dichter, geb. gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Barcelona, starb um 1540. Seine Ältern, die zu dem ältesten Adel gehörten, gaben ihm eine sorgfältige Erziehung. Er begleitete eine Zeitlang den Hof Karls V. und hielt sich 1526 an demselben zu Granada auf. Seine edeln Sitten und sein Charakter erwarben ihm die Gunst des Kaisers. Ihm ward die Erziehung des Herzogs Alba übertragen, der seinem Unterrichte die großen Eigenschaften verdankte, die er in der Folge entwickelte. Nach seiner Verheirathung lebte B. zu Barcelona, beschäftigt, seine Werke mit denen seines vor ihm verstorb. Freundes Garcilaso herauszugeben, als auch ihn der Tod ereilte. Durch Antonio Navagero, einen italienischen Gelehrten und Gesandten der Republik Venedig bei dem Kaiser, ward B. veranlaßt, italienische Versmaße im Spanischen zu versuchen. So ward er der Schöpfer des spanischen Sonetts, und bediente sich mit Garcilaso zuerst bei poetischen Episteln, Elegien ic. der Terzine. Überhaupt machte er durch die Einführung der italienischen Formen in die spanische Dichtkunst, was damals ebenso viel Tadel als Beifall fand, Epoche. B.'s Gedichte sind noch geschätzt; seine übrigen literarischen Arbeiten, meist Übersetzungen, vergessen.

Bosch (Hieronymus de), Mitglied des holländ. Instituts, geb. d. 23. März 1740 in Amsterdäm, wo er 1811 im 71. Jahre gestorben ist, war ein guter lateinischer Dichter. In der Sammlung s. „Poemata“ (Leyden 1803) übersah man wegen des reinen Lateins manchen matten Gedanken. Schätzbarer sind s. Anmerkungen zur griech. Anthologie mit Grotius's latein. Übers., die 1795 bis 1804 zu Utrecht erschienen, und s. vielen Preisschriften, die sich durch zierliche Diction auszeichnen. Die Regierung ernannte ihn zum Curator der leydner Universität. An der Politik fand B. kein Gefallen. Ihm ging sein seltener, vorzüglich schön eingebundener Bücherschatz voll Princeps-Ausgaben über sein Vaterland. Seine Bibliothek war im Fache der classischen Literatur und wegen der Schönheit der gesammelten

Ausgaben eine der ersten in Europa. Sie wurde nach seinem Tode durch den öffentlichen Verkauf zerstreut.

Boscowich (Roger Joseph), geb. zu Ragusa in Dalmatien d. 18. Mai 1711, trat 1725 ins Noviziat des Jesuitenordens zu Rom, wo er 1740 im Collegio Romano Prof. der Mathematik wurde und sich durch mathemat. und astronomische Abhandlungen auszeichnete, z. B. über d. Rotation der Sonne, d. Ungleichheit der Jupiters- und Saturnsbewegungen, über das Licht, über Dioptrik, Ebbe und Flut, Mondsatmosphäre und über die Berechnung der Kometenbahnen. 1750 erhielt er von Benedicts XIV. Staatsminister, Cardinal Valenti, den Auftrag zu einer Gradmessung im Kirchenstaate, die er mit s. Ordensbruder, P. Maire, ausführte und in s. Werke: „De literaria expeditione per Pontificiam ditionem etc.“ (Rom 1755), beschrieb (franz. 1770: „Voyage astron. et géogr. dans l'état de l'Eglise). Die Gradmessungen in den deutsch-österreichischen Provinzen und Ungarn von P. Liesganig, in Piemont von P. Beccaria und selbst in Amerika von Masson und Dixon wurden auf seine Anregung unternommen. Er bewirkte ferner die Wiederherstellung des florentinischen Gnomons, den P. Nimenéz nachher beschrieb, und mit welchem er die Schiefe der Ekliptik beobachtete. 1759 gab er s. „Philosophiae naturalis theoria“ in Wien heraus (2. Aufl. 1763); war dann 6 Jahre lang Professor der Mathematik in Pavia, hierauf, vom Grafen Firmian nach Mailand berufen, 8 Jahre lang Professor der Astronomie und Optik. Die Stiftung der mailändischen Sternwarte der Jesuiten (jetzt die kaiserl. von Brera) ist s. Werk. Als 1773 der Jesuitenorden aufgehoben ward, luden ihn seine pariser Söhner, de Laborde, Dürfort, die Minister Baynes und Bergennes und Madame de Sivrac, ein, nach Frankreich zu kommen. Er wurde naturalisirt und erhielt eine Stelle als Directeur d'optique de la marine mit einem Gehalt von 8000 Livres, verließ aber, von verschiedenen Seiten gekränkt, Paris 1783 und ging nach Italien, wo er s. sämmtl. Werke zu Bassano und Strasburg 1786 in 5 Quartbden. („Opera ad opticam et astronomiam pertinentia“) herausgab. Mehreres davon ward ins Deutsche übersezt. 1786 übertrug ihm Kaiser Joseph die Aufsicht über eine Gradmessung zur Aufnahme einer Charte von der Lombardei. Vor Vollendung dieses Geschäfts starb B. d. 12. Feb. 1787 in einem Alter von 76 Jahren. Er vereinigte mit dem Ernste des mathematischen Studiums Feuer und hohen Schwung der Einbildungskraft. Merkwürdig ist sein lateinisches Gedicht über die Finsternisse (franz. von Baruel), nicht nur wegen des poetischen Werths, sondern auch wegen der Geschicklichkeit und Klarheit, womit er die schwersten Rechnungsvorschriften und die verwickeltsten astronomischen Theorien darin vorträgt. Sein Einfluß an mehren europäischen Höfen verwebte ihn auch in die Politik. Die Republik Lucca trug ihm in einer wichtigen Staatsangelegenheit eine schwierige Unterhandlung auf, die er mit Klugheit ausführte und dadurch der Republik einen erheblichen Dienst leistete. Er war fast durch ganz Europa gereist, auch in die Türkei. Sein „Journal d'un voyage de Constantinople“ erlebte 2 Auflagen 1762 und 1772, eine italien. und deutsche Übersetzung.

1.

Bose, eine in Leipzig und auswärts verbreitete Familie. Ein Sohn des 1650 in s. 73. Jahre als Rathsmitgl. und Baumeister (Abil) zu Leipzig verstor. Kaspar Bose war der 1671 als Archidiacon an der Thomaskirche daselbst verst. D. Gottfried Christian B., von welchem das für einen leipziger Predigersohn gestiftete Legat an 1012 Guld. herrührt, dessen Zinsen mit 26 Thlr. jährlich aus der Steuer bezahlt werden. Ein Mitglied des Ministeriums hat die Verwaltung, und durch Stimmenmehrheit wird dieses Stipendium einem Theologie studirenden Predigersohne, oder, in dessen Ermangelung, einem Schullehrersohne ertheilt. — Johann Andreas B. (wahrscheinlich des Vorigen Bruder),

geb. 1626 in Leipzig, studirte hier, zu Wittenberg und Strasburg, war der franzöf., italien., span. und engl. Sprache kundig, ward 1656 Prof. der Geschichte zu Jena, wo er als Rector 1661 den Pennalismus (s. d.) abschaffte und 1674 starb. Seine zahlreiche Büchersammlung erhielt die dortige Universitätsbibliothek. Außer einigen Dissertationen, welche D. Walch mit des Verfassers Leben zusammen drucken ließ, hat er den Cornelius Nepos, mit einem Index voll historischer und philolog. Erklärungen (Jena 1675), „Petronii Satyricon c. not.“ (1701), „Taciti vit. Agricolaë c. comm. Boxhorn.“ (1664) herausgegeben. Auch schrieb er eine „Notitia Hispaniae, Ducat. Mediolani et regni Neapol.“ (Helmstädt 1702) u. s. w. — Die Gebrüder Kaspar und Georg B. (gest. 1700), Kaufleute und Mitglieder des Magistrats, verschönernten Leipzig durch neue Häuser und Gartenanlagen. Jener erweiterte den vor dem grimmaschen Thore liegenden Garten, welcher noch jetzt der großbose'sche heißt; dieser den an der Barfußmühle liegenden, ehemals Kleinbose'schen, jetzt Enoch Richter'schen Garten. Mit dem großbose'schen Garten waren ein viele Merkwürdigkeiten enthaltendes Naturalien cabinet, eine Garten- und Herbarienbibliothek, sowol in Kupfer gestochene als nach dem Leben gezeichnete und illuminierte Gewächse, und eine ansehnliche Rüst- und Zeug-kammer verbunden. Der Ruf dieses Gartens hatte sich so verbreitet, daß selbst der Papst bei einem vornehmen Reisenden sich nach demselben erkundigte. Hier blühten 1700, 1711 und 1755 amerikanische Aloen; auf eine ward eine Denkmünze (1700) geprägt (s. Daszdorf's „Numismat. hist. Leitfaden“, S. 121). Noch sieht man Überreste von den Bildsäulen, die den Garten schmückten, als die sinkende Hoffnung und das wankende Stück, von dem Bildhauer Paul Hermann aus Dresden. — Georg B., Vorsteher des Hospitals zu St.-Georgen oder des Zucht- und Waisenhauses, leitete als ein in der Baukunst sehr erfahrener Mann den Bau dieses Hauses. Auch die innere Organisation dieses Hauses, der Entwurf zu den Instructionen der Haus-officianten u. s. w. war größtentheils sein Werk. Er legte eine treffliche Gemäldesammlung an und beförderte die Herausgabe der von Goldmann begonnenen Werke des herzogl. braunschw. Architekten Sturm. — Der letzte männliche Sproßling des Bose'schen Geschlechts war D. Ernst Gottlob B., geb. 1734 zu Leipzig, welcher 1784 Dekan der medicinischen Facultät wurde und 1788 starb. 11.

Wosio (N.), der geachtetste von Frankreichs lebenden Bildhauern. Namentlich bewunderte man in Paris 1814 seinen Hercules und im folgenden Jahre seinen Hermaphrodit. Der Künstler erhielt daher 1815 das Kreuz der Ehrenlegion von Napoleon. Die königl. Regierung ehrte ihn durch bedeutende Aufträge und bestätigte die Wahl der Akademie, die ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. Seitdem hat 1823 seine Statue: Heinrich IV. als Kind, öffentliche Auszeichnung gefunden („Kunstbl.“, 1823, Nr. 81); seine anderweitigen Werke beurtheilt im Sinne der französischen Kunstansicht die „Revue encyclopéd.“, 1825, Febr., S. 328. Seine Statue Ludwigs XIV. ward für den Place des victoires zu Paris bestimmt. So gelungen auch die technische Ausführung sein mag, so wenig möchte doch die Anbringung der Stücke des sprengenden Pferdes im Schweife gelobt werden, die unsern jetzigen Ansichten keineswegs zusagt. 19.

Bosnien, eine türkische Provinz mit dem Titel eines Königreichs, das außer dem alten Bosnien einen Theil von Croatien (Sandschakschaft Bielogrod) zwischen den Flüssen Unna und Berbas, ein Stück von Dalmatien und Herzogswina umfaßt, und das nördlich an Slawonien, westlich an Croatien, südlich an Dalmatien und das adriatische Meer, und östlich an Serbien grenzt. B. enthält 1063 □M. mit 850,000 Einw., meistens slawischen Ursprungs, Bosniaken und Morlaken, darunter 50,000 M. türkischer Miliz. Die Eingeborenen bestehen aus zwei Drittheilen meist griechischer Christen und einem Drittheil Türken, die fast alles Grundeigenthum allodial oder als Lehn besitzen, Juden und Zigeunern. Das

Land ist gegen N. eben, im S. bergig und waldig, Hauptgewässer sind die Save (Saufstrom), der Berbas, die Bosna, Nama und Drina. Bosnien hat guten Acker-, Obst- und Weinbau, die Viehzucht ist ausgezeichnet, und die Gebirge liefern gutes Eisen, von welchem ein großer Theil im Lande zu Gewehren und Klingen verarbeitet wird. Die übrigen Gewerbefleißerzeugnisse sind Leder, Safian und grobe Wollenzeuche. Im 12. und 13. Jahrh. gehörte Bosnien zu Ungarn. 1339 kam es an den serbischen König Stephan, nach seinem Tode blieb es selbständig, und der Ban Dwartko nahm 1370 den Königstitel an. 1401 ward es den Türken zinsbar, und seit 1463 ist es eine türkische Provinz. Es wird in den südlichen und nördlichen Theil, oder Ober- und Niederbosnien eingetheilt. Jenes wird bisweilen Herzogwina oder das Herzogthum Saba genannt, weil Kaiser Friedrich III. 1440 dem damal. Fürsten dieses Landestheils den Herzogstitel beilegte. Travnik ist die Residenz des Pascha von Bosnien. Die Hauptst. des Landes ist Bosna Serai oder Sarajewo, ital. Seraglio, am Zusammenfluß der Mliazza mit dem Bosnaflrome, mit 15,000 meist elenden H. und 60,000 Einw., die Garnison von 10,000 Janitscharen mitgerechnet. Die Citadelle liegt in einiger Entfernung von der offenen Stadt. Die Einkünfte von Sarajewo bezieht jedesmal die Mutter des Großherrn. Noch sind Zwornik, Banjaluka und Türkisch-Gradiſca historisch und statistisch merkwürdig. Die Furcht vor dem Verluste ihres Eigenthums macht, daß die Bosniaken der türkischen Regierung so anhänglich sind; sie fürchten nämlich, es möchte, wenn eine christliche Macht Bosnien wieder erobern sollte, ihnen ebenso ergehen als früher den Christen nach der Eroberung des Landes durch die Türken.

Bosporus. So wurde die Meerenge, welche aus dem schwarzen Meere in den Propontis (Mare di Marmora) führt, genannt, entweder weil die in eine Kuh verwandelte Io hier übersehte, oder weil die Meerenge so schmal ist, daß ein Dohse hindurchschwimmen kann. Nachher, als man andre Meerengen auch mit diesem Namen belegte, hieß jene Bosporus Thracicus. In der Mitte dieses Canals war die Stelle (5 Stadien, etwa 2800 F. breit), wo Darius eine Schiffsbrücke schlug, als er gegen die Scythen ziehen wollte. Bosporus Simmericus hieß bei den Alten die Meerenge, welche aus dem schwarzen Meere in den Palus Mäotis führt. Die ehemals hier Handel treibenden Italiener nannten sie Bocca di S. Giovanni oder Estretto di Caffa. Außerdem führte im Alterthume ein Reich den Namen Bosporus, von der Meerenge, auf deren beiden Seiten es lag. In Panticapäum (jetzt Kertsch, s. d.), einer milesischen Colonie auf der taurischen Halbinsel, errichteten dieses Reich 479 v. Chr. die Archäanaktiden, und regierten bis 437. Spartakus war der erste König. Unter seinem Nachfolger Satyrus ward das Reich auf die Küste von Asien ausgebehnt, und sein Sohn Leukon brachte 300 Theodosia dazu, half der Handlung auf (vorzüglich mit Korn nach Athen, mit Fischen, Pelzwerk, Häuten, Wachs, Sklaven u.) und erwarb seinem Stamme den Beinamen der Leukoniden. Leukanor (290) ward den Scythen zinsbar; und dieser Tribut wurde so drückend, daß Parisades, der letzte der Leukoniden, es vorzog, sich dem Könige von Pontus, Mithridates, zu unterwerfen, der auch die Scythen unter Scilurus (116) bezwang und seinen Sohn zum König von Bosporus einsetzte. Dieser brachte sich selbst um; da ihm Mithridates im Tode folgte, so gaben die Römer das Land (64) seinem zweiten Sohne Pharnaces, der später ermordet wurde. Die Römer besetzten hierauf den Thron mit verschiedenen Fürsten, die sich für Nachkommen des Mithridates ausgaben. Als dieser Stamm 259 n. Chr. ausgestorben war, bemächtigten sich die Sarmaten des Reichs, denen es 344 die Chersoniden entriß. Nun gehörte die taurische Halbinsel zum oströmischen Reiche, bis die Chazaren und später die Tataren unter mongolischen Fürsten sich derselben bemächtigten. (S. Taurien.)

Boscha (Hermann), Sohn des Secretairs Peter B. beim friesischen Gerichtshofe, starb 64 J. alt 1819 als Rector der amsterdamer Schule, mit dem Rufe eines trefflichen Patrioten, eifrigen Schulmanns, guten Philologen, Historikers und eines Dichters, der die reinste Latinität in Gedichten voll erhabener Ideen darstellte. B. studirte auf dem Athenäum zu Deventer und auf der Hochschule zu Franeker. Dort schrieb er „De causis praecipuis quae historiam veterem incertam reddiderint et obscuram“, und schaute dabei tief in das menschliche Herz der handelnden Parteimänner, welche im Alterthume ihre eignen Geschichtschreiber wurden. 1780 nahm er den Ruf als Rector der Schule in Deventer an, 1787 das Prorectorat beim Gymnasio velawiano zu Harderwyk und 1794 die dortige Professur. 1798 ernannte ihn die Republik zum Bureauchef in der ersten Section der Inspection der Nationalerziehung. Die königl. Regierung aber richtete die Centralbehörden des Erziehungswesens anders ein, weil sie die jungen Niederländer nicht mehr durch B.'s Einfluß zu Republikanern bilden lassen wollte. B. nahm hierauf das Professorat der Geschichte und der Alterthümer zu Gröningen an, und 1806 das wichtige Rectorat der amsterdamer lateinischen Schule. Eine Sammlung latein. Gedichte („Musa daventriaca“) erschien 1806. Seine „Pax ambiaciensis“, 1802, war mit politischem Seherblick gebichtet. Dann übersezte er Blair's „Vorlesungen über die Redekunst und freie Literatur“, wozu er mit vielem Kunstfinn Anmerk. schrieb. Der Jugend hatte er 1794 eine „Bibliotheca classica“ für Mythologie, Alterthümer und Geschichte gegeben. Vereint mit Wassenberg, vollendete er 1809 die Übers. von Plutarch's Lebensbeschreibungen. Noch übersezte B. Denon's großes Werk über Aegypten und Schiller's „Abfall der Niederlande“. Weniger Beifall fand sein letztes Werk: „Geschiedenis der laatste Onwendeling der Nederlande“.

Bosse, oder Rondebosse, im Gegensatze der auf einem Relief vorgestellten Figuren, die Ausführung derselben in völlig raumerfüllender Gestalt, Modelle von Statuen von Gyps oder gebrannter Erde, oder Statuen in Erz und Stein. — Bosfieren, bilden, besonders in weichen Massen, mithin aus Gyps, Thon oder Wachs völlig erhobene Arbeit machen. — Ein Wachsbosfierer, der in Wachs bildet.

Bosfi (Charles Aurele, Baron de), geb. in Turin den 15. Nov. 1758, ein Sohn des Grafen Bosfi de Sainte-Agathe, ist ein berühmter lyrischer Dichter. Schon im 18. J. lieferte er 2 Dramen, „Die Circassierinnen“ und „Rhea Sylvia“. Er hat eine lebhaftere Darstellung, eine feurige Einbildungskraft und einen wahren Luxus in seinen Bildern voll dithyrambischen Schwunges. So widmete er dem Tode des edeln Herzogs von Braunschweig, der, im Begriffe Menschen zu retten, in der Oder bei Frankfurt ertrank, eine Ode. Späterhin ergriffen ihn die großen Ereignisse der Zeit. Er gab zuerst der italienischen Ode eine dramatische Form in Pindar's und Aopstoc's Geiste. Sein großes Gedicht über die franz. Revolution, betitelt „L'horomasia“, und die vollst. Sammlung seiner Poesien erschien 1814 in London als 2. Aufl., ohne in den Buchhandel zu kommen, da er nur wenige Exemplare abziehen ließ. Er lebt in Paris als Gelehrter und Privatmann. Seine politische Rolle, erst im Dienst des sardinischen Hofes, bis solcher seine Continentalstaaten an Frankreich abtreten mußte, dann seine interimistische Verwaltung von Piemont, bis solches Frankreich einverleibt wurde, sein franz. Consulat in Sassy, dann seine Mission und Executivcommission in Genua, seine Präfecturverwaltung im Depart. de l'An, dann de la Manche, sein Übergang in königl. Dienste 1814 und seine Dienstanahme unter Napoleon 1815 haben Tadler gefunden; er hat indeß seine Beweggründe, warum er in der Verbindung Piemonts mit Frankreich für ersteres Heil sah, zu rechtfertigen versucht. Durch seine Vorstellung beim englischen Hofe veranlaßte er eine Verwendung für die unglücklichen Waldenser von

Seiten des englischen Hofes beim turiner Hofe, die, vom König von Preußen unterstützt, die kirchlichen und Municipalrechte der Waldenser nicht bloß hergestellt, sondern durch die Anerkennung der sardinischen Regierung fest begründet hat.

Bosfuet (Jacques Benigne), Bischof von Meaur, geb. zu Dijon 1627, war 6 Jahr alt, als sein Vater in Metz Parlamentsrath wurde. Der Sohn blieb zu Dijon in dem Jesuitencollegium. Zufällig kam dem Knaben eine lateinische Bibel in die Hände, deren Inhalt einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. 15 Jahre alt, ward er nach Paris geschickt, wo er das Collegium von Navarra besuchte, dessen Vorsteher, Nicolas Cornet, ein Vergnügen darin fand, den Geist des Jünglings zu bilden. B. studirte unter der Anleitung dieses würdigen Lehrers griechisch und die heilige Schrift, verband damit das Lesen der Meisterwerke des Alterthums und das Studium der Cartesianischen Philosophie. Er ward 1652 Doctor der Sorbonne, und in Metz Kanonicus. Hier erbaute er durch Wort und Beispiel, bekam von dem Bischof den Auftrag, den Katechismus des protestantischen Predigers Paul Ferri zu widerlegen, und that dies auf eine Weise, daß auch seine Gegner ihn hochachten mußten. Die Königin Mutter (Anna von Osterreich) ward dadurch veranlaßt, ihm die Bekehrung der Protestanten in dem Sprengel von Metz aufzutragen. Diese Angelegenheit rief ihn oft nach Paris, wo er durch seine Predigten solchen Beifall fand, daß ihn jene Fürstin 1661 zum Hofprediger ernannte. Seine Einweihungsrede des Marchalls Turenne, der 1668 zur katholischen Kirche übertrat, erwarb ihm das Bisthum von Condom. 1670 übertrug ihm der König die Erziehung des Dauphins, worauf er 1671 sein bischöfliches Amt niederlegte, weil er es für pflichtwidrig hielt, dasselbe bei seiner beständigen Abwesenheit von seiner Gemeinde beizubehalten. Um diese Zeit hielt er die Leichenrede auf Madame, die Herzogin von Orleans, eine Prinzessin, die plötzlich an einem glänzenden Hofe, dessen Stierde sie war, in der Blüthe ihrer Jahre starb. Die letzte Rede der Art, die am Sarge des großen Conde, wird für ein Meisterstück in dieser Gattung des Styls angesehen. Die männliche Kraft seiner Reden wußte er in die zum Unterrichte seines königlichen Zöglingens bestimmten „Discours sur l'histoire universelle“ glücklich überzutragen. Die Sorgfalt, die er auf die Erziehung dieses Prinzen wandte, wurde 1680 durch das Amt des ersten Almoniers der Dauphine, und 1681 durch das Bisthum von Meaur belohnt; 1697 erhielt er die Würde eines Staatsraths, und ein Jahr darauf die des ersten Almoniers der Herzogin von Bourgogne. Seine Sitten und sein Glaube waren gleich strenge. Alle seine Zeit war unter seine Studien und die Ausübung seiner Amtspflichten getheilt; nur selten und auf wenige Augenblicke erlaubte er sich Erholungen. Die letztern Jahre seines Lebens brachte er unter seiner Gemeinde zu, in deren Schoße er 1704 starb. Die gelehrten Benedictiner, von der Bruderschaft des heil. Maurus, haben in neuern Zeiten eine vollständ. Ausg. aller Bosfuet'schen Werke veranstaltet. B.'s Styl ist voll Kraft, aber nicht ohne Flecken. Sein lateinischer Ausdruck ist hart. Die franz. Akademie zählte ihn unter ihre berühmtesten Mitglieder. B. hat sein Leben ausführlich beschrieben (übers. v. Mich. Feder, Sulzbach 1820). Über seine Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Cambray, Fénelon, sehe man Fénelon und Quietismus.

Bostandschi, Gartenwärter, die Wache in dem Serail des Sultans, deren Vorsteher Bostandschi Baschi heißt und die Aufsicht über das Außere, wie auch über die Gärten des Serails, den Canal und die kaiserl. Lustschlösser hat. Der Bostandschi Baschi begleitet den Sultan auf allen seinen Spazierfahrten und hat auch das Vorrecht, einen Bart zu tragen. Übrigens sind die Bostandschi zugleich die Kuder knechte und die Scharfrichter des Sultans.

Bostellen, in Schweden solche Güter (Hemman), die den Soldaten oder Officieren und Beamten zu Wohnungen angewiesen sind. Jede Bostelle muß eine

Stube, einen Stall und eine Tenne haben, auch wo möglich mit Feld und Wiesenwachs verbunden sein. Der Soldat ist dagegen verpflichtet, um ein billiges Tagelohn seinem Wirth in seinem Uckerbau und andern ländlichen Beschäftigungen hülfreiche Hand zu leisten. Die Postellen der Officiere genießen alle Vorrechte, die auf den Edelhöfen haften.

Boston, Hauptst. des nordamerik. Freistaats Massachusetts, $71^{\circ} 4' 30''$ N. Br. von Greenwich, $42^{\circ} 25' 28''$ N. Br. an der Bostonbai, auf einer Halbinsel vor der Mündung des Charlesstroms, nach Philadelphia und Newyork die schönste Seestadt in den Ver. Staaten, mit 4000 H. und 43,500 Einw., umfaßt 3 Städte: Nord- und Südende, und West- oder Neuboston. Zwei hölzerne Brücken vereinigen diese Städte mit den kleinen Orten Cambridge und Charlestown. Westboston, wo die reichen Kaufleute ihre Wohnhäuser haben, ist schön und regelmäsig gebaut. Der besetzte Hafen faßt über 500 große Schiffe, aber die Einfahrt ist enge, westwegen er sich aber sehr gut reinigt. Die Schiffswerfte, Landungsplätze und Quais sind bequem, groß und in vortrefflichem Stande, die Straßen reinlich, gepflastert und durchgängig mit Fußwegen von gehauenen Steinen versehen. B. hat 28 Kirchen und Bethäuser für die verschiedenen christlichen Sekten. Unter mehren schönen öffentlichen Gebäuden nennen wir das prächtige Staatenhaus und die Börse. Es finden sich hier 2 Theater, ein Concertsaal, eine Sternwarte, ein musterhaftes Gefängniß, mehre gelehrte Gesellschaften, eine Bank und andre angenehme und nützliche Anstalten. Die Fabrikartikel B.'s für die Ausfuhr sind Segeltuch und Tauwerk von vorzüglicher Güte, raffinirter Zucker, Rum, Wollen- und Baumwollentrepeln, Potasche, Papiertapeten, Hüte, Tafelglas u. s. w. Die Stadt ward von Charlestown aus 1631 angelegt und hieß anfangs Trimountain, von den 3 Hügeln, auf denen sie erbaut ist. Späterhin ward sie, einem eifrigen Freunde der Freiheit, Cotton, zu Ehren, der Prediger zu Boston in England war und nachmals die Predigerstelle bei der ersten Kirche der neuen Stadt erhielt, Boston genannt. 1727 litt der Ort viel durch ein Erdbeben. Hier brach 1774 zuerst die amerikanische Revolution aus. — Governors-Eiland, eine kleine zu B. gehörige Insel, ist der Geburtsort des berühmten Benjamin Franklin, dem noch kein Denkmal auf dem nach ihm benannten Franklinsplaz zu B. errichtet ist. In der Gegend bei Bunkershill steht, zum Andenken an den ersten Kampf im Freiheitskriege, eine 260 F. hohe Denksäule von weißem Granit. B. ist der nördlichste Hafen der Freistaaten, welchen bisher das gelbe Fieber erreicht hat.

Boswell (Jakob), der Freund und Biograph Johnson's, geb. 1740 zu Edinburg, studirte in seiner Vaterstadt, in Glasgow und auf der holländ. Universität Utrecht, hielt sich dann in London mehre Male auf und knüpfte dort Verbindungen unter den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit an, wo er auch Johnson kennen lernte: ein Umstand, den er selbst für den wichtigsten seines Lebens hielt. Hierauf besuchte er Voltaire in Ferney, Rousseau in Neufchatel und Paoli auf Corsica, mit welchem er sich näher verband. Dann reiste er über Paris nach Schottland zurück und widmete sich mit Erfolg dem Advocatenstande. In jener Zeit, wo Corsica so sehr die Augen der Welt auf sich zog, gab er 1768 seinen merkwürdigen Bericht über diese Insel und die Denkwürdigkeiten Paoli's heraus. Später siebelte er sich in London an, wo er mit Johnson in der genauesten Verbindung lebte. Nach Johnson's Tode wurde er sein Biograph, und durch diese ebenso geistreich aufgefaßte als lebendig erzählte Lebens- und Charakterdarstellung (2 Bde., 4., 1791) hat er sich den dauerndsten Ruhm erworben. B. starb zu London 1795.

Botanik, Pflanzenlehre und Pflanzenkunde. In unsern Tagen hat die Kenntniß des Gewächreichs bergestalt an Umfang zugenommen, daß ein Men-

schenleben kaum hinreicht, um nur in einzelnen Gebieten des unermesslichen Umfanges sich gründliche Kenntnisse zu erwerben. Die Gewächskunde zerfällt in 2 Abtheilungen, von denen die eine sich bloß mit den äußern Formen und der Unterscheidung derselben, die andre aber mit dem innern Bau, der Mischung der Theile und mit der Erklärung der Verrichtungen der Gewächse beschäftigt. Die erste Abtheilung können wir die Naturgeschichte der Gewächse, die historische Botanik oder auch Phytographie nennen. Die zweite pflegt man die philosophische Botanik oder Phytonomie zu heißen, zu welcher die Anatomie der Pflanzen und die Chemie derselben die nothwendigsten Hülfskenntnisse sind. Daß indessen der Name der philosophischen Botanik auch von der erstern gebraucht werden kann, hoffen wir so gleich darthun zu können. Was nun zuerst die Naturgeschichte der Gewächse betrifft, so gehört dazu, als Vorkenntniß, genaue Bekanntschaft mit der Kunstsprache. Dies ist nämlich eine Sammlung von Ausdrücken, welche von jedem Theil der Gewächse, sowie von jeder Eigenschaft und Form derselben, gebraucht werden. Die Nothwendigkeit einer solchen Kunstsprache leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß die allgemeine Verständlichkeit und die Mittheilung der Beobachtungen beide mit gleichem Rechte fodert als in jeder andern Kunst und Wissenschaft. Damit man allen gebildeten Völkern verständlich werde, hat man jene Kunstausdrücke größtentheils aus der lateinischen Sprache, bisweilen auch aus der griechischen entlehnt. In den meisten neuern Sprachen Europas hat man jedoch Handbücher der Gewächskunde, Wörterbücher und Floren einzelner Gegenden oder ganzer Länder, welche allerdings für den ungelehrten Liebhaber einem Bedürfniß abzuhelfen. Inzwischen beschränken sich die dergestalt mitgetheilten Kenntnisse doch immer nur auf die Nation, in deren Sprache solche Bücher geschrieben sind. Auch hat die Erfahrung gelehrt, daß man selbst in den reichsten neuern Sprachen nicht einen solchen Vorrath von bezeichnenden Ausdrücken findet, wodurch alle Begriffe der Wissenschaft mit Sicherheit erklärt werden. Daher sind, um nicht von deutschen Werken dieser Art zu reden, die englischen, französischen, italienischen und schwedischen Bücher voll lateinischer Kunstausdrücke, welche ebenso gut erst erklärt werden müssen, als wenn die ganzen Bücher lateinisch geschrieben wären. Man wird also immer nur einen Theil der Schwierigkeit heben, wenn man deutsch über Botanik schreibt, und es werden überdies noch die gewählten Ausdrücke, durch kein allgemeines Gesetz des Sprachgebrauchs genehmigt, immer schwankend bleiben. Der zweite Theil der historischen Botanik besteht in der systematischen Kenntniß der Gewächse. System nennt man die Anordnung der Naturkörper nach einem leitenden Grundsatz. Die Nothwendigkeit einer solchen Anordnung konnte man erst dann zu fühlen anfangen, als die Zahl der bekannt gewordenen Gewächse sich bedeutend vermehrte, und man die Ähnlichkeiten und Verwandtschaften derselben auffallend fand. Zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften waren durch Überlieferung der Alten kaum 1500 verschiedene Pflanzen bekannt. In unsern Tagen sind, nach einem mäßigen Anschlage, schon über 50,000 beschrieben. Wie wäre es möglich, in dieses zahllose Chaos Ordnung zu bringen und sich einige Kenntniß zu erwerben, wenn es nicht durch Hülf eines leitenden Principis geschähe? Solche Grundsätze schwebten den Vätern der Botanik schon im 16. und 17. Jahrh. vor, und sie erkannten, daß man bei den Gewächsen, wie bei allen Naturkörpern, die wesentlichen und nothwendigen Theile von den zufälligen und minder nothwendigen absondern, in den erstern aber allein die Norm der systematischen Anordnung zu suchen habe. Nun fiel allgemein auf, daß die Frucht und der Same der letzte Zweck der Vegetation sei, und es bestanden also auch die ersten Versuche einer systematischen Anordnung darin, daß man die Verhältnisse und Theile des Samens und der Frucht zum Grunde der Eintheilung legte, worin man noch dadurch bestärkt ward, daß man sah, wie höchst standhaft die Natur bei der Bildung dieser Theile in offenbar ver-

wandten Pflanzen verfahren sei. Aber man fand auch ebenso bald, daß die Standhaftigkeit dieser Bildungen bei einer sehr großen Zahl von Gewächsen zu einförmig sei, als daß man alle wesentliche Verschiedenheiten allein darin hätte suchen können. Da es also nothwendig wurde, andre Theile zu Hülfe zu nehmen, so wählte man zuerst die Blüthe, in welcher allerdings eine große Mannigfaltigkeit der Formen und eine gewisse Standhaftigkeit der Natur bemerkt wird. Indessen, theils die Beschränkung dieser Standhaftigkeit, theils der Mangel der Blüthen bei unzähligen Gewächsen, theils die Betrachtung ihrer mindern Nothwendigkeit brachte in dem unsterblichen Stifter der neuern wissenschaftlichen Botanik den glücklichen Gedanken hervor, daß die sogenannten Geschlechtstheile in näherer Beziehung zur Bildung der Frucht stehen, daß sie also einen höhern Werth haben und mithin noch bessere Eintheilungsgründe abgeben als wenigstens die Blume. Jetzt war auf einmal ein leitender Grundsatz aufgestellt, der nicht fruchtbarer für den Unterricht und die schriftliche Mittheilung der Kenntnisse erdacht werden konnte. Es war ein System geschaffen, welches der menschlichen Vernunft ebenso sehr zur Ehre gereicht, als es die Verbreitung der Kenntnisse erleichtert und befördert. Um eine klare Ansicht von dem berühmten Linné'schen Systeme zu erhalten, bemerke man, daß dasselbe ausschließlich die Verhältnisse der sogenannten Geschlechtstheile als Norm anerkennt. Wie Aristoteles Mangel und Dasein als die beiden ursprünglichen Gegensätze in der ganzen Naturlehre darstellte, so spaltete Linné alle bekannte Gewächse in zwei allgemeine Abtheilungen, von denen die eine offenbare Geschlechtstheile hat (Phanerogamisten), die andre aber dieselben verborgen oder gar nicht enthält (Kryptogamisten). Die erste Abtheilung umfaßt die 23 ersten Classen seines Systems. Die Abtheilungen der Phanerogamisten richteten sich nämlich nach dem Beisammensein der beiderseitigen Geschlechtstheile auf demselben Fruchtboden, oder nach ihrer Trennung. Die letztere, jetzt Diklinie genannt, findet sich entweder auf derselben Pflanze, wo die 21. Classe, oder Monöcie, oder auf verschiedenen Pflanzen, wo die 22. Classe, oder Diöcie, ihre Stelle erhält. In der 23., die Linné Polygamie nannte, stehen solche Gewächse, welche theils beiderlei Geschlechtstheile auf demselben Fruchtboden, theils männliche, theils weibliche Blüthen enthalten. Das leitende Princip in den zwanzig ersten Classen, welche sogenannte Zwitterblumen haben, ist erstlich von der Verbindung, dann von der verschiedenen Länge, feiner von der Anheftung und endlich von der Zahl der männlichen Geschlechtstheile hergenommen. Die letztern sind nämlich entweder mit den weiblichen verwachsen: dies ist die 20. Classe, Gynandrie; oder sie sind unter sich verwachsen, und zwar entweder die Antheren in der 19. Classe, Syngenesie, oder es sind die Staubfäden in einen, zwei oder mehr Bündel verwachsen (16. Classe, Monadelphie, 17. Diadelphie, 18. Polyadelphie). Die verschiedene Länge der Staubfäden macht, wenn zwei länger als die zwei übrigen sind, die 14. Classe, Didynamie, und wenn vier länger als die zwei andern sind, die 15. Classe, Tetradynamie, aus. Die Anheftung der Staubfäden wird bei unbestimmter Zahl derselben berücksichtigt. Stehen sie in solchem Falle auf dem Kelche eingefügt, so gehören sie zur 12. Classe, Icosandrie; stehen sie auf dem Fruchtboden, so werden sie zur 13. Classe, Polyandrie, gerechnet. Die 11 ersten Classen endlich richten sich bloß nach dem Zahlenverhältniß, und zwar so, daß, wenn 12 bis 15 Staubfäden da sind, die 11. Classe oder Dodekandrie angenommen wird, in den übrigen aber die Zahl der Classe auch durch die Zahl der Staubfäden sich bestimmt. In der That, wenn ein System der Forderung der Vernunft, Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, jemals entsprochen, wenn es den Unterricht erleichtert und den klarsten Überblick über die unendliche Verschiedenheit der Natur gewährt hat, so ist es das Linné'sche. Es wird daher auch von denen, die sich in ihren Schriften von diesem System entfernt haben, dennoch beim ersten Unterricht für unent-

behrlich gehalten. Indes sind andre Fragen die: ob es mit der Natur übereinstimme, ob es zu Untersuchungen und Bestimmungen unbekannter Gewächse geeignet sei, und ob es große und fruchtbare Ansichten über das Gewächreich eröffne? Auf Übereinstimmung mit der Natur kann Der nie Anspruch machen, wer nur ein einziges leitendes Princip anerkennt, denn die Natur hat die Verschiedenheit der Formen in mehreren Theilen, nicht bloß in denen ausgedrückt, welche man für die einzig wesentlichen hält. Auch können die Verhältnisse der Geschlechtstheile bei sehr verwandten Pflanzen höchst verschieden, dagegen übereinstimmend bei ganz fremdartigen Gewächsen sein. Besonders ist dem Zahlenverhältniß mit Recht der Vorwurf gemacht worden, daß es auf keine Weise so standhaft sei, als dies zu einer Norm systematischer Anordnung erfordert wird. Dazu kommt, daß es in großer, gewiß der vierte Theil der Gewächse, die sogenannten Kryptogamisten, gar nicht nach jenem leitenden Princip bestimmt werden kann, und daß wir bei einer bedeutenden Anzahl der übrigen Gewächse ganz ohne Hülfe bei der Untersuchung wären, wenn wir uns strenge an das Linne'sche System halten wollten. Endlich muß man zugeben, daß, wer sich auf das letztere allein beschränkt, dadurch den Blick auf den Zusammenhang des Gewächreiches und auf die interessantesten Verhältnisse desselben einbüßt. Diese und andre Mängel fallen freilich erst dann auf, wenn man tiefer eingedrungen ist und sich umfassendere Kenntnisse erworben hat. Man hat sich dadurch bewogen gefunden, die natürliche Methode für Geübtere dem Linne'schen System vorzuziehen. Methode nennen wir diese Anordnung, weil sie nicht ein einziges leitendes Princip von einem wesentlichen Theil hergenommen anerkennt, sondern dem großen Gange der Natur von den unvollkommenen Geschöpfen zu den mehr vollendeten Bildungen folgt. Dabei wird das ganze Gewächreich nicht in Classen, wie im System, sondern in Familien und Gruppen abgetheilt, unter welchen die Gräser, die Farnkräuter, die Moose, die Obstarten und die Nadelhölzer bekannte Beispiele sind. Die Art, diese Familien und Gruppen aneinanderzureihen, ist nicht ohne die größten Schwierigkeiten. Man ist nämlich genöthigt, weil man der Natur folgen soll, in allen und jeden Theilen, in dem innern Bau wie in den äußern Verhältnissen, Übereinstimmungen und Verschiedenheiten aufzusuchen, wozu natürlich eine tiefe und mühsame Untersuchung gehört, von der der bloße Systematiker kaum einen Begriff hat. Da man den Samen als den letzten Zweck der Vegetation ansieht, so müssen dessen Theile, ihre Bildung, Lage und übrige Verhältnisse auf das genaueste erforscht werden, wozu sehr mühsame und oft mikroskopische Untersuchungen erfordert werden. Dafür hat man aber auch den unleugbaren Gewinn, sich in der Entdeckung der Verwandtschaften und in der Bestimmung unbekannter Pflanzen dergestalt zu üben, daß die letztere weit weniger Schwierigkeiten hat, als wenn man sich bloß an ein künstliches System hält. Die vorzüglichste natürliche Methode, welche wir in neuern Zeiten erhalten haben, ist die von *Jussieu*, welche durch *Decandolle* vorzüglich erweitert ist. Dergleichen Untersuchungen und Bestimmungen der Pflanzen machen das Hauptgeschäft des Botanikers aus. Zur Bestimmung einer Pflanze gehört aber, daß man ihr erstlich ihren Ort im System oder in der natürlichen Familie anweise, daß man sie zweitens richtig benenne und drittens die unterscheidenden Merkmale gehörig auffasse und kunstgemäß ausdrücke. Jede Pflanze führt zwei Namen, deren einer die Gattung, der andre die Art bezeichnet. Ist die Pflanze schon bekannt, so muß man gewiß sein, daß sie die ist, welche die Autoren unter diesem Namen aufführen. Es gehört zu diesem Geschäft die Benennung der vorzüglichsten Werke, die seit der Gründung der wissenschaftlichen Botanik geschrieben sind. Man muß nämlich die gleichbedeutenden Namen in den wichtigsten Vorgängern *Linne's* kennen, weil diese die Pflanzen oft wahrer beschrieben und treuer dargestellt haben als die Neuern. Man sieht also, daß die um-

fassendste und gründlichste Kenntniß der Literatur seines Faches dem Botaniker unentbehrlich ist. Es ist ferner nothwendig, daß man die Pflanzen der Gegend, in welcher man lebt, mit Fleiß und Genauigkeit erforsche, weil durch öftere Beobachtung der Gewächse auf ihren natürlichen Standorten der Blick am besten geschärft und die Kenntniß am sichersten erweitert wird. Anleitung zu diesem Studium geben die besondern Floren, deren Deutschland eine große Menge und einige ganz vorzügliche aufzuweisen hat. Das letzte und eins der wichtigsten Erfordernisse, um in diesem Studium Fortschritte zu machen, besteht in der Sammlung getrockneter Pflanzen oder Herbarien (s. d.).

Die zweite Hauptabtheilung dieser Wissenschaft pflegt man die eigentliche philosophische Botanik zu nennen, wiewol ein Jeder einseht, daß die Bestimmung und Charaktergebung der Pflanzen sowol Scharfsinn als Wiß und Beurtheilungskraft in hohem Grade fodern. Diese Abtheilung fängt mit der Untersuchung des innern Baues der Gewächse oder der Anatomie der Pflanzen an. Dies Studium ist in neuern Zeiten durch die Bemühungen der Deutschen zu einem gewissen Grade der Ausbildung gelangt, von dem man vor 30 Jahren kaum eine Ahnung hatte. Es hängt mit der erstern Abtheilung der Botanik aufs genaueste zusammen, wenn man die Pflanzen nach ihrer natürlichen Anordnung studirt. Ohne ein gutes Mikroskop und ohne Benutzung der besten Schriften in diesem Fache wird man sich aber nicht leicht eine klare Ansicht von dem Bau der Pflanzen verschaffen können. Hiernächst muß man die Chemie der Gewächse mit der Anatomie verbinden. Untersuchungen über die Grundstoffe der Gewächse, ihre mannigfaltigen Abänderungen und Zusammensetzungen in den verschiedenen Säften und festen Theilen der Pflanzen leiten uns hierbei. Dann muß man endlich wiederum zu den Gesetzen des Lebens selbst aufsteigen, welche in den Gewächsen im Allgemeinen dieselben sind, die wir im Thierreiche finden. Es ist also die innigste Verbindung der Naturlehre thierischer Körper mit der Physiologie der Pflanzen nothwendig. An die letztern knüpfen sich nun zweierlei Studien, denen sich der Botaniker um so weniger entziehen kann, da sie die wichtigsten Aufschlüsse über die Haushaltung der Natur, über die Geschichte der Erde und selbst über die Anwendung der Wissenschaft auf die Künste und Gewerbe des Lebens darbieten. Es ist dies erstlich die Lehre von den Mißbildungen und Krankheiten der Gewächse, welche durch richtige physiologische Ansichten erst Sicherheit und Wahrheit erhält, und wodurch die Gartenkunst, die Land- und Forstwissenschaft Aufklärung und Gewinn erhalten. Das zweite Studium, welches sich an die Physiologie der Pflanzen anschließt, besteht in der Erforschung der Verbreitung der Pflanzen auf der Erde und in der Geschichte dieser Verbreitung. Betrachtet man die Pflanzenformen, die uns aus der Vorwelt in der Fißformation übrig sind, so gewährt diese Betrachtung die interessantesten Aufschlüsse über die Geschichte unserer Erde. Spürt man den Gesetzen nach, denen die Pflanzen bei ihrer Verbreitung gefolgt zu sein scheinen, so gewinnt man an Kenntniß der Natur in ihren großen und allgemeinen Geschäftten, und davon lassen sich die nützlichsten Anwendungen auf die Gewerbe machen. Als literarisches Hülfsmittel kann Sprengel's Werk von dem Bau und der Natur der Gewächse als das vollständigste genannt werden. Einzelne Theile des Baues der Gewächse haben Link, Treviranus und Moldenhawer, die Chemie der Pflanzen aber Cenebier, Saussure und Schrader bearbeitet.

Geschichte dieser Wissenschaft. Von den beiden Haupttheilen der Botanik ist der philosophische der ältere. Ehe die griechischen Philosophen daran dachten, Gattungen und Arten der Gewächse zu unterscheiden, untersuchten sie die Lebensgesetze der Pflanzen, ihren Unterschied von den Thieren und, so weit es mit unbewaffnetem Auge geschehen konnte, ihren Bau. Theophrast von Eresus ist der Schöpfer der philosophischen Botanik, die er nach einem großen und eigen-

thümlichen Plane bearbeitete. Aus den Schriften der Alexandrier und aus eignen Bemerkungen setzte Dioskorides von Anazarba im ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung ein Werk zusammen, welches eine mangelhafte Beschreibung von ungefähr 1200 Pflanzen enthält, deren Arzneigebrauch dem Verf. wichtiger ist als naturgemäße Schilderung oder systematische Anordnung. Dies Werk blieb funfzehn Jahrhunderte hindurch die einzige Quelle botanischer Kenntniß. Die persischen und arabischen Ärzte setzten ungefähr 200 den Griechen unbekannt Pflanzen hinzu, und es war also der Vorrath bekannter Pflanzen bei Wiederherstellung der Wissenschaften auf 1400 beschränkt. Deutschland hat das Verdienst, die historische Botanik zuerst gegründet zu haben. Die offenbare Unzulänglichkeit des Dioskorides, wenn man die Gewächse Deutschlands kennen lernen wollte, und die auffallende Ungereimtheit der Bemühungen Derer, die Dioskorides's Beschreibungen auf deutsche Pflanzen anwenden wollten, brachten Hieron. von Braunschweig, Dtho Braunsfels, Leonh. Fuchs, Hieron. Tragus und Konrad Gesner zu dem Entschlusse, unabhängig von Dioskorides die Gewächse des Vaterlandes zu untersuchen und in Holzschnitten abzubilden. Der zuletzt genannte große Schweizer faßte zuerst den Gedanken, daß die Befruchtungstheile die wesentlichen seien, und daß man darnach die Pflanzen eintheilen müsse. Ihnen folgten im 16. Jahrh. die Italiener Pet. Matthiolus, Andr. Cäsalpinus, Prosp. Alpini und Fab. Columna; die Belgier Dodonäus, Clusius und Lobelius, und als Sammler der Franzose Dalechamp, der Engländer Gerard, die Deutschen Joach. Camerarius, Tabernamontanus und Joh. Bauhin, dessen Bruder Kaspar nicht allein die Zahl der bekannten Pflanzen durch zahlreiche Entdeckungen vermehrte, sondern auch die durch die Willkür in den Benennungen ungemein verwirrte Synonymik zu berichtigen suchte. Dies sind die Väter der Botanik, zu deren klassischen Werken man hinauffsteigen muß, wenn man mit Sicherheit eine Pflanze vollständig bestimmen will. Durch die Anstrengungen dieser Männer war der Vorrath bekannter Pflanzen zu Anfang des 17. Jahrh. schon bis auf 5500 angewachsen. Das Bedürfniß der Anordnung wuchs mit der Vermehrung des Vorraths. Lobelius und Joh. Bauhin wählten eine willkürliche, zum Theil natürliche Anordnung, indem sie Bäume, Gräser, Farnkräuter, Liliën und ähnliche Familien aufstellten, aber ohne sich um einen leitenden Grundsatz zu bekümmern. Andr. Cäsalpinus war der Erste, der, nach Konr. Gesner's Vorschlag, die Frucht und die wesentlichen Theile des Samens als Gründe einer Eintheilung aufführte, welche bei vielen seiner Nachfolger, die man Fructifexen nennt, die herrschende Regel geblieben ist. Im 17. Jahrh. wurden diese Methoden von Rob. Morison und John Ray dergestalt verbessert und ausgebildet, daß der Letztere schon auf die Bildung der Blumenkrone und ihre Theile Rücksicht nahm, Rivinus aber ganz allein die Regelmäßigkeit der Blumenkrone oder ihre unregelmäßige Gestalt, und Tournefort die Ähnlichkeit der Blumenkrone mit andern Gegenständen als Regel erkannten. Unterdessen wurde der Vorrath bekannter Pflanzen durch Morison, Plukenet, Barrelier, Boccone, van Rheede, Petiver und Plumier vermehrt. Es wurde im 17. Jahrh. durch Grew und Malpighi der Grund zur Pflanzenanatomie gelegt; die Chemie der Pflanzen ward von Homberg, Dodart und Mariotte gegründet, und das verschiedene Geschlecht derselben von Grew, Morland und Hub. Jak. Camerarius entdeckt. Diese Entdeckung suchte Micheli sogar auf niedere Organismen, auf Moose, Flechten und Schwämme, anzuwenden. Solchen Vorgängern und den großen Pflanzensammlern Kumphius, Parkinson, Sloans, Flacourt, Commelyn, Burbaum, Ammann und Feuillée verdankte der unsterbliche Linné theils den Gedanken zur Gründung seines Systems, theils die Kenntniß einer sehr großen Menge von Pflanzen. Er kannte bei der ersten Ausgabe seiner „Species plantarum“ 7300 Arten, bei der zweiten Ausg. 8800. Wenn man

aber bedenkt, daß ein mäßiges Herbarium jetzt schon 11 bis 12,000 Arten enthält, so muß man über den Zuwachs des Pflanzenvorraths seit 60 Jahren erstaunen. Linne's Gedanken von den beiderlei Geschlechtern der Pflanzen wurden in der Folge durch Dillenius, Schmidel und Hedwig auf unvollkommene Gewächse ausgedehnt. Das System ward von Adanson, Alston und Haller bestritten, von Schreber, Scopoli, Cranz und Jacquin weiter ausgebildet. Es wurden im 18. Jahrh. die zahlreichen Entdeckungen in der Pflanzenwelt von Joh. Burmann, J. G. Gmelin, Pallas, Forstäl, Forster, Hasselquist, Browne, Jacquin, Aublet, Commerson, Stahl, Swarz, Aiton gemacht. Es wurde die Physik der Gewächse von Bonnet, Du Hamel, Hill, Köhler und Senebier erweitert und mit neuen Entdeckungen bereichert, und so näherte sich die Botanik der Gestalt, in welcher wir sie gegenwärtig erblicken. Die Geschichte dieser Wissenschaft hat Sprengel vollständig in seiner „Geschichte der Botanik“ (2 Bde., Leipz. 1818) erzählt. Eine kurze Darstellung des Linne'schen Systems findet man in dem Art. Pflanzen. 43.

Botanische Gärten, Anlagen, in welchen Pflanzen aus allen Weltgegenden und Klimaten gezogen werden. Der Zweck einer solchen Anstalt ist theils Unterricht und Erweiterung der Wissenschaft, theils Liebhaberei und Luxus. Bei dem wissenschaftlichen Zwecke kommt es darauf an, eine möglichst große Menge von Gewächsen aus den verschiedensten Familien bergestalt zu erziehen, daß sie zu dem nöthigen Grade der Vollkommenheit gelangen, denn der Unterricht in der Wissenschaft wird immer sehr beschränkt sein, wenn man nicht die abweichendsten Pflanzenformen erläutern und dadurch den Blick auf den großen Zusammenhang der Natur in Gewächsreiche richten kann. Zu diesem Ende ist es nothwendig, daß der Aufseher einer solchen Anstalt einen beständigen Briefwechsel und Tauschhandel nicht allein mit den vorzüglichsten Gärtnern in Europa, sondern auch mit Botanikern in fremden Welttheilen unterhalte; noch besser ist es, Reisende in ferne Gegenden und Welttheile zu schicken, um für eine solche Anstalt zu sammeln. Der Aufseher muß das Klima und den Boden der Länder kennen, aus denen er Samen oder Pflanzen zur Anzucht erhält; er muß wissen, welche Gewächse im Wasser, in Sümpfen, auf Wiesen, auf Felsen oder auf andern Pflanzen wachsen. Nach diesen Angaben wird die Aussaat und Anzucht der Pflanzen eingerichtet. Man sorgt daher in einem botanischen Garten für Häuser, in welchen man den Gewächsen den gehörigen Grad von Temperatur geben kann. In unserm Klima sind besonders Treibhäuser nothwendig, die im Winter eine beständige Wärme von 66 bis 67° Fahrh. unterhalten. Zu diesem Ende werden sie vermittelst Canäle geheizt, die die Temperatur gleichmäßig verbreiten, und damit auch die Wurzeln der Pflanzen derselben Wärme genießen, gräbt man die Töpfe oder Behälter derselben in Gerberlohe oder kleingestampfte Eichenrinde ein, die in großen, breiten und tiefen Kästen aufgeschüttet und durch Zugießen von Wasser in den Grad einer langsamen Gährung versetzt wird, welche die erzeugte Wärme auf 5 bis 6 Monate unterhalten kann. Um den Pflanzen volles Licht und den nothwendigen Genuß der Sonnenwärme zu verschaffen, läßt man nach der Mittagsseite eine Fensterwand schräge, gewöhnlich unter einem Winkel von 50°, aufführen; es ist unnothiger Aufwand, dieselben Fensterwände auch nach den übrigen Himmelsgegenden hin zu richten. Da die frische Luft ein ebenso nothwendiges Bedürfnis des Wachstums ist als Licht und Wärme, so muß man entweder die Fenster fleißig öffnen oder Luftzüge neben den Heizcanälen anlegen. Um die Kälte abzuhalten, macht man die Fensterwände entweder doppelt oder deckt sie mit Läden, Schilfdecken oder wollenen Vorhängen. — Außer den Treibhäusern gehören Gewächshäuser zu den nothwendigsten Gebäuden eines botanischen Gartens, worin bei uns Pflanzen aus dem südlichen Europa, vom Cap, Neuhollland und Neuseeland überwintert

werden. Man sucht in diesen Häusern die Temperatur über dem Réaumur'schen Gefrierpunkte zu erhalten und heizt daher entweder mittelst Öfen oder auch durch Canäle nur dann, wenn das Quecksilber im Thermometer anfängt bis auf 50° Fahrh. zu sinken. Daß die Gewächshäuser dieselbe südliche Fensterwand haben und noch mehr der feischen Luft genießen müssen als die Treibhäuser, versteht sich von selbst. Hiernächst muß man die Pflanzen, die im Freien fortkommen, nach ihrem verschiedenen Standorte auch verschieden behandeln. Es müssen Wasserbecken und künstliche Sümpfe für die dahin gehörigen Pflanzen angelegt werden. Alpengewächse zieht man entweder zwischen Steinhäusern, die aufeinandergerührt werden, oder in Töpfen, die man an die Nordseite der Gebäude und Wände stellt. Die übrigen Pflanzen, die nicht einen besonders ausgezeichneten Boden lieben, werden auf Feldern, deren Erde locker und fruchtbar ist, auch von Zeit zu Zeit gedüngt wird, so gepflanzt, daß die Sommergewächse und zweijährigen in besondern Abtheilungen, die ausdauernden aber nach natürlicher Anordnung zu stehen kommen. Bäume und Sträucher werden gewöhnlich nach den Gesetzen der schönen Gartenkunst in kleinen Lusthainen und Gebüschern zusammengebracht. Die Wartung, das Bewässern, das Versetzen, die Abnahme der Früchte und Samen und die Vermehrung aller dieser Gewächse sind Geschäfte des Gärtners und seiner Gehülfen, wobei der Aufseher diesen Beschäftigungen die gehörige Richtung zu geben und hauptsächlich für die genaueste Richtigkeit der Bestimmungen der Pflanzen zu sorgen hat. Der beständige Abgang und Zuwachs des Vorraths an Pflanzen macht, daß man in einer Reihe von Jahren mehr Pflanzen beobachten und sie genauer und mit mehr Muße untersuchen kann, als wenn man die kostspieligsten Reisen in fremde Welttheile unternommen hätte. Dazu kommen Entdeckungen neuer Pflanzen, an denen es bei einem ausgebreiteten Verkehr nie fehlen wird. Untersuchungen über den Bau der Pflanzen, Versuche, die selbst auf die Gewerbe des Lebens, auf die Landwirtschaft und auf andre Künste einen bedeutenden Einfluß haben, machen solche botanische Gärten auch für die Wohlfahrt des Staats ersprießlich.

Die erste Anlegung der botanischen Gärten verliert sich in das Mythenalter. Hekate und Medea bauten in Kolchis eine Menge giftiger und nützlicher Gewächse, die uns die Druphiler in der Argonautenfahrt aufzählten. Jener Garten war mit 9 Klöstern hohen Mauern umgeben, und dreifache eberne Thore führten hinein. Historisch scheint Theophrast der Erste gewesen zu sein, welcher einen Pflanzgarten unterhielt und ihn seinen Schülern vermachte. Dann wetteiferten die Könige Attalus Philometor von Pergamus und Mithridates Eupator von Pontus in der Anlegung von Gärten, worin sie Gifte und Gegengifte zogen. Plinius erwähnt eines botanischen Gartens, welchen Antonius Castor, Schwiegersohn des Königs Dejotarus, in Italien angelegt hatte. Für das Mittelalter wirkte Karl der Große wohlthätig, indem er die Anlegung von Gärten bei den kaiserl. Pfälzen und Burgen verordnete und sogar die Gewächse einzeln aufzählte, welche gezogen werden sollten. Zu Anfange des 14. Jahrh. legte Matthäus Sylvaticus zu Salerno den ersten eigentlich botanischen Garten an. Bald folgte die Republik Venedig, welche 1333 einen öffentlichen medicinischen Garten einrichtete und die Pflanzen von Amadei malen ließ. Diese Kunstwerke werden noch aufbewahrt. Seit Wiederherstellung der Wissenschaften wurden die ersten botanischen Gärten, welche jedoch größtentheils nur officinelle Pflanzen enthielten, in Italien angelegt. Herzog Alfons von Este ward der Stifter einer trefflichen Anstalt dieser Art in Ferrara; dann folgten die Gärten in Padua, Pisa und Pavia. Späterhin ahmte Montpellier in Frankreich zuerst dieses Beispiel nach. In Leyden ward der akademische Garten erst 1577, der pariser erst 1633, und damals wurden auch die ersten botanischen Gärten in Deutschland und England eingerichtet. Jetzt sind die größten

und berühmtesten: 1) In Deutschland der kaiserl. östreichische zu Schönbrunn unter Jacquin's Aufsicht, der königl. preussische zu Berlin unter Link und Otto, der großherzogl. weimarische in Belvedere, der großherzogl. badische zu Schwetzingen und der königl. hannoversche zu Herrnhäusen. 2) In Großbritannien der königl. Garten zu Kew unter des jüngern Aiton Aufsicht. Der Hessegarten, für die londner Apotheker gestiftet, und der zu Liverpool unter Shepherd's Aufsicht sind die bekanntesten gelehrten Anstalten, um nicht die großen Handelsgärten zu nennen. 3) In Frankreich ist der königl. Garten zu Paris unter Desfontaines's und Thouin's Aufsicht der erste. Ehedem war auch der zu Malmaison, von Josephine Bonaparte gestiftet, berühmt. (S. Bonpland.) 4) In Italien ist der turiner Universitätsgarten unter Capelli's Aufsicht vielleicht der beste. 5) In Spanien: der königl. Garten zu Madrid unter Mariano Lagasca. 6) In Dänemark: der Universitätsgarten zu Kopenhagen unter Hornemann's Aufsicht. 7) In Rußland verdient die herrliche Anstalt des Grafen Alexis Rasumowsky zu Gorinka bei Moskau den vornehmsten Gärten an die Seite gestellt zu werden. Außer Europa ist der Garten der ostindischen Compagnie zu Calcutta unter Wallich's Aufsicht der wichtigste. — Gegenwärtig haben jede Universität und gelehrte Akademie, sowie viele reiche Privatbesitzer ihre botanischen Gärten. Man erzieht aus fremdem Samen manche neue Pflanze, nicht um sie für immer zu erhalten — dies erlaubt die Menge des Neuen selten — sondern um sie im Stande der Blüthe, des Fruchttragens u. s. w. genau beobachten zu können, wenn Unbekanntschaft mit den Natureigenschaften in der Temperatur, Dürre oder Nässe, deren die Pflanze im veränderten Klima bedarf, jenes verhindert. Unsere Behandlung exotischer Pflanzen ist noch sehr fehlerhaft. Wir schließen nämlich tropische Pflanzen, die vielen Thau bedürfen und dann an kältende Temperatur im Vaterlande gewöhnt sind, im Sommer des Nachts, auch außer Gefahr vor Nachtfrosten, in warmen Behältnissen ein und machen solche dadurch weichlicher, als sie im Vaterlande zu sein pflegen, daher sie am Harzfluß und Insektenbrut leiden, später oder keine Blüthen und Früchte bringen. Indes wird jetzt das Mechanische der Gärtnerei immer mehr durch bessere Kenntnisse und überlegte Versuche vergeistigt. Die Ausdünnung eines zahlreichen, im Stall gefütterten oder gemästeten Viehstandes in Luftverbindung mit einem Treibhause zu bringen, um dadurch das Heizen der Pflanzenhäuser, deren Rauch so vielen Gewächsen Verderben bringt und sie oft in Pflanzenhospitälern verwandelt, zum Theil zu ersparen, haben wir nirgends versucht, dagegen aber Vieles gewonnen, daß man die Treibhäuser im nördlichen Klima, wo es sein kann, etwas niedriger anlegt als die Erde, welche solche umgibt, ohne darum doch Feuchtigkeit eindringen zu lassen. Die ältesten deutschen Universitäten haben gemeiniglich für die Botanik sehr unbedeutende Gärten. Benutzt man den größten Theil des Areals sogar, wie in Halle oder Leipzig, zur Obstzucht für den Verkauf und stellt man nicht einen lebenslänglich besoldeten Gärtner an, so wird das Areal der Universität bei der Obstverpachtung sich zwar gut, die Wissenschaft selbst dagegen desto schlechter stehen. Die enge Beschränkung der botanischen Gärten auf die officinellen Pflanzen der Apothekerkunst hat längst aufgehört; indes fehlt es den meisten noch immer an Raum. Für die im Freien mit oder ohne Bedeckung vegetirenden Pflanzen ist die Stellung der Pflanzen in Familien, so weit der Boden es erlaubt, bei weitem die vorzüglichste. Die großen Bäume muß man nach der Seite hinstellen, wo der Garten vermehrten Schutz bedarf.

Botanybai (sprich Bottonibai), die britische, in vielen jungen Ansiedlungen ausgebreitete, Colonisationsanstalt auf Neuhollands Ostküste, im jetzigen Neusüdwales. Die Veranlassung dazu war der Verlust von Nordamerika, wohin man vormals die Verbrecher zur Arbeit brachte, ferner die Bedenklichkeit der Briten, die Verbrecher nach Westindien oder Canada zu schicken, endlich die Empfehlung Cook's,

in dieser Bai eine große Colonie zu gründen. Die Gesundheit und Milde des Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, die geringe Anzahl der Ureinwohner, die die Britten seitdem noch mehr aufgerieben haben, bewogen die Regierung, 1788 zuerst die Hauptst. Sidney Cove hier anzulegen. (Vgl. Neuholland, Neusüdwaless, Port Jackson und Sidney.) Den Grund legte Arthur Philipps, zugleich Befehlshaber der Truppen, mit 760 Verbrechern jeden Geschlechts und Alters, und 570 freiwilligen Colonisten. Zwar siechte diese, sowie alle junge Niederlassungen, wegen des Mangels an Unterstützung von Seiten der Colonisten selbst und wegen örtlicher Hindernisse, eine Zeitlang; dann vermehrte sich aber die Colonie jährlich nicht bloß durch neue Verbrecher, durch die geringe Sterblichkeit und durch die zahlreichen Ehen, sondern auch durch die freiwilligen Ansiedelungen Fremder, die dort ihr Glück machen wollen. Auf dem festen Lande zählte man im Anfange 1821 über 50,000 Europäer, die an Thieren 4500 Pferde, 80,000 St. Hornvieh, 300,000 Schafe, 40,000 Schweine besaßen und über 60,000 Acker Landes in landwirthschaftliche Bestellung genommen und eingehägt hatten. Europäisches Getreide, Mais, feine Merinos, Wolle, Schiffsprovision an Fleisch sind schon Ausfuhrartikel. Alles, was Europas Süden liefert, gedeiht dort in Überfluß an Baum- und Gartenfrüchten, fast veredelt sich dort Alles. Selbst der Weinstock und der Obstbaum versprechen Segen in Fülle, ferner Taback, Baumwolle, Zuckerrohr und Capfrüchte. Die Arbeit wird gesucht, und jede fertige Hand erhält guten Lohn. Das wenige in den Wäldern verlaufene Rindvieh hat sich schon auf 5000 Stück vermehrt. Die Meer- und Flußfischerei ist reich, und Wallfischfangspeculationen nach der Südsee gaben Gewinn. Eine Kunststraße führt von der Hauptstadt durchs Gebirge, das sich 4500 Fuß über das Meer erhebt, nach Bathurst. Die Wegsenkung vom Berge York mußte die schwierige Aufgabe lösen, in einer steilen Tiefe von 600 Fuß sich allmählig abzubauen. Sie läuft über Städte und Orte, die noch gar nicht vorhanden, aber doch schon mit Kirche, Straßen und Marktplatz vom Statthalter, mit Berücksichtigung der Bequemlichkeit, die die Natur anbietet, abgepfählt sind, indes der Name an einem Mastbaume prangt. In wenigen Monaten sieht man aber Flecken und Städte wie durch ein Wunder an der Gabel von ein Paar Flüssen oder an der Lehne eines Gebirges längs eines schönen Thales entstehen, das ein klarer Bach in 2 Hälften schneidet. Auch das Land jenseits der blauen Berge fand man trefflich zur Viehweide und zum Ackerbau. So weit die europäische Cultur hier reicht, hat die Regierung stationsweise Landgüter angelegt, die sie selbst bewirthschaften läßt, und die ihr zu Postanstalten und Proviantmagazinen für eine erwartete schnelle Bevölkerung dienen. Canäle hat man noch nicht gegraben, aber Quais und Molos in den Häfen gegründet, und auf Jahre im voraus Flurkarten an Plätzen aufgenommen, wo die Regierung eine schnelle Bevölkerung zu gründen wünschte. Das Land ist reich an Steinkohlen, die schon gegraben und ausgeführt werden. Bei den besonders für die Zukunft wohlthätigen Polizeianstalten ist die jährliche Verwendung eines Zuschusses von 20,000 Pf. St. für alle Verwaltungsbedürfnisse nicht zu viel. Auch liefert die Colonie zur Gründung verbesserter Municipalanstalten durch Abgaben für Concessionen auf Schenkthäuser, Rumeinfuhr zc. beträchtliche Zuschüsse. Sidney-Cove (1500 H., 14,000 E.) ist der Sitz des Statthalters, seines Militair- und Polizeistabes, des Obergerichts, der Hauptmagazine, und der einstweilige Aufenthalt der Verbrecher bis zur Versorgung derselben mit Arbeit bei Privatpersonen oder öffentlichen Arbeiten. Die Stadt hat eine Bank, die nach dem Bedürfniß der Colonie ihr Papiergeld vermehrt und dennoch auf Verlangen realisirt, wodurch sie das häufige Auctionswesen und den Grundeigenthumswechsel, indes die alten Eigenthümer weiter landeinwärts neue Ansiedelungen anlegen, sehr unterstützt. Aebderei und Schiffsbau blühen; die meiste Fabricatur und Manufactur wird durch Verbrecher

betrieben, die die Unternehmer von der Regierung zur Versorgung und Verpflegung gegen Arbeit übernommen haben. Draconisch sind die Gesetze dieser Colonie, aber nur durch solche wird hier Ordnung unter den Verbrechern, die noch zur Strafe arbeiten, und denen, die ihre Strafzeit ausgedient haben und sich nachher oft schlecht genug betragen, unterhalten. Fremde Flaggen sieht man hier und in Paramatta häufig, besonders die nordamerikanische. Die Speculation der Einwohner, deren Wohlhabenheit in den Caffeehäusern, Gesellschaften und auf Bällen sichtbar ist, umfaßt immer mehr Gegenstände. Sie haben bereits eine gelehrte und Landwirthschaftsgesellschaft, eine Börse, Schiffswerfte, mehre Buchdruckereien, eine Bleiche, einen botanischen Garten, eine Asscuranzgesellschaft, und an Zeitungen: das „Australasian magazine“, oder das „Quarterly register“, mit Kpfen., 2c. — Die Stadt Paramatta liegt schön, hat 4000 E., eine gute Rheberei und Tuchmanufactur, in der Nähe eine Sternwarte. — Newcastle mit 1000 E., am Coal-River; in der Nähe sind wichtige Steinkohlenminen und ungeheure Lager von Muschelschalen, die den besten Kalk liefern. Hier und in der Ziegelei arbeiten ein Paar tausend Verbrecher, deren Erzeugnisse die Colonie fast allein verbraucht. Eine Schulanstalt für die Eingeborenen wird von einer engl. Mission mit Erfolg betrieben. — Liverpool am Georgsfluß zählt bereits 2600 E. und hat einige Werfte. Die 5., welche wegen ihrer schönen Lage viel für die Zukunft verspricht, ist Bathurst am Macquarie, im Innern von Neuholland; und die 6. Windsor am Hawkesburyflusse mit 4600 Einw.

Both (Johann und Andreas), geb. zu Utrecht um 1610, die Söhne eines Glasmalers, der sie in den Anfangsgründen der Zeichnenkunst unterrichtete. Sie bildeten sich darauf in der Schule Abraham Bloemaert's und gingen, noch jung, mit einander nach Italien. Johann, durch den Anblick der Werke von Claude Lorrain angezogen, wählte diesen zum Muster; Andreas zog die Portraitmalerei vor und folgte der Manier von Samboccio. Aber wenn ihre natürliche Neigung sie zu entgegengesetzten Gattungen führte, so wußte die Freundschaft, welche sie besaß, ihre Pinsel zu gemeinschaftlichen Werken zu vereinigen. So malte Andreas B. in den Landschaften seines Bruders die Figuren, und Beide wußten sich mit so viel Übereinstimmung und Einsicht gegenseitig geltend zu machen, daß man nicht vermuthen konnte, daß ihre Gemälde von 2 verschiedenen Händen herrührten. Man bemerkte in Johann's Werken eine große Leichtigkeit, und besonders schöne ausgezeichnete Gesichter, voll Geist und Feinheit; auch lobte man darin die schöne Ausführung, schöne Lichteffecte und ein warmes, glänzendes Colorit; doch hat man ihm mit Recht einen gelblichen Farbenton vorgeworfen, der sich von der Natur entfernt, wiewol dieser Fehler nicht immer stattfindet. Der Ruf Johann's ist durch die Zeit bestätigt worden, und sein Verdienst sowol als sein Aufenthalt in dem Vaterlande der Künste haben ihm den Namen „Both aus Italien“ erworben. Andreas erkrankte zu Venedig 1650. Johann, untröstlich darüber, verließ Italien und kam nach Utrecht zurück, wo er bald seinem Bruder folgte. Man schätzt die Blätter, welche Johann Both selbst nach seinen Hauptwerken geätzt hat.

Bothnischer Meerbusen, der nördliche Theil der Ostsee, von den Ålandsinseln im S., übrigens von Schwedens nördlichen Provinzen, Lappland und Finnland, begrenzt. Er ist 75 M. lang, 20 M. breit und 20—50 Faden tief. Das Meer tritt hier immer mehr zurück; auch friert es alle Jahre zu, sodas man von Schweden nach Finnland im Schlitten überfahren kann. Dabei ist dieser Meerbusen wegen vieler einströmenden kleinen Flüsse sehr fischreich, besonders in der Mündung derselben zur Laichzeit. Die Schifffahrt ist nicht bloß wegen der Felsküsten, sondern auch wegen der sich oft versegenden Sandbänke und versteckten Klippen ohne gute Lootsen gefährlich.

Botocuden, brasilianische Wilde, die, seitdem uns der Prinz von Neu-

wied und die öfr. Reisenden mehre zugeführt, in Deutschland nähere Aufmerksamkeit erregt haben. Ihren Namen haben sie von den großen Holzpflocken, womit sie Ohren und Lippen zu schmücken pflegen. Bloß ein geringer Theil dieser Wilden ist bis jetzt einigermaßen civilisirt; die meisten Stämme leben noch in voller Nothheit, stets unter einander im Kriege und gewohnt, die besiegten Feinde zu verzehren. Genauere, obgleich unvollständige Nachrichten über sie findet man in des Prinzen von Neuwied und andern Reisebeschreibungen über Brasilien. Zu ihrer Civilisirung sind 1824 auf Befehl des Kaisers 3 indische Dörfer angelegt worden.

Botsarys, s. Griechenauflstand.

Botta (Carlo Giuseppe Guglielmo), Mitgl. der Akademie der Wissenschaften in Turin, Dichter und Geschichtschreiber, geb. 1766 zu S.=Giorgio im Piemontesischen, studirte in Turin Medicin und Botanik. Er wurde 1794 Feldarzt bei der franz. Alpenarmee. Dieser Dienst brachte ihn nach Corfu und 1799 in die provisorische Regierung von Piemont, wo er Einer von Denen war, welche das Provisorium für nachtheiliger hielten als die Einverleibung Piemonts mit Frankreich. Nach der Schlacht von Marengo wurde er Mitglied der piemontesischen Consulata. Im gesetzgebenden Körper mißfiel er Napoleon, weil er laut von der Despotie seiner Staatsverwaltung redete. 1814 war er eins der Mitglieder im gesetzgebenden Körper, welche Napoleon des Throns verlustig erklärten. Nach der Restauration ward er aus der Liste der Glieder des gesetzgebenden Körpers ausgestrichen, weil er ein Ausländer und nicht naturalisirt worden war. 1815 ernannte ihn Napoleon zum Rector der Akademie zu Nancy. Er legte die Stelle nieder, als die königl. Regierung wieder eintrat, und lebt jetzt als Privatmann. Seine wichtigsten Schriften sind seine „Beschreib. der Insel Corfu“ (2 Bde.); seine Übersetz. von Born's (Joannis Physiophili) „Specimen monachologiae“; „Werkwürdigkeiten der Brown'schen Methode“; „Erinnerungen einer Reise nach Dalmatien“; „Über Töne und Schall“; „Kurze Geschichte des savoyen-piemontesischen Regentenhauses“; „Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskrieges“; 1816 ein mit Beifall aufgenommenes Epos in 12 Gefängen: „Il Camillo o Vejo conquistata“; 1824: „Storia d'Italia dal 1789 al 1814“ (4 Theile, 4., 10 Bde. in 16.; und franz. 5 Bde.), etwas rednerisch, aber ein wahres Gegengift gegen revolutionnären Demokratismus; und 1825 zu Paris in 3 Bdn. die „Histoire des peuples d'Italie“, worin er der christlichen Religion und der Philosophie das Verdienst, Europa civilisirt zu haben, abspricht, und es der Wiederherstellung der Wissenschaften beilegt.

Böttcher (Johann Friedrich), der Erfinder des meißner Porzellans, geb. d. 5. Febr. 1682 zu Schleiz im reußischen Voigtlande, kam im 15. Jahre von Magdeburg, wo er seine erste Bildung erhalten, bei dem Apotheker Friedrich Zorn in Berlin in die Lehre und äußerte hier seltene Talente und Beharrlichkeit, besonders in chemischen Studien, benahm sich aber auch so in sich gekehrt, daß man ihn für einen halben Narren hielt. Anfänglich beschäftigte er sich mit der Lackir- und Aeskunst; bald aber verwandte er jede freie Stunde auf Versuche, Gold zu machen, wozu ihn der Apotheker Köpcke zu Heymersleben veranlaßte, welcher ihm ein, angeblich von einem St.-Gallenschen Mönche erhaltenes Manuscript über den Stein der Weisen mitgetheilt hatte. Ganze Nächte verschloß sich B. in Zorn's Laboratorium, arbeitete dort einzig auf Kosten seines Herrn, denn er selbst hatte kein Vermögen, und benahm sich dann am Tage des entbehrten Schlafs wegen zu jeder Arbeit verdrossen. Dies zog, ihm stete Verweise zu und bewirkte endlich ein so gespanntes Verhältniß zwischen ihm und seinem Herrn, daß er diesen gegen Michaelis 1699 heimlich verließ. Als er bald darauf in den größten Nothstand gerieth, fügte er sich und ward zu Ostern 1700 unter der Bedingung, seinem bisherigen Thun und Treiben zu entsagen, wieder in die Dfficin genommen.

Deffnungeachtet setzte B. mit Hülfe eines Kameraden, Schrader, seine alchemistischen Versuche fort und wußte sich endlich durch Vorzeigung von kleinen Stücken Gold, die er tingirt haben wollte, im Zorn'schen Hause so in Ansehen zu setzen, daß er lange vor der Zeit losgesprochen ward. Zum Dank dafür erbot sich B., seinem Herrn, in Gegenwart einiger Freunde, eine Probe seiner Tingirkunst abzulegen, und den 1. Oct. 1701 verwandelte er auch wirklich, wie es wenigstens schien, 18 Zweigroschenstücke, die er in einem Schmelztiegel flüssig gemacht hatte, durch ein hineingestreutes rothes Pulver ins feinste Gold. So sehr nun auch B. um Geheimhaltung der Sache bat, ward seine vorgebliche Kunst doch bald allgemein bekannt und erwarb ihm den Zuspruch der vornehmsten Leute, unter andern des bekannten Chemikers Kunkel von Löwenstern. Der König selbst wünschte ihn zu sprechen. Als er aber erfuhr, daß man Willens sei, ihn als Adepten festzuhalten, verschwand er auf einmal und lebte erst versteckt in einer Bodenkammer bei dem Kaufmann Röber; Ende Oct. 1701 aber entwich er nach Wittenberg, wo er unter dem berühmten D. Vater Medicin studiren zu wollen vorgab. Zwar ließ man ihn durch ein Commando Soldaten bis an die Grenze verfolgen und dann durch einen Officier bei dem Commandanten von Wittenberg auf Auslieferung antragen. Allein dieser, gegen welchen B. förmlich den Adepten spielte, berichtete eiligst den Vorgang an den dresdner Hof, von welchem sogleich der Befehl erfolgte, B. nicht auszuliefern, sondern so geheim als möglich nach Dresden zu senden. Dies geschah im Dec. 1701, und zwar mit der äußersten Vorsicht. Der Statthalter Sachsens, Fürst Egon von Fürstenberg, schickte nämlich seine eignen Pferde und ließ B. mitten in der Nacht, auch nicht auf geradem Wege, sondern über Wurzen nach Dresden abführen, denn in allen Dörfern um Wittenberg lagen verkleidete preuß. Soldaten, welche B. erlauern und nach Berlin schaffen sollten. Wiederholte Versuche des berliner Hofes bei dem dresdner, B. wiederzuerlangen, blieben fruchtlos. August II. und Fürst Fürstenberg glaubten an B. einen unschätzbaren Fang gethan zu haben, und dieser verstand sich trefflich darauf, sie in diesem Glauben zu erhalten. Der entlaufene Apothekergeselle, welchen die Preußen in Wittenberg u. d. N. eines entsprungenen Kerls requirirten, erhielt Wohnung, Tafel und Bedienung in dem Fürstenberg'schen Hause, zu seinen alchemistischen Arbeiten aber von Zeit zu Zeit bedeutende Summen. Um sich zu überzeugen, wie er die Gelder verwende, vorzüglich aber, um ihm seine geheime Kunst abzulernen, gab man ihm den berühmten Ehrenfried Walther von Tschirnhausen zur Aufsicht, in dessen Laboratorium er tingiren sollte. Lange wußte B. Alle, die ihn beobachteten, zu täuschen, den König aber hinzuhalten, und wenn die Hunderttausende von Dukaten, die er spielend schaffen wollte, nicht zu schaffen waren, sich mit dem schlechten Gehalte der ihm zum Tingiren gelieferten Materialien zu entschuldigen. Als er aber merkte, daß der König endlich doch unwillig ward, und seine Täuschung mehr ausreichen wollte, machte er sich im Sommer 1704 bei Nacht und Nebel fort und nahm seinen Weg durch Böhmen nach Ungarn. Allein Herr v. Bomsdorf, der ihm auf Befehl des Königs nachsetzte, ließ ihn zu Weitra, einer Fürstenberg'schen Herrschaft in D. Reich, festnehmen und brachte ihn nach Dresden zurück, wo er es nur seiner List im Vorspiegeln neuer Hoffnungen verdankte, daß er nicht als Betrüger behandelt ward. Indes rieth ihm doch nun Tschirnhausen, der wohl merkte, daß B. nimmermehr Gold zu Stanbe bringen werde, sich lieber mit Erfindung des Porzellans zu beschäftigen, womit der König noch am ersten zu besänftigen sein dürfte. Zwar hatte Tschirnhausen selbst, welcher des Königs kostspielige Vorliebe für das chinesische Porzellan mißbilligte und deshalb die Chinesen nur Sachsens porzellanene Schröpfköpfe nannte, eine Art von Porzellan erfunden; allein es war noch viel zu glasartig, als daß es auf den Namen von Porzellan Anspruch machen konnte. An Materialien zu Porzellanversuchen fehlte es nicht, denn Tschirn-

hausen kehrte von seinen mineralogischen Reisen durch Sachsen nie heim, ohne eine Menge Erden mitzubringen, durch welche er die Petunse zu erkennen meinte, aus welcher die Chinesen ihr Porzellan fertigen. Wirklich brachte auch B. im Anfange 1705, während er die Zusammensetzung einer zu Schmelztiegeln tauglichen Masse beabsichtigte, aus einem braunrothen Thone der meißner Gegend ein Porzellan zu Stande, welches das Schirnhausen'sche an Dauer und Schönheit weit übertraf. Der glückliche Erfinder ward nun mit Geschenken überhäuft, sogar auf Kosten und Veranlassung des Königs in den Reichsfreiherrnstand erhoben, jedoch noch immer nicht auf freien Fuß gelassen, theils weil man die Fertigung des Porzellans als Geheimniß behandelt wissen wollte, theils weil man die Porzellanerfindung als Nebensache betrachtete und immer noch auf Entdeckung des Steins der Weisen hoffte. Deshalb ward B.'s Laboratorium unter Schirnhausen's Aufsicht nach der Albrechtsburg in Meissen verlegt, und dort die Porzellanfabrication so geheim betrieben, daß selbst die Familien der Bergarbeiter, welche man dazu von Freiberg kommen ließ, nicht erfahren durften, wohin und für welchen Zweck man Letztere von den Gruben nahm. Als die Schweden 1706 in Sachsen einfielen, ward B., nebst 3 seiner besten Arbeiter, unter Cavaleriebedeckung bei Nacht auf die Bergfestung Königstein geschafft und sein Laboratorium mit des Königs eigner Petschaft versiegelt. Der Commandant des Königsteins erfuhr nicht einmal B.'s Stand und Namen. Letzterer ward übrigens aufs anständigste verpflegt, aber auch streng bewacht. Sein Zimmer hatte sogar ein Vorlegeschloß. Dieses eingeschränkten Lebens satt, wollte B. einst entfliehen, verrieth aber, als er sich entdeckt sah, den ganzen Plan selbst dem Commandanten und gab seine Fluchtgenossen dessen Ahndung preis, während er sich einen leidlichen Arrest bewirkte. Erst nachdem die Schweden Sachsen verlassen hatten, erhielt B. seine Freiheit wieder und kam den 22. Sept. 1707 nach Dresden, wo er nun auf der Venusbastion Porzellan fertigen mußte. Tag und Nacht wurden die Materialien gestossen, durch den feinsten Sattun gebeutelt, dann auf Marmorplatten gerieben und endlich auf einer Maschine des Hoftöpfers gemahlen. Zum Schmelzen der Masse bediente man sich an sonnenhellen Tagen des großen Schirnhausen'schen Brennspiegels, der oft 12 — 14 Stunden nicht über dem Ofen wegkam, und so gerieth die braune Masse immer schöner; doch glückte die Erfindung des weißen Porzellans, wonach man besonders trachtete, erst 1709. 1710 ward das Laboratorium wieder auf die Albrechtsburg in Meissen verlegt, auch nun erst die noch jetzt blühende Porzellanfabrik gegründet und B.'s Direction untergeben. Letztere aber war, seiner unordentlichen Lebensart wegen, so erbärmlich, daß die Fabrik nicht eher gedieh, als bis man B. die Direction nahm. Ausschweifungen in der Liebe wie im Trunke lieferten ihn schon mit dem 37. Jahre ins Grab. Er starb zu Dresden d. 13. März 1719, und zwar — obgleich er vom Könige nach und nach über 150,000 Thaler erhalten hatte — ganz verschuldet und so geldlos, daß er aus seiner Casse kaum begraben werden konnte. Vgl. das 2. Bbchn. der „Denkmäler verdienstvoller Deutschen des 18. und 19. Jahrh.“ (Lpz. 1828).

Böttiger (Karl August), k. sächs. Hofrath und Oberaufseher der k. Antikenmuseen in Dresden, berühmt als Archäolog, geb. d. 8. Juni 1760 zu Reichenbach im sächs. Voigtlande, wo sein Vater Conrector war, verdankt seine philologische Bildung der Schulpforte und dem Privatstudium der Griechen u. Römer. In Leipzig waren Morus und Reiz seine Lehrer und Freunde. Als er nach Göttingen gehen wollte, verlor er durch den Brand in Gera alle Aussichten zu weiterer Unterstützung und ward Hofmeister eines jungen v. Pfellig. 1784 ward er Rector in Guben, wo er auch eine Erziehungsanstalt von mehr als 20 Zöglingen unterhielt. Am Gymnasium in Baugen, wohin er an Hoff's Stelle als Rector berufen wurde, blieb er nur kurze Zeit und ging dann durch Herder's Vermittelung

nach Weimar, wo er von 1791 bis 1804 Director des Gymnasiums und Oberconsistorialrath gewesen ist. Hier wirkte der Umgang mit Göthe, Herder, Wieland und Schiller vortheilhaft zu seiner Fortbildung, vor Allem aber der vertraute Umgang mit dem gelehrten Künstler, Heinrich Meyer, mit dem er später mehre archäologische Schriften herausgab, auf seine Vorliebe zur Archäologie, worin er in den Kreisen, welche die verwittwete Herzogin Amalie umgaben, stets neue Belehrung fand. Nicht ohne äußere Vortheile, aber ableitend vom ernstern Studium, war seine Verbindung mit dem Industrieomptoir und dessen literarischen Unternehmungen. Das „Journal für Luxus und Mode“ hat er von 1795 bis 1803 ganz allein unter Bertuch's Namen besorgt, und fast jedem Monatsstücke einige Aufsätze einverleibt. Von 1797 an war er auch Herausgeber des „N. deutschen Mercur's“, wozu Wieland bald nur den Namen gab. Da er überdies noch das Journal „London und Paris“ in 6 Jahrg. allein besorgte und die Kupfererklärung dabei allein über sich hatte, auch der „Allgemeinen Zeitung“, seit ihrer Stiftung durch Posselet, literarische Überfichten, Biographien der Verstorbenen (die bis 1806 alle von ihm sind), englische Miscellen und ausführliche Messberichte lieferte, so mußte dies, verbunden mit einem ausgebreiteten Briefwechsel und der stets zuerst besorgten Berufsarbeit, seine Kräfte zersplittern; und die Aufforderungen, die Heyne, Herder, Wolf, Johannes v. Müller und Andre oft dringend genug an ihn ergehen ließen, sich mehr zu sammeln und etwas Bleibendes zu unternehmen, blieben meist ohne Erfolg. Sein Hauptwerk, das er in Weimar begann, aber aus Mangel an hinlänglicher Unterstützung nicht fortsetzte, sind s. Vasenerklärungen in 3 Thln., nach den Originalkupfern von W. Tischbein's in Neapel erschienenem Werke über die zweite Hamilton'sche Vasensammlung. Es sind in diesen 3 Heften nur die ersten 16 Vasen erläutert. Der Plan war, daran eine Erläuterung über das bildliche Alterthum aus der griechischen Kunstperiode zu knüpfen und alle Punkte der griechischen Mythologie darin zu entwickeln. — 1804 ward er als Studiendirector des Pagenhauses nach Dresden berufen. Als 1814 das Pagenhaus mit dem Cadettenhaufe vereinigt wurde, ward er Studiendirector bei der Mitterakademie und Oberaufseher über die königl. Museen der antiken Marmor und der Mengs'schen Gypsabgüsse. Er hat seit 1805 mehre Privatvorlesungen in seiner Wohnung über einzelne Zweige der Alterthumskunde und alten Kunst vor Zuhörern und Zuhörerinnen aus der obersten Classe der Fremden und Einheimischen gehalten, wovon die „Andeutungen zu 24 Vorlesungen über die Archäologie“ im Winter 1806, die „Ideen zur Geschichte der alten Malerei“, die Abhandlung über die Albobrandinische Hochzeit ic. in Druck gegeben worden sind. Auch hielt er seit 1814 in den Sommermonaten unentgeltliche Vorlesungen über einzelne Theile der Kunst der Archäologie im Vorsaale der Antikengalerie, welche von Fremden häufig besucht wurden. Aus den für seine Zuhörer bestimmten Blättern gab er den 1. Curs. (Dresd. u. Lpz. 1826) heraus u. d. T.: „Ideen zur Kunstmythologie“ (s. Stammbaum der Relig. des Alterthums). Seine „Sabina, oder Morgenstunden im Puzzimmer einer Römerin“, die auch, ins Franz. überf., in Paris Glück gemacht hat, entstand aus Aufsätzen über diesen Gegenstand im Modejournal, durch welche der Verf. besonders die gebildeten Leserinnen für sich gewann. Was den schriftstellerischen Charakter dieses berühmten Gelehrten betrifft, so hat die Kritik des In- und Auslandes seine große Kenntniß alter und neuer Sprachen, sowie der alten und neuen Literatur, sein glückliches Zusammenstellungsvermögen bei der ausgebreitetsten Belesenheit und seine lebhaftere Darstellungsgabe bei umfassender Gelehrsamkeit anerkannt. Diese von einem vortrefflichen Gedächtniß unterstützten Vorzüge haben ihn in den Stand gesetzt, viele Felder des menschlichen Wissens mit Erfolg anzubauen. Vorzüglich ist es ihm in der Alterthumskunde und Mythologie gelungen, theils Dunkelheiten aufzuklären, theils künftigen Bearbei-

tern den Weg zu bahnen. Auch über die Schauspielkunst hat er seine Forschungen verbreitet, indem er nicht allein die Mechanik der griechischen und römischen Theater beleuchtet, sondern auch in der Entwicklung des Siffland'schen Spiels und in Beiträgen zu der „Abendzeitung“ (Dresd. 1817 fg.) theilweise die Schauspielkunst der Neuern abgehandelt hat. Ueberhaupt darf man ihn zu den gelehrtesten, beziehungreichsten und sinnvollsten Zergliederern des Kunsfschönen in mehreren Gemälden des Alterthums zählen, die aus Winkelmann's Schule hervorgegangen sind. In Dresden fand Böttiger Gelegenheit, seine archäologischen Kenntnisse durch das Studium der Antike zu vervollkommen, sowie er selbst vielen Kunstfreunden durch Rede und Schrift ein willkommener Führer wurde. — Wenn übrigens Einige dem gefeierten, auch wol beneideten Manne Universalität, von der er wenigstens oft glänzende Beispiele gegeben hat, als einen Fehler anrechnen, so gibt es dagegen Mehre, wie Millin, Heyne u. A., die diese Vielseitigkeit des Wissens bei einem Archäologen und Literator, dem das Alte wie das Neue zur Vergleichung so gegenwärtig ist, nicht unnatürlich, und die Fülle von Sachen, von der er sich zuweilen hinreißen läßt, ohne jedoch wortreich oder je geschmacklos zu werden, wenigstens sehr verzeihlich finden, da sein Blick hell, sein Wissen gründlich und seine Darstellung gefällig und lehrreich ist. Denn ohne seine Übersicht der engl. Literatur und der Messgeschäfte, besonders der literarischen, in der „Allgemeinen Zeitung“ und im „Morgenblatte“ zu erwähnen, beziehen wir uns hier bloß auf seine Erklärungen der englischen Zerrbilder im Journal „London und Paris“, wo er eine Kenntniß der innern Verhältnisse Englands und der politischen Parteien dieses Landes entwickelt hat, die in Erfassungen setzen muß, da er nie in England war, und sich solche Kenntnisse gewöhnlich nicht durch Bücher, sondern nur durchs Leben erwerben lassen. Insbesondere erinnern wir noch an seine mit Geist und Gründlichkeit geschriebenen Erklärungen zu der Schiller-Ramberg'schen Galerie in dem Taschenbuche „Minerva“. B. konnte dabei manche mündliche und schriftliche Mittheilung Schiller's benutzen. Auch ist die seit 1816 dem „Morgenblatte“ zugegebene Beilage des „Kunstblatts“ hauptsächlich durch ihn in Anregung gebracht und gefördert worden. Seine Verbindung mit vielen Ausgezeichneten seiner Zeit legt ihm oft die Pflicht auf, ihnen nach ihrem Tode ein literarisches Denkmal zu stiften. So schrieb er in Weimar zum 6. Bde. von Bode's „Mémotaigne“ Bode's literarisches Leben; so schilderte er später des Oberhofpredigers Reinhard Charakter in einer zwei Mal aufgelegten Charakteristik, und den Bergsrath Werner in einer Rede, die in mehre Sprachen übersetzt ist; so schrieb er 1819 Skizzen zu Millin's Schilderung („A. L. Millin, geschildert von Krafft und Böttiger“). Er hat auch den Vorsatz noch nicht aufgegeben, über seinen vieljährigen Umgang mit Wieland, und da er im Besitz mehrer hundert Briefe und anderer handschriftl. Urkunden von demselben ist, ein Werk u. d. T.: „Wieland und seine Zeitgenossen“, herauszugeben. — Seit 1820 gab er im Verein mit andern Gelehrten eine der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumswissenschaft gewidmete Zeitschrift: „Amalthea“ (Epz., 3 Bde.), heraus, fortges. unt. d. T. „Archäologie und Kunst“, 1. B. 1. St. (Bresl. 1828). Seit 1821 ist er Herausgeber und größtentheils Verfasser eines die „Abendzeitung“ begleitenden „Artistischen Notizenblattes“. Seine Vorreden und Anmerk. zu dem von ihm herausg. „Reisetagebuch der Frau von der Recke“ sind nicht zu übersehen. — Nach diesen Beweisen von Böttiger's reichem Wirken im Leben wie im Schriftenthum gesellen wir uns gern zu denen, die dem für Alles, was Wissenschaft und Kunst in allen ihren Zweigen befördern kann, rastlos thätigen, dabei auf eine seltene Art gefälligen und in mehr als einer dem Gemeinwohl gewidmeten Verbindung vielfach wirksamen Manne ihre ungeheuchelte Achtung darbringen. Sein sehr ähnliches Bildniß, nach Vogel's Zeichnung, steht vor dem Taschenbuche „Urania“ 1823.

Bogen (Bolzano), Stadt in Tirol, am Zusammenfluß der Eisack und Etsch, mit 1000 H., 8100 E. und 4 Messen. Bedeutender war hier der Waarenverkehr, so lange B. und Tirol außer der östr. Zolllinie lagen, und der Handel mit der Schweiz und Italien frei war. Diese vormalig noch wichtigern Handelsvortheile gaben jene Flüsse der Stadt ebenso wenig, als Leipzig die Pleiße und die Elster; desto mehr aber die selbst jetzt noch nicht ganz aufgehobenen Privilegien der vormal. Landesherren, der Bischöfe von Trient, und daß wegen des Zugs der Gebirge, sowie des Laufs der Flüsse in den Thälern Tirols, die Hauptfahrstraßen nach Deutschland, Italien und der Schweiz sich hier durchschneiden. Der große Schleichhandel über den Comer See, also aus der Schweiz in die Lombardei, schadet dem bögner Meßhandel sehr. B. liegt in einem Gebirgskessel. Daher empfindet man dort, weil sich das Thal gerade südlich nach Italien abbacht, im Sommer eine fast unerträgliche Hitze, bisweilen sogar den Sirocco. Dagegen gedeihen hier aber auch die edlern Früchte Oberitaliens (Agrumi) unter dem Schutze einiger Winterbedeckung an der Morgenseite der Berge. Der Herbst ist hier die schönste Jahreszeit; immer milde, dauert er in der Regel ebenso lange, als der Winter kurz zu sein pflegt. An der Lehne der Berge um Bogen wächst eine vorzügliche Sorte rothen Weins. Im Thale gedeiht der Maulbeerbaum; daher findet man hier die beste Seidenzucht in den deutschen Erblanden des östr. Kaiserstaats.

Boucanier, s. Flibustier.

Boucharдон (Edme), geb. 1698 zu Chaumont en Bassigni, der Sohn eines Bildhauers und Architekten, lernte anfangs zeichnen und malen. Er verfertigte mehre Copien, ohne jedoch seine Studien nach der Natur zu unterbrechen. Um sich der Bildhauerei zu widmen, ging er nach Paris, wo er in die Schule des jüngern Coustou trat. Bald gewann er den großen Preis und ward k. Pensionnaire in Rom. Hier studirte er seine Kunst theils nach den Werken des Alterthums, theils nach Rafael und Domenichino. Er verfertigte mehre Büsten und sollte das Grabmal Clemens's XI. ausführen; aber die Befehle des Königs riefen ihn 1732 nach Paris zurück. Hier verfertigte er u. A. eine große Gruppe aus Stein, die einen Athleten, der einen Bären bändiget, vorstellte, und welche lange in den Gärten von Grosbois stand; ferner nahm er Theil an der Restauration der Fontaine Neptuns zu Versailles. 1736 folgte er Chausfourier als Zeichner der Akademie der schönen Künste. Er übernahm die Statuen, welche die Kirche von St.-Sulpice verzieren sollten, 10 an der Zahl. Auch sieht man in dieser Kirche von ihm das Grabmal der Herzogin Lauraguais. Der Springbrunnen in der Straße Grenelle, welchen 1739 die Stadt Paris anlegen ließ, ist ganz sein Werk und wird für sein Meisterstück gehalten. Ein erwachsener Amor, den er für den König arbeitete, fand wenig Beifall. Zu dem „Traité des pierres gravées“, welchen Mariette 1750 herausgab, fertigte B. die Zeichnungen, nach welchen die Kupferstiche gemacht wurden. Endlich übertrug man ihm die Ausführung des größten Denkmals der damaligen Zeit, der Statue Ludwigs XV. zu Pferde, welche die Stadt Paris errichten ließ. Er arbeitete mit unglaublichem Fleiße 12 Jahre an diesem Werke, und lieferte besonders in dem Pferde ein Muster der Vollkommenheit, das man Allem an die Seite setzen kann, was das Alterthum Treffliches aufzuweisen hat. Er starb 1762. Ihm gebührt der Ruhm eines großen und genauen Zeichners; seine Compositionen tragen den Charakter einfacher Größe; er wußte mehr Geist und Ausdruck in seine Zeichnungen zu legen als in den Marmor. Man möchte im Allgemeinen seinen Bildhauerarbeiten mehr Feuer wünschen. Seine zu Rom gemachten Zeichnungen sind kräftig und kühn; später nahm er eine geziertere und feinere Manier an, um sich dem Zeitgeschmack anzupassen. Von seinen Schülern ist Louis-Claude Vasse bekannt, welcher 1772 starb. B.'s Leben hat Caylus geschrieben.

Boucher (François), erster Maler des Königs und Director der Malerakademie, geb. zu Paris 1704, st. 1770. Als Schüler des berühmten Le Moine gewann er in einem Alter von 19 Jahren den ersten akademischen Preis. Nachdem er zu Rom kurze Zeit studirt hatte, kam er nach Paris zurück und ward der Maler der Grazien genannt: eine Benennung, die er durch seine Gemälde nicht rechtfertigte. Er würde vielleicht etwas Großes haben leisten können, wenn ihn nicht der verdorbene Geschmack seines Zeitalters, der das Gezierte und Schlüpfrige liebte, angesteckt, und er nicht selbst ein lieberliches Leben geführt hätte. Die Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, verleitete ihn zu einer übereilten Flüchtigkeit ohne Gründlichkeit und Studium. Seine Zeichnungen sind verfehlt, seine Farben nicht gehörig verschmolzen, besonders ist er im Nacken so grell, als ob der Schein eines rothen Vorhanges darauf siele; mit Einem Worte: er ist als der Zerstörer der franz. Schule anzusehen. Übrigens kannte er weder Neid noch Geiz, und ermunterte junge Künstler aus allen Kräften. Mit welcher Leichtigkeit er gearbeitet habe, beweist die fast ungeheure Menge seiner Gemälde und Zeichnungen, von welchen letztere sich auf mehr als 10,000 belaufen mögen. Er radirte selbst einige Blätter; nach ihm aber hat man unzählige Kupferstiche.

Boucher (Alexandre Jean), oder wie er sich selbst nach dem Vorgange eines franz. Journals zu nennen pflegt: l'Alexandre des violons, einer der merkwürdigsten, aber barocksten Violinspieler, ist den 11. Apr. 1770 zu Paris geboren. Schon im 6. Jahre ließ er sich vor dem Dauphin, und im 8. öffentlich hören. Als er etwa 12 Jahre zählte, war er genöthigt, auf Tanzböden zu spielen, um für sich und seine Altern Unterhalt zu gewinnen, ja er ging bei dem Vicomte de Marie, vortrefflichem Violin- und Harfenspieler, förmlich in Dienst. Niemand wollte sich finden, der auf dem damaligen Théâtre de la Cité in einer berühmten Posse die Rolle eines Fiedlers auf dem Theater selber übernehmen sollte, als der originelle, lebhaft, junge B. die Partie übernahm und hier alle Abende durch seine tollern Streiche ganz Paris zum Lachen zwang und sich selbst eine wunderliche Berühmtheit erwarb. Sein lebhafter Geist riß auch ihn in den Strudel der Revolution. Er zeichnete sich als Militair aus und führte kleine Haufen in den Tagen des 13. Vendemiaire und 4. Prairial. Nach hergestellter Ruhe ließ er sich im Orchester des Theaters Feytaud anstellen und hielt später um die Lehrerstelle im Conservatorium an, die durch Rode's Abreise erledigt war. Sein unruhiger Charakter aber und seine außerordentliche Eitelkeit hatten ihm zu viel Feinde zugezogen, als daß er zum Besitz einer so wichtigen Stelle hätte gelangen sollen. Er ging daher mißmüthig nach Spanien. Hier mußte er anfänglich mit Unkenntniß der Sprache und manchem Mangel kämpfen, bis der verst. König Karl IV., der selbst ein leidenschaftlicher Violinspieler war, von ihm hörte und ihn zum ersten Solospieler seiner Capelle ernannte. Nach mehren Jahren ging er nach Frankreich zurück, wo er seitdem mit seiner Gattin, Celeste Boucher, einer ganz vollendeten Harfenistin, als Privatmann lebte, sich oft mit ebenso ungemessenem Beifall, als ohne allen Erfolg hören ließ. 1813 übernahm er in Bern die Orchesterdirection einer großen musikalischen Aufführung der Haydn'schen Schöpfung. Aus Dankbarkeit schlug man ihm zu Ehren eine goldene Medaille mit der Inschrift: „A l'Alexandre Boucher“. 1814 ging er nach England. In Dover wollten die Douanen sein Instrument confisciren, aber B. griff schnell danach, spielte das God save the king mit Variationen, und die obern Behörden ließen ihn in Frieden ziehen. Dergleichen originelle Züge gebe es unzählige, denn B. ist einer der barock-genialsten, wunderbarlichsten Menschen im Leben wie in seiner Kunst. Er entwickelt in einem Augenblicke die vollendetste Meisterschaft, während er wieder in andern wie ein Stümper kraht. Er spielt ein Adagio mit allem Gefühl, aller Süße, deren das Instrument nur fähig ist, und spannt plötzlich die Violine durch den Bogen, um auf allen 4 Saiten zu-

gleich zu spielen. In Berlin, von wo aus er neuerlich seinen Ruf für Deutschland gegründet hat, hat man treffend von ihm gesagt: er zerreiße mit demselben Strich das Ohr, mit dem er das Herz entzücke, und er könnte der erste Violinspieler der Welt sein, wenn er es nicht vorzöge, der bizarrste genannt zu werden. B. hat überdies durch seine Ähnlichkeit mit Napoleon, die er durch Gang, Haltung und Blicke noch auffallender zu machen weiß, Theilnahme erregt. Jeder glaubt den Erbkaiser zu sehen, wenn B. die Arme ineinanderschlägt. Er behauptet, diese seltene Ähnlichkeit habe ihm zur Zeit der Restauration in Paris geschadet. 56.

Boudoir, ein abgelegenes, einfach und anmuthig verziertes Zimmerchen, zum Alleinsein bestimmt (von *bouder*, schmollen, daher Manche es durch *Schmollzimmerchen* übersetzen). Es mag also wol seinen Namen einem mißvergnügten Ehemanne danken, dessen Gattin, wenn sie zu schmollen Neigung hatte, sich in ihr Zimmer einschloß. Das Boudoir ist ein Eigenthum der Dame und ihr Heiligthum. Hier flieht sie vom geräuschvollen Zwange der großen Gesellschaft in die Ruhe der Einsamkeit. Hat sie die Schwelle überschritten, die Thür hinter sich geschlossen, so ist sie sich selbst zurückgegeben. Musik, Lesen, Nachdenken, eine leichte Arbeit, aber Alles aus Neigung, natürlich, gefällig und von den Fesseln der großen Welt entbunden, füllen die erholende Zeit im Boudoir. Kein Fremder darf es betreten. Auch die Freundin, der Gemahl selbst hat nicht freien Zutritt. Es gehört eine Erlaubniß dazu, und diese Erlaubniß ist eine Gunst, eine Auszeichnung. Aber der Ton des Boudoirs, immer anständig, ist auch freier, vertraulicher, natürlicher, gefälliger, als der abgemessene Ton des Gesellschaftszimmers.

Boufflers (Stanislaus, Chevalier de), Mitglied der franz. Akademie, Sohn der Marquise von Boufflers, Freundin des Königs Stanislaus von Polen, geb. in Luneville 1737, ward für einen der geistreichsten Männer seiner Zeit gehalten, und die Anmuth seines Umgangs ist als in ihrer Art einzig gerühmt worden. Zum geistlichen Stande bestimmt, in welchem seine Geburt ihn zu den höchsten Würden geführt hätte, erklärte er offen, daß sein Hang zum Vergnügen sich nicht mit den Pflichten dieses Standes vertragen würde. Er trat also in Militärdienste. Bald ward er zum Gouverneur vom Senegal ernannt; als solcher machte er viele nützliche Einrichtungen. Nach seiner Zurückkunft widmete er sich jener leichten und leichtfertigen Literatur, die das Zeitalter Ludwigs XV. zu seinem Nachtheile so sehr auszeichnet. Er ward der Abgott der Frauen und aller hohen Circle der Hauptstadt. Mit nicht geringem Erfolge besuchte er die glänzendsten Höfe seiner Zeit im Auslande. Sein Ruf führte ihn in die erste Nationalversammlung, wo er sich durch Mäßigung und gute Vorschläge bemerkbar machte. Nach dem 10. Aug. 1791 verließ er Frankreich und fand beim Prinzen Heinrich v. Preußen in Rheinsberg und bei Friedrich Wilhelm II. die gastfreieste Aufnahme. Er erhielt in Polen eine große Besizung geschenkt, auf welcher eine Colonie für franz. Auswanderer angelegt werden sollte. 1800 kehrte er nach Frankreich zurück, wo er sich seinen literarischen Beschäftigungen hingab, die ihn 1804 in die franz. Akademie führten. Er starb am 18. Jan. 1815. Er ruht neben dem Abbé Delille, und auf seinem Grabmal steht die von ihm selbst herrührende Inschrift, die seinen heitern Charakter wohl bezeichnet: „*Mes amis, croyez que je dors*“. Seine Schriften sind in 8 Bdn. (12., Paris 1815) gesammelt erschienen. — Seine Mutter war lange durch die Grazie ihres Geistes und Körpers die Zierde und der Schmuck des heitern Hofes des Königs Stanislaus während dessen Residenz zu Luneville. Voltaire richtete an sie ein Madrigal, das so schloß:

Si vous eussiez vécu du temps de Gabrielle,
Je ne sais pas ce qu'on eut dit de vous,
Mais on n'aurait point parlé d'elle.

Sie starb 1787. — Der Marschall von Boufflers, geb. 1644 und 1711 gest.,
Conv.-Lex. Siebente Aufl. Bd. II. †

darf zu den ausgezeichnetsten Feldherren s. Zeit gerechnet werden. Er war ein Jögling des großen Condé, Turenne's, Crequi's, Luxembourg's und Catinat's. Berühmt sind s. Vertheidigungen von Namur (1695) und von Lille (1708). Die vom König Wilhelm in Person commandirte Belagerung des erstern Plazes kostete den Allirten mehr als 20,000 M. Letztere wurde vom Prinzen Eugen geleitet. Ludwig XIV. schickte eine eigenhändige Ordre zur Übergabe an B., der aber den Befehl geheim hielt, bis alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren. Nach der Niederlage von Malplaquet commandirte B. die franz. Armee so, daß ihr Rückzug eher einem Triumph als dem Resultate einer verlorenen Schlacht glich.

Bouffon, s. Buffone.

Bougainville (Louis Antoine de), Reichsgraf und Senator, Mitgl. des Instituts seit 1796, der Sohn eines Notars, geb. den 11. Nov. 1720 zu Paris, starb daselbst den 31. Aug. 1811. Er studirte auf der dortigen Universität und machte in Sprachen und Wissenschaften gleich glückliche Fortschritte. Nach dem Wünschen seiner Familie widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und ward Parlamentsadvocat zu Paris, ohne jedoch den Plan, einen seiner Neigung angemessenen Stand zu erwählen, aus dem Auge zu verlieren. Er ließ sich beim Militär einschreiben und gab 14 Tage danach ein Werk über die Integralrechnung heraus. 1753 trat er als Flügeladjutant in das Provinzialbataillon der Picardie. Das Jahr darauf ward er Adjutant von Chevert, welcher 1754 das Lager von Saarlouis besetzte; im Winter dess. J. ging er als Gesandtschaftssecretair nach London und ward während seines kurzen Aufenthalte daselbst Mitglied der königl. Gesellschaft. Im Sept. 1755 kehrte er zu Chevert in das Lager von Richemont zurück und setze s. Dienste in derselben Eigenschaft im Lager von Metz fort. 1756 ward er Adjutant des Marquis von Montcalm, dem die Vertheidigung Canadas aufgetragen war, und ging mit dem Patent eines Dragonercapitains im März 1756 von West ab. An der Spitze eines Elitendetachements verbrannte er eine engl. Flotille, und war durch Rath und Beispiel im Juni 1758 die Hauptursache, daß ein Corps von 5000 M. Franzosen einem engl. Heere von 24,000 M. mit Erfolg widerstand. Am Ende des Gefechts erhielt er eine Schußwunde am Kopfe. Da der Gouvern. von Canada sich zu schwach sah, das Land zu vertheidigen, schickte er B. an den Hof nach Frankreich, um Verstärkungen zu fodern. Er reiste im Nov. 1758 ab und kehrte im Jan. 1759 zurück, nachdem ihn der König zum Obersten und Ludwigsritter ernannt hatte. Nachdem die Schlacht vom 10. Sept. 1759, in welcher Montcalm blieb, das Schicksal der Colonie entschieden hatte, kehrte B. nach Frankreich zurück und diente in dem Feldzuge von 1761 mit Auszeichnung unter Choiseul-Stainville in Deutschland. Nach dem Frieden trat er als Seefahrer auf und erhob sich durch die Überlegenheit des Genies zu einem der berühmtesten Seefahrer Frankreichs. Er bewog die Einwohner von St.-Malo, um eine Niederlassung auf den maluinischen Inseln zu gründen, einige Schiffe auszurüsten, und übernahm die Ausführung selbst. Der König ernannte ihn zum Schiffscapitain, und B. segelte 1763 mit seiner kleinen Flotte ab. Da aber die Spanier ein früheres Recht auf die Inseln geltend machten, und Frankreich ihnen nachgeben zu müssen glaubte, so erhielt B. den Auftrag, gegen einen von Spanien zu empfangenden Kostenerlag die Rückgabe der Inseln zu bewirken. Er lief zu dem Ende d. 15. Dec. 1766 mit einer Fregatte und einem Fluttschiffe von St.-Malo aus und machte in Folge dieser Unternehmung eine Reise um die Welt, von der er den 16. März 1769 nach St.-Malo zurückkam. Er hat die Erdkunde durch eine Menge neuer Entdeckungen bereichert. Im nordamerikan. Kriege befehligte er mit der größten Auszeichnung mehre Linienfahrer, ward 1779 Chef d'Escadre und in dem folgenden Jahre Marechal de camp in den Landarmeen. Als 1790 die Seeleute zu West einen Aufstand erregt hatten, ward B. zur Stillung desselben abgeschickt; aber in

jenen Zeiten der Kaserei hörte man die Stimme der Vernunft und Mäßigung nicht. Seitdem lebte er den Wissenschaften. Er war zugleich von den lebenswürdigsten Sitten, dienstfertig, freigebig und in jeder Rücksicht der höchsten Achtung würdig. Bis in sein hohes Alter hatte er die Heiterkeit des Geistes ungeschwächt erhalten.

Bouillé (François Claude Amour, Marquis de), einer der berühmtesten Generale Ludwigs XVI., geb. den 19. Nov. 1739 zu Cluzel in Auvergne, wählte früh die militärische Laufbahn. Er zeichnete sich im siebenjähr. Kriege aus, wurde 1768 Gouverneur von Guadeloupe, und eroberte 1778 Dominica, St.-Eustache, Tabago, St.-Christoph, Nièves und Montserrat. Nach dem Frieden 1783 kehrte er nach Paris zurück und wurde Generalleutenant. Nun bereifte er England, Holland und einen großen Theil von Deutschland, bis er den Oberbefehl der 3 Bisthümer in Lothringen bekam. In den Versammlungen der Notablen (1787 und 1788) stimmte er für die von Calonne vorgeschlagenen Reformen, die aber der Cardinal Brienne hintertrieb. Necker's Ansichten bei der Zusammensetzung der Landstände billigte er nicht. In den ersten Jahren der Revolution erhielt er dasselbst, sowie in Lothringen, Elsaß und Franche-Comté, die Ordnung, so gut er konnte. Nur auf dringendes Verlangen des Königs beschwor er die Constitution von 1791. Er unterdrückte im Aug. 1790 den Aufstand der Garnisonen von Metz und von Nancy, und obgleich die Nationalversammlung ihm für die dabei bewiesene Tapferkeit und Klugheit ein Dankschreiben zuschickte, so ward er doch eben dadurch den Revolutionnaires verdächtig. Kurz nachher ersah ihn sich Ludwig XVI. zum Beschützer bei seiner Flucht. B. machte so zweckmäßige Anstalten, daß der König ohne den Befehl, kein Blut zu vergießen, unfehlbar gerettet worden wäre. Durch diese Milde aber ward B. genöthigt, den König bei Varennes seinem Schicksale zu überlassen und sich unter dem Kugelregen der Revolutionnaires zu flüchten. Von Luxemburg aus schrieb er noch einen drohenden Brief an die Nationalversammlung und suchte dann die auswärtigen Mächte zur Bekämpfung der Republik zu bewegen. Er unterhandelte zu Wien, gewann insbesondere Gustav III. für sich und erhielt von Katharina II. das Versprechen, 30,000 M. unter Anführung des Königs von Schweden und des franz. Generals marschiren zu lassen. Aber Gustav ward ermordet, die Kaiserin vergaß ihre Zusage, und B. begab sich 1796 nach England. Hier schrieb er f. „Memoiren über die Revolution“, welche in einer engl. Übersetz. (Lond. 1797), dann aus dieser ins Deutsche übergetragen (Hamb. 1798), und nach f. Tode auch in der Urschrift erschienen. B. starb in London den 14. Nov. 1803. Sein Sohn ist der noch lebende Generalleutenant v. Bouillé.

Bouillon, ein 2 Meilen breites und 4 M. langes Gebiet von 7 □ M. in den Ardennen, an der Grenze von Luxemburg und Lüttich. Dieses waldbige und bergige Land besteht aus der Stadt Bouillon mit 1980 E., und 21 Flecken oder Dörfern mit 16,000 E. Die Stadt, bisher der Hauptort eines Cantons im Bezirke Sedan, Depart. der Ardennen, liegt zwischen Bergen am linken Ufer des fischreichen Semois, 8 Meilen von Lüttich, 4 M. von Tvoir. Sie hat ein festes Schloß auf einem Felsen, das aber von höhern Bergen beherrscht wird. Das Herzogthum Bouillon besaß einst Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, an den es, als eine von der Grafschaft Ardenne abgerissene Herrschaft, verschenkt worden war. Um die Kosten zu seinem Kreuzzuge zu bestreiten, verpfändete Gottfried sein Herzogthum Bouillon 1095 an Bischof Albert von Lüttich. Nachdem das Hochstift viele Jahre es besessen, machten die Häuser la Mare und la Tour d'Auvergne ihr Gebrecht auf Bouillon geltend, traten jedoch 1641 ihre Ansprüche daran gegen 150,000 brabant. Gulden dem Stifte Lüttich ab. Im Kriege von 1672 eroberte Frankreich auch Bouillon, und Ludwig XIV. schenkte

es 1678 an den Herrn de la Tour d' Auvergne, seinen Oberkammerherrn. Seitdem gehörte es, als ein souveraines Herzogthum unter franz. Schutze, dem Hause de la Tour bis zur Revolution. 1792 wurde es eingezogen. Der letzte Besitzer, Gottfried Karl Heinrich de la Tour d' Auvergne, starb im Dec. 1812. Durch den pariser Frieden, 1814, kam es größtentheils an das dem Könige der Niederlande zugefallene Großherzogthum Luxemburg. Hierauf ward in der wiener Congrefacte vom 9. Juni 1815 im 9. Art. festgesetzt, daß der König der Niederlande, als Großherzog von Luxemburg, den Theil vom Herzogthum Bouillon, welcher nach dem pariser Vertrage bei Frankreich nicht geblieben, mit voller Souveraineté besizen, das Eigenthumsrecht des Herzogthums Bouillon aber, nach scheidrichterlichem Ausspruch, einem der Bewerber, unter der Oberhoheit des Königs der Niederlande, zuerkannt werden sollte. Dieser Ausspruch erfolgte zu Leipzig den 1. Juli 1816. Er ist das erste Beispiel der in der deutschen Bundesacte bestimmten scheidrichterlichen Entscheidung streitiger Fälle durch ein Austrägalgericht, von dem keine Appellation stattfindet, und zugleich ein Beweis, daß man den Grundsatz der gesetzmäßigen Erbfolgeordnung nur in Hinsicht des Eigenthums und Besizes als Hauptentscheidungsgrund geltend machen will. Es ernannten nämlich, nach Vorschrift der Congrefacte, Osterreich den Baron Binder, Preußen den Baron v. Brockhausen, und Sardinien den Grafen de Castellarfer (sardinischen Gesandten am preuß. Hofe), sowie die beiden Bewerber, der Fürst Karl Alain von Rohan Guemenee den Grafen de Fitte de Saucy, und der engl. Viceadmiral, Philipp de la Tour d' Auvergne, den britischen Sachwalter, Sir John Sewell, zu Schiedsrichtern. Nachdem dieselben in Leipzig ihre Verhandlungen geendigt hatten, entschied die Mehrheit von 4 Stimmen gegen 1 zu Gunsten des Fürsten Rohan, vermöge seines auf Geburt, Hausverträge und Substitution beruhenden Erbrechts, als Enkel der Schwester des letzten Herzogs von Bouillon. Auch die von dem Minister v. Brockhausen hinzugefügte Bedingung, daß der Prinz Rohan dem Adoptivsohne seines Großonkels, dem Admiral d' Auvergne, als Pflichttheil die Einkünfte des Herzogthums von 6 Jahren auszahlen sollte, wurde durch eine Stimmenmehrheit von 3 gegen 2 verworfen. Hiernach ist Prinz Rohan, vermöge seines Substitutionsrechts, dem gemeinen Rechte gemäß, in den Besitz des Herzogthums eingetreten, das demselben Substitutionsrechte auch künftig unterworfen bleibt. Zugleich soll er, nach dem 69. Art., für den Verlust der oberhoheitlichen Rechte von dem Könige der Niederlande entschädigt werden, der ihm auch die inzwischen bezogene Eigenthumsnutzung ersetzt wird. Seitdem ist im Jan. 1822 verglichen worden, daß der mediatisirte Herzog für die verlorenen Souverainetésrechte eine Jahresrente von 5000 Gulden erhebt. Bemerkenswerth ist, daß man in dieser Sache den Landes- vom Staatenbesitze, das Eigenthums- vom Regierungsrechte getrennt hat. Staatsbesitz und Regierungsrecht ist nach dem allgemeinen Staatsrechte, wo offenbar Völkerecht und Völkerwohl die Entscheidungsregel geben, Landesbesitz und Eigenthumsrecht hingegen nach dem Privatrechte, wo Haus- und Erbverträge die Regel für die Familienerbfolge geben, entschieden worden. Folglich hat der Congreß, indem er die Souveraineté über Bouillon dem Großherzoge von Luxemburg, so weit es in dessen Gebiet liegt, zusprach, anerkannt, daß die Regierungshoheit nicht als Privateigenthum noch als Familienerbgut betrachtet werden darf, das man veräußern, oder über das man durch Testamente, Substitutionen und ähnliche Verträge verfügen könne. Auch erhellt daraus, wie man über die Regierungshoheit in ähnlichen Fällen verfügen zu dürfen sich ermächtigt glauben dürfte.

Bouilly (Jean Nicolas), ein beliebter franz. Schriftsteller, geb. 1766, dessen Schriften fast alle ins Deutsche übersezt sind, aus einer bürgerl. Familie in Tours, legte sich anfangs auf die Rechtsgelehrsamkeit. Dies hinderte ihn aber nicht, sich auch den schönen Wissensch. zu widmen. Im Feuer der ersten Revolution, die auch

ſein Gemüth ergriff, ſchloß er ſich an Mirabeau und Barnave an. Um dieſe Zeit dichtete er ſeine Oper „Peter der Große“, die Grétry componirte. Als Municipalbeamter, Richter und öffentlicher Kläger in Tours verwahrte ihn ſein gutes Herz und ſein Rechtsgefühl vor dem Mißbrauche ſeiner Amtsgewalt gegen Andersdenkende. Durch ſein kluges Verfahren vereinigte er in der Nähe der Vendée die Gemüther ſeiner Mitbürger. Man ſah daher in Tours und ſeiner Umgegend weder die Ausſchweifungen der Vendéer noch die Wuth des Revolutionſtribunals. Viel trugen er und la Chabeauffière zur Einführung der Primairſchulen nach dem 9. Thermidor bei. Als die Sache des öffentlichen Unterrichts, ſonderbar genug, aus der Hand der Organisationscommiſſion in jene der Polizei überging, verwundete dies den Dienſteifer W.'s. Er trat ab und widmete ſich nun der Dramaturgie; weil er aber ſeine Gedanken etwas weitschweifig ausdrückt, ſo ſagt ſein Kritiker Arnaud von ihm, er leide am embonpoint du ſentiment. Man kennt auch auf allen deutſchen Bühnen ſein von Roſebue 1800 überf. Schauſpiel: „L'abbé de l'Épée“; ein andres von ihm iſt: „Madame de Sevigné“; für die große Oper ſchrieb er: „Les jeux floraux“ u. a.; für das Baudeville: „Haine de femmes“ (Haß den Frauen); ferner das von Roſebue 1805 bearbeitete Stück „Fanchon“ und „Une folie“. Beliebt und oft aufgelegt ſind f. Erziehungsſchriften: „Les contes à ma fille“, „Les conſeils à ma fille“ u. a. m.

Boulevardſ, ſ. Paris.

Boulogne (Bois de), ein in allen franz. Romanen vorkommendes angenehmes Gehölz nahe vor den Thoren von Paris. Die Revolution zerſtörte die alternden Bäume größtentheils. Als Napoleon das nahe St.-Cloud zu ſeiner Sommerreſidenz wählte, ließ er die leeren Räume bepflanzen und anſäen, die Einfaffungsmauer herſtellen und den ſchönen Wald mit kleinem Wilde bevölkern, wodurch er beſuchter als jemals wurde. Im Juli 1815 campirten dort bis im Sept. unter Laubbaracken die engl. Truppen unter Lord Wellington, welche die ſchönſten alten und jungen Bäume zu obigem Behufe fällten. Von Alters her iſt dies Gehölz der Duellplatz der Pariſer. Hier war manche partie fine, hier zeigten Equipagen und Reiter ihren Luxus. Durch die breiteste Allee wallfahrtete die fromme Welt nach Longchamps. Hier erhoben ſich die erſten Montgolfieren. — Cuvier fand bei geologiſcher Unterſuchung, daß der Boden des Gehölzes eine angeſchwemmte Erde ſei; daher findet man in der Tiefe verſteinerte Baumſtämme und Knochen von Elefanten, Stieren, Elenn- und andern Säugthieren. Die dort wild gedeihenden Pflanzen ſind alle diejenigen, welche einen fetten Alluvionsboden lieben. — Die Schlöſſchen Madrid und Bagatelle liegen dicht am Gehölze, das von keinem Reiſenden unbemerkt bleiben ſollte.

Boulogne, eine alte Seefſtadt an der Küſte der Picardie, jezt der Hauptort eines Bezirks von 18½ □M. mit 74,676 Einw., im Depart. Pas de Calais, an der Mündung der Liane ins Meer, 11° 16' 33" E., 50° 43' 33" N. Br. Sie beſteht aus Ober- und Unter-Boulogne, welches letztere Boulogne sur mer genannt wird und in Rückſicht der Schönheit der Häuſer und Straßen den obern Theil der Stadt bei weitem übertrifft. Beide Theile haben an 1600 Häuſer, über 16,600 Einw., und einen Hafen, der für große Kriegſſchiffe zwar zu ſeicht iſt, wo aber die größten Kauffahrteiſchiffe bei hoher Flut ohne Gefahr aus- und einlaufen. Da man von hier aus bei gutem Winde die Küſten von England binnen 2 bis 3 Stunden erreichen kann, ſo ließ Bonaparte den ſehr verſandeten Hafen tiefer machen und eine Menge flacher Fahrzeuge zur Überfahrt eines Landungsheers daſelbſt erbauen, auch kleine Forts und Batterien zur Befefigung des Hafens und der Stadt anlegen. Schon ſtand ein zahlreiches Heer Monate lang in einem ſtadtähnlichen Lager zum Überſchiffen bereit, als der Ausbruch der Feindſeligkeiten mit Öſtreich 1805 die franz. Krieger von dort in andre Gegenden tief. W. hat

ein Bisthum, 6 Kirchen, ein Hospital, eine Börse, ein Handelsgericht, eine Gesellschaft des Ackerbaues, der Handlung und der Künste, eine Schiffahrtsschule, Seebäder, Seifen-, Fayence-, Blech-, Leinen- und Wollenmanufacturen. Zum Ausfuhrhandel dienen: Heringe und Makrelen, die in Menge längs der Küste gefangen werden, Champagner- und Burgunderweine, Steinkohlen, Getreide, Butter, Leinwand- und Wollenzeuge. Vier Dampfboote sind für die Überfahrt nach England bestimmt.

Boulton (Matthew), ein Mann, der mit ausgezeichneten Talenten den regsten Eifer, den reinsten Patriotismus verband und als reicher Privatmann und Mitglied vieler gelehrten und ökonom. Gesellsch. im Aug. 1809 starb. Geb. zu Birmingham den 14. Sept. 1728 und erzogen in einer Privatanstalt zu St. Johns Chapel, verlor er seinen Vater, der sich durch eine sinnreiche Art, in Stahl einzulegen, bekanntgemacht und dadurch ein großes Vermögen erworben hatte, als er kaum 17 J. alt war. B. legte mit einem Aufwande von 9000 Pf. sehr ausgedehnte Fabrikgebäude an. Seine grübelnde Thätigkeit leitete ihn auf manche nützliche und große Unternehmung. Es gelang ihm, den Goldkalk nachzumachen; bald waren im In- und Auslande die schönsten Zimmerverzierungen aus B.'s Fabrik; bei ihm wurden von den kostbarsten Gemälden die täuschendsten Abbildungen genommen, wobei er die Methode eines gewissen Egginton befolgte, der in der Folge durch seine Glasmalereien sich einen Ruf erwarb. In Verbindung mit James Watt von Glasgow, der 1769 ein Patent über eine Dampfmaschine erhielt, legte B. eine Fabrik für Dampfmaschinen an, die jetzt noch in den vorzüglichsten Bergwerken und Manufacturen Großbritanniens angewendet werden. 1788 machte er Versuche mit einer Münzmühle; sie gelang vollkommen. Diese Mühle setzt 8 Maschinen in Bewegung, von denen jede durch einen Knaben besorgt wird und in einer Minute 70 — 90 Münzen prägt. Die Handelsgesellschaft von Sierra Leone läßt dort viele Silbermünzen, und die ostindische Gesellschaft viele Kupfermünzen prägen. Nach dem Tode der Kaiserin Katharina sandte B. dem Kaiser Paul I. einige der seltensten Stücke seiner Fabrication und erhielt dafür eine schöne Sammlung von Medaillen und Mineralien aus Sibirien, sowie auch alle neuere russische Münzen. B. und Watt haben auch in Verbindung mit ihren Söhnen zu Smetwick, nahe bei Soho, eine Gießerei angelegt, wodurch sie den Dampfmaschinen eine so hohe Vollkommenheit geben können, daß ein Schöffel newcastler Steinkohlen 6000 Orhott Wasser 10 Fuß hoch treibt und eben das bewirkt, was 10 Pferde in einer Stunde kaum ausrichten können. (Vgl. Dampfmaschinen.) Dieser Mann, dessen Thätigkeit für das Gewerbswesen und die mechanische Kunst den entschiedensten Nutzen gehabt hat, und der Tausenden durch seine Unternehmungen jährlich ihr reichliches Auskommen verschaffte, hinterließ einen Sohn und eine Tochter.

Bourbon. Der Stammvater dieses Geschlechts, das in Frankreich und Spanien, im Königreiche beider Sicilien und in Lucca, künftig wieder in Parma (s. d.) regiert, ist Robert der Starke, der 861 zum Herzog v. Neufrien erhoben ward und 866 im Kriege gegen die Normänner das Leben verlor. Seine Herkunft leiten Einige von Pipin von Heristal, Andre von einem natürlichen Sohne Karls des Großen, noch Andre von den Königen der Longobarden ab. Schon die beiden Söhne dieses Robert-le-Fort, Ido und Robert, wurden Könige von Frankreich; jener 888, starb 898; dieser 922, blieb 923. Der älteste Sohn dieses Robert war Hugo der Große, Herzog von Isle de France und Graf von Paris und Orleans. Hugos d. Gr. Sohn (Roberts d. Starken Urenkel), Hugo Capet, gründete 987 die dritte Dynastie der Könige von Frankreich. (S. Capetinger.) Einer von seinen Enkeln, Namens Robert, stiftete die ältere Linie der Herzoge v. Burgund, die 1361 erlosch, und ein Enkel dieses Robert, Heinr.

rich von Burgund, ward 1095 der erste Regent von Portugal, wo seine legitimen Nachkommen 1383 ausstarben. Pierre de Courtenay, ein Abkömmling Hugo Capet's im fünften Grade, war der Vater und Großvater mehrerer Kaiser von Konstantinopel. Das Haus Anjou, welches im achten Grade von Hugo Capet abstammte, besaß 2 Jahrh. lang den Thron von Neapel und einige Zeit auch den von Ungarn. Ein anderer Abkömmling Hugo Capet's im zehnten Grade stiftete das Haus der Könige von Navarra, welches von 1328—1425 regierte. Ein zweites Haus Anjou, das im dreizehnten Grade von Hugo Capet abstammte, gab der Provence berühmte Fürsten. Endlich stammte von ihm in demselben Grade die jüngere Linie der mächtigen Herzoge von Burgund ab, die mit Karl dem Kühnen 1477 erlosch, dessen Erbin Maria des Erzhertogs Maximilian von Osterreich Gemahlin und die Großmutter Karls V. war. Alle diese Häuser, mit Ausnahme der burgundischen Linie, haben eine russ. Großfürstin, Anna Jaroslawna, Heinrichs I. Gemahlin 1051, zur Stammutter. — Robert, Graf von Clermont, zweiter Sohn Ludwigs des Heiligen, vermählte sich mit Beatrix, Erbin von Bourbon. So wurde die Stadt Bourbon l'Archambaud oder Bourbon les Bains im Depart. Allier (sonst Bourbonnais) der Stammort des Hauses B., indem Roberts und der Beatrix Sohn: Ludwig I., Duc de Bourbon, der Stifter des Hauses B. ist. Die beiden Söhne dieses Ludwig, Herzogs von Bourbon, der 1341 starb, stifteten 2 Linien: die ältere, die der Herzoge von Bourbon, welche mit dem Comte de Bourbon, der 1527 bei dem Sturme auf Rom blieb, erlosch; die jüngere, die der Grafen de la Marche, nachmals Grafen und Herzoge von Vendôme. Von diesen stiftete Karl, Herzog von Vendôme, der 1537 starb, durch seine beiden Söhne: 1) Anton (von Navarra, Vater Heinrichs IV.) das königl. Haus Bourbon, dessen ältere Linie in Frankreich, und durch deren Verzweigung in Spanien (seit 1701), in den beiden Sicilien (als Secundogenitur der spanischen Bourbons seit 1735) und in Lucca (Parma seit 1748) regiert, und dessen jüngere Linie das herzogl. Haus Orleans ist; 2) Ludwig das herzogl. Haus Condé, das sich in die Linien Condé und Conti theilte. — Die franz. Revolution stürzte das Haus Capet von seinen Thronen: in Frankreich, 1792—1814; in Spanien, 1808—1814; in Neapel, 1806—1815; in Parma, 1801—1817, und in Etrurien, wo durch Napoleon ein Bourbon von 1801—1807 regierte. Nur allein Ferdinands IV. Thron zu Palermo ward durch britischen Schutz aufrecht erhalten. Nach Napoleons Fall (1814) versöhnte sich das Schicksal mit einem Geschlechte, dessen Geschichte mit der des ganzen Europa verkettet ist. Wir geben daher eine Übersicht des Gesamthauses Bourbon. Nach Karls IV., des Schönen, des Letzten aus dem ältesten Hauptzweige der Capetinger, Tode (1328) bestieg mit Philipp IV. das Haus Valois den Thron. Dieses Haus erlosch 1589 durch die Ermordung Heinrichs III. Nun folgte durch Erbrecht, von persönlicher Größe unterstützt, der Abkömmling Ludwigs I., Duc de Bourbon, in der achten Generation, Heinrich (IV.) von Bourbon, König von Navarra. Sein Vater Anton hatte durch seine Gemahlin, Johanne von Albret, Erbin des kleinen Königreichs Navarra, diesen Staat erworben, den Heinrich IV. jetzt mit der Krone Frankreich vereinigte. Anton's jüngerer Bruder, Ludwig I., Prinz von Condé, ward der Stifter der Linie Condé. Man unterscheidet seitdem 2 Hauptlinien der Bourbons: die königl. und Condé'sche. Die königl. trennte sich in 2 Äste, durch die beiden Söhne Ludwigs XIII., da der ältere, Ludwig XIV., den Hauptast fortsetzte, der mit dessen Enkeln, Ludwig (Dauphin) und Philipp V., in die ältere oder königl. französische, und in die jüngere oder königl. spanische sich theilte, während der jüngere, Philipp I., das Haus Orleans stiftete, als er von Ludwig XIV. das Herzogthum Orleans erhalten hatte. Die Könige des ältern königl. Zweiges des Hauses Bour-

bon f. unt. d. Art. Heinrich IV., Ludwig XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII. und Karl X. Die Könige des jüngern königl. Zweiges f. unter Spanien. Seit der Wiederherstellung der Bourbons in der Person Ludwigs XVIII., des 35. Königs aus dem Geschlechte Capet's in Frankreich, bestand das Haus Bourbon im J. 1827 aus folgenden Zweigen und Mitgliedern. A. Königlich franz. Linie: 1) Karl X. (f. d.); 2) dessen Sohn, Ludwig Anton, Herzog von Angoulême, Dauphin (f. Angoulême); 3) die Dauphine, Ludwigs XVI. Tochter, Maria Theresia Charlotte, geb. d. 19. Dec. 1778; 4) von dem 1820 ermord. Herzoge von Berry (f. d.), zweitem Sohne des jetzigen Königs Karl X., lebt noch die Witwe, Karoline Ferdinande Louise, geb. 1793, mit einer Tochter: 5) Louise, Modemoiselle de France, geb. d. 21. Sept. 1819, und 6) einem am 29. Sept. 1820 nachgeborenen Sohne, Heinrich Herzog von Bordeaux, Petit-fils de France, dem künftigen Thronerben, durch dessen Geburt das Haus Orleans die nahe Aussicht, den Thron Frankreichs zu besteigen, verloren hat. Zu seinem Gouverneur ernannte Karl X. 1826 den Herzog de la Rivière, zu seinem Lehrer den Bischof von Strasburg, Tharin, einen Freund der Jesuiten, und zu seinen Untergouverneuren die Grafen Maupas und Barbançois. — B. Haus Bourbon in Spanien und dessen Zweige in Italien, von Philipp V., zweitem Enkel Ludwigs XIV., gestiftet (diese Linie steht, kraft öffentlicher Verträge, eventuell in der Erbfolge des franz. Thrones dem Hause Orleans nach): I. Karls IV., Königs von Spanien (starb zu Neapel d. 19. Jan. 1819), und seiner Gemahlin, Marie Louise von Parma (starb in Rom d. 2. Jan. 1819) Kinder: 1) Charlotte, geb. d. 25. Apr. 1775, verm. Königin von Portugal, deren ältester Sohn, D. Pedro von Alcantara, jetzt Kaiser von Brasilien, mit des Kaisers von Oestreich, Franz I., zweiter Tochter, Leopoldine, vermählt war, und deren zweiter Sohn, D. Miguel, den Thron von Portugal 1828 usurpirte. 2) Seiner L., Marie Louises, verwitw. Königin von Etrurien (gest. d. 13. März 1824), Sohn, Karl Ludwig, geb. zu Madrid 1799, Herzog von Lucca (künftig Parma), verm. mit d. zweiten L. des gewesenen K. Victor Emanuel von Sardinien, dem am 14. Jan. 1823 ein Sohn, Ferdinand, geb. wurde. 3) Ferdinand VII. (f. d.), K. v. Spanien. 4) Karl, Infant v. Spanien, geb. 1788, lebt zu Madrid, verm. m. Maria Francisca, des verst. K. v. Portugal dritter L., die ihm 2 Söhne, Karl, d. 31. Jan. 1818, und Ferdinand, d. 19. Oct. 1824, geboren hat. 5) Isabelle, geb. 1789, zweite Gemahlin Franz I., K. beider Sicilien, die ihm 5 Söhne und 6 Töchter geboren hat. 6) Franz de Paula, Infant von Spanien, geb. 1794 zu Madrid, verm. 1819 mit seiner Nichte, Louise, der zweiten L. des K. beider Sicilien, Franz I., von dessen zweiter Gemahlin, Isabella, deren Söhne: Franz, geb. zu Madrid d. 18. Mai 1822, Herz. v. Cadix, und Karl, Herz. v. Sevilla, geb. d. 12. Juni 1824. — II. Karls IV. Geschwister: 1) Ferdinand I., K. beider Sicilien (f. d., gest. d. 4. Jan. 1825). Dessen Kinder von seiner ersten Gemahlin, Karoline von Oestreich, sind: a) der jetzige König Franz I., dessen L. erster Ehe mit Clementine von Oestreich, Karoline, die Witwe des Herz. v. Berry und die Mutter des Herz. v. Bordeaux, ist. b) Christine, Gemahlin des seit 1821 regier. K. v. Sardinien, Karl Felix. c) Amalie, Gemahlin des Herz. v. Orleans, Ludwig Philipp, Mutter von 9 lebenden Kindern. d) Leopold, Fürst v. Salerno, verm. mit Marie Clementine, Kaiser Franz I. dritter L. 2) Gabriel Anton Franz Xaver, Infant v. Spanien, gest. 1788, dessen Sohn Peter, verm. mit Theresia, des K. v. Portugal ältester L., 1812 zu Rio Janeiro starb und einen Sohn, Sebastian Maria, Infant von Spanien, geb. 1811, hinterließ. — Karls III. Bruder, Ludwig Anton Jakob (gest. 1785), verm. mit Theresia de Vallabriga v. Drummond, Herzogin v. Chinchon, L. eines aragonischen Capitains der Infanterie, hinterließ 3 Kinder: Don Ludwig Maria v. Bourbon, Erzbischof v. Toledo (f. Bourbon, Ludwig); Karoline Josephine Antoine, Gemahlin Don Manuel Godoy's,

des Friedensfürsten (seit 1808 von ihrem Gemahl getrennt, starb zu Paris d. 23. Nov. 1828; ihre einzige L. und Erbin ist die Gemahlin des röm. Prinzen Ruspoli), und Marie Louise v. Bourbon, verm. 1817 mit dem Herzoge v. San Ferrando, Grand v. Spanien. — C. Die Seitenlinie des königl. franz. Hauptstammes des Hauses Bourbon-Orleans, welche die Pairie d. N. durch die Revolution verlor und von Ludwigs XIV. Bruder, Philipp I., abstammt: 1) Herzog Ludwig Philipp von Bourbon-Orleans, geb. 1773 (s. Orleans); 2) des Herzogs von Orleans Schwester, Eugenie Adelheid Louise, Mademoiselle d'Orleans, geb. 1777. — D. Von der Condé'schen Linie, zweiten Hauptlinie der Bourbons, lebt aus dem 11ten Bourbon-Condé: Ludwig Heinrich Joseph, Herz. v. Bourbon, Sohn des 1818 verstor. Herzogs Ludwig Joseph v. Bourbon, Prinzen v. Condé (s. d.). (Seine Schwester, Louise Adelheid, Prinzessin von Condé, geb. 1757, lebte in England in einem Kloster zu Norfolk, war 1768 Äbtissin zu Remiremont, ging 1795 in ein Kloster zu Turin, ward im Dec. 1816 Vorsteherin der Schwesternschaft in dem zu einem Kloster umgeschaffenen Tempelthurm zu Paris und starb d. 10. März 1824). — Von Karl Charolois, Prinzen von Condé, leben zwei natürliche, aber legitimirte Töchter, von denen die eine, Charlotte Margarethe Elisabeth, als legitimirte Mademoiselle de Bourbon, den jetzigen dänischen Generalmajor, Grafen von Löwendahl, heirathete. — Der zweite Ast, Bourbon-Conti, erlosch mit Ludwig Franz Joseph von Bourbon, Prinzen von Conti, d. 13. März 1814. Indes verließ im Nov. 1815 Ludwig XVIII. den natürlichen Söhnen desselben, den Herren von Hattonville und von Removille, die Befugniß, den Namen und das Wappen von Bourbon-Conti zu führen. Eine natürl. Tochter des Prinzen Ludwig von Bourbon-Conti war die Gräfin Gabrielle Louise von Mont-Cair-Zaim, geb. d. 26. Dec. 1762. Sie war Ritter des Ordens des heil. Geistes und der Ehrenlegion, und starb zu Paris, 63 J. alt, den 29. März 1825. Sie soll längere Zeit unter einem Dragonerregimente mit Auszeichnung gebient haben. Göthe hat den Stoff zu seiner „Eugenia, die natürliche Tochter“, aus der von jener Dame selbst aufgesetzten Lebensbeschreibung (1798) genommen. — E. die „Histoire du Bourbonnais et des Bourbons“ von Coiffier Demoret (Mitgl. der Deputirtenkammer), Paris 1818, 2 Bde., und Achaintre's „Hist. chronologique et généalogique de la maison roy. de Bourbon“, Paris 1824, 2 Bde. (Die „Mém. relatifs à la famille roy. de France pendant la révolution, publiés d'après le journal etc. de la Princesse de Lamballe“, Paris 1826, 2 Bde., sind unecht.) K.

Bourbon (Charles, Herzog von), oder der Connetable von Bourbon, ein Sohn Gilbert's, Grafen von Montpensier, und der Clara von Gonzaga, geb. 1489, empfing in seinem 26. J. von Franz I. das Schwert des Connetable. Stets auf dem gefährlichsten Posten, trockte er dem Tode mit einer Kaltblütigkeit, die seine Waffengefährten zur Bewunderung hinriß. Als Vicelkönig von Mailand gewann er Aller Herzen durch Sanftmuth und Leutseligkeit. Nichts gebrach seinem Ruhme, als eine Ungerechtigkeit seines Königs ihn Frankreich und seinen Pflichten raubte, und das Haus Bourbon in eine Ungunst setzte, die bis zum Ende der Regierung Heinrichs III. fortbauerte. Sei es nun, daß die Herzogin von Angoulême, die Mutter Franz I., wie einige Schriftsteller ihr vorwerfen, für den jungen Connetable eine Liebe gefaßt hatte, deren Verschmähung sie nicht dulden konnte: sei es, daß sie, bloß von Habsucht verleitet, die Besitzungen Karls von Bourbon in Anspruch nahm und einen Proceß darüber gegen ihn gewann: genug, sie wollte eine förmliche Schenkung Ludwigs XII. umstoßen. Der Connetable, aufgebracht, sich seiner Güter durch die Mutter eines Königs beraubt zu sehen, dem er mit Eifer gebient hatte, gab den Vorschlägen Gehör, welche ihm von Karl V. und dem Könige von England gemacht wurden. Er erfuhr das Schicksal Aller, die zu fremden

Fürsten übergeben; wohl aufgenommen, so lange man seiner bedurfte, bewacht, um sich seiner zu versichern, der Verachtung der span. Granden, der Eifersucht der Generale Karls V. preisgegeben, ohne Anhang an einem fremden Hofe, blieb ihm nichts als seine Tapferkeit und Reue; aber diese Tapferkeit reichte hin, ihm ein Heer zu geben und den Kaiser zu einem ehrenvollen Betragen gegen ihn zu nöthigen. Er war bereits außerhalb Frankreich, als Franz I. ihm das Connetablerschwert und den Orden abfordern ließ; seine Antwort verräth den Schmerz seiner Seele: „Den Degen hat mir der König zu Valenciennes genommen, als er die Avantgarde, die mir gehörte, d'Alençon übergab; den Orden habe ich zu Cantelles gelassen, unter meinem Kopfkissen“. Schon seine Flucht war ein Unglück für Frankreich, denn sie hemmte Franz's I. Zug nach Italien. Zum General der kais. Truppen ernannt, belagerte Bourbon zwar vergeblich Marseille, trug aber zu der Niederlage bei Pavia bei. Als sein König gefangen nach Madrid geführt worden war, ging er selbst dahin, um nicht in dem Vergleiche der beiden Monarchen vergessen zu werden, dessen Abschluß aber Karl V. verzögerte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß er auf das Wort des Kaisers nicht rechnen dürfe, der ihm seine Schwester zur Gemahlin versprochen hatte. Gezwungen, seinen Unwillen zu verbergen, kehrte er nach Mailand zurück, behauptete Italien durch das Schrecken seiner Waffen, und machte sich durch seine Macht selbst dem Kaiser verdächtig, um ihn zu schwächen, ihm Geld und andre Bedürfnisse vorenthielt. Um die Auflösung seines Heeres zu verhindern, führte es B. zur Belagerung von Rom, dessen Plünderung er ihm versprach. Als er hier der Erste die Bresche bestieg, ward er den 6. Mai 1527 von einer Kugel getroffen, welche Benvenuto Cellini abgeschossen zu haben behauptet, und starb im Kirchenbanne ohne Nachkommen im 38. J. seines Alters. Sein Leichnam ward nach Gaeta gebracht, wo seine Soldaten ihm ein prächtiges Grabmal errichteten, welches nachher zerstört worden ist.

Bourbon (Ludwig), Cardinal und Erzbischof von Toledo, geb. 1777, ehelicher Sohn des Infanten Ludwig, Bruders des Königs Karl III. von Spanien und der Herzogin von Ghinchon. Die Heirath geschah mit königl. Genehmigung. Dennoch bezweifelte man nach dem Tode des Königs Karl III. die Erbfolgefähigkeit des Prinzen, wenn die Descendenz der ältern Linie im männlichen Stamme erlöschen sollte. Daher wurde der römische Hof bestimmt, ihm die kirchlichen Weihen und 1800 den Cardinalschut zu ertheilen. Nach des Königs Ferdinand VII. Verhaftung zu Balençay 1808 ergriff er die Partei der Cortes und trat an die Spitze der Regentschaft. Weil er 1814 die Constitution der Cortes dem K. Ferdinand VII. zur Unterschrift vorgelegt hatte, fiel er bei der Sinnesänderung des Königs in Ungnade und verlor das Erzbisthum Sevilla. Nach den Begebenheiten der Armeesurrection auf der Insel Leon trat er der Revolution bei und war Präsident der provisorischen Junta, vor welcher der König am 9. März 1820 zu Madrid die Constitution der Cortes von 1812 beschwor. Er starb am 19. März 1823 zu Madrid.

Bourbon, eine von Madagascar aus, als dieses noch franz. Niederlassungen hatte, 1642 (wie St.-Domingo) von franz. Seeräubern zuerst angebaute Insel, im indischen Meere, von Madagascar 80 deutsche Meilen östlich. Die Portugiesen entdeckten sie 1545. Die französisch-ostindische Handelscompagnie hatte hier 1634 eine Factorie gegründet. Diese Insel (112 □ M.) ist vulkanischen Ursprungs, im Innern voll Wälder mit einigen Wilden, die aus entlaufenen Sklaven sich vermehren. Von Felsen umgeben, ohne Hasen, mit 2 unsichern Rheden, kann sie von den Briten, welchen jetzt die Insel Mauritius gehört, leicht erobert werden; daher hat sie für Frankreich nur Handelswichtigkeit. Der Boden ist quellenreich und sehr fruchtbar, vorzüglich an der Küste: denn das Innere ist gebirgig. Die Spitze der trois Salasses ist 4600 Fuß hoch. Von 2 vulkanischen Bergen brennt der eine noch fort und leuchtet den Seefahrern als ein Pharus, daß

sie sich der schwer zugänglichen Insel nur mit Vorsicht nähern. Das Klima ist gesund, doch wüthen oft Orkane. Unter 90,000 Einw. gibt es 20,000 Europäer und 5000 freie Neger. Alles, was Arabien, das asiatische Inselmeer und das südliche Europa erzeugen, gedeiht hier. Die franz. Regierung hat zur Landesverteidigung eine zahlreiche Miliz organisiert. — Die Hauptausfuhr ist Caffee (über 7 Mill. Pfd.), Reis, Taback, Gewürze, Indigo, Pfeffer, Harze, Campher, Zucker, Baumwolle, Cacao, Schlachtvieh, Holz und selbst Weizen. St.-Denys, ein Flecken, ist der Hauptort der Insel.

Bourdaloue (Louis), der Reformator der Kanzel und der Gründer der echten geistlichen Beredsamkeit in Frankreich, geb. zu Bourges 1632, war 16 J. alt, als er in die Gesellschaft Jesu trat. Seine Lehrer vertrauten ihm nach und nach den Lehrstuhl der Humaniora, der Rhetorik, der Philosophie und der theologischen Moral. 1669 bestieg er die Kanzel, auf der er um so mehr glänzte, als er, ganz im Gegensatz der geschmacklosen Prediger seiner Zeit, mit kraftvoller und echt religiöser Beredsamkeit die Leidenschaften, Schwächen und Irrthümer der Menschen bekämpfte. Die Würde seines Vortrags und das Feuer seiner Rede machten ihn berühmt mitten unter den Siegen eines Turenne, unter den Festen zu Versailles und unter den Meisterwerken der Kunst und der Literatur, in den Zeiten eines Corneille und Racine. Ludwig XIV. rief ihn im Advent 1670 an den Hof, und B. fand so großen Beifall, daß er noch 10 verschiedene Male an den Hof berufen ward. Nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes ward er nach Languedoc geschickt, um den Protestanten die Lehren des katholischen Glaubens anschaulich zu machen, und es gelang ihm bei diesem mißlichen Geschäfte, die Würde seines Priesteramts mit den heiligen Rechten der Menschheit vollkommen zu vereinigen. In den letztern Jahren seines Lebens entsagte B. der Kanzel und widmete seine Sorgfalt Hospitälern, Gefängnissen und frommen Anstalten. Überhaupt wußte er stets seinen Vortrag dem Fassungsvermögen Derer anzupassen, denen er Rath und Trost ertheilte. Einfach mit dem Einfachen, gelehrt mit dem Gelehrten, Dialektiker mit dem Geistlichen, ging er siegreich aus allen Verhältnissen hervor, in welche ihn Nächstenliebe, heiliger Eifer und die Pflichten seines Standes verfesten. Von Allen gleich geliebt, übte er eine Art von Herrschaft über die Geister aus. Keine Rücksicht konnte ihn je der Freimüthigkeit und Rechtschaffenheit ungetreu machen. Er starb 1704. Auch im Auslande sind seine Reden durch Übersetzungen bekannt. (Neueste Aufl. s. „Sermons“, Versailles 1812 fg., 16 Bde.)

Bourbon (Sebastian), ein berühmter franz. Maler, geb. zu Montpellier 1616. Sein Vater, ein Glasmaler, gab ihm den ersten Unterricht; darauf ging er nach Paris und in einige Provinzialstädte. Dürftigkeit nöthigte ihn aber, Soldat zu werden. Nachdem er seinen Abschied erhalten, ging er nach Italien, arbeitete unter Andr. Sacchi und Claude Lorrain, und copirte viele große Werke. Nachher ging er nach Frankreich zurück, wo er seine Kreuzigung des h. Petrus für die Notre-damekirche malte. Als ihn die religiösen und bürgerlichen Streitigkeiten aus Frankreich 1652 vertrieben, nahm ihn die Königin Christine von Schweden zu ihrem Hofmaler an. Später machte er sich in seinem Vaterlande durch mehre große Werke berühmt, darunter: der todte Christus; die Ehebrecherin; die alten Könige von Burgund auf dem Rathhause zu Aix. Übrigens besaß er keinen eignen Styl, sondern malte immer in Andrer Weise. Auch war er ein guter Kupferstecher. Unter andern sind die 7 Werke der Barmherzigkeit von ihm gestochen worden. Er starb 1671, mit Ausmalung der Decke der Tuilerien beschäftigt.

Bourdonnaye (Bernard François Mahé de la), geb. 1696 zu St.-Malo, wußte schon im 10. J. das Steuerruder zu führen. Als Generalgouverneur von Isle de France und Bourbon setzte er beide Besitzungen in den blühendsten Zustand. In dem Kriege von 1741 griff er mit 9 kleinen Kriegsschiffen von Bourbon

das engl. Geschwader an, zerstreute dasselbe und unternahm die Belagerung von Madras. Der Platz ergab sich im Sept. 1746, und die Besiegten zahlten ein Lösegeld von 9 Mill. Fr. Obgleich die Regierung den gemessensten Befehl ertheilt hatte, keine Eroberung auf dem festen Lande zu behaupten, B. also, indem er dieses Lösegeld annahm, nur jenem Befehle streng nachgekommen war, so ward er dennoch beschuldigt, dem Feinde ein zu geringes Lösegeld auferlegt zu haben. Der Generalgouverneur von Pondichery, Jean François Dupleix, erklärte die Capitulation für ungültig, bemächtigte sich der Schiffe B.'s und wollte diesen selbst verhaften lassen. Da er erstattete im Namen des Directoriums der indischen Gesellschaft über dessen Benehmen einen so nachtheiligen Bericht nach Paris, daß B. zum Lohne seiner Thaten in die Bastille gesetzt wurde. Nach einem 4jähr. Proceß ward seine Unschuld anerkannt, und mit der Freiheit erhielt er auch seine Würde wieder. Allein bald nachher, 1754, als man angefangen hatte, auch seinem Todfeinde Dupleix den Proceß zu machen, starb er an den Folgen der langen Gefangenschaft. (S. „Labourdonnaye's Leben“, von Hassé, in Niemeyer's „Biographien“, III.)

Bourgogne (Louis, Herzog von), geb. 1682 zu Versailles, der Sohn des Dauphins, des Sohns Ludwigs XIV. und der Prinzessin Anna von Baiern. In seiner frühesten Jugend war er hartherzig, zornig, eigensinnig, leidenschaftlich für alle Genüsse und zur Grausamkeit geneigt; er verspottete mit ungewöhnlichem Scharfsinne die Lächerlichkeiten Derjenigen, die in seiner Nähe waren, sowie seine Antworten, selbst wenn er im Zorne war, stets mit Sicherheit das rechte Ziel trafen. Die Erziehung dieses 7 Jahre alten Prinzen wurde Fénelon, Fleury und Beauvilliers anvertraut. Es gelang denselben, seine Neigung zu gewinnen und ihn zum Guten zu führen. Aus dieser Verwandlung ging ein liebenswürdiger, menschlich gesinnter, bescheidener Prinz hervor, der seine Verpflichtungen treu erfüllte. 1697 heirathete er die geistvolle, liebenswürdige Prinzessin Adelheid von Savoyen, die eine Stierde des Hofes war und von ihrem Gemahle mit der innigsten Zärtlichkeit geliebt wurde. 1699 ließ Ludwig XIV. zur militairischen Bildung seines Enkels ein Lustlager bei Compiègne halten und ertheilte demselben 1702 den Befehl über das Heer in Flandern, welchen er unter dem Marschall Boufflers führte, und wo er in einem Cavaleriegefechte bei Nimwegen Entschlossenheit und Muth bewies. Später ward der Prinz, unter den bedenklichsten Umständen, zum Oberbefehlshaber der Heere in Flandern ernannt, und mit Verhaltensbefehlen, welche ihn vom Herzoge von Vendôme abhängig machten, Marlborough und dem Prinzen Eugen entgegengestellt. Die Mißverständnisse zwischen dem Prinzen und Vendôme zogen die traurigsten Folgen nach sich. Ganz Frankreich klagte ihn als den Urheber der Unglücksfälle an, und gab dieselben nicht bloß seinem furchtsamen Charakter, sondern auch seiner zu weit getriebenen Religiosität Schuld. Nichtsdestoweniger schien es, als ob es dem Prinzen gelungen wäre, sich im Betreff seiner Kriegsunternehmungen bei dem Könige zu rechtfertigen; Vendôme hingegen, der sich gegen den künftigen Thronfolger sehr unbescheiden benommen hatte, fiel in Ungnade, ward jedoch von der Gegenpartei, zu der selbst Ludwig XIV. gehörte, begünstigt. 1711 ward der Herzog von Bourgogne durch den Tod seines Vaters Dauphin, und nun erst fing er an, nachdem er den Zwang, in welchem er bis dahin gehalten, von sich abgeworfen hatte, die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich zu ziehen und sich das Zutrauen des Königs zu erwerben, der ihn zum Reichsgehülfen annahm. Frankreich erwartete von den Tugenden und den trefflichen Anlagen des Prinzen eine dem Lande erspriessliche Ruhe, als dieser plötzlich am 18. Febr. 1712 von einer Krankheit weggerafft wurde, nachdem 6 Tage vorher seine Gemahlin und 20 Tage vorher sein ältester Sohn ein Opfer derselben Krankheit geworden waren. In weniger als einem Jahre hatte Frankreich 3 Dauphins gesehen, und sogar der vierte, der jüngste Sohn des Herzogs von Bourgogne, nun der einzige Erbe des

Thron, nachmals Ludwig XV., schwebte in Gefahr. Die öffentliche Stimme klagte den Herzog von Orleans, nachmaligen Regenten von Frankreich, als den Urheber dieser Unglücksfälle an, den jedoch Ludwig XIV. selbst davon freisprach.

Bourgogne, s. Burgund.

Bourgoin (Therese), s. Pariser Theater.

Bourgoing (Jean François, Baron de), geb. zu Nevers d. 20. Nov. 1748 und gest. d. 20. Juli 1811 zu Karlsbad als franz. Gesandter am dresdner Hofe, ein wegen seines vortrefflichen Charakters und seiner ausgebreiteten Kenntnisse geschätzter Gelehrter, hatte sich, nachdem er die militairische Laufbahn verlassen, der Diplomatie gewidmet, studirte zu Straßburg und wurde als Legationssecretair bei Montmorin's Gesandtschaft am Hofe zu Madrid angestellt. Hier lebte er 9 Jahre und erwarb sich dadurch eine genaue Kenntniß von Spanien, wovon seine treffliche „Reise in Spanien“ den Beweis gibt. Es sind davon fast in allen europ. Sprachen Übersetzungen erschienen. In der Folge ward er von Ludwig XVI. als bevollmächtigter Minister zu den Fürsten und Ständen des niedersächs. Kreises nach Hamburg geschickt, wo er den 1. April 1789 einen Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Hamburg abschloß. Er erwarb sich bei dieser Sendung die Achtung und Liebe aller Hamburger. 1792 ging er als franz. Gesandter an den span. Hof, hatte aber hier mit vielen Hindernissen zu kämpfen. Erst als Aranda dem Grafen von Florida Blanca im Ministerium gefolgt war, ward er in seiner Eigenschaft anerkannt. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Spanien und Frankreich ward B. zurückberufen und lebte nun ohne öffentlichen Charakter zu Paris, wo er sich den Wissenschaften und der Herausgabe einer Zeitschrift widmete. Endlich ward er nach der Revolution des 9. Nov. 1799 (18. Brumaire) der diplomatischen Laufbahn zurückgegeben und als Botschafter nach Kopenhagen geschickt, von wo er 1801 in derselben Eigenschaft nach Stockholm ging. Auch hier, sowie in Kopenhagen, erwarb er sich durch seine Tugenden und schätzbaren Kenntnisse allgemeine Achtung und ward Ehrenmitglied der schwed. Akademie der Maler- und Bildhauerkunst. Außer seiner Beschreibung von Spanien gab er auch die Reise des Herzogs von Chatelet nach Portugal heraus. Von seiner Kenntniß der deutschen Sprache zeugen s. Übers. von Batsch's „Botanik für Frauenzimmer“, Archenholz's „Gesch. der Fibustier“ u. a. Schriften. Zwei Söhne von ihm dienen in der Armee; ein dritter Paul, Chev. de B., geb. 1792, Verf. des histor. Romans: „Le prisonnier en Russie“ (Paris 1816), ist in der Diplomatie.

Bourignon (Antoinette), eine berühmte religiöse Schwärmerin, geb. 1616 zu Lille, die Tochter eines Kaufmanns, kam so häßlich zur Welt, daß ihre Familie Rath unter sich hielt, ob man nicht das Kind, gleich einer Mißgeburt, ersticken sollte. Ihr Geist entwickelte sich schnell. Das Lesen mystischer Bücher und der Geschichte der ersten Christen erbißte ihre Einbildungskraft so, daß sie Erscheinungen zu haben vorgab und sich berufen fühlte, den reinen Geist des Evangeliums wiederherzustellen. In ihrem 20. J. wollte man sie verheirathen, aber in dem Augenblicke, wo die Feierlichkeit vorsichgehen sollte, entfloß sie in Mannskleidern. Durch die Vermittelung des Erzbischofs von Cambrai kam sie in das Kloster des heil. Simplicius, wo sie einige Nonnen für ihre Meinungen gewann und sich bald an der Spitze einer bedeutenden Partei sah. Eben wollte sie mit ihren Töchterinnen entfliehen, als der Beichtvater des Klosters ihr Vorhaben entdeckte und die B. aus der Stadt jagen ließ. Nun durchstreifte sie das Land, und ward, als ihr die beträchtliche Erbschaft ihres Vaters 1648 zugefallen war, zur Vorsteherin eines Hospitals zu Lille 1662 ernannt. Hier hatte sie neue Erscheinungen und glaubte nichts als Zauberer und böse Geister zu erblicken, wodurch ihr Kopf dergestalt in Verwirrung gerieth, daß die Polizei ihre Entfernung aus Lille bewirkte. Nun durchreiste sie Flandern, Brabant, und kam endlich nach Amsterdam, wo sich damals viele Religionsneuerer aufhielten, und wo sie ihre Offenbarungen drucken ließ. Ihr Haus diente allen Religionssekten zum Versamm-

lungsorte, und es gab keine Thorheit, die nicht in demselben ausgeübt wurde. Als sie jedoch ihre religiösen Träumereien auch auf die Politik übertragen wollte, stand sie auf dem Punkte verhaftet zu werden, fand aber Gelegenheit, nach Holstein zu entfliehen. Diese herumirrende Lebensart mußte sie nothwendig vielen Gefahren aussetzen, obgleich sie behauptete, ein Gegenmittel gegen jede Art von Beleidigung zu besitzen. Denn sie war nicht allein an und für sich sehr keusch, sondern sie glaubte auch denjenigen Personen, die sich ihr näherten, die Keuschheit ebenfalls mitzutheilen. Dies läßt sich bei ihrer auffallenden Häßlichkeit leicht glauben. Dennoch ist es erwiesen, daß sie zu verschiedenen Malen die heftigste Liebe eingeschloß hat. In ihrem 60. Jahre hatte sie noch Nichts von der Lebendigkeit und Thätigkeit ihres Geistes verloren. Sie befand sich auf der kleinen Insel Nordstrand an der Spitze einer ziemlich zahlreichen Religionssekte, die sich jedoch streng verborgen hielt, als das Verbot an sie erging, von der Druckerei, die sie, um ihre Schriften zu drucken, in ihrem Hause hatte, Gebrauch zu machen. Da sie keinen Gehorsam leistete, mußte sie fort, und nahm ihre Druckerei nebst ihren Papieren auf einem Wagen mit sich. Sie zog mit einigen ihrer Anhänger nach Harlem, dann nach Holstein. 1672 setzte sie sich in Husum fest und ließ ihre Schriften drucken. Hier vertrieben, ging sie nach Schleswig, dann nach Hamburg, wo sie an La Cossie und Det. Poiret Anhänger fand. Auch aus Hamburg ward sie vertrieben, worauf sie sich nach Ostfriesland begab, wo sie der Baron von Lugsburg zur Vorsteherin eines Hospitals einsetzte. Aber auch hier wollte man sie ihres unruhigen Geistes wegen nicht dulden; sie starb endlich 1680 auf ihrer Rückreise nach Holland zu Franeker. Eine Sammlung ihrer eine feurige Beredsamkeit bezeugenden Schriften, in 19 Bdn., ist 1686 erschienen.

Boursault (Edme), geb. zu Mustielveque in Bourgogne 1638, wuchs ohne alle Erziehung auf und kam 1651 nach Paris, ohne mehr als die Mundart seiner Provinz zu verstehen. Hier lernte er französisch sprechen und schreiben und brachte es in kurzem so weit, daß man ihm den Auftrag gab, ein Buch für die Erziehung des Dauphins abzufassen. Dieses Buch, „La véritable étude des souverains“, gefiel dem Könige vergestalt, daß er Boursault zum Unterlehrer seines Sohnes ernannte. B. schlug die Stelle aus, weil er kein Latein verstehe. Aus demselben Grunde wollte er nicht in die Akademie treten. In seiner Jugend hatte er eine Zeitung in Versen unternommen, welche den König und den ganzen Hof sehr belustigte und ihm eine Pension von 2000 Livres eintrug. Da er aber eines Tags ein lustiges Abenteuer, das einem Capuziner begegnet war, zum Besten gegeben hatte, bewirkte der Reichthum der Königin, daß die Zeitung unterdrückt wurde, und ohne Schutz des großen Condé würde B. in die Bastille gesetzt worden sein. Eine andre Zeitung wurde wegen 2 böshafter Verse auf den König Wilhelm, mit dem man eben in Friedensunterhandlungen stand, ebenfalls unterdrückt. Glücklicher war er auf dem Theater. Mehre seiner Stücke wurden mit dauerndem Beifalle gegeben, u. a. „Esopé à la ville“ und „Esopé à la cour“, die noch jetzt zuweilen aufgeführt werden. Seine beiden Tragödien: „Marie Stuart“ und „Germanicus“, sind vergessen. B. hatte das Unglück, mit Molière und Boileau in Streit zu gerathen. Er schrieb eine abscheuliche Kritik der „Ecole des femmes“ u. d. L.: „Le portrait du peintre“; Molière züchtigte ihn dafür in seinem „Impromptu de Versailles“. Um sich an Boileau zu rächen, der ihn in seinen Satyren verspottet hatte, schrieb er ein Lustspiel: „Satyre des satyres“, dessen Aufführung aber Boileau verhinderte. B. nahm in der Folge eine edlere Rache. Er hörte, daß Boileau sich in den Bädern von Bourbonne in Geldverlegenheit befände, eilte zu ihm und nöthigte ihn, ein Darlehn von 200 Louisd'or anzunehmen. Von einer solchen Großmuth gerührt, schenkte ihm Boileau seine Freundschaft und strich den Namen Boursault aus seinen Satyren weg. B. starb zu Montluçon 1701.

Bouffole, die Magnetnadel mit ihrem Gehäuse und der auf selbigem ange-

brachten Gradeintheilung. (S. C o m p a ß.) Auch versteht man darunter eine ganze zu Winkelmessungen bestimmte Verächtschaft, worin die Bouffole einen Haupttheil ausmacht und gemeinlich mit Dioptern am Nord- und Südpole versehen ist.

B o u t e r w e k (Friedrich), Hofrath, Prof. der Moralphilosophie zu Göttingen, Mitgl. mehrerer gelehrten Gesellsch., verdienstvoll als akad. Lehrer wie als Schriftsteller, geb. den 15. April 1766 zu Oker, einem Hüttenwerke unweit Goslar, fand in Gellert's und Klopstock's Schriften, später im Horaz, die erste Nahrung; aber das Lesen von Romanen u. a. schöngeistigen Schriften brachte Verwirrung in die Begriffe des Knaben, bis der regelmäßige Unterricht, erst in der Martinschule, dann in dem Carolinum zu Braunschweig, ihn an ernstere Beschäftigung und gründliches Studium gewöhnte. Sein Plan, als Rechtsgelehrter in den höhern Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft zu glänzen, ward schon im zweiten Jahre seiner akadem. Laufbahn in Göttingen, nachdem er bereits als Verf. einer juristischen Preischrift seinen Mitbewerbern den Vorrang abgelaufen hatte, durch die nähere Bekanntschaft mit einigen Poesie liebenden Jünglingen erschüttert, in deren Umgange er s. Berufs zur Dichtkunst inne zu werden glaubte. In dieser und der nächstfolgenden Zeit, die der gereifte Mann später selbst für eine Periode jugendlicher Verirrung erklärte, entstand die Mehrzahl s. Gedichte und ein Roman, „Graf Donamar“ (3 Thle., 1791—93). B. verließ bereits 1787 Göttingen, fand aber weder in Hanover noch in Berlin, wohin ihn Gleim's Empfehlungen begleiteten, das Glück, das er suchte. 1789 finden wir ihn zum zweiten Male, jetzt als Privatdocenten, in Göttingen. Kaum hatte er hier den oben genannten Roman vollendet, als das Gefühl der Unzulänglichkeit seiner bisherigen Bestrebungen ihn auf das Feld der Literaturgeschichte und Philosophie rief, denen er seit der Zeit, wenn auch unter dem Einflusse wechselnder Grundsätze und mit verschiedenem Erfolge, doch immer mit gleichem Eifer treu geblieben ist. Mit seinem Eintritte in die Reihen der Kant'schen Philosophen beginnt ein neuer Abschnitt in s. Leben, und als er 1796 nach einer Abwesenheit von 2 Jahren nach Göttingen zurückkehrte, wurde ihm schon im nächsten Jahre die durch Feder's Abgang erledigte außerord. Professur der Philosophie übertragen. Fehlte es ihm auch an Selbständigkeit und Tiefe, um Schöpfer eines neuen, haltbaren philosophischen Systems zu werden, so gelang es ihm doch oft, vorhandene Lehrmeinungen zu erläutern oder unter neuen Gesichtspunkten zusammenzufassen. Sein philos. Streben hatte bei Kant begonnen und fand in Jacobi seine Endschafft. Die „Idee einer Apodiktik“, die 1799 als ein Beitrag zur Selbstverständigung des Menschen und zur Entscheidung des Streits über Metaphysik, kritische Philosophie und Skepticismus in 2 Bdn. erschien und später durch das „Lehrb. der philosoph. Wissenschaften“ (2 Thle., 1813, 2. Aufl. 1820) und die „Religion der Vernunft“ (Gött. 1824) vervollständigt ward, war die unmittelbare Frucht der nähern Bekanntschaft ihres Vfs. mit der philos. Ansicht Fr. H. Jacobi's. Hier sowol als in s. „Ästhetik“ (2 Thle., 1806) hatte er es mit mächtigen Gegnern zu thun; und mußte er auch in diesem Kampfe gegen Ideen, die die Zeit bewegten, den Kürzern ziehen, so gereicht es ihm mindestens zum Ruhme, trotz aller Verunglimpfungen einer zahlreichen Schule, dem redlichen Weiterforschen nie entsagt zu haben, wie s. jüngsten Schriften, namentlich die in den Principien umgearbeitete Ausg. s. „Ästhetik“ (1815, 3. Aufl. 1824 fg., 2 Thle.) beweisen. Ein bleibendes Verdienst erwarb sich B. seit 1801 durch s. „Gesch. der neuern Poesie und Beredsamkeit“ (12 Bde.): ein Werk, das, obwol in einzelnen Theilen ungleich bearbeitet und in einzelnen Punkten, zumal in den ersten Bänden, einseitig und oberflächlich, dennoch bei der sorgfältigern Bearbeitung der spätern Abtheilungen, sowie überhaupt als reiche Sammlung brauchbarer Notizen und selbstgewonnener Urtheile und Ansichten, zu dem Besten gehört, was die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat. Seine „Gesch. der span. Poesie und Beredsamkeit“ erschien ins Span. übersetzt und sehr

vermehrt, von Jos. Gomez de la Cortina und Nic. Hugelbe de Molinedo (Madrid 1828, 3 Bde.). Unter f. kleinern Schriften, von denen der Vf. 1818 eine Auswahl veranstaltete, findet sich Manches, was wir den gepriesensten f. größern systematischen Werke vorziehen würden, namentlich ein kleiner Aufsatz, der die erwähnte Sammlung einleitet, und in welchem der Vf. mit rührender Offenheit und fast übertriebener Strenge gegen sich selbst von f. bisherigen literarischen Streben Rechenschaft gibt. B. starb den 9. Aug. 1828, nachdem er bis wenige Tage vor seinem Tode Vorlesungen gehalten. 50.

Bordich (J. Edw.), geb. 1794, Naturforscher im Dienste der afrikan. Gesellsch. zu London, machte sich durch f. Gesandtschaftsreise in das Land der Ashantis (s. d.), „Mission from Cape Coast Castle to Ashantee etc.“ (Lond. 1819, 4.), sowie durch f. Nachrichten über das afrikan. Binnenland und das portug. Afrika vortheilhaft bekannt. Im Auftrag jener Gesellschaft war er zuletzt beschäftigt, eine Charte vom Gambiaströme zu entwerfen; er befand sich seit 1823 am Gambia, und wollte nach Vollendung der Charte sich an den Folliba begeben, wohin ihn seine junge Gattin, eine geschickte Zeichnerin, zu begleiten entschlossen war; allein er wurde den 10. Jan. 1824 ein Opfer des sogenannten Gambiafiebers.

Boren, eine Art Faustkampf, der zu den Volkseigenthümlichkeiten der Engländer gehört. Es gibt Borer, die aus ihrer Fertigkeit ein Gewerbe machen, und für Bezahlung theils die Fehden Andre ausfechten, theils sich unter einander in einem Kreise von Zuschauern bekämpfen. Die Vorkunst besteht in der Fertigkeit, sich selbst zu decken und dem Gegner Stöße, besonders auf den Unterleib, mit der Faust beizubringen. Sie hat gewisse Regeln und Gebräuche, die allgemein beobachtet werden. So lange z. B. der Eine auf der Erde liegt, darf ihn der Andre nicht schlagen. Gewöhnlich sind die Kämpfer bis auf die Hüften entkleidet. Wer zuerst den Wunsch erklärt, aufhören zu wollen, ist der Überwundene. Diese britische Nationalkunst und die Meister in derselben hat Pierce Egan in f. Werke: „Boxiana, oder Skizzen des antiken und modernen Pugilismus“ (4 Bde., m. Kpfu., Lond. 1824), der Nachwelt überliefert.

Boydell (John), geb. zu Dorrington d. 19. Jan. 1730, hat durch f. großen Unternehmungen viel Einfluß auf die Fortschritte der Künste in diesem Lande gehabt. Er war selbst Kupferstecher, dann Sammler und Kupferstichhändler. Für f. berühmte Shakspeare's-Galerie ließ er alle große Maler und Kupferstecher seiner Zeit arbeiten. Er gab außerdem andre Sammlungen von Kupferstichen heraus, unter welchen sich die Galerie Houghton's auszeichnet, welche die Kaiserin Katharina an sich kaufte. Man verdankt ihm ferner ein Buch von hohem Interesse: „Liber veritatis“ (Lond. 1777, 2 Bde., Fol.), welches aus einem Facsimile des köstlichen Bandes besteht, in welchem Claude Lorrain Zeichnungen von allen f. Gemälden niederlegte, und dessen Original der Herzog von Devonshire besitzt. Von f. „Collection of prints, engraved after the most capital paintings in England“ (19 Thle., Lond. 1772 fg.) sind die beiden ersten Bände trefflich. B. genoß der höchsten Achtung, war Sheriff und Lord Mayor von London und starb den 11. Dec. 1804.

Boyardieu (Abrien), einer der beliebtesten franz. Operncomponisten, dessen heitere und lebhafte Musik auch in Deutschland gern gehört wird. Geb. den 16. Dec. 1775 zu Rouen, lernte B. vom 7. Jahre an bei dem dortigen Domorganisten Broche Musik. Um 1795 kam er nach Paris und machte sich durch Composition und Vortrag seiner Romanzen beliebt. Bald wurde er als Prof. des Pianoforte bei dem Conservatorium angestellt. In dieser Zeit schrieb er mehre Operetten, unter welchen „Ma tante Aurore“ und der „Khalif von Bagdad“ die bekanntesten sind. 1803 ging er nach Petersburg. Sein Ruf verschaffte ihm eine günstige Aufnahme, und er wurde vom Kaiser zum Hofcapellmei-

ster ernannt. Für das Theater von Eremitage schrieb er auch f. „Mline, Königin von Solfonda“ und die große Oper „Telemach“, welche Einige für seine beste Musik halten. 1805 kam er nach Paris; die politischen Ereignisse hielten ihn in Frankreich zurück, und er widmete sein Talent nun dem Théâtre Feydeau. Die beliebtesten Opern, die er seitdem geschrieben, sind: „La dot de Susette“; „Jean de Paris“ (1812), welche überall am meisten Glück gemacht hat; „Le nouveau seigneur du village“ (Der neue Gutsherr, 1813) und „La fête du village voisin“ (1816). Seine spätere Oper: „Le chaperon rouge“ (Rothkäppchen) hat lebendige Musik, erreicht aber den „Johann von Paris“ an Eigenthümlichkeit nicht. 1816 wurde B. Mitglied der Jury zur Prüfung der für die Oper bestimmten musikalischen Werke. Seine neueste Oper: „La dame blanche“, hat (1825) in Paris großen Erfolg gehabt. Die Eigenschaften seiner Compositionen sind: natürlicher, leichter Romanzengesang, glänzende Harmonie und Instrumentirung ohne Überladung, viel Fröhlichkeit, verbunden mit dem Talent zu charakterisiren. Als Instrumentalist hat B. verschiedene Solostücke für Pianoforte und Harfe geschrieben.

Boyen (Hermann von), ehemal. k. preuß. Kriegsminister, geb. 1771 in Ostpreußen, ward, da er seine Ältern (der Vater war Oberstlieutenant) als Kind verlor, von seiner Tante erzogen. Er trat 1783 bei einem in Königsberg stehenden Infanterieregimente als Freicorporal in Dienste, wurde 1788 Secondelieutenant und besuchte 3 Jahre hindurch die Kriegsschule in Königsberg (unter der Leitung eines sehr geachteten Mannes, des Mineurcapitains Rauch), sowie die Vorlesungen von Kant und Kraus. Bei dem 1794 durch Madalinski's Einfall in Südpreußen entstandenen Kriege ward B. erst von seinem Regimentschef, dem General Widau, und dann von dem General Günther, welcher ein besonderes Corps am Narew befehligte, zum Adjutanten gewählt, machte in diesem Verhältniß jenen Feldzug mit, in dessen Laufe er verwundet wurde, und kehrte als Premierlieutenant zu seinem Regimente zurück. Beim Ausbruch des Krieges 1806 ward B. im Generalstabe des Herzogs von Braunschweig angestellt. In der Schlacht von Auerstädt bedeutend verwundet, entzog ihn die Theilnahme achtungswerther Bewohner von Weimar der Gefangenschaft, sodaß er nach seiner Wiederherstellung im Februar 1807 zur Armee nach Ostpreußen gehen konnte. Er erhielt hier eine Anstellung im Generalstabe und ward zu dem russischen Corps, welches am Narew gegen Masséna stand, geschickt. Nach dem tilsiter Frieden ward B. 1808 Major und nahm an den Arbeiten einer militairischen Reorganisationscommission, unter dem Vorsitze des edeln Scharnhorst, Theil. 1809 wurde B. auf des Letztern Vorschlag Mitglied des neu errichteten Kriegsdepartements und erhielt 1810 den Militairvortrag im Cabinet des Königs. 1812 schienen die damals eingetretenen politischen Verhältnisse den Dienstaustritt B.'s nothwendig zu machen, und der König geruhte, ihm den Abschied als Oberster zu geben. B. benutzte seine Muße zu einer Reise nach Wien und Petersburg, von der er im Anfange 1813 nach Breslau, dem damaligen Aufenthalte des Königs, zurückkehrte. Bei dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich ward er wieder im Generalstabe angestellt und in das russische Hauptquartier nach Kalisch geschickt. Er begleitete dieses nach Sachsen und wohnte der Schlacht von Großgörschen bei. Bei dem Rückmarsch wurde B. nach Berlin gesendet, theils die in den Marken angeordneten Rüstungsmaßregeln zu beschleunigen, theils, insofern es nöthig werden sollte, für die Vertheidigung von Berlin Anstalten zu treffen. Als der Waffenstillstand aufhörte, ward B. Chef des Generalstabes bei dem 3. Armeecorps unter General Bülow; in dieser Eigenschaft machte er die Feldzüge von 1813 u. 1814 mit, wobei er im Laufe der Befreiung von Holland zum Generalmajor befördert wurde. Nach dem pariser Frieden 1814 erhielt B. die Stelle des Kriegsministers und wurde, nachdem Bonaparte von Elba in Cannes gelandet war, nach Wien berufen, von wo

er die Souverains durch das Elsaß und Lothringen nach Paris begleitete. 1818 wurde B. Generallieutenant und hielt sich während des Congresses in Aachen auf. Am Schlusse d. J. 1819 genehmigte der König seinen Wunsch, sich von den Geschäften in den Ruhestand zurückziehen zu dürfen. B. ist seit 1807 mit einer Tochter des Kammerassistentenrathes Bernet aus Ostpreußen verheirathet.

Boyer (Alexis), Baron, einer der ersten Wundärzte Europas, Prof. der äußern Klinik in Paris und Chirurgien en chef adjoint beim Hospital der Charité. Die ausübende Kunst verdankt ihm manche Instrumente, Maschinen und mechanische Hülfsmittel, die er erfand und verbesserte. Geb. d. 27. März 1760 zu Uzège in Limousin und 1779 fg. ein Schüler des berühmten Desault, hielt er schon von 1787 an Vorlesungen und begleitete Napoleon als erster Chirurg in seinen Feldzügen. Sein „Traité complet d'anatomie“ (4 Bde.) hat 4 Aufl. erlebt. S. „Traité des maladies chirurgicales et des opérations qui leur conviennent“ ist noch nicht vollendet. Die Krankheiten und die Heilungsmethoden beschreibt er umständlich. Ohne zu erzählen, wie es Andre machten, bestimmt er seine Weise und deren Nützlichkeit. Eine Zeitlang war er Mitarbeiter mit Roux und Corvisart am „Journal de médecine, chirurgie et pharmacie“; auch sind viele chirurgische Artikel im „Dictionnaire des sciences médicales“ von ihm. Als der König 1815 einen Bericht von den größten franz. Ärzten und Wundärzten über den Zustand der medicinischen und chirurgischen Lehranstalten im Reiche verlangte, wurde Boyer zum Mitgliede dieser Untersuchungscommission ernannt.

Boyer, Präsident der Republik Haiti in Westindien, ein zu Port au Prince geb. Mulatte, bildete sich in Frankreich, kämpfte dann als Bataillonschef im Revolutionskriege auf St.-Domingo gegen die Briten. Nach des Mulatten Beauveau Tode wurde er Brigadegeneral und befehligte die Mulatten unter dem General Rigaud. Zum Unglück der franz. Colonisten stand damals Toussaint-l'Ouverture an der Spitze der Neger wider die weiße Bevölkerung auf. B. kämpfte gegen Toussaint, war aber nicht glücklich. General Rigaud und B. mußten die Insel verlassen. Mit der Expedition des Generals Leclerc kehrte B. nach der Insel zurück, trennte sich aber bald von Leclerc und wurde das Haupt der Mulatten, verhielt sich aber nebst Pethion ruhig, um seine Kräfte zu sparen, indes der thätige, aber grausame Dessalines die Franzosen von der Insel vertrieb. Nach Dessalines's Tode wollte sein Nachfolger Christoph die republikanische Regierung zu Port au Prince ebenfalls unterjochen; allein mit Hilfe B.'s behauptete sich Pethion als Präsident im südwestl. Theile der Insel. Nach Pethion's Tode, 1818, durch dessen Empfehlung und die Wahl der Repräsentanten zum Präsidenten der Republik ernannt, vereinigte B., als Christoph 1820 umgekommen war, den ganzen ehemaligen franz. Theil von Haiti zu einer Republik, und bald darauf, 1822, besetzte er auch den ehemals span. Theil von St.-Domingo. (S. Haiti.) Seitdem regiert B. seinen Staat constitutionnell. Hitzig und ungestüm, aber beharrlich, ist B. zugleich höflich und bisweilen einnehmend im Umgange; dabei aufgeklärt, ein Freund der Wissenschaften und schönen Künste. Vorzügliche Sorgfalt widmet er dem Ackerbau und der Volkskultur. Er hat 1825 mit Frankreich den Vertrag abgeschlossen, durch welchen Haiti's Unabhängigkeit anerkannt worden ist, die versprochenen 150 Mill. Fr. Entschädigung aber noch nicht ganz entrichtet.

Boyle (Robert), ein berühmter englischer Naturforscher und Philosoph, geb. zu Lisimore in Irland 1626, der 7. Sohn des großen Grafen Richard von Cork, ging 1638 unter der Leitung eines unterrichteten Mannes nach Genf, wo er seine Studien mehre Jahre lang fortsetzte. 1641 reiste er nach Italien; 1642 befand er sich in Marseille, als er durch den Ausbruch der Rebellion in Irland in Geldverlegenheit gerieth, die ihm erst 1644 nach England zurückzukehren erlaubte.

Inzwischen hatte ihn der Tod seines Vaters in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt. Er zog sich auf ein Landgut in Stalbridge zurück, wo er sich besonders mit Physik und Chemie beschäftigte. Er war eins der ersten Mitglieder einer gelehrten Gesellschaft, welche sich 1645 bildete und anfangs u. d. N. eines philosophischen Collegiums ihre Versammlungen hielt, vor den bürgerlichen Unruhen nach Oxford flüchtete, und nach der Wiederherstellung der Regierung von Karl II. u. d. N. der königl. Gesellschaft bestätigt wurde. Robert Boyle beschäftigte sich zu Oxford mit der Vervollkommnung der Luftpumpe. Wie Bacon hielt er den Weg der Erfahrung für den einzig zuverlässigen, um die Wahrheit zu finden. Er gestand der Materie nur rein mechanische Eigenschaften zu. Jedes Jahr seines Lebens ward durch neue Versuche bezeichnet. Ihm verdankt man die erste genaue Kenntniß von der Einsaugung der Luft bei den Verkalkungen und Verbrennungen, und von der Zunahme des Gewichts der Metallkalke. Im Allgemeinen ist er der erste Führer Derer, welche die chemischen Erscheinungen der Luft studirten, der Vorläufer eines Mayow, Hales, Cavendish und Priestley gewesen. In allen seinen philosophischen Arbeiten zeigte er einen geraden, methodischen, nur auf die Erfahrung hingezogene Phantasie, welche in seiner frühern Jugend durch das Lesen des „Amadis von Gallien“ auf eine Weise geweckt worden war, daß der Einfluß davon stets sichtbar blieb. Schon von Natur war B. zur Schwermuth geneigt, und diese Stimmung ward durch mehre Ereignisse noch vermehrt. Besonders machten der Anblick der großen Carthause zu Grenoble, die Wildheit der Gegend, sowie das strenge einsiedlerische Leben der Geistlichen daselbst einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Zweifel, so sagt er selbst, habe, seine tiefe Schwermuth benutzend, seine Seele mit Schrecken erfüllt und ihm Zweifel gegen einige Hauptlehren der Religion eingelöst. Dieser Zustand war ihm so unerträglich, daß er versucht ward, durch einen freiwilligen Tod sich davon zu befreien. Nur die Furcht vor der Hölle hinderte ihn daran. Indem er sich im Glauben zu stärken suchte, fand er die bis auf ihn erschienenen Schriften zur Vertheidigung der Religion für seinen Geist nicht hinreichend. Um selbst die Werke, welche die Grundlage derselben sind, in der Urschrift kennen zu lernen, studirte er die orientalischen Sprachen, und verband sich mit Pococke, Thomas Hyde, Samuel Clarke, Thomas Barlow ic. Das Ergebniß dieser Studien war eine Überzeugung, die sich theils in theologischen Schriften, theils in wohlthätigen und großmüthigen Handlungen äußerte. Er stiftete öffentliche Lehrstunden, um neue Beweise für die Lehrsäge der christlichen Religion vorzutragen, und dieser B.'schen Stiftung verdanken wir die schönen Reden Samuel Clarke's über das Dasein Gottes. Er beförderte die Missionsanstalten in Indien und ließ die Bibel auf seine Kosten ins Iräländische und Galische übersetzen und drucken. Mit seinen religiösen Grundsätzen verband er die reinsten Sitten, eine seltene Bescheidenheit, Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit. Er starb zu London 1691 und ward in der Westminsterabtei beerdigt. Seine gesammelten Werke gab Birch in 5 Bdn. (London 1744, Fol.) zuerst heraus. — Seines Bruders Karl Sohn, John B., Graf Burlington und Cork, geb. den 2. Jan. 1706, heirathete 1728 Lady Hamilton, und schrieb histor. und philos. Bemerk. über das Leben und die Werke Swift's. Er starb den 16. Nov. 1762.

Braacke, eine durch Überschwemmung nach einem Durchbruche des Deichs entstandene große Vertiefung, gemeinlich nahe hinter dem hauptsächlichsten Deichdurchbruche. Wird die Braacke nicht weiter umdeicht, so pflügt sie Ebbe und Flut zu haben und sich dann in einer Reihe von Jahren allmählig zuzuschlammern. Dies ist natürlich weit langsamer der Fall, wenn der hergestellte Deich die eingetiffene Braacke vom Außendeichslande trennt. — Braackmann heißt der Eigenthümer des Landes, in dem die Braacke eingetiffen ist.

Brabant, das Herzogthum, eine der wichtigsten Provinzen der Niederlande, grenzt im N. an Holland und Geldern, im W. an Seeland und Flandern, im S. an Hennegau und Namur, im D. an Lüttich und Geldern. Die alten Herzoge von Brabant übten ein großes Ansehen über die Regenten der benachbarten belgischen Staaten aus, und in der Periode der spanischen und hernach der österreichischen Regierung behaupteten die Deputirten von Brabant den ersten Platz in der allgemeinen belgischen Ständeversammlung, stimmten auch zuerst ab. Weil ein Theil von Brabant, und zwar der größere, der östr. Souverainetät, und der kleinere der Souverainetät der vereinigten Niederlande angehörte, so nannte man ersteres das spanische oder österreichische, und letzteres das holländische oder Staatsbrabant. Der südliche Theil Brabants heißt der wallonische. Die dortige gemeine Landessprache ist ein verdorbenes Französisch; im nördlichen Theil ist solche das Flämische. Die vornehmern Classen der Brabanter reden allgemein rein Französisch. Vormals war Brabant in 4 Quartiere eingetheilt: Löwen, Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch. Beide erstere nebst einem Theile des dritten waren österreichisch, und das übrige den Generalstaaten der Niederlande unterworfen. Ganz Brabant begriff in sich 28 Städte und 700 Dörfer. 1746 eroberten die Franzosen das östr. Brabant, gaben es aber 1748 im aachner Frieden zurück. Abermals eroberte Frankreich solches 1794 und behielt dasselbe im Frieden von Campo Formio (1797) und im Frieden von Luneville (1801). Das nördliche östr. Brabant hieß nun das *Départ. de deux Nethe*, das südliche *de Dyle*. 1810 vereinigte Frankreich auch das holländische Brabant mit seinem Reiche und bildete aus demselben mit einem Theile von Geldern das *Départ. des bouches du Rhin*. Vor der franz. Revolution hatte das östr. Brabant seine eignen Stände: 2 Bischöfe, 11 Äbte, die Herren der Herrschaften (Baronien), und 7 von den Magistraten zu Brüssel, Löwen und Antwerpen erwählte Deputirte. Zwischen dem Monarchen und den Staaten von Brabant und Limburg bestanden gewisse Compactate, *Joyeuse entrée* (der fröhliche Einzug) genannt, kraft deren die Stände jener Lande nicht bloß an der Gesetzgebung, sondern auch an der Gesetzwollziehung Antheil hatten. Die Privilegien dieses Theils der Niederlande wurden einst so hoch geschätzt, daß manche Ehefrauen aus andern Provinzen in Brabant oder Limburg Wochenbette hielten, um ihren neugeborenen Söhnen das Indigenat dieser Lande zu verschaffen. Während der Regierung des Kaisers Joseph II. entstand ein großer Streit über die Auslegung der *Joyeuse entrée* mit den Ständen von Brabant und Limburg, deren heftiger Widerstand die Aufhebung der Stände zur Folge hatte. Diese Provinzialstände versammelten sich aber außerordentlich und sprachen kühn die Trennung Brabants von der Landeshoheit des Hauses Östreich aus. Nach dem Tode Josephs II. machte Leopold II. den damaligen Streitigkeiten durch Herstellung der alten Vorrechte ein Ende. Jetzt bildet Brabant, in Folge des pariser Friedens von 1814 und der Beschlüsse des wiener Congresses, einen Haupttheil des neuen Königreichs der Niederlande und besteht aus den 3 niederländ. Provinzen: 1) Südbrabant (62 □M., 490,000 E.), mit Brüssel (Hauptst.), Löwen, Diest, Urschot, Tirlemont, Nivelles, Wavre, dem Meierhofe Quatrebras, Neerwinden, Ligny, Waterloo; 2) Nordbrabant (96 □M., 340,000 E.), mit Herzogenbusch (Hauptst.), Breda, Eindhoven, Bergen op Zoom u. a. m.; 3) der Markgrafschaft Antwerpen (48 □M., 330,000 E.), mit der ehemal. Herrlichkeit Mecheln. Nordbrabant ist mit Moor, Heide und Wald bedeckt. Im Ganzen ist Brabant reich an Getreide, besonders an Weizen, aber auch an Hopfen und Flachs. Selbst in gemeinen Kornjahren bringt es mehr Getreide hervor, als die Bevölkerung verzehren kann. Auch sind die Tuch- und Spitzenmanufacturen ansehnlich. Eine Menge Canäle erleichtern den inländischen Handel, und der auswärtige hat seit der Öffnung der Schelde zugenommen. Südbrabant schießt 8,

und Nord- oder das vormalige Staatenbrabant 7 Deputirte zu den Generalstaaten des Königreichs.

Brach heißt, im Ackerbau, ungepflügt, ungebaut, ruhend. Wie die thierische Natur, glaubt man, bedürfe auch die Getreide tragende Erde einer Ruhe zur Aufrechthaltung ihrer hervorbringenden Kräfte. Man läßt deshalb ein Ackerfeld, nachdem es einige Jahre Getreide getragen, ein Jahr unbesäet, wo es alsdann, sich selbst überlassen, Gras, auch Klee hervorbringt. Durch die Verwesung der Klee- oder Graswurzeln sammelt das Land neue Kräfte (Dammerde) und trägt dann mit weniger oder gar keiner Düngung wieder Getreidefrucht. Wo es jedoch nicht an dem nöthigen Dünger fehlt, bedarf es der Brache nicht. An einigen Orten läßt man den Acker auch brach liegen, um ihn als Grasland zu benutzen. In Niedersachsen heißt es dann Dreesche. — **Brachen** heißt ein brachgelegenes Feld zum ersten Male wieder pflügen, es stürzen; in manchen Gegenden wird es für brach liegen lassen genommen. Beim Weinbau bedeutet es: vom Unkraut reinigen. — **Brachmonat** ist der sechste des Jahres, der Sommermonat, Junius, weil man in demselben zu brachen pflegt.

Brachmānen, s. *Gymnosophisten*.

Brachmān (Louise Karoline), geb. den 9. Febr. 1777 zu Rochlitz, wo ihr Vater, dessen gebildeter Geist auf seine Tochter zuerst einwirkte, Kreissecretair war, zeigte schon früh Talent zur Poesie. In Weisensfeld, wohin ihr Vater 1787 versetzt worden war, machte Louise in dem v. Hardenberg'schen Hause die Bekanntschaft des Dichters Novalis (s. *Hardenberg*), durch den sie für das Höhere erweckt und begeistert wurde. Die Romantik des Mittelalters zog sie besonders an. Von Novalis an Schiller empfohlen, trat sie, unter dem Namen Louise, zuerst in Schiller's „Musenalmanach für 1799“ als Dichterin auf. Seit 1803 lebte sie, nach dem Tode ihrer Ältern, erst in Jena, dann meistens in Weisensfeld, mit schriftstellerischen Arbeiten („Gebichte“, 1800, n. A. 1808; Novellen und kleine Romane; Beiträge zu Taschenbüchern, zu Kind's „Harfe“ etc.) beschäftigt. Zartheit, Tiefe des Gefühls und eine sanfte Melancholie zeichnen die romantisch-epische Dichtungen dieser Sängerin der Liebe, zumal der unglücklichen, aus. 1820 schrieb sie „Schilberungen aus der Wirklichkeit“. Getäuscht in manchen Lebenshoffnungen, endigte sie den 17. Sept. 1822, bei einem Besuch in Halle, ihr Leben freiwillig in der Saale. (S. ihre Biographie vor dem 1. Bde. ihrer „Ausgewählten Dichtungen“, Leipz. 1824, vom Prof. Schüz.)

Brachygraphie, die Kunst, mit Abkürzungen zu schreiben; die Schnell-schreibekunst ist gleichbedeutend mit Stenographie oder Tachygraphie. — **Brachylogie** ist die Kunst, kurz und gedrängt zu reden; zugleich der Fehler in der Schreibart, wenn man durch gezwungene Kürze dunkel wird. Es wird in der Musik gebraucht, wenn in einem langsamen Gesange eine geschwinde Stelle vorkommt. — **Brachykatalektisch** heißt in der Dichtkunst ein Vers, an welchem eine Sylbe oder ein Fuß fehlt.

Bracteaten, Hohl Münzen, Blechmünzen, sind Münzen von Gold- oder Silberblech mit unformlichen Bildern, welche nur auf Einer Fläche gestempelt sind und daher das Gepräge von der einen Seite erhaben und von der andern hohl darstellen. Am wahrscheinlichsten bleibt, daß diese so häufigen Münzen unter Otto's I. Regierung, als die Silberbergwerke des Harzes das beliebteste Tauschmittel in Menge gaben, in jener Gegend entstanden und von dort aus in alle die Länder sich verbreiteten, wo römisches Geld noch nicht gekannt oder in Menge verbreitet war. Daher möchten wol italienische, spanische, englische Bracteaten nicht gefunden werden. Als ursprüngliche Form ahmte man die byzantinischen Goldmünzen nach, die gerade um jene Zeit an Dicke verloren, was sie an Ausdehnung gewonnen hatten, mit dem Unterschiede, den die größere Weichheit des Silbers zuließ

denn goldene und kupferne Bracteaten gehören wol nur der spätern Zeit an. Der Name Bracteate weist selbst auf Byzanz hin (nach Isidor von *βραχτεῖν*, raufchen, daher bracteatus, ein Stückchen Raufschgold), denn der urkundliche aus der Zeit, wo sie im Umlaufe waren, ist denarius, moneta, obolus, panningus. Bei der Unförmlichkeit der meisten wird man sich schwer überzeugen können, daß sie, wie Mader annahm, ein merkwürdiges Zeichen des sich regenden deutschen Kunstgeistes seien. Zunächst dienten sie als Aufgeld beim Waarentausche und wurden, theils ihrer Zerbrechlichkeit wegen, theils um den Präguschag recht oft zu gewinnen, sehr häufig umgeschlagen. Man trug sie in eignen steifen rindsledernen Taschen und schätzte sie nach dem Gewichte. In zierlichem ahmte man später unter Heinrich II. die Majestätsiegel nach, doch blieb in den Ländern, wo römische Münze im Umlaufe gewesen war, einer Form, die jener sich näherte, immer beliebter. Die Tournosenform, die von diesen Ländern ausging, verdrängte bald, als mit zunehmendem Handel und allgemeiner Bearbeitung der entdeckten Bergwerke die Masse der edeln Metalle sich mehrte, diese gebrechlichen Münzen, die für die Geschichte vieler Gegenden von vorzüglichem Werthe sind. Sehr gute Abbildungen von einer reichen Bracteatenammlung, welche die Originale beinah ersetzen können, findet man in W. G. Becker's „Zweihundert seltenen Münzen des Mittelalters“ (Dresden 1813, 4.). In neuern Zeiten hat man ältere seltene Bracteaten, oft mit sehr verwirrenden Abweichungen, nachgeschlagen und das Studium dieser Münzen dadurch sehr erschwert.

Bradley (James), geb. 1692 zu Shirborn in England, Astronom, hatte zu Oxford Theologie studirt und ward als Pfarrer angestellt; allein seine Neigung zur Astronomie zog ihn bald von dieser Laufbahn ab. Ein Oheim unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Mathematik; eigner Fleiß brachte ihn weiter, und 1721 ward er Professor der Astronomie zu Oxford. Sechs Jahre darauf (1727) machte er seine Entdeckung über die *Abirung des Lichts* (s. d.) bekannt. Aber so bedeutend auch die Genauigkeit in den astronomischen Beobachtungen durch diese Entdeckungen befördert, und so genau die Abweichungen bestimmt wurden, so entgingen die noch bleibenden, wiewol sehr geringen Unterschiede B.'s Beobachtungsgeiste nicht. Er verfolgte sie 18 Jahre lang mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit und fand endlich, daß man sie vollkommen erkläre, wenn man der Erdsache eine geringe schwankende Bewegung beilege, welche während der Umlaufzeit der Mondknoten, d. h. in 18 Jahren, vollendet werde. Er nannte diese Erscheinung das *Wanken der Erdsache* (*Nutation*, vgl. *Wanken der Erdsache*) und machte die daher entstehende scheinbare Bewegung der Fixsterne mit ihren Gesetzen 1748 in den *Transactions* („*Philos. transact.*“, n. 785) bekannt. D'Alembert hat nachher durch Rechnung die physische Ursache dieses Wankens nach der Theorie der allgemeinen Anziehung aufgestellt. Durch beide Entdeckungen ist es erst möglich geworden, die gehörige Genauigkeit in die Tafeln über die Bewegungen der Himmelskörper zu bringen. Schon 1726 hatte B. in einer Abhandlung gezeigt, wie man vermittelst der Verfinsterung des ersten Jupiterstrabanten die Längen messen könne. 1741 erhielt er, nach Halley's Tode, den Posten eines königl. Astronomen und bezog die Sternwarte von Greenwich. Hier verlebte er den Rest seiner Tage ohne andern Verkehr als mit dem Himmel, und sammelte 13 Bände Fol. von seinen eignen Beobachtungen, die er im Manuscripte hinterließ. Von diesen erschien 1798 der 1. Bd. durch Horesby: „*Astron. observat. made at the observat. at Greenwich 1750—62* (Oxford 1805, 2 Bde., Fol.). Aus dieser reichen Fundgrube hat man Tausende von Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gezogen, die, geschickt mit einander verbunden, in alle unsere astronomischen Tafeln Genauigkeit gebracht haben. Hier schöpfte Mayer die Elemente seiner be-

ehämten Mondtafeln. B., der so viel für die Wissenschaft that, war zugleich bescheiden, wohlthollend, menschlich und großmüthig. Er starb am 13. Juli 1762, 70 Jahre alt.

Braga, s. Nordische Mythologie.

Braganza, s. Portugal.

Brahm, einer der größten Kunstfänger Englands und unserer Zeit überhaupt. Seine Tenorstimme ist an Kraft, Umfang und Diegsamkeit einzig. Seine Stimmleiter enthält gegen 19 Töne, denen er fast jeden Grad der Stärke zu geben weiß, und er hat sein Falsett (von D bis A) so ganz in seiner Gewalt, daß es beim Auf- und Absteigen der Scala kaum möglich ist, zu unterscheiden, auf welchem Tone dasselbe die natürliche Stimme ablöst. Seine Intonation ist hinsichtlich der Quantität und Qualität des Tons vollkommen zu nennen, und sein Ton nimmt leicht den Charakter des Zustandes an, den er ausdrücken soll. Seine Articulation ist ebenso vortrefflich, nicht eine Sylbe geht dem Zuhörer verloren; daher er auch im Recitativ Meister sein kann. Unglaublich ist die Beweglichkeit seiner Kehle, seine Fertigkeit im Tonlaufen, wo auch sein Ton reiner ist als anderswo, und der Vocal unverändert bleibt. Er fliegt durch den ganzen Umkreis seiner Stimme leicht dahin, macht die kühnsten Sprünge von den höchsten zu den tiefsten Tönen und chromatische Läufe mit unglaublicher Fertigkeit. Der Zuhörer wird nie durch Furcht des Mißlingens gestört, und es ist daher gar wol zu erklären, wie eine Fähigkeit, die ihrem Besizer ein so unbegrenztes Vergnügen gewähren muß, oft mit verschwenderischer Freigebigkeit angewendet wird. B. geht in jede Composition mit einem glühenden Gefühle ein, das ihm die lebhaftesten Farben verleiht und alle seine natürlichen Mittel in Bewegung setzt. Er steht immer unter dem Einflusse des Enthusiasmus, und s. Imagination ergießt sich mit verschwenderischer Fülle über Empfindung und Leidenschaft, über Melodie, Ausdruck und Verzierungen. Aber eben hier ist es, wo er die Grenzen der Kunst überschreitet und oft mehr Erstaunen als Wohlgefallen erweckt, oft ebenso sehr abstößt als ergötzt und nur allzu häufig die Zusammenwirkung zerstört. Im Besondern entstehen hieraus jene unbeschreiblich widrigen und gezwungenen Töne, jene plötzlichen Unterbrechungen, gewaltsamen Ausfälle und unmaßigen Anhäufungen von Noten, welche den Gesang entstellen und die Vermischung des Kirchen-, Theater- und Concertstils (in welchen allen er abwechselnd zu singen hat). B.'s Beispiel ist nicht ohne Folgen geblieben, denn das ganze Königreich ertönt von den Gesängen seiner Nachahmer, und eine Generation muß vorübergehen, ehe der falsche Geschmack, welcher durch B.'s Verirrungen in jedem Winkel Englands fortgepflanzt wird, vertilgt werden kann. Obgleich also B. einer der größten Sänger ist, welche vielleicht irgend eine Zeit hervorgebracht hat, so dürften doch im Einzelnen schwerlich so vielseitige Mittel und so seltsam glänzende Fehler in einem und demselben Künstler vereint gefunden worden sein. Er singt am Drurylane-Theater; auch ist er Componist, z. B. der Oper: „Das Cabinet“, wo er, wie meistens, die Hauptpartie hat. 44.

Brahe, s. Tycho de Brahe.

Brailow (Braila), eine wichtige türkische Festung in der Walachei auf dem nördl. Donauufer, mit 30,000 E., die stets ein Pascha von 3 Rosschweifen commandirt, im türkischen Militärdistricte dieses Fürstenthums, welcher ungefähr so, wie die sogen. Militärgrenze von der östr. Regierung an der türk. Grenze, organisiert ist. Die Festung liegt an der Einmündung des Sereth in die Donau, welche sich dort in 6 Arme theilt, die ein zwischen den Russen und Türken neutrales Land umfassen. Einer derselben bildet den Hafen der Stadt. Von hier wird viel walachisches Getreide nach Konstantinopel verschifft, auch ist der Haufensfischfang im schwarzen Meere dort sehr bedeutend. Am 19. Juni 1828 nahmen die Russen diese Festung mit Capitulation.

Brake, s. Braacke. — Brakebeich, ein von Stuten durchbrochener Deich.

Brakenburg (Regner), ein niederländischer Maler, der viele sog. Genrebilder, z. B. Bauernscenen, Familienstücke, malte, und besonders die Freuden des Weins und der Liebe in ihnen darstellte. Er war geb. zu Harlem 1649 und starb, man weiß nicht wann, in Friesland. Seine Darstellungen haben volle Naturwahrheit.

Brama, in der indischen Mythologie, das erste unter den 3 ersterzeugten göttlichen Wesen, die Personification der schaffenden Kraft des Ewigen. Brama heißt die Wissenschaft der Gesetze, und mit Recht gibt man dem als Schöpfer verehrten Wesen diesen Namen, weil er die ganze Schöpfung nach den Gesetzen der Natur ordnete. Außerdem ist er der Gott des Schicksals, der zwar nach dem Willen des ewigen Gottes, welcher seine unwandelbare Nichtschnur ist, die von demselben angefangene Schöpfung fortsetzt und allen Geschöpfen das Dasein gibt, zugleich aber auch die Zeit und das Alter dieses Daseins bestimmt, und nicht allein das Leben, sondern auch den Tod gibt. Man glaubt, Brama sterbe nach gewissen großen Perioden und werde dann wieder lebendig, ja nach Andern stirbt er alle Jahre ein Mal. Unter den Thieren ist ihm der Schwan gewidmet. Er wird auch als Verfasser der Vedas und als Gesetzgeber und Lehrer Indiens betrachtet. Abgebildet wird er mit 4 Köpfen und ebenso viel Armen. Seine Verehrung — Bramanismus — wird daher als die älteste der indischen Religionen angesehen. (S. Majer, „Die Religion des Brama“, 1818.)

Bramanen oder Braminen, die Genossen der ersten und vornehmsten Kaste der Hindu. Nur sie sind fähig, Priester zu werden. Die Braminen sind aus Brama's Gehirn entsprungen, welcher ihnen die Pflichten auflegte, den Veda (die heiligen Bücher) zu lesen, und Andre zu lehren, zu opfern, Andern beim Opfern beizustehen, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und wenn sie arm sind, Geschenke zu nehmen. Ihnen ist ein außerordentliches Ansehen beigelegt. Ein Bramine, er sei gelehrt oder unwissend, ist eine mächtige Gottheit. Ein König soll die Braminen nie dadurch zum Zorn reizen, daß er ihr Geld einzieht, denn sind sie erzürnt, so können sie ihn augenblicklich durch Opfer und Flüche, sammt seinen Truppen, Elefanten, Pferden und Wagen, ins Verderben stürzen. Schon von seiner Geburt her ist ein Bramine selbst bei den Göttern ein Gegenstand der Verehrung; was er aber dem menschlichen Geschlechte verkündigt, ist entscheidender Ausspruch. Auf der Erde gibt es kein größeres Verbrechen als einen Braminen zu tödten; und wäre er auch aller Verbrechen überführt, so darf ihn der König doch nur aus dem Reiche verbannen, ohne sein Vermögen einzuziehen oder seinen Körper zu beschädigen. (Vgl. Hindus.)

Bramante von Urbino (Francesco Lazzari), nebst Brunelleschi der eigentliche Wiederhersteller der Baukunst, geb. zu Castel Duranti im Gebiete von Urbino gegen 1444, beschäftigte sich anfangs mit der Malerei, aber sein entschiedenes Talent für die Architektur gewann bald die Oberhand. Zunächst ging er nach Mailand, dessen Dom ihn unablässig beschäftigte. Papst Alexander VI. ernannte ihn zu seinem Architekten, und Julius II. zum Intendanten seiner Gebäude. Auf Befehl des Letztern verband er das Belvedere mit dem vaticanischen Palaß. Er bewog den Papst, die Kirche von St. Peter niederreißen und durch eine prächtigere ersetzen zu lassen, die nicht ihres Gleichen auf der Welt haben sollte. 1513 ward nach dem Plane des B. der Grund zu jenem Bau gelegt, der noch heute als das größte Werk der neuern Baukunst bewundert wird. B. starb 1514, ohne das Ende seines Werks zu sehen. Man hatte dasselbe mit unglaublicher Schnelligkeit begonnen; aber seine Nachfolger, Rafael, Julius von San Gallo, Peruzzi und Michel Angelo, änderten den ersten Plan und ließen von B.'s Arbeit

ten nichts stehen als die Bogen, welche den Thurm der Kuppel tragen. Seine erst 1756 aufgefundenen Schriften sind theils in Prosa, theils in Versen, und in demselben Jahre zu Mailand erschienen.

Bramarbas, ein Grofsprecher, ein Mensch, der, um sich geltend zu machen oder Andre in Furcht zu jagen, mit Thaten prahlt, die er nie ausgeübt hat und deren er unfähig ist. Der Ausdruck kommt von einer so benannten Person dieses Charakters in einem von Holberg's Lustspielen her.

Brand (medicin.), das Absterben eines Theils des organischen, besonders des thierischen Körpers. Die nächste Ursache davon ist das Erlöschen der Empfindung (das gänzliche Sinken der Nervenkraft) eines Theils, daher nervöse Entzündungen so leicht in Brand übergehen, und nervöse Fieber eher tödtlich werden als andre. (S. Fieber.) Von dem Gegensatz der Empfindung und der Reizbarkeit, oder mit andern Worten, von dem belebenden Einflusse der Nerven auf das Blutgefäß hängt die Thätigkeit des lebenden Organs, das Bestehen desselben in organischer Form, gänzlich ab; allein beide stehen auch in beständiger Wechselwirkung zu einander. Nach Ackermann nimmt das Nervensystem seinen Ursprung aus dem Arterien-system, und Sömmerring hat durch die genauesten anatomischen und physiologischen Untersuchungen dargethan, daß die Nerven von dem sie umgebenden Arterien-netze ernährt werden, indem die feinsten Endungen desselben eine Feuchtigkeit aushauchen, welche als das Mittel des eigentlichen Nervenfluidums angesehen werden müsse. Aus dieser Wechselwirkung beider Systeme auf einander sind die Erscheinungen bei dem Brande erklärbar. Ist die Nervenkraft eines Theils oder Organs aus irgend einer Ursache gänzlich gesunken, so hört auch ihr belebender Einfluß auf das Gefäßsystem desselben auf, die Empfindung dieses Theils erlischt, die Ernährung desselben stockt und wird endlich ganz vernichtet, d. h. der Theil stirbt ab. In den meisten Fällen entsteht der Brand: 1) Als Folge der Entzündung, und zwar ist die nervöse Entzündung, bei welcher das den Nerven selbst umgebende Arterien-gewebe ergriffen ist, am meisten geneigt, in Brand überzugehen, wahrscheinlich weil die Absonderung des Nervenfluidums dabei unterdrückt ist, und die Erhöhung der Reizbarkeit eine Erniedrigung ihres Gegensatzes, der Empfindlichkeit oder Empfindung, zur Folge hat, deren gänzlich Erlöschen alsdann auch das Sinken der Reizbarkeit oder das Absterben der Arterie nachsichzieht. Andre Entzündungen können zwar auch den Brand erregen, doch nur dann, wenn sie durch ihre große Heftigkeit bis zu nervösen Gebilden sich fortpflanzen und diese ergreifen, oder wenn die Empfindlichkeit eines Organs schon geschwächt und herabgesunken ist, z. B. bei durch Ausschweifungen oder übermäßige Anstrengung geschwächten Menschen. 2) Vom Mangel des Zuflusses des arteriellen Bluts, z. B. wenn eine bedeutende Arterie verletzt oder zusammengeedrückt wird. Ferner 3) wenn von großer Lebensschwäche die Empfindlichkeit bis auf Null herabsinkt. So entsteht bei sehr alten Personen nicht selten der Brand an den Fußzehen von selbst, indem an diesen entfernten Theilen die Nervenkraft zuerst erlischt, wozu wahrscheinlich auch die in der Abnahme befindliche Reizbarkeit und die daher schwächere Thätigkeit des Arterien-systems mit beiträgt. Endlich ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß es gewisse Einwirkungen und Substanzen gibt, welche unmittelbar die Empfindung ergreifen, die Nervenkraft so schwächen, daß sie plötzlich oder allmählig unterliegen muß. Ansteckende Gifte z. B. erregen das Nervenfieber als Typhus, das sich mit allgemeinem oder örtlichem Brande tödtlich endet. Meistens geht dem Brande eine örtliche Entzündung voran. Ehe der Brand selbst eintritt, steigt gemeiniglich die Entzündung auf den höchsten Grad, die Schmerzen werden brennend und stechend, der Theil wird dunkelroth. Diesen Punkt der Entzündung, wo sie im Begriff ist in Brand überzugehen, kann man den heißen Brand, Gangrän, nennen, im Gegensatz zu dem ausgebildeten, welchen man

beßhalb auch den kalten (sphacelus) nennt. Plötzlich lassen die Schmerzen nach, der Kranke fühlt sich scheinbar besser (besonders bei innern Entzündungen, wo man den angegriffenen Theil nicht sieht); allein der Puls wird klein, weich und schwach. Bei äußern Theilen sieht man, daß die Geschwulst ihre Röthe und Spannung verliert, dagegen bleifarbig, grau und endlich schwarz wird. An dem brandigen Theile entstehen Blasen von dem Absondern des Oberhäutcheus, welche zuweilen mit wässeriger, zuweilen auch mit blutiger Feuchtigkeit angefüllt sind. Der vom Brande ergriffene Theil wird endlich kalt und verhält sich als todte Masse. Das Lebende sucht das Fremdartige abzustossen, wenn noch Lebenskraft genug da ist, oder diese hinlänglich unterstützt wird. Um den brandigen Theil herum bildet sich in diesem Falle eine Grenze, welche der Brand nicht überschreitet; eine von den noch lebenden und entzündeten benachbarten Theilen bewirkte Eiterung stößt das Abgestorbene von sich. Ist aber die Lebenskraft zu schwach hierzu, so kriecht der Brand weiter und verbreitet seine verderbliche Wirkung über das ganze Nervensystem. Es scheint, als wenn von dem todten faulenden Theile sich ein lähmendes Gift auf dasselbe verbreite, welches bald seine schwächende Wirkung darauf zeigt, indem der Kranke unter stets zunehmender Schwäche mit Ohnmachten, Irrededen und andern Nervenzufällen dem Tode entgegengeht. Bei schwacher, ungesunder, kachektischer Leibesbeschaffenheit ist der Brand allemal gefährlicher; an innern Eingeweiden ist er fast immer tödtlich. Stellen sich bei dem Brande Zufälle eines verletzten Nervensystems ein, so ist er ebenfalls beinahe immer tödtlich. H.

Brandaffecuranz, s. Feuerversicherung.

Brandeln, Bränder oder Zünder, auch Brand- oder Schlagrohr, s. Bomben.

Brandenburg. Vormals lebten in diesem Landstriche die Sueven (s. d.). Unter ihnen hatten die Semnonen in der heutigen Mittelmark, und die Longobarden in der Altmark ihren Sitz. Im J. 5 nach Chr. wurden die Longobarden genöthigt, über die Elbe zu gehen, aber bald nachher von Marbod, dem Könige der Markomannen, welcher damals Böhmen beherrschte, zurückgedrängt. Nachdem sie sich darauf im J. 19 in den Schutz des Cheruskers Hermann begeben hatten, theilten sie, während der ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung, das Schicksal der übrigen norddeutschen Völkerschaften, verließen bei der großen Völkerwanderung, nebst den Semnonen, ihr Vaterland und stifteten das lombardische Reich in Italien. In die verlassenen Länder rückten Wenden oder slawische Völker, von denen die Wilzen die vornehmsten waren. Diese bauten mehre Städte, unter denen Brannibor (Brennabor, Brandenburg) sich auszeichnete. Sie wurden mit den Franken und Sachsen in der jekigen Altmark (die zu Ostfalen oder Ostsachsen gehörte) in Kriege verwickelt und geriethen nachher (789) nebst diesen unter die Botmäßigkeit Karls des Großen, machten sich jedoch unter seinen Nachfolgern wieder unabhängig und beunruhigten (902) Sachsen und Thüringen durch häufige Einfälle. Endlich unterjochte Heinrich, König der Deutschen, die Wenden, überwand die Heveller an der Havel, die Retharier in der Uckermark, und eroberte Brannibor. Zur Beschützung der sächsischen Grenze wurden (931) besondere Grafen zu Soltwedel (Salzwedel) eingesetzt, welches die ersten Markgrafen von Nordachsen oder von der wendischen Mark waren. Die Markgrafen Gero und Dietrich besiegten zwar die unruhigen Wenden, doch erneuerten sich die Kriege mit abwechselndem Glücke. Seit 1056 hießen die Markgrafen von Nordachsen (der jekigen Altmark) auch Markgrafen von Stade, seitdem jene Mark an die Grafen von Stade gekommen war. Graf Udo war von diesen der Erste, und Udo IV. (st. 1130) der Letzte. Über 300 Jahre hatten die Kriege der Wenden mit den Deutschen an der Elbe gewährt, als Kaiser Lothar (1134) Albrecht den Bär, Grafen von Askanien, mit der Nordmark belehnte. Albrecht machte

der Herrschaft der Wenden in diesen Gegenden ein Ende und nannte sich zuerst Markgraf von Brandenburg. Er bemächtigte sich der Mittelmark, Prieegnitz und Uckermark, versetzte deutsche adelige Familien in die Marken, zog viele Rhein- und Niederländer als Ansiedler dahin, und legte Berlin entweder selbst an oder machte es zur Stadt, sowie ihm auch Stendal und andre Orte ihren Ursprung verdanken. Sein Sohn, Otto I., folgte in der Markgrafschaft Brandenburg und war der erste bekannte Erzkämmerer des h. römischen Reichs. Seine Enkel, Johann I. und Otto III., eroberten die vorher verlorene Uckermark, einen Theil der Neumark, Lebus und das Land Sternberg, legten neue Städte an, z. B. Frankfurt, und regierten mit Ruhm. Die Markgrafen Hermann und Otto IV. (Kurfürst, genannt: mit dem Pfeile) erwarben durch Kauf 1303 fg. die Niederlausitz. Der kriegerische Waldemar aus dem Hause Anhalt (1308), der während der Minderjährigkeit Johanns des Erlauchten regierte und nach dessen Tode die Mark erbt, war unter allen ältern Markgrafen von Brandenburg der mächtigste. Mit dem Tode seines Nachfolgers, des Markgrafen Heinrich (1320), erlosch der askanische oder anhaltische Stamm. Das kaum an bürgerliche Ordnung gewöhnte brandenburgische Volk verwilderte in dem nun folgenden stürmischen Zeitraume des Pseudo-Waldemar's (Müller Rehbock) und antretet Fehden.

Kaiser Ludwig IV. von Baiern ertheilte 1322 seinem ältesten Sohne Ludwig die Mark Brandenburg. Dieser mußte lange um den Besitz des Landes mit den benachbarten Fürsten und mit übermüthigen Vasallen kämpfen. Seine Heirath mit Margarethe Maultasch, die ihm Tirol zubrachte, entfremdete ihn dem Interesse Brandenburgs, welches er 1349 seinem Bruder, Ludwig dem Römer, als Mitregenten und später ganz überließ. Dieser nahm wieder seinen Bruder Otto zum Mitregenten an, welcher nach Ludwigs Tode alleiniger Kurfürst wurde und mit Kaiser Karl IV. und dem luxemburgischen Hause eine Erbverbrüderung schloß, wodurch Letzterer das Recht der Nachfolge in der Kurmark erhielt und hernach, da Otto selbst ein träger und verschwenderischer Regent war, Antheil an der Regierung bekam. Nun verkaufte Otto dem Kaiser 1368 auch die Niederlausitz, welche dieser mit Böhmen vereinigte und endlich Otto 1373 nöthigte, die Kurmark völlig abzutreten, wofür ihm Karl IV. 200,000 Goldgulden zu bezahlen versprach und einen Jahresgehalt nebst einigen Schlössern in der Oberpfalz zusicherte. Der Kaiser belehnte seinen Sohn Wenzel, König von Böhmen, mit der Kur Brandenburg. So bekam diese 1373 Kurfürsten aus dem luxemburgischen Hause. Als Wenzel römischer König geworden war, gab Karl IV. die Kurmark seinem zweiten Sohne Siegmund. Unter der Regierung dieses 11jährigen Fürsten gerieth die Mark in große Verwirrung. Der Adel, der ihn verachtete, bekriegte sich unter einander, besonders war es die Familie von Quisow, welche die größten Unordnungen sich erlaubte; die angrenzenden Fürsten thaten ungescheut Einfälle, und die öffentliche Sicherheit wurde gänzlich zerstört. Siegmund häufte am Ende eine so große Schuldenlast zusammen, daß er 1388 die Kurmark seinem Vetter, dem Markgrafen Jobocus (Jobst) von Mähren, zum Unterpand überlassen mußte. Jobst konnte der innern Zerrüttung des Landes so wenig wie sein Statthalter Anhalt thun. Nach seinem Tode (1411) fiel die Kurmark an den König Siegmund, der eben zum Kaiser erwählt worden war, zurück. Siegmund setzte nunmehr den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI., aus dem Hause Hohenzollern, zu seinem Statthalter in der Kurmark ein. Dieser Fürst, der zehnte Burggraf v. Nürnberg, hatte nämlich dem Kaiser nach und nach nahe an 400,000 Goldgulden (ungefähr 1,200,000 Thlr.) geborgt und andre wichtige Dienste geleistet, wofür er endlich 1415 die Mark Brandenburg, die Kurwürde und das Erzkämmereramt, 1417 aber die Belehnung darüber zu Konstanz erhielt.

So begann die Reihe der hohenzollerschen Regenten in Brandenburg,

und Friedrich VI., als Kurfürst zu Brandenburg Friedrich I. genannt, wurde der Stifter des jetzt regierenden Königl. preussischen Hauses. Unter diesem Regenten, der seinen Sitz zu Berlin nahm, kehrten Sicherheit und Wohlstand in die verwilderte Mark zurück. Friedrichs I. 29jährige Regierung befestigte die hergestellte Ordnung, erweckte den dritten Stand zu einem kräftigen Leben und begründete eine zweckmäßige Staatswirthschaft. Sein Sohn, Friedrich II., der Eisenzahn, trat 1440 sein Stammland in Franken seinen beiden Brüdern, dem Markgrafen Johann dem Goldmacher und Albrecht, sowie seinem dritten Bruder, Friedrich dem Dicken, die Utmarsk und Priegnitz ab, durch dessen Tod aber beide wieder an die kurfürstliche Linie kamen. Die Neumark, welche Siegmund dem Hochmeister des deutschen Ordens verpfändet hatte, löste Friedrich für 100,000 Gulden wieder ein. Von der Niederlausitz, die sich ihm freiwillig ergab, die er aber gegen den König von Böhmen nicht behaupten konnte, bekam er durch einen Vergleich Kottbus, Peitz, Sommerfeld, Bobersberg, Storkow und Beskow. Auch versicherte er sich das Recht der Erbfolge auf Mecklenburg und Pommern. Nachdem er sowol die böhmische als polnische Krone ausgeschlagen und seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, übergab er 1471 seinem Bruder Albrecht, dem deutschen Achilles, die Regierung. Dieser gab noch bei seinen Lebzeiten die Kurwürde seinem ältesten Sohne Johann, dem zweiten, Friedrich, Anspach, und dem dritten, Siegmund, Baireuth. Diese beiden Letztern haben das ältere Haus der Markgrafen von Brandenburg in Franken gestiftet. Johann starb 1486. Unter seinem Nachfolger, Johann Cicero, einem friedliebenden, gütigen Fürsten, der die Universität Frankfurt stiften wollte, aber daran durch s. Tod (1499) gehindert wurde, fing die Mark Brandenburg an, aufgeklärter und gesitteter zu werden, wozu dessen Sohn u. Nachfolger, Joachim I. (Nestor), noch Vieles beitrug. Dieser Kurfürst, für seine Zeit ein sehr gelehrter Mann, suchte jedoch, als ein eifriger Freund der römisch-katholischen Kirche, den Fortgang der Reformation auf alle Weise zu hindern, hörte aber in seinen spätern Jahren auf, die Protestanten zu verfolgen. Sein Sohn und Nachfolger, Joachim II., führte die evangelische Religion ein und machte sie zur herrschenden. Er wußte den Krieg von seinen Ländern entfernt zu halten. Unterdessen war Herzog Albrecht von Preußen (1568) gestorben. Da dessen Sohn, Albrecht Friedrich, die Belehnung von Polen erhielt, so verschaffte Joachim II. sich und seinen Nachkommen die Mitbelehnung. Nachdem er und sein Bruder 1571 mit Tode abgegangen waren, vereinigte Johann Georg, der 1598 starb, die Neumark wieder mit der Kur. Unter der Regierung des folgenden Kurfürsten, Johann Friedrich, der schon viele Jahre Erzbischof von Magdeburg gewesen war, fielen durch den Tod des Markgrafen Georg Friedrich nicht nur die gesammten fränkischen Länder des Hauses Brandenburg, sondern auch das Herzogthum Jägerndorf an die kurfürstl. Linie. Allein Johann Friedrich vertheilte diese sämtlichen Länder wieder unter seine Familie. Seinem Bruder Christian gab er Baireuth, und dem andern, Joachim Ernst, Anspach. Diese stifteten daher das jüngere markgräfliche Haus in Franken. Das Herzogthum Jägerndorf theilte er seinem zweiten Sohne, Johann Georg, zu. Das Gymnasium zu Joachimsthal, jetzt zu Berlin, ist von ihm gestiftet worden. Er starb 1608. Sein Sohn Johann Siegmund führte anfänglich, wie sein Vater, die Regierung von Preußen statt des wahnwitzigen Herzogs Albrecht Friedrich, nach dessen Tode er 1618 zum wirklichen Besitze dieses Herzogthums kam, das er ebenfalls von Polen zu Lehen trug. Neun Jahre vorher hatte er (1609), nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich, Kleve und Berg, weil seine Gemahlin eine Tochter der ältesten Schwester desselben war, seine Ansprüche auf diese Länder geltend gemacht und dieselben gemeinschaftlich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg in Besitz genommen; ihm verblieben das Herzogthum

Nleve und die Graffschaften Mark und Ravensberg. Um diese Zeit trat er zur reformirten Kirche über und starb 1619. Sein Sohn und Nachfolger, Georg Wilhelm, wollte keinen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege nehmen; seine meisten Länder wurden aber dessungeachtet zu Grunde gerichtet, da er kein hinlängliches Kriegsheer zur Vertheidigung derselben hatte, überdies auch statt seiner den Geh. R. Grafen Adam zu Schwarzenberg regieren ließ. Endlich war er genöthigt, sich mit dem Könige von Schweden, Gustav Adolf, zu vereinigen, und nahm in der Folge (1635) den prager Frieden an, ohne jedoch der Kurmark einige Erleichterung zu verschaffen. Er war in seinen Unternehmungen unglücklich; die westfälischen Länder wurden ihm von den Holländern und Spaniern freitig gemacht, und Preußen ward durch den Krieg verheert, den Schweden mit Polen führte. Die Herzoge von Pommern starben aus; allein Georg Wilhelm konnte 1637 sein Erbfolgerecht nicht behaupten, weil die Schweden das Land eingenommen hatten. Auch seine Anverwandten verloren ihre Länder. Er erlebte das Ende dieses Krieges nicht und hinterließ sein Land in unbeschreiblicher Verwirrung. Mit 6 Söhnen und Nachfolger, Friedrich Wilhelm dem Großen (s. b.), dessen kräftiger, besonnener Muth Ordnung, Ruhe und Wohlstand wiederherstellte, beginnt die Geschichte der preussischen Monarchie. Sein Sohn, Kurfürst Friedrich III., setzte sich den 18. Jan. 1701 zu Königsberg die Königskrone auf und hieß seitdem Friedrich I., König in Preußen. (S. Preußen.)

Die Mark Brandenburg, eine der größten Landschaften des ehemaligen oberländischen Kreises, hat einen ebenen, nur zum Theil fruchtbaren, meistens sandigen Getreideboden. Sie ist reich an Holz, Fischereien, Flachs, Hanf, Hopfen, Taback, Viehzucht, besonders Schafzucht; sie hat auch Kalk, Salpeter, Torf, etwas Eisen ic. Bei einem lebhaften Gewerbe in Manufacturen und Fabriken, liegt sie auch zur Handlung sehr bequem, da sie viele Canäle, Seen und Flüsse, und viele daran liegende Städte hat. Die meisten Einwohner sind der lutherischen, die übrigen der reformirten Religion zugethan. Es haben sich insbesondere von 1685 bis 1688 viele franz. Flüchtlinge, Lothringer und Wallonen, auch Pfälzer in den Marken niedergelassen. Unter der Regierung Friedrichs II. sind bis 1777 über 10,000 Colonistenfamilien eingesezt worden. Das Land wird von der Elbe, Havel, Spree, Oder, Warthe, Neße, Ufer durchströmt. Die Mark Brandenburg wurde in die Kurmark und Neumark eingetheilt. I. Die Kurmark begrieff 1) die Altmark mit der Hauptst. Stendal; 2) die Priegnitz mit der Hauptst. Perleberg; 3) die Mittelmark, mit der Hauptstadt Berlin; 4) die Uckermark, mit der Hauptst. Prenzlau. II. Die Neumark, mit der Hauptstadt Küstrin, hatte den Namen daher, weil der Kurfürst Friedrich II. sie von dem deutschen Orden, an den sie bis dahin verpfändet war, 1455 wieder einlöste. Gegenwärtig ist Brandenburg in der Civilverwaltung der deutschen Staaten die erste Provinz mit der Hauptst. Berlin und den Regierungsbezirken Potsdam und Frankfurt; sie enthält auf 749 □M. 1,479,000 Einw. in 150 Städten ic. (Vgl. Preußen.)

Brander, ein mit brennbaren Stoffen kunstmäßig angefülltes Fahrzeug, welches man entweder angezündet mit günstigem Winde auf die feindlichen Schiffe losgehen läßt, oder so einrichtet, daß es sich erst entzündet oder in die Luft fliegt, wenn es bei den feindlichen Schiffen ankommt. Zuweilen zündet auch die Mannschaft den Brennstoff nach Art der Minen an und begibt sich dann auf Böden wie der fort. Schon die Tyrrer bedienten sich gegen Alexander, und die Carthager gegen die Römer solcher Brand- und Feuerschiffe.

Brandes (Johann Christian), Schauspieler und dramatischer Dichter, geb. zu Stettin am 15. Nov. 1735, wo er die Handlung lernte, wegen einer Veruntreuung entfloh und sich durch Preußen bettelte. In Polen ward er Lehrbursche bei einem Tischler, dann Schweinefütterer, Aufwärter eines Zahnarztes und eines Ta-

backekrämers, bis er endlich Bedienter bei einem vornehmen Herrn wurde, worauf er sich 1756 beim Schönemann'schen Theater in Lübeck anstellen ließ. Seine ersten Versuche fielen nicht glücklich aus. Nach einem Jahre entlassen, schrieb er die altonaer Zeitung, wurde abermals Bedienter und trat endlich wieder bei der Schuch'schen Bühne in Stettin als Schauspieler auf, von welcher Zeit an er sich ganz dem Theater widmete. Er spielte in München, Leipzig, Dresden, Hamburg, Gotha etc., hielt sich zuletzt in Stettin und Berlin privatirend auf, wodurch er auch in engere Verbindung mit Lessing kam, und starb in der letztgenannten Stadt am 10. Nov. 1799. Er war nur mittelmäßiger Schauspieler, aber einer der fruchtbarsten Schau- und Lustspielbichter; auch schrieb er kurz vor seinem Tode eine sehr anziehende und belehrende Selbstbiographie. Seine Theaterstücke sind für den Zuschauer berechnet und verrathen Charakterstudium und Bühnenkenntniß. Für die vorzüglichsten hält man: „Der geadelte Kaufmann“ und der „Graf von Nisbach“. Das Melodrama „Ariadne auf Naxos“, welches er besonders für seine Frau, eine geschätzte Schauspielerin, geschrieben hatte, war der erste Versuch in diesem Fache, der auf dem deutschen Theater Glück machte. Seine Tochter, Charlotte Wilhelmine (Minna) Francisca Brandes, erste Sängerin beim hamburger Theater, geb. zu Berlin 1765, gleich groß als Sängerin und Schauspielerin, starb zu Hamburg 1788.

Brandes (Ernst), Gelehrter, Staatsmann und geistreicher deutscher Schriftsteller, geb. zu Hanover den 3. Oct. 1758, bildete sich, bei glücklichen Anlagen und günstigen Glücksumständen sorgfältig erzogen, durch Reisen, durch das Leben in der großen Welt, durch einen Geschäftskreis, der seinen Blick schärfte, und durch eine vieljährige enge Verbindung mit den ausgezeichnetsten Köpfen Deutschlands. Von 1775 — 78 studirte er zu Göttingen, dessen Wohlthäter er in der Folge ward, als ihn die hanoversche Regierung zum Cabinetsecretair ernannte und ihm die oberste Leitung der Universität anvertraute. Bei einer Reise (1780 und 1781) durch Deutschland und Frankreich waren besonders die Theater zu Paris und Wien ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, und er sprach sich darüber in den bekannten Bemerkungen über die londoner, pariser und wiener Theater aus. Bedeutendern Einfluß hatte auf ihn während des Winters 1784 — 85 sein Aufenthalt in England, wo er nicht allein wichtige literarische und politische Verbindungen anknüpfte, sondern auch sich eine möglichst erschöpfende Kunde der britischen Staatsverfassung verschaffte, sowie denn auch diese Reise besonders dazu mitwirkte, seinen Sinn für Politik auszubilden. Nachdem er mehre ansehnliche Pforten bekleidet hatte, ward er zum Geh. Cabinetrath ernannt. Als 1803 die Franzosen Hanover besetzten, war er einer der Abgeordneten, welche mit Mortier unterhandelten, und blieb Mitglied des Gouvernements, bis eine Regierungscommission eintrat. B. hatte sich eine so allgemeine Achtung erworben, daß sein Tod (den 13. Mai 1810) als ein Verlust für den Staat betrauert wurde, obgleich er bei der Unabhängigkeit, die sein bedeutendes Vermögen ihm gewährte, von der wessfälischen Regierung keine Dienststelle angenommen hatte. Große Beobachtungsgabe und Welt- und Menschenkenntniß waren ihm eigen und zeigten sich in allen s. Werken, von denen die wichtigsten sind: „Politische Betracht. über die franz. Revolution“ (Jena 1790); „Betracht. über einige bisherige Folgen der franz. Revolution in Rücksicht auf Deutschland“ (Hanov. 1792); „Betracht. über das weibliche Geschlecht“ (Hanov. 1802); „Betracht. über den Zeitgeist in Deutschland“ (Hanov. 1803); „Betracht. über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höhern Stände“, als Fortsetz. des vorhergeh. Werks (Hanov. 1810).

Brandgeschöß, in der Artillerie die Gattung von Geschossen, welche bestimmt ist, Gebäude in Brand zu stecken und den Feind daraus zu vertreiben, oder ihm doch wesentlichen Schaden zuzufügen. Im Allgemeinen kann man jede

Granate und Bombe unter diesem Ausdrucke verstehen, indem sie oft, besonders wenn sich Stücken geschmolzenen Zeugs, das aus Salpeter, Schwefel und Mehlpulver besteht, in ihnen befinden, zu diesem Zwecke gebraucht werden; im engeren Sinne und gewöhnlich bedeutet das Wort: Brandkugeln (Carcassen); diese bestehen aus zwei kreuzweise zusammengeschmiedeten eisernen Reifen, einem hohlen Kugelsegment am Hoben und einem um die Reifen dem letztern parallel gelegten Streifen Eisenblech. Dies Gestell wird in einen zwillichnen Sack gethan und mit einer Mischung sehr brennbarer Gegenstände, meist aus Pech, Kornpulver, Mehlpulver, Talg und Berg bestehend, gefüllt. In ein oben angebrachtes Mündloch kommt ein gewöhnlicher Granatenzünder, und die Brandkugel wird nun aus Mörfern oder auch aus Haubitzen von verschiedenem Caliber geworfen. Brandbomben sind von den gewöhnlichen Bomben durch etwas geringere Eisenstärke und 3 — 4 neben dem Mündloch eingeschnittene, diesem gleiche Öffnungen unterschieden, durch welche letztere der Brandsack, welcher dem oben angegebenen ähnlich ist, herausbrennt. Uneigentlich rechnet man auch die Leuchtkugeln zu den Brandgeschossen. Das Gestell zu denselben ist dem der Brandkugeln gleich. In sie, wie auch in die Brandkugeln, werden oder wurden wenigstens sonst Stücke von zerschnittenen alten Musketenläufen gebracht, deren innere Mündung verstopft, die äußere aber offen war, und in die Schüsse geladen wurden, die, sobald das Feuer an sie kam, losgingen und daher die Gegner hinderten, sich den Kugeln zu sehr zu nahen und sie durch darüber geworfene Erde u. dgl. zu ersticken. Man nannte dies *Mordschläge*. Der Zweck der Leuchtkugeln ist, bei Nacht einen gewissen Umkreis zu erleuchten; doch thun sie dies weit unvollkommener, als man meinen und wünschen möchte, da bei einer Belagerung außerhalb eines Umkreises von 100 bis 200 Schritten von der Leuchtkugel meist nicht zu unterscheiden ist, was man eigentlich vor sich hat. — Wollte man den Begriff von Brandgeschöß möglichst ausdehnen, so würde man auch die Feuerpfeile, die, mit Berg umwickelt, in alten Zeiten brennend in eine Stadt, um diese zu entzünden, geschossen wurden, und die Brandschwärmer, die man noch jetzt, um zu zünden, aus Musketen auf Strohdächer, in Scheuern u. dgl. schießt, dazu rechnen.

32.

Brandkugel, s. Brandgeschöß und Carcasse.

Brand Silber, das von allen unedeln Metallen geschiedene und im Feuer völlig gereinigte Silber.

Brandt (Sebastian), genannt Titio, geb. zu Strasburg 1458, starb daselbst als Kanzler (Stadtsyndicus) 1520. Er hatte in Basel die Rechte studirt, daselbst promovirt und mehre Jahre mit vielem Beifall Vorlesungen über seine Wissenschaft gehalten. Außer seinen juristischen Kenntnissen erwarb ihm auch sein Dichtertalent großen Ruf, und Kaiser Maximilian I. berief ihn mehrmals an seinen Hof. Vorzüglich hat seinen Ruf begründet das „*Narrenschiff*“ oder das *Schiff aus Narragonien*, welches die Laster und Thorheiten seiner Zeit schildert (zuerst gedr. Basel 1494, 4., vier Mal in Einem Jahre und seitdem oft wiederholt und in fast alle europ. Sprachen übersetzt). In Deutschland war es wol ein Jahrhundert lang ein echtes Volksbuch, so bekannt und geehrt bei allen Classen, daß der berühmte deutsche Prediger Geiler von Kaisersberg zu Strasburg darüber öffentliche Kanzelreden hielt. Man findet in diesem Buche eine Reihe von Sittenlehren und Satyren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, die als Narheiten betrachtet und in 113 Capitel vertheilt sind, welche aber unter sich keinen Zusammenhang haben. Der Vortrag ist im Ganzen wenig poetisch, oft gelehrt, doch fehlt es nicht an glücklichen und feinen Wendungen, zuweilen ist er könnig und gedrungen, und das „*Narrenschiff*“ bleibt immer ein schätzbares Buch, voll gesunden Verstandes, tüchtiger Moral, gerader

und freier Gesinnung, Welt- und Menschenkenntniß. Von der Hagen hat es in f. „Narrenbuche“ aufs neue abdrucken lassen.

Brandt (Graf), s. Struensee.

Brandung, jeder in der See, unfern des Ufers, auch bei Mündungen von Flüssen gelegene Ort, wo die Strömung mit großer Gewalt, mit Schäumen und Zischen, an verborgene Klippen oder an das felsige Ufer schlägt. Auch diese schäumende Brechung der Wellen selbst heißt Brandung. Die Kraft des Aufwühlens im Wasser richtet sich nach dem Winde, nach der Strömung und nach der Beschaffenheit der Klippen. In den Meeren, welche Passatwinde haben, sind die Brandungen am gefährlichsten.

Brandwache hieß die Wache hinter dem Feldlager. Ihr lag vornehmlich die Aufrechthaltung der Polizei, die Aufmerksamkeit auf die Lagerfeuer, die Bewachung der Arrestanten und Gefangenen, und nächstdem auch die Sicherstellung gegen Überfälle im Rücken des Lagers ob. — In der Seesprache heißt Brandwache ein Schiff, welches in einiger Entfernung von der Flotte als Wacht-, auch als Kundschaftsschiff gelegt wird. An einigen Orten, wie z. B. in Hamburg, nennt man auch Brandwache die Mannschaften, welche des Nachts ausgeschiedet werden, um Veranlassungen zu Feuersbrünsten zu verhüten und bei schon ausgebrochenen die ersten Löschanstalten zu bewirken.

Branntwein, eine geistige Flüssigkeit, welche aus verschiedenen in geistige oder Weingährung gebrachten mehthaltigen Pflanzenstoffen, als Getreide, Kartoffeln, Obst, Bier- und Weihenbese, Weintrebern ic., auch Wein, meistens aber aus Getreide, durch Destillation (oder Brennen) abgezogen wird. Er ist im Allgemeinen eine mehr oder minder starke Mischung von Alkohol und Wasser. Das Verfahren ist kürzlich dieses: Das zum Brennen bestimmte Getreide wird, nachdem es geschrotet, mit dem dazu kommenden Malze in den Meisch- oder Möschbottich eingekeimt, d. h. mit lauem Wasser eingekührt. Wenn es eine Viertelstunde gestanden, wird es in heißem aber nicht kochendem Wasser so lange gerührt, bis es lau ist. Dann kommt die Hefe dazu, um die geistige Gährung zu befördern; das Gefäß wird bedeckt, und das Gemisch bleibt ruhig stehen, bis die Gährung erfolgt und der Meisch oder Mösch, d. i. die Masse, in die Branntweinblase kommt. Es wird Feuer darunter gemacht, und die Masse fortwährend gerührt. Der Geist entwickelt sich in Dämpfen und geht durch die Leitung, die er erhält, in Flüssigkeit über. Dieser erste Abzug, der noch ungenießbar ist, heißt Lauer oder Lutter. Ein zweiter Abzug gibt den einfachen Branntwein, der dritten doppelten, der vierte den Weingeist (*spiritus vini rectificatus*), und der fünfte endlich den wasserfreien Weingeist (*spiritus vini rectificatissimus*), den Alkohol. Nach dem Material, woraus der Branntwein gezogen wird, erhält er seinen Namen. Der Franzbranntwein in Frankreich wird aus Wein, Weihenbese und Weintrebern gezogen und heißt, nach den Verfertiungsorten, Cognac oder Coignac, Orleans, Bordeaux ic.; Kornbranntwein allenthalben aus Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, einzeln oder gemischt. Auch Kartoffeln, Mohrrüben, Runkelrüben ic. geben Branntwein. (Man s. *Arak*, *Rum*, *Taffia*.) Setzt man zur zweiten Destillation des Getreidebranntweins noch Gewürze, Blumen, Wurzeln, Kräuter, so erhält man Aquavite, die dann, nach den Bestandtheilen, Rimmel-, Anis-, Nelken-, Citronenbranntwein u. s. w. heißen. Diese mit dem gehörigen Zucker, um sie wohlgeschmeckend zu machen, zubereitet, geben den Rosoglio, Rosoli, der auf unzehlige Art abgeändert und danach, oft auch ganz willkürlich, wie es eben die Mode will, benannt wird. Die Araber sind die muthmaßlichen Erfinder der Branntweinbrennkunst. Die Tataren ziehen auch Branntwein aus Milch. — *Branntweinwage*, s. *Aräometer*. (S. Hermbstädt's „Chemische Grundzüge der Kunst, Branntwein zu brennen“, 2. Aufl., m. K., Berl. 1823, 2 Theile.)

Brantôme (Pierre de Bourdailles, Herr der Abtei von), war zu Perigord gegen 1527 geb. und starb am 15. Juli 1614. In seiner von ihm verfaßten Grabchrift erzählt er mit viel Ruhmredigkeit, wie er die ersten Waffen unter dem großen Franz von Guise getragen und nachher den Königen, seinen Herren, gebient habe. Nach dem Tode Karls IX. zog er sich auf seine Güter zurück und schrieb hier seine Memoiren, die bei allem Selbstlobe naiver Eitelkeit viel Anziehendes enthalten. Sie sind ein lebendiges Gemälde seines Zeitalters; alle große Personen desselben hatte B. kennen gelernt, von allen wichtigen Ereignissen war er Zeuge, wo nicht Theilnehmer gewesen. B. hat ganz den Charakter seines Geburtslandes (Gasconne) und seines Standes. Recht oder Unrecht kümmert ihn nicht; als Hofmann tabelt er nie die Großen, aber er sieht und erzählt ihre Fehler und Verbrechen um so freimüthiger, als er selbst nicht gewiß ist, ob sie gut oder böse sind. Die Ehre der Frauen ist ihm ebenso gleichgültig als die Moral der Männer; er erzählt das Ugerneiß, ohne es zu fühlen, und stellt es als eine einfache Sache dar, von der kein Aufsehen zu machen ist. Er spricht von dem guten König Ludwig XI., der seinen Bruder habe vergiften lassen, und von ehrenwerthen Damen, deren Abenteuer nur seine Feder aufzeichnen kann. So versetzt er uns mitten in jenes Jahrhundert, wo das erlöschende Ritterthum mit den aufstrebenden, aber noch ungeordneten Sitten der neuern Zeit kämpfte, und dieser Kampf mehr als gewöhnliche Kräfte entwickelte. B. war ungeachtet des umhererschweifenden Lebens, das er geführt hatte, wissenschaftlicher gebildet als die meisten seiner Waffengefährten. Er hinterließ: „Mémoires ou vies des hommes illustres et grands capitaines français“; „Vies des grands capitaines étrangers“; „Vies des dames illustres“; „Vies des dames galantes“; „Anecdotes touchant les duels“; „Rodomontades et jurements des Espagnols“. S. Schriften wurden erst 1666 bis 1740 12 Mal, theils zusammen, theils in einzelnen Abtheilungen herausgegeben.

Brasilien, Kaiserthum in Südamerika. Dieses große Land, eins der reichsten und fruchtbarsten des Erdbodens, kennt man seit zwanzig Jahren genauer, insbesondere durch Koster, Naive, Grant, Langsdorf, Eschwege, den Prinzen Max von Neuwied; in naturhistor. Hinsicht durch Spir und Martius, durch den östr. Naturforscher Jos. Natterer (1822—24), durch die Doctoren Mikán und Pohl aus Prag (vgl. die bei Traßler in Brünn 1820—22 aus amtlichen Berichten mitgetheilten Nachrichten und die „Bibl. ital.“, 1823), durch die Britin Maria Graham (1821—23) u. A. mehr. Brasilien hat mit Einschluß des östl. Paraguay, Guayana's und Südostperu's (ohne Cisplatana oder Montevideo, s. d., mit 10,565 □M., 176,000 Einw.) 125,000 □M. und gegen 7 Mill. Einw. (nach Freyreiß). Davon sind höchstens 2000 □M. angebaut. Der natürliche Reichthum Brasiliens besteht in großen Heerden Rindvieh, auch vielen und guten Pferden; es bringt Safran, Baumwolle, Krystall, Ambra, Balsam, Brasilien- oder Fernambukholz, Cochenille, Taback, Zucker, Caffee, Indigo, Ingwer, Pfeffer, Chinarrinde, Getreide, Holz u. dgl. in Überfluß hervor; seine wichtigsten Erzeugnisse sind Diamanten und Gold. Beide werden meistens auf dem Grunde der Flüsse und in den vom Regen gemachten Gräben gesucht. Zu Anfange des gegenwärtigen Jahrh. betrug die Masse des an die Regierung abgelieferten Goldes jährlich an 30,000 Mark. Außer den Ureinwohnern, welche noch sehr roh sind, wohnen in Brasilien über 1 Mill. Weiße; die übrigen sind Creolen, Mestizen und Neger (deren ehemals jährlich 40—50,000, im J. 1826 24,748 dahin gebracht wurden. — Durch das Innere ziehen sich Fortsetzungen der Cordilleras, die nach den Küsten zu laufen und mehre Vorgebirge bilden. Die Hauptflüsse sind der Maranhon oder Amazonenfluß, der Gran Para oder Tocantines, Parana, Rio Francesco u. s. w.; der größte Landsee: der Karayes; Meerbusen: die Allerheiligenbai, die St. Vincent- oder Santosbai, der Merim- oder Mirunsee. Das Klima ist, da Bra-

lien in der heißen Südzone liegt, im N. zwar sehr heiß, aber durch häufige Regen abgekühlt, im S. gemäßiger und gesunder.

Ein Zufall warf den Portugiesen Pedro Alvarez Cabral 1500 an die Küste eines unbekanntes Landes, das später nach dem dort für Färbereien aufgefundenen Holze Brasilien genannt wurde. Portugal nahm das große Land nach seiner Küstenausdehnung von 800 Meilen in Besitz, schickte aber jährlich nur 2 Schiffe dahin, welche Verbrecher, Juden und Lustbirnen nach Brasilien führten, Holz und Papageien aber zurückbrachten. Glücklicherweise verwies man dahin auch die von der Inquisition Verurtheilten, welche das Zuckerrohr von Madeira in Brasilien mit solchem Erfolge anpflanzten, daß es bald ein Gegenstand der Ausfuhr wurde. Endlich beschloß König Johann III. das Land zu colonisiren. Auf seinen Befehl gründete Thomas de Sousa 1549 daselbst die Stadt San-Salvador, und Jesuiten bemühten sich die Eingeborenen zu entwildern. Zugleich erlaubte der König seinem Adel, Strecken Landes für sich zu erobern und anzubauen. Während der spanischen Herrschaft in Portugal eroberten die Niederländer 1624 San-Salvador und die ganze Landschaft Bahia, 1630, mit Pernambuco, worauf ihr Statthalter daselbst, Fürst Moriz von Nassau, 1637 fg. von 14 Provinzen, aus denen Brasilien bestand, die Hälfte, die an der Küste lag, der Republik unterwarf. Er ließ während seines 10jährigen Aufenthalts in Bahia durch seinen deutschen Leibarzt, Markgraf, alle Merkwürdigkeiten jener Küste genau zeichnen und abmalen. (Dieses Werk befindet sich in der königl. Bibliothek zu Berlin.) Nach der Thronbesteigung des Hauses Braganza in Portugal, 1640, schloß die Republik mit Portugal einen 10jährigen Waffenstillstand, nach welchem die Niederländer im Besitze Brasiliens blieben. Allein bald, seit 1645, unternahmen die weltlichen Grundbesitzer einen Insurrectionskrieg, von Cromwell und selbst von der portug. Regierung heimlich unterstützt. Endlich nöthigte ein kühner Abenteurer, Cavalcante, nach mehreren glücklichen Gefechten die Niederländer den 28. Jan. 1654 zu capituliren und Brasilien zu räumen. Darauf verzichtete die Republik 1661, unter Englands Vermittlung, gegen eine Summe von 350,000 Pf. St. auf alle Ansprüche an Brasilien. Nun geschah zwar etwas mehr zur Civilisation des Landes; allein die Jesuiten hielten den Geist der Weißen in Fesseln und die Eingeborenen in einer steten Unmündigkeit. Dazu kam, daß die Regierung den letztern Frohndienste auferlegte, und daß sie durch die 1679 am la Plata, Buenos-Ayres gegenüber, gegründete Colonie San-Sagramento, des von hier aus in die spanischen Provinzen getriebenen Schleichhandels wegen mit Spanien in Streitigkeiten gerieth. Die Spanier bemächtigten sich der Colonie, die ihnen nach manchem Wechsel der Herrschaft endlich 1777 verblieb. Unterdessen stieg der Werth Brasiliens für Portugal höher, als man daselbst seit 1698 Goldminen und nach 1728 Diamantgruben entdeckte. Brasilien lieferte seitdem, bis 1810, nach Portugal 14,280 Centn. Gold und 2100 Pf. Diamanten, die zuletzt aber dennoch der Ausländer, vorzüglich der Briten, auf dem Lissaboner Markte für sich zu gewinnen wußte. Dadurch wurde Rio-Janeiro der Stapelplatz für den Ertrag der brasilischen Bergwerke und der einheimischen Erzeugnisse. Allein die Verwaltung war nichts weniger als zweckmäßig, um Land und Volk zu einem in sich wachsenden Wohlstande zu erheben. Die Aufmerksamkeit der Regierung war fast nur auf die Benutzung der Goldwäscheln und Diamantgruben gerichtet, und die Verwaltungskunst bestand in der Erhebung von Zöllen und Handelsabgaben, die der Staat in den besetzten Handelsplätzen an der Küste erhob, auf welche der Handel allein beschränkt blieb. Fremde wurden ausgeschlossen oder eifersüchtig bewacht, und der freie Verkehr durch eine geheimnißvolle Sperrung gänzlich gelähmt. Im Innern waren durch die Gunst der Könige aus dem Hause Braganza seit 1640 an die nachgeborenen Söhne des portugiesischen Adels, welche auf die Majorate ihrer Familien keine Hoffnung hatten, die vermehrenten Märkte

länderien, die an den großen Flüssen lagen, verschenkt worden. Die Besitzer dieser Dotationen warben Abenteurer und kauften Negerklaven zu Tausenden, unterjochten oder vertrieben aus ihren Districten und deren Hinterwäldern, so weit ihr Arm reichte, die Ureinwohner und regierten dann ihre Herrschaften mit ziemlich unabhängiger Willkür. Ähnliche Dotationen hatten vom Könige die Missionen der Jesuiten erhalten. Sie organisirten aus den bekehrten Heiden und deren Nachkommen eine tapfere Landmiliz und trugen das Schwert und den Segen des Glaubens immer weiter ins Innere. Ebenso unabhängig als die weltlichen Grundherren, vereinten sie die bekehrten Wilden, als feste Landleute, in Dörfern und Kirchspielen an den Strömen. Auch brachte der berühmte Jesuit Vieira die Cultur jener Gewürzpflanzen in Aufnahme, mit denen Holland bis dahin allein gehandelt hatte. Als nun diese brasilischen Grundherren die oben erwähnte Abfindungssumme für die Niederländer aus ihren Mitteln aufgebracht hatten, so bestätigte und erweiterte die portug. Regierung sämtliche Vorrechte der alten Plantagenbesitzer, mit Ausdehnung auf den jetzigen und künftigen Besitzstand dieser edeln Geschlechter. Allein in der Folge vermehrte die Regierung ihre eignen Monopolien und schuf sich Regalien wider den Willen der alten und reichen Landherren; ja sie ging so weit, die hohen Verwaltungsämter in der Colonie nicht, wie es in den Privilegien der Gutsherren lag, an Eingeborene und nicht einmal an die Nachkommen der in Portugal gebliebenen befreundeten Geschlechter, sondern an edle Portugiesen ohne historischen Namen zu verleihen, da doch die Colonie sehr wohl wußte, daß sie sich selbst, und nicht Portugal, vom Joche der Niederländer befreit hatte. Selbst von 1808 — 1821, so lange der Hof in Rio-Janeiro residirte, dauerte der Vorzug der geborenen Portugiesen vor den eingeborenen vornehmen Geschlechtern in den hohen Staatsämtern fort, und es wurde sogar das Abgabensystem auf die Landesproducte Brasiliens und auf die Einfuhr der Dinge, die der brasilische Adel für sich und seine Sklaven bedurfte, erhöht. Endlich erschwerte die Regierung die Vermehrung der Lestern, welche der reiche Gutsherr zur neuen Anlegung von Plantagen nicht entbehren zu können glaubte. Auch war des Hofes fiscalischer Rechtsfals, daß Gold und Edelfeine in einem Boden, den der Vasall sein nannte, darum, daß er bisher die Bodencultur durch Goldwäsche und Nachgrabung um Diamanten versäumt hatte, bei etwaiger künftiger Entdeckung solcher Reichthümer, ein Kronengut oder wenigstens ein Gegenstand hoher Besteuerung sein sollte, den Vasallen anstößig. Die Krone hatte freilich in den alten Plantagenprivilegien an solche Benutzungsmöglichkeit nicht gedacht und sich daher auch solche nicht vorbehalten. Selbst die Humanität der Regierung, das Schicksal der vorhandenen Sklaven durch Gesetze zu verbessern, war mißfällig, weil es eine Verletzung des wohl erworbenen Eigenthums zu sein schien, hierin ohne Zustimmung der Herren zu verfügen. Außer Rio-Janeiro, also im nördlichen, folglich fruchtbarern Theile, vermehrte sich durch Einwanderung in den großen Seestädten und deren Nachbarschaft die Zahl junger Kaufleute aus Staaten, wo man freisinniger dachte als in Brasilien, und selbst aus Deutschland, sehr auffallend. Natürlich fühlten diese auf Gewinn rechnenden Ankömmlinge den Druck des schweren Abgabensystems und des Monopolwesens der Regierung. Um nun den Schleichhandel freier treiben zu können, lebten sie in einem öffentlichen Kriege mit der Regierung. Zu diesen Mißvergnügten kamen noch die vielen entlassenen Militairs, die aus Portugal eintrafen und vom Hofe für ihre Anstrengungen belohnt zu werden hofften, bei der Armuth der Finanzen aber Nichts fanden als Bereitwilligkeit, ihnen Land abzutreten, das für diese Krieger keinen Werth hatte. Noch schiffte aus Europa nach Bahia und Pernambuco eine Zahl Menschen, die eigenthumslos, aber nicht ganz ohne Kenntnisse, dort auf jedem Wege ihr Glück machen wollten. Endlich war in Brasilien die eingeborene niedere Pfarrgeistlichkeit sehr mißvergnügt, weil, selbst während der Hof in Brasilien resi-

dirte, vornehme Portugiesen dort die wichtigsten Kirchenämter erhielten. Dies Alles mußte, ohne daß man demokratische Theorien den Brasilianern zutraut, den Wunsch nach Unabhängigkeit in der Brust des Brasilianers ebenso sehr aufregen als den Haß gegen die geborenen Portugiesen verstärken. Aus beiden entwickelte die neueste Zeit einen mehrjährigen Parteienkampf, dessen Ergebnis das neue Kaiserthum war.

Es begann nämlich mit der Verlegung der portug. Regierung nach Brasilien vom 19. Jan. 1808 an, als die königl. Familie in Bahia landete, und von wo sie im März 1808 ihren Sitz und die Regierung nach Rio-Janeiro verlegte, bis zur Abreise des Königs Johann VI. nach Lissabon, die am 26. April 1821 erfolgte, für Brasilien ein neues politisches Leben. Schon am 28. Jan. 1808 wurden die gesammten Häfen Brasiliens der unbedingten Einfuhr von allen befreundeten und neutralen Schiffen, sowie der Ausfuhr der brasilischen Erzeugnisse gegen Erlegung eines bestimmten Zolles, mit alleiniger Ausnahme des Brasilienholzes, eröffnet. Nun trat Brasilien auch mit Deutschland in eine unmittelbare Verbindung, welche auf Anbau, Bildung und Handel gleich vortheilhaft einwirkte. Der mit England zu Rio-Janeiro am 19. Febr. 1810 abgeschlossene Bundes- und Handelsvertrag erlaubte den Briten, sogar Kriegsschiffe in den Häfen von Brasilien bauen und ausbessern zu können; und der damalige Prinz-Regent von Portugal versprach, die Inquisition nie in Brasilien einzuführen, auch zur Abschaffung des Sklavenshandels kräftig mitzuwirken, mit Ausnahme der portug. Besitzung in Afrika. Hierauf gestattete das Decret vom 18. Nov. 1814 allen Völkern die freie Schifffahrt von und nach Brasilien. Nun sprach der Prinz-Regent 1815 Brasiliens Selbstständigkeit und gleichmäßige Berechtigung mit Portugal aus. Er erhob dasselbe den 16. Dec. 1815 zum Königreiche. Endlich ward durch die Vermählung des Kronprinzen (nunmehrigen Kaisers) von Brasilien, Don Pedro, mit der Erzherzogin Leopoldine, Franz I. von Oestreich Tochter, 6. Nov. 1817 (gest. den 10. Dec. 1826), Deutschland, auch in Hinsicht auf Wissenschaft und Handel, mit Brasilien in vielfache Berührung gebracht. Die Regierung in Rio-Janeiro gestattete jetzt den Nachforschungen einen freien Weg; so durfte der Engländer Mawe die Diamantgruben, so der Herr von Eschwege (nachmals Begründer der nassen Pochwerke und Aufseher des Mineraliencabinetts in Rio) zu Villarica die Gebirge von Minas-Geraes untersuchen, und das neueste Werk über Brasilien von Martius und Spix enthält ähnliche Beweise, wie eifrig selbst ein königl. Minister, Conde da Barca, solche wissenschaftliche Untersuchungen beförderte. Da Brasilien nach seinem Boden und Klima der Hauptstapelort aller Colonialwaaren werden kann, so hat die Regierung die Ansiedelung der Fremden seit 1809 sehr begünstigt und zum Anbau von Zucker, Caffee, Baumwolle ic., sowie von Weizen, Reis und Mais, die hier jährlich 2 Ernten geben, den Fremden große Strecken Landes (Cismarias), von einer Legoa (22,500 F.) Breite und 3 Legoas Tiefe, gegen geringe Kosten überlassen. Schweizer und Deutsche (wie Freyreiß, Baron v. d. Busche und Paycke aus Hamburg) gründeten daher große Niederlassungen. Herr von Langsdorf in Rio-Janeiro ist dabei vorzüglich thätig gewesen, und seine „Bemerkungen über Brasilien“ (Heidelb. 1821) enthalten für auswandernde Deutsche viel Belehrendes. Nach ihm beträgt der Ertrag des Welschkorns gewöhnlich 130 Mal, und der des Reises 80 Mal die Ausfaat. Der Caffeebaum, welcher im Durchschnitt jährlich 1½ Pfund Bohnen in Westindien gibt, liefert in Brasilien wenigstens 2 — 3, und nicht selten 5 — 6 Pfund. Allein der Mangel an Industrie machte damals den Lebensunterhalt in der Hauptstadt und in deren Umgebungen äußerst kostbar, sowie der gänzliche Mangel an Heerstraßen und Transportmitteln den im Innern des Landes erzeugten Producten fast allen Werth benahm. Ohne bedeutende Geldmittel kann daher kein Fremder das ihm geschenkte Land anbauen, und noch immer ist Brasilien weit entfernt von jener Gleichheit der Rechte, welche einem Jeden den

vollen Gebrauch seiner Kräfte sichert, sowie von jener Toleranz, welche allen Religionsbekenntnissen Schutz und Gewissensfreiheit gewährt. Das königl. Decret vom 16. März 1820, das die Ansiedelung der Fremden durch 4jährige Abgabefreiheit befördert, wird daher ohne jene Bedingungen nie die Erfolge hervorbringen, welche die Colonisation des rauhen und minder einladenden Nordamerika gehabt hat.

Die auswärtigen Verhältnisse Brasiliens waren dessenungeachtet nicht von durchaus friedlicher Art. Spanien weigerte sich, nach dem Beschlusse des wiener Congresses, Olivenza an Portugal zurückzugeben, deswegen ward von Brasilien die Banda Oriental mit ihrem Hauptorte Montevideo — ein vormaliger Bestandtheil der span. Provinz Buenos-Ayres — in Besitz genommen und gegen die Ansprüche der zur Unabhängigkeit gelangten Republik Buenos-Ayres auf dieses Land mit Nachdruck behauptet. Ein Aufstand in Pernambuco (April 1817), wo eine Partei die Fahne der Republik erhob, ward durch die in Brasilien stehenden portug. Truppen unterdrückt. Als aber in Portugal (August 1820) die Revolution ausbrach, welche die Aufstellung einer Verfassung beabsichtigte, so verlangten auch in und für Brasilien die portug. Truppen daselbst eine Verfassung. Don Pedro, der Kronprinz, erklärte hierauf in seinem und seines Vaters Namen (26. Febr. 1821) die Annahme der portug. Verfassung. Nun ordnete der König Johann VI. (7. März) die Wahl der Abgeordneten Brasiliens zu den in Lissabon versammelten Cortes an und wollte sich mit ihnen nach Lissabon einschiffen. Da er aber der Bank die Vorschüsse nicht erstatten konnte, so gab es in derselben blutige Auftritte. Der König verwandelte daher die Bank in eine Nationalbank und wies ihr zur Deckung der entlehnten Summen die Verwaltung und den Verkauf der Diamanten an. Bald nachher sah sich der König genöthigt, die Versammlung der Wahlmänner, welche die Annahme der span. Constitution verlangten, durch das Militair (21. u. 22. Apr.) auseinanderzusprengen. Dagegen wiederholte er die Bestätigung der (noch nicht vollendeten) portug. Verfassung und ernannte (22. Apr.) seinen Sohn Don Pedro zum Prinzen-Regenten von Brasilien. Nun erst schiffte er sich (26. Apr.) nach Portugal ein. Als aber die portug. Cortes auf die von den Brasilianern geforderte völlige Gleichstellung der bürgerlichen und politischen Verhältnisse und auf eine gleiche Nationalrepräsentation nicht eingehen wollten; als sie, ohne die Ankunft der brasilianischen Abgeordneten zu erwarten, die Artikel der Verfassung, welche Brasilien betrafen, entwarfen und die Zusatzartikel der brasilianischen Abgeordneten zurückwiesen; als endlich die portug. Cortes es aussprachen, daß Brasilien, in Gouvernement getheilt, von Lissabon aus durch das Staatsministerium regiert, und der Prinz-Regent nach Europa zurückgerufen werden sollte: so entstanden darüber (Dec. 1821) in Rio-Janeiro und in den einzelnen Theilen Brasiliens so heftige Bewegungen, daß man dem Prinzen-Regenten geradezu erklärte, seine Abreise werde die Verwandlung Brasiliens in eine unabhängige Republik bewirken. Der Prinz beschloß hierauf in Brasilien zu bleiben und gab darüber (9. Jan. 1822) eine öffentliche Erklärung an seinen Vater, an die Cortes in Portugal und an das Volk Brasiliens. Die portug. Truppen wurden aus Brasilien entfernt; der Prinz-Regent nahm (13. Mai 1822) den Titel eines ewigen Vertheidigers von Brasilien an und rief im Juni eine aus 100 Abgeordneten gebildete Nationalversammlung Brasiliens zur Abfassung einer besondern brasilianischen Verfassung zusammen. Die Cortes in Lissabon dagegen erklärten dies (19. Sept. 1822) für ungültig und verlangten die Rückkehr des Prinzen-Regenten nach Europa unter dem angedrohten Verluste seines Thronrechts. Unterdessen hatte aber die Nationalversammlung Brasiliens (1. Aug. 1822) die Trennung Brasiliens von Portugal ausgesprochen und (12. Oct.) den Don Pedro zum verfassungsmäßigen Kaiser Brasiliens ernannt. Der neue Kaiser verband damit den Titel eines immerwährenden Vertheidigers von Brasilien.

Bald nach der Errichtung des Kaiserthums begann der Kampf der Monarchie

mit der republikanischen Partei. Zu dieser gehörten viele Freimaurer. Don Pedro, der sich kurz vorher zum Großmeister sämtlicher Freimaurer in Brasilien erklärt hatte, befahl daher, alle Logen zu schließen, und der von ihm versprochene Congress, welcher eine Constitution abfassen sollte, ward nicht berufen. Damals besaßen die beiden Brüder Andrada: Jose Bonifacio, Minister des Auswärtigen und des Innern, und Martin F. Ribeiro, Finanzminister, vorzüglich der Erstere, das ganze Vertrauen des Kaisers. Das Schwierigste war, seine Anerkennung in Europa zu bewirken. Denn Don Pedro hatte die neue Würde, in Folge des Grundgesetzes von der Volkssouverainetät in einer vom Mutterlande abgefallenen Colonie, erhalten; auch handelte es sich darum, ob er nicht seinem Rechte auf die Krone Portugals entsagen solle. Indes hatte ihm sein Vater, als er am 26. Apr. 1821 Brasilien verließ, Vollmacht gegeben, Alles zu thun, was nöthig sei, um diesen Staat dem Hause Braganza zu erhalten. Gleichwol konnte die Sendung des Majors Schäffer nach Wien die Anerkennung des neuen Kaisers bei seinem Schwiegervater, dem Kaiser von Oestreich, nicht bewirken. Unterdessen eroberten brasilische Truppen Montevideo, das noch eine portug. Besatzung hatte, im Dec. 1823, worauf die Banda Oriental unter dem Namen „Cisplatino“ mit Brasilien verbunden wurde, sowie Bahia, das eine portug. Besatzung unter dem General Madeira vertheidigte. Lord Cochrane, brasil. Admiral, sperrte den Hafen seit dem 26. März 1823, Madeira, durch Hunger zur Übergabe genöthigt, segelte während der Verhandlung in der Nacht zum 2. Juli nach Europa, und die brasil. Truppen rückten ein. — Im Innern hatte Don Pedro 2 Parteien zu bekämpfen: die alportugiesische, die schwächere, und die republikanische, die stärkere. Letztere war vorzüglich in Pernambuco mächtig. Die Andrada suchten beide durch die Vorbereitung einer der britischen nachgebildeten freien Verfassung zu gewinnen; allein ihre Hindernisse aller Art und lauten Widerspruch gestörte Verwaltung nöthigte sie zu willkürlichen Maßregeln und zu Verhaftungen. Sie behandelten die Unzufriedenen als Carbonari und erregten dadurch den Verdacht, daß der Kaiser nach einer unumschränkten Gewalt strebe. Endlich beriefen sie die Cortes von Brasilien, deren Sitzung der Kaiser am 3. Mai 1823 eröffnete. Von den 20 Mitgliedern, welche unter 60 (statt 100) gegenwärtigen Mitgliedern die Opposition bildeten, war Uranjo Lima der Beredteste. Die Minister setzten es durch, daß die geheimen Gesellschaften verboten wurden, was ihnen Gelegenheit gab, noch viele republikanisch Gesinnte verhaften zu lassen. Darüber nahm das öffentliche Mißvergnügen zu, und als der Kaiser, durch einen Sturz mit dem Pferde stark beschädigt, einen Monat lang nicht öffentlich erschien, erhoben die Feinde der Minister um so lähner ihre Stimme und erließen sogar drohende Vorstellungen an den Kaiser. Die Verhafteten wurden von dem obersten Gerichtshofe freigesprochen, und der Kaiser fand sich bewogen, die beiden Andrada am 16. Juli 1823 zu entlassen. Nun erhielt D. Joaq. de Carneiro Campos (ehemals Prof. der Mathematik am Collegium zu Lissabon) die Leitung des Auswärtigen, und D. Man. Jacint. Figueroa da Gama die der Finanzen: Anhänger der politischen Grundsätze von 1791.

Unterdessen war die königl. Gewalt in Lissabon im Mai 1823 wiederhergestellt worden; allein die Brasilier erklärten sich nur um so lauter für eine freie Verfassung und für die Trennung von Portugal. Der Kaiser nahm daher den vom König, seinem Vater, abgeschickten Commissair, den Grafen de Rio Mayor (6. Sept. 1823), nicht an, weil derselbe die Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens nicht zusichern konnte. In derselben Zeit genehmigte der Congress eine Anleihe von 24 Million Pf. St. in London, die seitdem noch um 700,000 Pf. St. vermehrt worden ist. (Statt 100 wurden 75 baar bezahlt und mit 6 jährlich verzinst!) Endlich wurde der Verfassungsentwurf vom 10. Aug. 1823, den die Nationalversammlung mit einigen Abänderungen angenommen hatte, dem Kaiser vor-

gelegt, aber in Folge einer Revolution, die plötzlich eintrat, nicht angenommen, weil er der spanischen und portugiesischen Verfassung ähnlich war und die Regentengewalt zu sehr beschränkte. Es hatte sich nämlich seit dem Falle der Andrade die republikanische Partei erhoben, welche in ihren Journalen vorzüglich die in brasil. Diensten stehenden Portugiesen angriff und deren Ausschließung verlangte. Zwei Officiere mißhandelten deswegen am 8. Nov. einen Apotheker zu Rio. Dieser wandte sich klagend an den Congress. Die beiden Erminister Andrade und ihr dritter Bruder, D. Antonio Carlos, ebenfalls Deputirter, verlangten, daß der Congress diese Sache in Untersuchung ziehen solle; Andre wollten sie an die Tribunale gewiesen haben. Darüber entstand am 10. ein heftiger Tumult; das Volk nahm Theil; man forderte laut die Entlassung der Minister und die Fortschickung aller Portugiesen. Die Minister gaben ihre Entlassung, und der Kaiser versammelte die Truppen bei seinem Palaste San Christovao, 4 Stunden von der Stadt. Hierauf erklärte sich der Congress in Permanenz; am 12. Nov. machte ihm eine kais. Botschaft bekannt, daß alle Officiere sich durch 2 Journale für beleidigt hielten; die 3 Andrade seien die Herausgeber des einen und die Beschützer des andern, und man beschuldige sie allgemein, an der Spitze einer aufrührerischen Partei zu stehen. Der Minister des Innern erklärte zugleich, daß die Truppen die Entfernung der beiden Andrade aus der Versammlung verlangten. Unmittelbar darauf zogen die Truppen in die Stadt, umringten den Versammlungsaal, und ein Officier überbrachte ein kais. Decret, das die Auflösung der Versammlung aussprach. Der Präsident nahm es zu Protokoll, erklärte die Sitzung für geschlossen, und die Deputirten gingen auseinander (12. Nov. 1823). Allein beim Herausgehen und nachher wurden mehre verhaftet, darunter die 3 Andrade. (Sie wurden in der Folge deportirt.) In einem Decrete von demselben Tage nannte der Kaiser die Versammlung meineidig, beschränkte jedoch am folgenden diesen Ausdruck auf die darin herrschende Faction der Andrade.

Auch in den Provinzen gab es unruhige Auftritte. In Pernambuco erregte die gewaltsame Auflösung des Congresses große Unzufriedenheit, und es war schwer, den Haß der Brasilier gegen die Portugiesen zu beschwichtigen. Endlich ward Ende Nov. 1823 eine zweite Nationalversammlung berufen, und der Kaiser ließ einen von seinem Staatsrath verfertigten Verfassungsentwurf am 11. Dec. 1823 dem Cabildo (der Municipaltät) der Hauptstadt vorlegen, der die Stimmen der Bürger darüber schriftlich in Registern sammelte. Da alle diese Verfassung annahmen, wurde sie schon am 9. Jan. 1824 beschworen. Dasselbe geschah in den Provinzen; doch hatten hier viele Bürger gegen die Constitution gestimmt, u. A. der Präsident Man. de Carvalho Paes d'Andrade zu Pernambuco. Am 25. März 1824 ward das Verfassungsgesetz auch vom Kaiser und von der Kaiserin beschworen. Dieses Verfassungsgesetz stimmt in den Grundlagen mit dem frühern Entwurfe überein. Die 4 Staatsgewalten: die gesetzgebende, die vermittelnde, die vollziehende und die richterliche, werden von der Nation übertragen. Die Regierung ist monarchisch, erblich, verfassungsmäßig und repräsentativ. Die Repräsentanten der brasilischen Nation sind der Kaiser und die Generalversammlung. Diese besteht aus 2 Kammern: die der Deputirten (durch 4jährige Wahl) und die der vom Kaiser aus den Wahllisten ausgewählten Senatoren, die lebenslänglich diese Würde behalten. Jene hat die Initiative bei Auslagen, bei Recrutirungen und bei der Wahl einer neuen Dynastie. Die Sitzungen beider Kammern sind öffentlich. Die absolute Stimmenmehrheit entscheidet. Der Senat erkennt über die Vergehen der Mitglieder der kais. Familie, der Minister, der Deputirten, der Staatsräthe. Überhaupt haben die beiden Kammern große Rechte. Der Kaiser hat die vollziehende und die vermittelnde Gewalt; sein Veto ist aber nicht absolut. Einem von zwei gesetzgebenden Versammlungen gleichmäßig gebilligten Entwürfe kann er, auf wiederholten Antrag, die Sanction nicht verweigern. Die Pressfreiheit besteht, doch

werden Preßvergehen nach dem Gesetze bestraft. Alle Privilegien, Gilden 2c. sind abgeschafft. Die katholische Religion ist die des Staats; andern Religionen wird der häusliche Gottesdienst, doch ohne kirchliche Auszeichnung, gestattet u. s. w. — Dieser liberalen Constitution ungeachtet gewann in Pernambuco die republikanische Partei die Oberhand. Der vom Kaiser abgerufene Präsident Man. de Carvalho Paes d'Andrade wollte daselbst die nördlichen Provinzen zu einer Republik, die sich die Union des Äquators nannte, vereinigen. Als aber der Kaiser den von Portugal her gedrohten Angriff nicht mehr zu befürchten hatte, so ließ er Pernambuco im August zu Lande und zu Wasser, unter der Anführung des Lords Cochrane und des Generals Lima, angreifen. Carvalho und Barros, nebst einem großen Theil der Einwohner, leisteten hartnäckigen Widerstand; allein schon am 17. Sept. 1824 ward die Stadt von der Landseite mit Sturm genommen; Carvalho hatte sich auf ein engl. Kriegsschiff, die Übrigen in das Innere des Landes geflüchtet.

Im folgenden Jahre sandte der Kaiser den General Brandt und den Ritter de Carneiro nach London, um daselbst mit dem portug. Minister, Marq. de Villareal, über die Unabhängigkeit Brasiliens zu verhandeln. Dasselbe geschah nachher in Lissabon durch den außerordentl. brittischen Botschafter Sir Charles Stuart, der endlich in Rio-Janeiro mit dem brasil. Minister der auswärt. Angeleg., Luiz Jose de Carvalho e Mello, die Ausgleichung zwischen Brasilien und Portugal am 29. August 1825 unter folgenden Bedingungen zu Stande brachte: 1) Brasilien wird als ein unabhängiges, von Portugal und Algarvien getrenntes Kaiserreich anerkannt; 2) der König von Portugal tritt seinem Sohne und dessen rechtmäßigen Nachkommen die Souveränität über Brasilien ab; 3) der König von Portugal behält sich den Titel Kaiser von Brasilien, bloß für seine Person, vor; 4) der Kaiser Don Pedro verspricht, von keiner portug. Colonie Vorschläge wegen einer Vereinigung mit Brasilien annehmen zu wollen; 5) der Verkehr zwischen beiden Nationen wird hergestellt, und gegenseitig alles eingezogene Eigenthum zurückgegeben oder ersetzt. Der König von Portugal genehmigte diesen Vergleich den 15. Nov. 1825. Seitdem hat der Kaiser von Brasilien Gesandte an den Höfen zu Lissabon, London, Paris und Wien angestellt. Sir Charles Stuart schloß hierauf zu Rio am 18. Oct. 1825 einen Freundschafts- und Handelsvertrag, und einen andern Vertrag den 23. Nov. 1826, die (auf 4 Jahre noch verschobene) Aufhebung des Sklavenhandels betreffend, zwischen Brasilien und Großbritannien ab. Beide wurden aber von dem Könige von Großbritannien nicht ratificirt, weil darin u. A. die gegenseitige Auslieferung politischer Verbrecher (oder des Hochverraths Beschuldigter) und Flüchtlinge stipulirt worden war. — Um diese Zeit drang die Regierung der Vereinigten Staaten am Plata auf die Herausgabe der Banda-Oriental, welche Brasilien seit 1816 in Besiz genommen hatte. Der Kaiser erklärte daher den 10. Dec. 1825 an Buenos-Ayres den Krieg und ließ durch seine Kriegsschiffe die Mündung des Plata sperren. Allein die Eisplataner, nebst den Einwohnern von Montevideo, hatten bereits für die Verbindung mit dem Platastaatenbunde die Waffen ergriffen und Maldonado genommen. General Lecor (Vicomte de Laguna) behauptete sich jedoch in Montevideo. Gleichwol nahm der Platastaat die Banda-Oriental förmlich in seine Union auf, und am Ende des J. 1825 besaß Brasilien in der Banda-Oriental nur noch Montevideo und die Colonie del San Sacramento. — Wichtiger war die Frage: ob der Kaiser Don Pedro der Nachfolger seines Vaters, des Königs Johann VI. in Portugal, sein werde? Dieser war den 10. März 1826 gestorben und hatte seine Tochter, die Infantin Isabella, zur einstweiligen Regentin ernannt. Don Pedro konnte, nach der brasil. Constitution, Brasilien ohne Bewilligung der Generalversammlung nicht verlassen. Er trat daher zwar die Regierung von Portugal an und gab diesem Königreiche eine repräsentative Constitution; allein er verzich-

tete, jedoch nur bedingt, für seine Person auf die Krone von Portugal durch die Abdicationsacte vom 2. Mai 1826 und übertrug seine Rechte auf seine Tochter D. Maria da Gloria, Prinzessin von Beira (geb. d. 4. Apr. 1819), welche mit ihrem Gheim D. Miguel (geb. d. 16. Oct. 1802) vermählt werden sollte. Als nun sein Bruder die Constitution beschwor und sich mit seiner Nichte zu Wien (29. Oct. 1826) verlobt hatte, so ernannte er denselben (3. Juli 1827) zum Regenten von Portugal (s. d.). Auch sandte er seine Tochter nach Europa; allein unterdessen hatte D. Miguel die absolute Gewalt usurpirt und jene Verlobung aufgehoben. D. Pedro lehnte Englands Vermittlungsvorschläge ab und erklärte (31. Dec. 1828) daß er die Rechte seiner Tochter behaupten wolle. Vorher (16. Apr. 1826) hatte er den neuen brasil. Orden Pedro's I. gestiftet.

Brasilien war sonst in 11 Capitainschaften oder Gouvernements eingetheilt: Para, Maranhao, Pernambuco, Bahia, Rio-Janeiro, St.-Paulo, Minas-Geraes, Gopaz, Matto-Grosso, Rio-Grande und Ceara; jedes Gouvernement aber in Comarcas. Seit 1826 besteht das Kaiserthum aus 18 Provinzen. Die Einkünfte betragen im J. 1826 gegen 19 Mill. Gldn. (den größten Theil lieferten die Bergwerke); die Ausg. über 18½ Mill.; die Staatsschuld: 80,570,459 Gldn., wovon 5 Mill. active Forderungen abzuziehen sind. (Unter jener befindet sich die engl. Anleihe von 3,200,000 Pf. St.) 1828 zeigte sich ein Deficit von 12 Mill. Gldn. Die kaiserl. Civilliste beträgt jährl. 475,000 Gldn. Die Staatsreligion, die römisch-katholische, ist unter der Aufsicht eines Erzbischofs (zu Bahia) mit 16 Bischöfen. Die Regierung unterhält in allen größern Städten gelehrte und Elementarschulen; in letztern ist der wechselseitige Unterricht eingeführt. In Bahia und Rio-Janeiro gibt es Schulen für Chirurgie, Medicin, Ingenieur- und Artilleriekunde, Rechtsgelehrsamkeit und Handlungswissenschaften. Rio hat eine Militair-Seeacademienakademie und eine Sternwarte. In Rio und Bahia sind Akademien der schönen Künste, öffentl. Bibliotheken u. a. Anstalten. Im J. 1826 studirten 300 junge Brasilier in Frankreich. — Die Kriegsmacht bestand 1824 in 30,000 M. regul. Truppen und 50,000 Milizen; außerdem gibt es Regimenter freier Neger, Enriques genannt, weil ein Neger dieses Namens im 17. Jahrh. die Holländer aus der Provinz Pernambuco vertrieb. Die Seemacht zählte 1826 96 Schiffe, darunter 1 Linienschiff und 4 Fregatten. Bei den Colonisationsplanen werden vorzüglich Deutsche begünstigt, die man aber auch zu Kriegsdiensten auffordert. In der deutschen Colonie Leopoldinia, von dem verst. Naturforscher Freyriß angelegt, gedeiht Caffee vortreflich; noch hat Schäffer die Colonie Franzenthal, und v. Langsdorff eine andre Colonie von Deutschen angelegt. — Der Eingangszoll von Waaren ist für alle Nationen seit 1829 gleichgestellt, 15 Proc. — Ungeachtet der vielen natürlichen Hülfquellen, welche Brasilien besitzt, muß es noch für lange Zeit politisch schwach bleiben. Denn seine geringe Bevölkerung ist in ihren Vortheilen und Ansichten zu getrennt und in ihrer Bildung zu verschieden. 1,800,000 sind Negerklaven, unwissend und barbarisch, doch werden sie mild behandelt; die Indianer sind für die Industrie des Landes von keinem Nutzen, sie leben größtentheils in die Wüsten des Landes zurückgezogen. Die Mulatten scheinen die Kaiser des Wilden und des Europäers in sich zu vereinigen; beide Geschlechter überlassen sich ohne Scheu dem Zuge ihrer rohen Leidenschaften. Die Europäer und die Creolen bilden gewissermaßen die Aristokratie des Landes. Die meisten derselben sind Pflanzer oder Bergwerkbearbeiter, oder Aufseher in den Colonien, und auf diese Weise weit über das Land hin verbreitet, mit wenig Verbindung untereinander, ohne Kenntniß und Bildung. Die gebildetsten findet man in den Seestädten. Aber auch in Rio sind die Kaufleute (nach Mathison) in ihren Sitten nicht besser als die kleinen Krämer in England. Sie nehmen an Nichts Antheil, als was sich unmittelbar auf ihr Geschäft bezieht. Die Geistlichen fand Mathison so verworfen,

daß er sich schämte, eine Beschreibung ihrer Sitten zu geben. Männer von höherer Bildung, welche fähig wären, Ämter zu verwalten, sind meistens Portugiesen. — Die „*Corografia Brazilica*“, von Manoel Vlyes de Casal (Rio-Janeiro 1817, 2 Bde., 4.) ist sehr unrichtig. Besser ist Monteiro da Franca: „*Viagero do Brasil*“, und vorzüglich Southey's „*History of Brazil*“ (London 1818, 2 Bde., 4.). Auswanderer mögen P. H. Schuhmacher's (vormals Commandant am Bord eines Colonisientransportschiffes) „*Beschreibung einer Reise von Hamburg nach Brasilien*, im Juni 1824, nebst Nachrichten über Brasilien bis zum Sommer 1825“ (Braunschweig 1826), v. Weech's Schrift: „*Brasilien's gegenwärt. Zustand und Colonialsystem*“ (Hamb. 1828) und v. Feldner's „*Reisen durch mehre Provinzen Brasilien's*“ (Leipzig 1828, 2 Bde.); Naturforscher: v. Spir's und v. Martius's „*Reise nach Brasilien*“ (München 1825 fg., 2 Theile., 4. m. Kpf.); Nautiker und Geographen: Roussin's „*Pilote du Brésil*“ (Paris 1826) vergleichen. K.

Bratsche (ital. Viola di braccio, daher der Name), eine größere Geige, auf welcher die Mittelstimmen gespielt werden. (S. *Viola*.)

Brauen, das Geschäft, wodurch das Bier bereitet wird. Zuerst muß die Gerste oder der Weizen gemalzt werden (s. *Malz*), dann wird das Malz von den Keimen befreit, angefeuchtet und hernach grob geschrotet. Das Malzschrot wird mit weichem (natürlichem, oder in dessen Ermangelung künstlich bereitetem) kaltem Wasser eingerührt, dann mit siedendem Wasser angemengt und in der Braupfanne gekocht, bis sich die Hülsen (Träber) absondern und die Flüssigkeit hell wird, welche, abgesehien, die Würze heißt. Diese wird in hölzernen Gefäßen, Kühlschiffen, Kühlschiffen, abgekühlt, worauf die Hefe hinzugethan und durch die Würze entweder zur schnellen Gährung auf dem Gährbottich, wenn es Lagerbier, oder auf einzelnen Fässern, wenn es leichtes Bier werden soll, zur Gährung gebracht wird. Will man dem Biere die große, fast widerliche Süßigkeit benehmen, so wird die Würze vor der Abkühlung mit Hopfen abgekocht. Die Doppelbiere werden durch eine, vermöge der Gährung stärkere Entwicklung des Weingeistes erzeugt. Diese gründet sich auf die Verwandlung des Mehlstoffs der Körner in Zucker durch das Vermalzen. Wenn die Gährung vollendet ist, werden die Hefen, sowol Ober- als Unterhefen, abgefondert und zum weitem Gebrauch verwahrt, und das nun fertige Bier in die bestimmten Fässer gefüllt. Aus dem abgebrauten Meisch macht man durch nochmaliges Hinzuthun von Wasser das Nachbier, Dünmbier, Rosent.

Braune (*Angina*), eine Krankheit bei Menschen und Thieren, die in Entzündung des Halses besteht. Sie ist verschieden nach der Gegend des Halses, welche die Entzündung besonders ergreift. So kann ihr Sitz im Kehlkopfe und in der Luftröhre sein, dann heißt sie auch Luftröhrenentzündung (*Cynanche*), von der eine eigne Art der *Croup* (s. d.) ist; oder die Entzündung ist im Schlunde, eigentliche Hals- oder Schlundbräune (*Angina pharyngea*), oder an den zu beiden Seiten des innern Halses liegenden Drüsen, an den sogenannten Mandeln (*Angina tonsillaris*), oder an der weichen Gaumendecke und dem sogenannten Zäpfchen (*Angina uvularis*). Wesentliche Zufälle der Bräune, welche freilich bei den verschiedenen Arten derselben von einander abweichen, sind: schmerzhaftes Erschwerung des Schluckens, Sprechens und Athemholens, Trockenheit im Halse, die besonders nach jedem Schlafe sehr oft bis zum Gefühle von Ersticken zunimmt; Röthe und Geschwulst der innern Theile des Halses, wenn die Entzündung an einem dem Blicke erreichbaren Theile sitzt; veränderte Stimme; vermehrte Absonderung von Speichel und Schleim. Dazu gesellen sich mehre Zufälle, theils von dazu kommendem Fieber, theils von der Hemmung des Athemholens, der Verbreitung des Reizes auf die benachbarten Theile. Eine gefährliche Art dieser Krankheit kommt bei den Schweinen vor und heißt das wilde Feuer.

Braunschweig-Wolfenbüttel. Dieses Herzogthum besteht aus

dem Fürstenth. Wolfenbüttel, dem Fürstenth. Blankenburg, dem Stiftsamte Walkenried, dem Amte Ehebingshausen und dem Communion-Unterharze. Der Antheil des herzogl. Hauses am Unterharze beträgt, nach dem Tauschvertrage mit Hanover von 1788, nur noch $\frac{2}{3}$ vom Hammelsberge, dem Eisenhüttenwerke Gittelde und der Saline Julushall. Das Herzogth. Braunschweig mit 6 Bezirken hat in 12 St., 15 Mfl., 417 D. über 241,000 E. auf 71 □ M., wovon das Ackerland 542,000, die Wiesen, Weiden und Ager 446,000, die Holzungen 496,000, die Städte, Dörfer, Wege, Flüsse, Teiche und nicht urbaren Plätze 97,000 braunschweig. Morgen einnehmen. Der wolfenbüttelsche und schöningsensche Bezirk haben den zum Ackerbau am meisten geeigneten Boden. Der Harz- und Weserbezirk sind weit gebirgiger und daher zum Kornbau weniger geeignet. Nur hier und da gibt es fruchtbare Acker, unter welchen die Aue, das Obfeld, das Weser- und Leinthal sich auszeichnen. Das Hauptgebirge ist der Harz mit seinen Vorbergen: der Hube, dem Röhler und Hils. Sämmtliche Gebirge sind mit Laub- und Nadelholz besetzt. Von dem ungeheuern Waldbruche, dem von der Ohre durchströmten Drömling, kommt etwa $\frac{1}{2}$ auf den braunschweig. Antheil. Zu dem Weserstromgebiete gehören hier die Aller, Leine, Oker und Fulse. Die unbedeutendern: die Ohre, Bode, Borge und Wieda, vereinigen sich mittelbar oder unmittelbar mit der Elbe. Das Klima ist gesund, am mildesten in den beiden nördlichen Bezirken; weit rauher in den südlichen und im Blankenburgischen, wo die Kälte im Winter oft sehr heftig, und die Luft im Früh- und Spätjahre strenger, aber auch die Hitze im hohen Sommer, wenn die Sonnenstrahlen von den Gebirgen auf die Thäler zurückprallen, weit drückender als auf dem flachen Lande ist.

Die Volksmasse gehört ihrer Abstammung nach zu den Sassen, unter welchen die Cherusker, Bructerer und Angrivarier die ersten Rollen spielten. Hermann der Cherusker war ein sassischer Fürst, und sein Allode lag an den Ufern der Weser. Hier ward auch auf dem Ithbfelde (campus idistavicus) mit Drusus Germanicus gekämpft, den Tiber sandte, um Varus's Niederlage in Teutoburgs Wäldern zu rächen. Durch Heinrich des Löwen Fall ward 1180 das große sassische Herzogth. zersplittert. Otto das Kind trug 1235 die herzogl. Würde auf seine Allodialländer über, und es entstand das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg, dessen Einwohner sich von nun an Braunschweiger nannten. Doch ist noch jetzt ihre Abstammung in Sitten und Gebräuchen, wie in dem Nachhall altsassischer Gesetze, unverkennbar. Später sind Wenden eingewandert, von deren Abkunft sich noch Spuren in der Aussprache und in den Namen mancher Wohnsitze, als Wendezell, Wendeburg, Wendhausen, erhalten haben. Das jezige Herzogth. Braunschweig-Wolfenbüttel, dessen Fürsten sich Herzoge zu Braunschweig-Lüneburg nennen, ward vor Jahrhunderten zusammengesetzt aus uralten Allodialbesitzungen des Hauses Weiskeske und aus den Gütern mehrerer Dynastien. Die Alloden der Billunger und Brunonen längs der Gande und Oker, die der Nordheimer am Solling und der Leine, die der Sippplingenburger am Elm und Dorn, machten den Stamm. Hinzukamen in der Folge durch Anfall oder Waffengewalt die Stammgüter der Grafen von Rattlenburg, Sommerschenburg, Eberstein, Dassel, Winzenburg, Assel, Warberg und Bartenleben. Das Fürstenthum wurde nach der Theilung 1495 consolidirt, und die ältere Linie des braunschweig. Hauses, Br.-Wolfenbüttel, entstand seit der Theilung 1569. Die Besitzungen der Grafen von Blankenburg kamen durch Erbschaft an Br.-Wolfenbüttel. Dieses Herzogthum hat drittheil lang, von Heinrich des Jüngern, des letzten kathol. Herzogs, Zeiten an, eine Reihe von ausgezeichneten Regenten gehabt. Heinrich Julius, Stifter der Universität zu Helmstädt, ragte weit über sein Zeitalter hervor. S. „Deutscher Fürstenpiegel a. d. 16. Jahrh. oder Regeln der Fürstenweisheit von dem Herzoge Julius und der Herzogin-Regentin Elisabeth ic. Aus den Urkunden herausgezog. von F. A. v. Strom-

beck" (Braunschw. 1824, 4.). Derselbe hat des Herzogs Julius Leben, geschildert von dessen Zeitgenossen Franz Ulgermann (Helmst. 1822), herausgegeben.

Braunschweig-Wolfenbüttel ward am 28. Oct. 1806 als erobertes Land für Napoleon in Besitz genommen und nachher zum Königreiche Westfalen geschlagen, bis nach der leipziger Befreiungsschlacht (1813) auch Braunschweig seinen Erbfürsten, Friedrich Wilhelm, am 22. Dec. wieder sah. Nach dem Tode desselben (16. Juni 1815) übernahm der Prinz-Regent, jetzige König von England, die vormundtschaftl. Regierung und ordnete die gegenwärtige Verfassung. (S. Braunschweigische Landstände.) Um die Verwaltung erwarb sich der Geh.-R. v. Schmidt-Phisfeldeck große Verdienste. Das Landesschuldenwesen (3,500,000 Thlr.) ist in der trefflichsten Ordnung; eine 1814 contrahirte Anleihe von 150,000 Thln. ist abgetragen, sowie auch die von der Stadt Braunschweig auf das Land übernommenen, aus der westfälischen Zeit herrührenden Schlosbausschulden. Das Zutrauen, welches die Regierung genießt, ist so groß, daß die 4procent. Landesobligationen, ohgleich sie keine besondere Hypothek haben, für voll verkauft werden. Die Zinsen werden pünktlich bezahlt. Die Grenzirungen mit Hanover sind durch den Grenzvertrag vom 24. Juni 1824 ausgeglichen. Braunschweig hat auf dem Bundestage, in Gemeinschaft mit Nassau, die 13. Stelle und eine Gesamtstimme; im Plenum für sich 2 Stimmen. Das Bundescontingent beträgt 2096 Mann. — Getreide, Rübsamen, Flachs, Taback, Cichorien, Hopfen, Färberöthe und Holz machen die bedeutendsten Gegenstände des Handels und der Fabriken aus. Schafe, Schweine, Ziegen, Federvieh und Bienen werden für den Bedarf gezogen, fettes Rindvieh und Pferde zum Theil eingeführt; doch gibt es zu Harzburg ein gutes Landgestüt. Die Wälder haben wilde Schweine, Edelhirsche, Rehe, Hasen, Auer-, Birken-, Reb- und Haselhühner; doch nimmt, weil kein Wild gehegt wird, die Jagdabschote eher ab als zu. Die Berggegenden liefern Eisen, Kupfer, Salz, Marmor, Stein- und Braunkohlen, Porzellanerde und andre Mineralien. Der Rammelsberg gibt Silber, Kupfer, Blei, Arsenik, Vitriol und Schwefel, auch etwas Gold. Torf steht in den Sandgegenden der nördl. Bezirke in großen Strecken; Steinkohlenbänke liegen unter dem Elme, Hülse und Thde. Gewerbezweige sind besonders: die Brauereien (Mumme) und Branntweinbrennereien; die Garnspinnerei (das verbreitetste Gewerbe); die Leinwand- und Ledermanufactur; die Papier-, Seifen-, Taback-, Salmiak-, Krapp- und Cichorienfabrik. Die braunschweig. lackirten Waaren sind auch im Auslande berühmt. Das fürstenberger Porzellan wird ebenfalls geschätzt. Der Mittelpunkt des Handels ist die Hauptst. Braunschweig. Auch fehlt es dem Lande nicht an gut unterhaltenen Straßen. Die Einkünfte (ohne Zls) betragen 2,377,000 Gldn.

Der jetzt regierende Herz. v. Braunschweig, Karl, geb. d. 30. Oct. 1804, trat die Regierung selbst an d. 30. Oct. 1823, mit seinem zurückgelegten 19. Lebensjahre, und überließ seinem Bruder Wilhelm das Fürstenth. Zls (s. d.), dessen Eink. 175,000 Gldn. betragen. Der mit Hanover über die Vormundtschaft geführte Schriftenwechsel und des Herzogs Beschwerde über des G.-R. v. Schmidt-Phisfeldeck Übergang in hanover. Dienste (vgl. Hall. N. L. Z., 1827, Nr. 301 fg.) wurde, da der Herzog die Vorschläge der vermittelnden Höfe, Östreich und Preußen, nicht annahm, von dem Herzoge im Jan. 1829 an den Bundestag gebracht.

Braunschweig, Hauptst. des Herzogth. gl. N. (52° 18' N. Br. u. 28° 15' N. L.) (3041 S., 34,500 Einw.) liegt an der Oker in einer angenehmen Gegend, ist der Sitz des Geheimenrathscollegiums, der Kammer, des Steuercolleg. und des Collegii medici. Die übrigen Obercollegien für den ganzen Staat befinden sich in Wolfenbüttel (s. d.). Der Wille Brunswick wird zuerst um 1031 in Urkunden gedacht. Gebrecht I., welcher in jenen Gegenden die Schlösser Hoherort, Dankwerderode und Melwerode besaß, mag die Villa angebaut und solche nach

f. Ahnherren (den Brunonen) benannt haben. Was Leibniz und später Büsching von des Orts hohem Alter sagen, hat keinen historischen Beweis für sich. Brunschwig lag als ein offener Ort unter den Mauern des Schlosses Dankwerderode, als Heinrich der Löwe zur Regierung gelangte. Diesem Fürsten hat der Ort seine Vergrößerung, seine Befestigung und sein städtisches Recht zu verdanken, womit der Name Dankwerderode aus der Geschichte verschwand. Braunschweig wuchs schnell empor unter den braunschweig. Sttonen, trat 1247 zur Hanse und wurde eine Quartierstadt derselben. Von dieser Zeit an strebte es eine Reichsstadt zu werden; deshalb kaufte es von den Fürsten, wenn sie Geld bedurften, die Münze, den Zoll und fast alle Regalien in ihren Stadtmauern, und pfandweise die Gerichte Elch, Affenburg, Kampen, Wendhausen und Neubrück, rings um die Stadt. Nur die wiederholten Fehden zwischen dem Rathe und den Gilden hielten die Stadt ab, sich zur Reichsunmittelbarkeit zu erheben. Indessen schloß sie, nach einer blutigen Fehde mit Herzog Heinrich dem Jüngern, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. einen vortheilhaften Frieden, welcher ihr eine gewisse Unabhängigkeit sicherte. Als aber im 17. Jahrh. die Hanse in Verfall gerieth, sank auch Braunschweig. Es war in eine drückende Schuldenlast gerathen, Rath und Bürgerchaft lagen gegen einander in fester Fehde; Herzog Rudolf August benutzte diese Schwäche, und die Stadt unterwarf sich 1671 dem Herzoge. Der Ort schien jetzt schnell wieder aufzublühen. Die verfallenen Messen wurden neu belebt, das fürstl. Schloß (der graue Hof) und das große Schauspielhaus wurden erbaut. 1754 erklärte der Herzog Karl die Stadt zur beständigen Residenz seines Hauses. Für ihre Verschönerung that sein Nachfolger, Karl Wilhelm Ferdinand, noch mehr, und die Zeitumstände vermehrten ihren Wohlstand außerordentlich. In dem letzten Regierungsjahre des Helden, der bei Muerstädt fiel, wurden die Festungswerke der Stadt abgetragen, um schönen Anlagen Raum zu geben. Die Stadt, deren Umfang 1 Stunde beträgt, ist in 6 Bezirke getheilt, die ihre Namen von den Hauptthoren haben. Ihre vorzüglichsten Plätze sind der Schloß- und der Burgplatz, der Hagen-, Ägidien-, Kohl- und Altstadtmarkt. Man bemerkt den von Heinrich dem Löwen erbauten Dom, die Martins-, Brüder-, Katharinen- und Andreaskirche, das fürstl. Residenzschloß, das landschaftl. Haus, das Zeughaus, das Sperrnhaus, das Altstadttrathhaus oder den sogen. Auroschhof, jetzt zum Messgebäude eingerichtet, das Neustadtrathhaus, das große Gewandhaus, das Zucht- und Werkhaus, das große Waisenhaus und das Armenkrankenhaus. Vor mancher größern Stadt genießt Braunschweig der Bequemlichkeit trefflicher, mit großen Steinplatten gepflasterter Fußwege und eines Reichthums an Fluß- und Quellwasser. Die Reformirten besitzen eine eigne Kirche, so auch die Römisch-Katholischen, die Juden ihre Synagoge. Das Museum vor Kunstfachen und Antiken, als dessen Hauptzierde das berühmte mantuanische Dnyrgesäß betrachtet wird, ist jetzt durch die größtentheils aus Paris zurückgehaltenen Schildereien der ehemal. salzdahlumschen Galerie erweitert. Die Stadt besitzt in dem hergestellten Collegio Carolino eine höhere Lehranstalt, die, zwischen den sogen. lateinischen Schulen und den Universitäten in der Mitte stehend, von ihrer ersten Stiftung durch Herzog Karl (1745) an, nicht allein in Deutschland, sondern auch im Auslande, besonders in England und Rußland, eines guten Rufes sich erfreut hat. Außerdem hat Braunschweig 2 Gymnasien, ein Realinstitut, eine 1825 errichtete Cadettenschule, eine anatomisch-chirurgische Anstalt und mehrere trefflich eingerichtete Arbeitsschulen. Sie ist reich an milden Stiftungen; ausgezeichnet sind die nach dem Muster der hamburgischen eingerichtete Armenanstalt und das große Waisenhaus. Die Stadt hat Farben-, Wollen-, Garn-, Porzellan-, Papiertapeten-, Lack-, Papiermaché-, Taback-, Salmiak- und 20 Eickorienfabriken.

Braunschweig (M. J. Leopold, Prinz von), preuß. Generalmajor,

der jüngste Sohn des Herzogs Karl von Braunschweig, geb. zu Wolfenbüttel 1752, wurde von dem Abt Jerusalem unterrichtet. Er studirte zu Strasburg die militairischen u. a. Wissenschaften, bereiste unter Lessing's Führung Italien und trat 1776, als Chef eines Infanterieregiments, zu Frankfurt a. d. D. in preuß. Kriegsdienste. In dieser Stadt, die seit 1779, wo er aus dem bairischen Erbfolgekriege zurückkam, sein beständiger Aufenthaltsort war, erwarb er sich durch eine seltene Herzengüte, womit er einen durchbringenden Verstand und unermüdblichen Eifer für die Wissenschaften verband, die allgemeinste Verehrung. 1780 dankte es ihm Frankfurt fast allein, daß die Wasserflut den Damm nicht durchbrach, und die Vorstadt gerettet wurde. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei den Feuersbrünsten, welche diese Stadt betrafen. Oft stieg er in Dachstuben hinauf, um Elende und Kranke aufzusuchen; denn Menschenliebe war sein Leben. In ihrer Ausübung fand der edelmüthige Fürst seinen Tod, als er bei einer Überschwemmung am 27. April 1785 den Vorstädtern auf einem Kahne zu Hülf eilen wollte. Die ihm gestifteten Denkmäler bezeugen die Achtung, die er sich während seines kurzen Lebens erworben hatte.

Braunschweig (Ludwig Ernst, Herzog v.), dritter Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht v. Braunschweig-Lüneburg, geb. 1718, trat in kaiserl. Dienste, 1750 als Feldmarschall in die der Republik Holland, war seit 1759, während 7 Jahren, Generalcapitain der Union und administrirender Vormund des Erbstatthalters, und hatte der Republik in dem langen Kriege der benachbarten See- und Landmächte seit 1754 die Neutralität erhalten. Zufolge der 1766 von dem Herzoge beschworenen Consultationsacte hatten ihn die Generalstaaten nach der Volljährigkeit des Erbstatthalters diesem als Rathgeber zur Seite gesetzt. Aber es gelang der patriotischen Partei, gegen diesen Fürsten Verdacht bei dem Volke zu erregen, und man machte ihm selbst das Recht, seine Ankläger vor Gericht zu ziehen, freitig. Endlich überredete man den Erbstatthalter, daß, wenn der Herzog freiwillig sich in sein Gouvernement nach Herzogenbusch begäbe, alle Unruhen aufhören würden. Der Herzog gab nach und zog sich am 24. Mai 1772 dorthin zurück. Allein was er dem Erbstatthalter vorhergesagt hatte, traf nur zu bald ein: die Mißvergnügten griffen nun diesen an, ohne darum den Herzog außer Acht zu lassen. Er starb 1788. Schlözer hat in seiner meisterhaften Vertheidigungsschrift des Herzogs die Sache vor den Richterstuhl des Publicums gebracht. Indes bleibt so viel wahr, daß des Herzogs Hervorziehen des Abels und der Fürstenthöhne im Militair vor den geborenen Holländern der wahre Grund des Hasses der Magistraturgeschlechter, die er selten bei der Municipalregierung anstellte (welche er als Sinecuren Höflingen gab), gegen ihn war.

Braunschweig (Ferdinand, Herzog v.), geb. am 11. Jan. 1721 zu Braunschweig, der vierte Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht, wurde für den Militairstand erzogen. In seinem 18. J. durchreiste er Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, und trat 1739 als Oberster und Chef eines Regiments in preuß. Dienste. Die schlesischen Kriege waren für ihn eine Schule, in welcher er sich zum Anführer bildete. Nachdem er im Anfange des siebenjähr. Kriegs die Schlacht bei Prag zum Vortheil der Preußen entschieden und bei a. Gelegenheiten die glänzendsten Proben seines Heldenthums und Feldherrntalents gegeben hatte, übertrug ihm der König gegen das Ende 1757 den Oberbefehl über das verbündete Heer in Westfalen. Er entwickelte als Heerführer, stets einem ungleich stärkern franz. Heere gegenüber, den ganzen Reichthum seines Talents. Sein trefflicher Rathgeber war der nachmalige Landdrost von Westfalen, der als Amtmann zu Rendsburg im dänischen Staatsdienste starb. Ferdinand vertrieb die Franzosen aus Niedersachsen, Hessen und Westfalen, und siegte in 2 großen Schlachten, bei Crefeld und Minden. (S. Siebenjähriger Krieg.) Nach dem Frieden wurde er durch eine Spannung,

die zwischen ihm und dem Könige entstand, bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Seitdem lebte er in Braunschweig oder in der Nähe auf s. Lustschlosse Bechede und widmete s. Muße maurerischen Beschäftigungen; auch sorgte er für den Unterricht armer talentvoller Jünglinge. Jedes wissenschaftliche und künstlerische Streben fand in ihm einen Beschützer; besonders Maler und Musiker. Dabei zeigte er eine unbegrenzte Wohlthätigkeit gegen Arme. Nur ließ er sich von gehaltlosen Günstlingen leiten und mißbrauchen; auch neigte er sich zu sehr zum Ausländischen, besonders zu den Franzosen, hin. Er starb am 3. April 1792, von allen Menschenfreunden, besonders von den Armen, beweint.

Braunschweig (Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog v.), einer der verdienstvollsten, aber am Ende seines thätigen Lebens einer der unglücklichsten Fürsten der neuern Zeit, war den 9. Oct. 1735 geb. und der älteste Sohn des regier. Herzogs Karl von Braunschweig und einer Schwester Friedrichs des Großen. Mit seinem 7. Jahre wurde seine Erziehung dem Abt Jerusalem, damal. Hofprediger zu Wolfenbüttel, übertragen; seit dem 12. besuchte er unter Jerusalem's Leitung das eben gestiftete Collegium Carolinum. Zum Führer hatte er den talentvollen, aber sehr unmoralischen Kammerherrn von Wittorf. Früh regte sich in ihm die Begierde nach Ruhm, welche durch die Thaten Friedrichs II. immer lebendiger wurde. Der siebenjährige Krieg gab ihm die erste Gelegenheit, seine Talente zu entwickeln. Er führte die braunschw. Truppen zum Heere der Verbündeten und bewies in der für sie unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck, am 28. Juli 1757, nach Friedrichs II. Urtheil, daß ihn die Natur zum Helden bestimmt habe, indem er eine von den Franzosen im Mittelpunkte des verbündeten Heers genommene Batterie wiedereroberte. Am 23. Juni 1758 entschied er den Sieg von Krefeld. An Allem, was die Armee unter seinem Oheim Ferdinand ausführte, nahm er den thätigsten Antheil, und Friedrichs Achtung gegen ihn stieg immer höher, wie dessen „Gesch. des siebenjähr. Kriegs“ und dessen „Ode auf den Erbprinzen von Braunschweig“ beweisen. Nach jenem Kriege vermählte sich der Prinz 1764 mit der Prinzessin von Wallis, Auguste. Da er frühzeitig die wahre Lage seines Vaterlandes kennen gelernt und aus der steten Verlegenheit, in welcher sich sein Vater befunden, eine heilsame Lehre geschöpft hatte, so machte er sich, noch ehe er zur Regierung kam, die größte Sparsamkeit zur Pflicht, und lebte, meistens von Geschäften entfernt, nur den Wissenschaften und Künsten. 1773 trat er in preuß. Kriegsdienste und ward General der Infanterie, hatte aber keine Gelegenheit, seine kriegerischen Anlagen vollkommen auszubilden. Nach seines Vaters Tode (1780) trat er die Regierung mit Ernst und Thätigkeit an. Zuerst auf die nothwendige Verbesserung der Finanzen bedacht, beschränkte er seine Hofhaltung, verminderte die Landeschulden, munterte den Ackerbau auf, beförderte die Freiheit des Handels, unternahm und unterstützte ansehnliche Bauten, und sorgte auch für das öffentliche Vergnügen, indem er z. B. unentgeltlich italienische Opern, Redouten u. dgl. geben ließ. Dennoch hatte er das Unglück, oft bei dem besten Willen den beabsichtigten Endzweck entweder ganz zu verfehlen oder nur theilweise zu erreichen. Dies war der Fall bei der Verbesserung des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung, zu welchem Zwecke er mit großen Kosten Gelehrte in seine Staaten zog, die, da jener Verbesserung unzählige Hindernisse in den Weg gelegt wurden, durch die Gehalte, die sie zogen und für die sie keine Geschäfte hatten, dem Staate zur Last fielen. 1787 mußte er sich an die Spitze eines preuß. Heers stellen, um den holländischen Erbstatthalter in seine Rechte wiedereinzusetzen. Die Leichtigkeit, mit welcher dieser Feldzug beendet wurde, erwarb dem Herzoge vielleicht mehr Ruhm, als er verdiente. Man erwartete dasselbe von ihm, als der franz. Revolutionskrieg ausbrach. Der Herzog erhielt den Oberbefehl über das östreich. und preuß. Heer, und erließ den 15. Juli 1792 in Koblenz jenes Manifest, das ein

Franzose, de Limon, in sehr harten Ausdrücken abgefaßt hatte. Der Kaiser Franz und der König von Preußen billigten dasselbe; allein der Herzog fand die Ausdrücke zu stark. Man strich die bittersten Stellen weg, der preuß. Geh.-Legationsrath v. Renfner brachte das Ganze in Zusammenhang, und der preuß. Gesandte in Mainz, Hr. v. Stein, ließ es drucken. Gleichwol erregte der drohende Ton desselben die heftigste Erbitterung. Der Herzog hatte den Plan, von Lothringen aus auf Paris loszugehen, ihm die Zufuhr abzuschneiden und es dann durch Hunger zur Übergabe zu bringen. Am 23. Aug. 1792 ergab sich Longwy; Verdun am 2. Sept. Allein in der an sich unfruchtbaren Champagne erschwerten Gebirge, enge Pässe und unwegsame Wälder die Zufuhr für das Heer von den Grenzen her. Dumouriez stand im Lager bei St.-Menehould; es gab täglich Gefechte; allein Dumouriez vermied eine Hauptschlacht, in der er Frankreichs Schicksal aufs Spiel gesetzt hätte, weil er voraussah, daß die Deutschen ohnehin durch Mangel und Krankheiten zum Rückzuge genöthigt werden würden. Diese gefährlichen Feinde stellten sich nur zu bald ein. Daher suchte der Herzog Dumouriez zu einer Schlacht zu nöthigen, indem er am 20. Sept. das Corps unter Kellermann bei Walmy (s. d.) angriff. Allein die Franzosen behaupteten ihre Stellung; somit sahen sich die Deutschen 2 Tage darauf zu einem Waffenstillstande und am 29. Sept. zum Rückzuge aus der Champagne genöthigt. Da während dieses Rückzugs Eufstine Speier und Worms, auch am 21. Oct. die Festung Mainz in seine Gewalt gebracht und darauf Frankfurt genommen, welches letztere jedoch schon am 2. Dec. von den Preußen und Hessen wiedererobert ward, so mußten nun alle Anstrengungen der Deutschen zunächst auf die Wiedereroberung jener Festung gerichtet sein. Der Herzog eröffnete daher 1793 gemeinschaftlich mit den Östreichern am Oberrhein den Feldzug, nahm am 7. März die Festung Königstein, eroberte Mainz am 22. Juli und suchte die Eroberung der starken franz. Festung Landau vorzubereiten. Die Franzosen unternahmen dagegen am 14. Sept. einen allgemeinen Angriff von Strasburg bis Saarbrück gegen Wurmsfer und den Herzog, der an diesem Tage Moreau bei Pirmasens im Darmstädtischen eine blutige Schlacht lieferte. Die Franzosen wurden aus ihrem Lager bei Hornbach bis an die Saar gedrängt. Einen Monat später gelang es dem Herzog, gemeinschaftlich mit Wurmsfer, am 13. Oct. die weißenburger Linien zu erobern und Landau näher zu kommen. Um noch einen festen Stützpunkt zu gewinnen, wagte der Herzog in der Nacht vom 16. auf den 17. Nov. einen Sturm auf das Bergschloß Bitsch, den Schlüssel zum vogessischen Gebirge, welcher die Straße von Landau, Pirmasens, Weissenburg und Strasburg vereinigt. Dieser Versuch mißlang. Dagegen schlug er eine Abtheilung der franz. Moselarmee unter Hoche, die, um Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorbrang, vom 28. — 30. Nov. bei Kaiserslautern. Allein die Angriffe, die Hoche und Pichegru, ohne Rücksicht auf ihren Menschenverlust, täglich unternahmen, und die Durchbrechung der östreich. Linien, welche Pichegru am 22. Dec. bei Frotsweiler bewerkstelligte, nöthigten die Östreicher zum Rückzuge über den Rhein, wodurch zugleich der Rückzug des Herzogs bewirkt wurde. Da sich bereits Mißverständnisse zwischen Östreich und Preußen erhoben hatten, so legte er im Anfange 1794 den Oberbefehl nieder. Möllendorf war sein Nachfolger. Jetzt arbeitete der Herzog von neuem für das Wohl seines Landes bis zu dem unglücklichen J. 1806. Sein Schuldenedict aus jener Zeit ist ein Muster für deutsche Fürsten. Bereits in das Greisenalter getreten, wo er sich ohne Vorwurf von dem öffentlichen Schauplatze zurückziehen konnte, übernahm er Lasten, die seine Kräfte überstiegen. Zu Anfange 1806 machte er in Auftrag des Königs von Preußen eine Reise nach Petersburg, die auf den bald darauf mit Frankreich ausgebrochenen Krieg Bezug hatte. Der Herzog trat als Oberbefehlshaber an die Spitze des preuß. Heers. Die physischen und moralischen Kräfte waren zu un-

gleich, das zeigten die Schlachten bei Jena und Auerstädt (s. d.). Der Herzog mußte, tödtlich verwundet, sein väterliches Erbe verlassen, und beschloß sein Leben in Ottenfen bei Altona am 10. Nov. 1806. Allerdings hatte der unglückliche Fürst seine Kraft verkannt; er lebte in einer Zeit, die längst vorüber war. Allein dieser Irrthum war dem Greise wol verzeihlich, und immer bleibt der Heldemuth preiswürdig, womit er gegen Napoleon ankämpfte. Was den Charakter des Herzogs als Regenten anbetrifft, so erklärt selbst die Verleumdung seine Verwaltung für eine der glücklichsten. Indes mochte der Mangel an Einheit des Willens, der sich in den meisten Handlungen seines Lebens offenbarte, die Ursache manches von ihm verfehlten wohlthätigen Zwecks gewesen sein. Nicht minder spürten die Unterthanen des Herzogs seine Liebe zu dem Ausländischen, besonders die in ihren Folgen so verderbliche Hinneigung zu der franz. Nation, die ihm durch Friedrich II. eingeflößt worden war, auf eine schmerzliche Weise.

Braunschweig (Friedrich Wilhelm, Herzog von), der vierte und jüngste Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Geb. d. 9. Oct. 1771, erhielt er mit seinem zweiten und dritten Bruder, die wenige Jahre älter waren, gleiche Erziehung, bis die militairische Laufbahn, für welche er bestimmt war, seinem Unterrichte eine besondere Richtung geben mußte. Von seinem Vater mit großer Zärtlichkeit geliebt und dennoch sehr hart behandelt, ward er 1786 vom Könige von Preußen zum Nachfolger seines Oheims, Friedrich August, Herzogs von Ols und Bernstadt, ernannt. Er ging jetzt nach Lausanne, blieb zwei Jahre in der Schweiz und wurde bei seiner Zurückkunft als Capitain bei einem preuß. Infanterieregiment angestellt. In dem Kriege 1792 fg. gegen Frankreich focht er in den preuß. Heeren und ward zwei Mal verwundet. Nach dem baseler Frieden erhielt er ein Regiment und vermählte sich 1804 mit der Prinzessin Maria Elisabeth Wilhelmine von Baden. Aus dieser Ehe wurden 1804 und 1806 zwei Prinzen geboren, die noch leben. 1805 starb sein Oheim, und er wurde Herzog von Ols und Bernstadt. 1806 nahm er an dem Kriege gegen Frankreich mit allem Feuer, das die Unterdrückung Deutschlands und seines Vaters unglückliches Schicksal in ihm entflammete, Antheil. Er befand sich zuletzt bei dem Blücher'schen Corps und ward mit demselben bei Lübeck gefangen. Durch den im Sept. d. J. erfolgten Tod seines ältesten Bruders, des zwar verheiratheten, aber kinderlosen Erbprinzen, und durch die schon früher vom Vater eingeleitete Übereinkunft zwischen ihm und seinen andern beiden Brüdern, die wegen unheilbarer Blindheit regierungsunfähig, übrigens auch nicht verheirathet waren, wurde er nach dem Tode seines Vaters zur Nachfolge in der Regierung der braunschw. Lande gelangt sein; der tiltsiter Friede und der Wille Bonaparte's verfügten es aber anders. Seit dieser Zeit lebte er zu Bruchsal, wo ihm im April 1808 seine Gemahlin starb. 1809 beim Ausbruche des österreichisch-französl. Krieges warb er in Böhmen ein Freicorps. Bereits war Schill in Stralsund untergegangen, als der Herzog in Sachsen einfiel. Allein der König von Westfalen nöthigte ihn, mit seinen schwarzen Husaren Dresden und Leipzig zu räumen. Der Herzog und der östr. General Am Ende zogen sich von Dresden seitwärts nach dem Fränkischen zu, wohin die Östreicher unter Kienmayer aus Böhmen vorgebrungen waren. Nach dem Waffenstillstande von Znaim (d. 12. Juli) räumten die Östreicher Dresden, das sie zum zweiten Male besetzt hatten, abermals und zogen sich über die böhmische Grenze zurück. Allein der Herzog rückte, indem er dem Bündnisse des östr. Kaisers entsagte, mit seinem 1500 M. starken Corps, worunter 700 M. Cavalerie waren, von Altenburg gegen Leipzig vor. Nach einem kleinen Gefechte mit dem daselbst befindlichen Militair setzte er seinen Marsch nach Halle fort, wo er am 27. Juli ankam. Er verweilte auch hier nicht, sondern traf schon am 30. Juli bei Halberstadt ein, wo an demselben Morgen der westfälische Oberst Wellingerode mit dem fünften Infan-

terieregiment eingerückt war. Obgleich dies Regiment dem Corps des Herzogs tapfern Widerstand leistete, so ward es dennoch geschlagen, und der Oberst gefangen. Nun wandte sich der Herzog nach Braunschweig, seiner Vaterstadt. Am 31. Juli traf er daselbst ein und bivouacquirte mit seinen Truppen auf den Wällen; er brachte die Nacht, in einen Mantel gehüllt, auf Stroh gelagert zu. Er durfte sich keine Ruhe gestatten, denn von allen Seiten waren ihm seine Verfolger auf der Ferse. Der westfäl. General Reubel zog 4000 M. seiner Division bei Hof in der Nähe von Braunschweig zusammen, der General Gratien war mit einer holländ. Division von Erfurt aufgebrochen, und der dänische General Ewald ging von Glückstadt ins Hanoversche über die Elbe, um diesen Strom zu decken. Am 1. Aug. stieß Reubel in der Nähe von Braunschweig, bei dem Dorfe Döper, auf ihn, und es entstand ein Gefecht (das erste seit seinem Aufbruche aus Sachsen), in welchem ein Corps von beinahe 4000 M. vor kaum 1500 nicht allein zurückwich, sondern denselben auch gerade den Weg öffnete, auf dem sie allein entkommen konnten. Am 2. Aug. verließ der Herzog Braunschweig; der Weg, den er einschlug, ließ vermuthen, daß er auf Celle gehen würde, wohin er auch von den westfäl. Truppen verfolgt wurde. Statt dessen aber ging er über Hanover sogleich nach Nienburg, setzte über die Weser, brach die Brücken hinter sich ab und marschirte an diesem Flusse hinunter. Am 4. Aug. kam er zu Hoya an und eilte auf dem linken Weserufer weiter, während sich ein Theil seines Corps, um eine Demonstration zu machen, nach Bremen wandte. Hier rückten am 5. die schwarzen Husaren ein, besetzten die Thore, eilten aber gleich am folgenden Tage weiter. Unter dessen setzte der Herzog seinen Marsch durch das Döberingische fort. In Dömenhorst brachte er die Nacht vom 5. auf den 6. Aug. zu, und es schien, als ob er Ostfriesland zu erreichen suche, um sich dort einzuschiffen. Unvermuthet aber ging er bei Huntebrück über den sich in die Weser ergießenden kleinen Strom, die Hunte, bemächtigte sich aller zu Eisfleth größtentheils leer liegenden Handelsschiffe und Weserfahrzeuge, schiffte seine Mannschaft in der Nacht vom 6. auf den 7. mit Zurücklassung der Pferde ein und verschaffte sich mit Gewalt in dieser von Schiffen bewohnten Gegend die nöthigen Seeleute. Am 7. Morgens ging der Herzog selbst, mit aufgezogener engl. Flagge, unter Segel, und schon am 8. landete er auf Helgoland, von wo er am 11. mit seinem Corps nach England absegelte. Das Meer entzog ihm dem Untergange, denn am 7. Aug. rückte Reubel, dessen Vorhut schon bei Huchting sich mit den zur Deckung der Einschiffung zurückgelassenen schwarzen Husaren geschlagen hatte, in Bremen ein. Am 8. erschien Reubel selbst bei Eisfleth, das der Herzog am Tage zuvor verlassen hatte. In England wurde der Herzog mit seinem ganzen Corps, welches sogleich in engl. Dienste überging und späterhin in Portugal und Spanien gebraucht wurde, mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommen. Er erhielt vom Parlament eine jährl. Pension von 6000 Pf. St., bis er am 22. Dec. 1813 als regierender Herzog in seine Erbstaaten zurückkehren konnte. Er war einer der freimüthigsten und rückhaltlosesten Fürsten seiner Zeit, der allen Formen einer täuschenden Höflichkeit von Jugend auf abgeneigt war. In seinem Erblande wollte er das Gute mit reinem Willen; aber er wollte es zu schnell, über sah darum die gewohnten Formen, stieß ebendeshwegen überall an und wurde bald ebenso sehr verkannt, als man ihn mit unbeschreiblichem Jubel voll überschwenglicher Erwartungen, die er nicht erfüllen konnte, aufgenommen hatte. Er fand Nichts, worauf er sich hätte stützen können in der ganzen umgewandelten Landesverfassung. Einseitige Rathgeber kamen hinzu. So wollte er säen und ernten zugleich. Daraus entstanden Mißgriffe aller Art. Sein kriegerischer Geist und sein gesunder Verstand ließen ihn neue gefahrvolle Unternehmungen von Seiten des großen Gewaltherrschers ahnen. Die Vorliebe und die großen Anstrengungen, welche er, weit über die Kräfte des Landes und seine übernomme-

nen Verpflichtungen hinaus, dem Militär widmete, sind aus dieser ihm eigenthümlichen Ansicht der Zeitverhältnisse von 1814 und 1815 erklärbar, und fallen keineswegs auf Rechnung eines kleinlichen Soldatenspiels. Aber die Finanzen schienen dadurch noch mehr zerrüttet zu werden; die verhassten Steuern mußten fortbauern; die Zinsen der Landesschuld wurden nicht bezahlt. So mußte er verkampt werden als Regent eines Landes, welches unter seines Vaters Scepter, bei ganz verschiedenen Weltverhältnissen, in Segen und Wohlstand blühte. Die Ereignisse 1815 riefen ihn wieder zu den Waffen. Er zog aus mit seinen Scharen und starb den Heldentod am 16. Juni 1815. (S. Quatrebras und Ligny.) S. seine Biographie im 3. Hefte der „Zeitgenossen“.

Braunschweigische Landstände. Die Landschaft des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg, wolfsbüttelschen Antheils, bestand früher, wie die Landschaften in den meisten deutschen Ländern, aus 3 Curien: Prälaten, Ritterchaft, zu welcher auch die nichtadeligen Besitzer von Rittergütern gehörten, und Städten, unter denen nur Wolfsbüttel, als ehemalige Residenz, nicht landständisch war. Die gesammte Landschaft hatte einen größern und einen engern Ausschuß, letzterer bildete zugleich das Schazcollegium, dem die Einnahme und Verwaltung der verwilligten und ausgeschriebenen Steuern, sowie die Direction der Brandversicherungs- und der Wegebesserungscasse anvertraut war. (S. Gesammter Landschaft Privilegia, als Anhang zu dem gedruckten Landtagsabschiede von 1770.) — Das Fürstenthum Blankenburg hatte seine eignen Landstände, aber mehr dem Namen als der That nach, indem die Mehrzahl der Mitglieder aus herrschaftlichen Beamten bestand. Als nach der Auflösung des Königreichs Westfalen Braunschweig und Blankenburg an ihren rechtmäßigen Landesherren zurückgefallen waren, kam die zeitgemäße Umgestaltung der alten ständischen Verfassung in Anregung; die Regierung des Herzogs Friedrich war aber zu kurz und unruhig, als daß von ihm selbst hier Etwas hätte geschehen können. Nach seinem Tode wurden die Stände beider Lande (im Oct. 1819) zu Braunschweig versammelt und empfingen durch den Grafen Münster, Bevollmächtigten des Prinzen-Regenten, jetzigen Königs von England, als Vormundes des minderjährigen Herzogs Karl, den Entwurf zu einer neuen Verfassung. Sie wählten aus ihrer Mitte einen Ausschuß von 18 Mitgliedern, um diesen Entwurf zu berathen, darüber mit dem Geheimrathcollegium, als oberster Regierungsbehörde, Rücksprache zu nehmen und sodann von dem Ergebnis dieser Verhandlungen der allgemeinen Ständeversammlung Bericht zu erstatten. Hierauf erfolgte (19. Jan. 1820) die Annahme der Verfassungsurkunde, welche, mit den darin gemachten Änderungen (25. April desselb. J.) die obervormundschaftliche Vollziehung erhielt. Nach dieser erneuerten Landschaftsordnung bilden die vereinigten Landstände von Braunschweig und Blankenburg ein aus 2 an Rechten und Ansehen völlig gleichen Sectionen bestehendes Ganzes. Die erste Section begreift 6 Prälaten und die Besitzer der früher bereits landständischen Rittergüter, deren Zahl jedoch, wo die fürstlichen Domainen, welche ehemals zum Theil auf dem Landtage repräsentirt wurden, jetzt gänzlich davon ausgeschlossen sind, sich von 85 auf 78 vermindert hat. Die zweite Section besteht aus 7 Prälaten, 19 städtischen Abgeordneten (6 von Braunschw., 2 von Wolfsbüttel, 2 von Helmstädt und einer von jeder der übrigen 9 Städte) und 19 Abgeordneten der freien, bisher nicht landständischen Grundeigenthümer auf dem Lande (einer aus jedem Kreisgerichte). Wer mehr als ein Rittergut besitzt, ist doch nur zu einer Stimme berechtigt. Die jedesmaligen ersten Beamten der Städte sind gesetzliche Vertreter derselben; in Braunschweig, Wolfsbüttel und Helmstädt, welche mehr als einen Abgeordneten zu senden haben, werden die übrigen unter Leitung der Justizbehörde, welche sich jedoch aller Einwirkung auf die Wahl selbst zu enthalten hat, von den Stadtdeputirten gewählt, namentlich in

Braunschweig 2 aus den Großhändlern, Banquiers und Fabrikherren, und 3 aus der übrigen ansässigen Bürgerschaft. Für jeden neuen Landtag wird eine neue Wahl vorgenommen. Ohne vorgängige Einwilligung der Stände können nur solche Steuern ausgeschrieben und solche Leistungen den Unterthanen auferlegt werden, als die nothwendige Erfüllung der Bundesverpflichtungen von dem Lande erfordert; doch sind auch diejenigen Abgaben und Leistungen, welche vermöge der höchsten Polizeigewalt, zur Leitung des Handels und der Gewerbe oder zur Ausführung polizeilicher Einrichtungen und Maßregeln anzuordnen sind, namentlich Zölle, Wegegelde etc., der ständischen Verwilligung nicht unterworfen. Bei allen übrigen Steuern und Landeslasten erstreckt sich das ständische Verwilligungsrecht nicht blos auf die Art und den Betrag, sondern auch auf die Dauer, Erhebungsweise und Verwendung derselben, zu welchem Zwecke die Stände das Landessteuercollegium mit dem Landesherrn gemeinschaftlich besetzen. Die 4 ständischen Mitglieder dieses Collegiums bilden zugleich den engern Ausschuss der Landschaft, dem noch ein weiterer permanenter Ausschuss von 9 Mitgliedern zur Seite steht. Bei der Gesetzgebung haben die Stände nur eine beratende Stimme, übrigens das Recht der Beschwerde und Bitte; sie können aber Vorschläge zu wesentlichen Änderungen in der Verfassung nur mit einer Mehrheit von 2 Dritttheilen beschließen. Auf Klagen der Stände gegen die höhern Landesbehörden und Staatsdiener soll jedes Mal eine genaue Untersuchung angeordnet werden. Die Verhandlungen sind geheim, selbst die landesherrlichen Commissarien wohnen den Berathschlagungen nicht bei. Auch Meinungen und Abstimmungen einzelner Mitglieder dürfen nicht bekanntgemacht werden. Nur die Ergebnisse der ständischen Berathschlagungen werden in den jedesmaligen Landtagsabschieden durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß gebracht. In der Regel sollen alle 3 Jahre Landtage gehalten werden, außerordentlicheweise aber auch dann, wenn der Landesherr Veranlassung dazu findet. Außerdem hängt es von der Landesherrschaft ab, in besondern Fällen einzelne Mitglieder der Stände zusammenzuberufen, um über die ihnen vorzulegenden Landesangelegenheiten sich zu berathen und ihre Meinung zu vernehmen, wie denn auch dergleichen Zusammen tretungen von den Mitgliedern der Landschaft selbst eingeleitet werden können; nur müssen sie davon und von dem besondern Zwecke derselben der Regierung zuvor gehörige Anzeige machen. Die erste Ständeversammlung ist am 22. Nov. 1820 eröffnet worden und 1821 hindurch theils in allgemeinen Sitzungen, theils durch Ausschüsse thätig geblieben. Unter ihrer Mitwirkung hat bereits das Landes schuldenwesen, die Besteuerung, die Verpflichtung zum Kriegsdienst und das Zunftwesen eine neue Einrichtung erhalten. Der jetzt regierende Herzog hat die Landschaftsordnung vom J. 1820 noch nicht anerkannt, auch die Stände nicht einberufen lassen, daher hat der in Braunschweig fortwährend anwesende engere Ausschuss der Landschaft, nach vorheriger Anzeige an den Herzog, die ständischen Mitglieder eingeladen, sich im Mai 1829 in Braunschweig zu versammeln. 24.

Brauner (Abrian), Braur oder Brouwer, ein Maler der niederländischen Schule, geb. 1608 zu Harlem, wahrscheinlicher zu Dudenarde, wo sein Vater ein gewöhnlicher Tapetenmaler war. Seine Armuth hatte vielleicht Einfluß auf sein Betragen. Als Kind malte er allerlei Blumen und Vögel zum Sticken auf Mützen, die seine Mutter verkaufte. Franz Hals, ein geschickter Maler, der des jungen Künstlers Talent benutzen wollte, nahm ihn mit sich nach Harlem. Hier brachte B., bei anstrengender Arbeit und schlechter Kost, seine meiste Zeit auf einer Dachkammer zu, wo er kleine Gemälde verfertigte, deren Werth er nicht kannte, und für die Franz Hals den Preis einstrich. Man führt aus dieser Periode 2 artige Bilder von ihm an, die fünf Sinne und die zwölf Monate. Auf den Rath seines Mitschülers Abrian von Dstade entfloh er nach Amsterdam, wo er zu seinem Erstaunen hörte, daß seine Werke geschätzt wurden. Er gewann ansehnliche Summen, aber statt sich mit Eifer der Kunst

zu widrien, machte er das Wirthshaus zu seiner Werkstätte und arbeitete nicht eher, als bis die Wirthin gewaltsam auf Bezahlung drang. Dabei aber trieb er seinen Eigensinn so weit, daß er das Gemälde, wofür er den geforderten Preis nicht erhielt, ins Feuer warf und ein neues mit mehr Sorgfalt anfang. Als er während des niederländ. Krieges nach Antwerpen kam, sah man ihn hier für einen Spion an und brachte ihn auf die Citadelle. Er erklärte, daß er ein Maler sei, berief sich auf den ebenfalls hier verhafteten Herzog von Artemberg, und malte, nachdem er auf dieses Fürsten Verwendung mit allem Nöthigen versehen worden war, die ihn bewachenden Soldaten, wie sie sich in den Wachstuben mit dem Spiele beschäftigten, mit so viel Kraft und Wahrheit, daß Rubens bei dem Anblick des Gemäldes ausrief: „Das ist Brauwer's Werk; nur ihm können diese Gegenstände gelingen!“ Rubens bewirkte seine Loslassung gegen Bürgschaft, kleidete ihn und gab ihm Wohnung und Tisch. B. aber, statt für diese Großmuth dankbar zu sein, entwich heimlich, um in noch größere Ausschweifungen zu fallen. Er nahm seine Wohnung bei dem Bäcker Craesbecke, der durch ihn ebenfalls zu einem geschickten Maler gebildet wurde. Dieser Mann, der in seinen Neigungen mit B. übereinstimmte, hatte eine hübsche Frau, und die Verbindung unter diesen 3 Personen ward so vertraut, daß sie wegen des dadurch gegebenen Argernisses genöthigt wurden, die Flucht zu nehmen. B. war nach Paris gegangen, fand aber keine Arbeit und kehrte nach Antwerpen zurück, wo er 1640 im Hospital starb. Rubens, der nur der Talente B.'s gedachte, ließ ihn ehrenvoll in der Carmeliterkirche beerdigen. Allen Gemälden B.'s sieht man an, welche Orte und Gesellschaften dieser Künstler besuchte; auch verstand er nicht, wie Teniers, unedeln Gegenständen die Mannigfaltigkeit zu geben, deren sie fähig sind. Dennoch werden seine Gemälde von den Liebhabern theuer bezahlt. Es möchte in der That schwer sein, in der Kraft und Harmonie der Farben, im geistreichen Gebrauch des Halbdunkels und in der Wahrheit des Ausdrucks mehr zu leisten.

Bravo, im Superlativ *bravissimo*, a. d. Ital., ein Ausruf des Beifalls. Auch bezeichnet man damit eine Art ital. Banditen, Mordelöhner für Geld.

Bravourarie, eine Arie, welche so gesetzt ist, daß der Sänger Gelegenheit hat, durch eingefügte Verzierungen, glänzende Läufe, Sprünge ic. seine Fertigkeit an den Tag zu legen. Ebenso redet man auch von *Bravourvariationen*.

Brawe (Joachim Wilhelm, Freih. v.), geb. zu Weisfenfels 1738, in Pforta und Leipzig erzogen und gebildet, gest. 1758 zu Dresden, als er eben zum Regierungsrath in Merseburg ernannt worden war, gehört zu den ersten Trauerspielbüchern in Deutschland, welche den Weg zum Bessern bahnten. Als Fr. Nicolai bei der Stiftung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ 1756 einen Preis für das beste Trauerspiel, das man den Herausgebern einsenden würde, ausgesetzt hatte, trat auch B. unter die Bewerber. Cronenk erhielt den Preis, B.'s „Freigeist“ aber (ein bürgerliches Trauerspiel) ward dem „Kobrus“ zunächst gestellt. Ehe er noch über dieses Stück das Urtheil der berliner Kritiker erfuhr, schrieb er seinen „Brutus“, ein heroisches Trauerspiel in fünffüßigen Jamben, in welchem besonders die für seine Zeit ungemaine Stärke und Kühnheit überraschten. Seiner Jugend muß man verzeihen, wenn er zuweilen in geschmückte Reden überströmt, mehr schimmert als erwärmt, mehr das Ohr als das Herz der Zuschauer erschüttert. Indes war, was er geleistet hat, doch von der Art, daß Lessing nicht verschmähte, Herausgeber davon zu sein („Trauersp. d. H. v. Brawe“, Berlin 1768).

Bray (François Gabriel, Graf de), seit 1809 bairischer Gesandter in Petersburg, dann seit 1820 in Paris und seit dem Juni 1827 in Wien, ist in der Normandie geb., wo sein Vater zum Stammadel der Provinz gehörte, der bei der Heraldie in Paris seinen Stammbaum bis auf Wilhelm den Eroberer führen konnte. Seine Mutter war aus Bretagne und besaß Güter bei Nantes, wohin sich auch der Vater begab und große Summen auf die Austrocknung der Sümpfe und Urbarmachung der

Haïden (landes) der Bretagne verwandte. Der junge B. erhielt seine Bildung in Rouen und Nantes, wurde dann Malteserritter in der franz. Junge, machte als solcher seine Caravane gegen die Algierer mit und war bei einem mörderischen Angriff auf Algier selbst gegenwärtig. Nachdem er seine Residenz in Malta gemacht hatte, widmete er sich der diplomatischen Laufbahn unter dem Bureauchef Rayneval im Ministerium des Grafen von Montmorin und kam zur franz. Gesandtschaft nach Regensburg, der damaligen Hochschule für die franz. Diplomatie im nördl. Europa. Hier wurde er während der franz. Revolution durch den königl. preuß. Gesandten Grafen v. Görz, dessen Schwiegersohne, dem bairischen Minister Grafen v. Rechberg bekannt. Dieser trug ihm verschiedene diplom. Geschäfte für Baiern auf; er ward deswegen zum bairischen Legationsrath am Reichstage ernannt, schloß 1805 einen Freizügigkeitsvertrag zwischen Baiern und Preußen ab, wurde dann Gesandter in Berlin, im Mai 1808 außerordentl. bevollmächt. Gesandter zu Petersburg, Ritter und späterhin Großkreuz des k. bair. Civilverdienstordens, im Nov. 1808 Geh.-Rath im außerordentl., später Wirkl. Geh.-Rath im ordentl. Dienste, 1817 Wirkl. Staatsrath und 1819 Reichsrath, als Besizer der Güter Schambach, Tirching etc. Wir bemerken noch, daß Graf B. auf dem rastadter Congress als Geschäftsträger seines Ordens erschien, dann unter dem Bailly von Flarland in Angelegenheiten des Ordens nach Petersburg ging, später von Baiern eine Sendung nach London vollzog. England hatte er schon früher aus eigenem Antriebe kennen lernen. Über eine Reise, die er 1801 mit Montgelas und Zentner in das für Baiern neu erworbenene Salzburg, zu den Salzwerken von Hallein und Berchtesgaden gemacht hatte, s. die „Voyage aux salines de Salzbourg et de Reichenhall et dans une partie du Tyrol, par le Chevalier de Bray“ (180 S.). Im 3. und 4. Abschnitt wird Tirol beschrieben als eine Provinz, die man damals in Baiern nach einer 700jähr. Trennung als Wiedererwerb anzusehen geneigt war. Wir lernen den Verfasser darin auch als einen Kenner der Pflanzenkunde schätzen. Auf seinem Posten in Berlin 1807 wußte er in einer schwierigen Lage das Interesse seines Hofes und die Anmuthungen der franz. Übermacht mit dem, was Pflicht und Rechtlichkeit foderte, klug zu vereinigen. Noch jetzt dankt ihm mancher preuß. Geschäftsmann und Einwohner Berlins die damals durch seine vermittelnde Klugheit bewirkte Erleichterung vom Druck der gebieterischen Nothwendigkeit. In Berlin trat er mit der damals dort sich aufhaltenden Familie von Löwenstern auf Wolmersdorf und Koberhuse in Liesland in vertraute Verhältnisse und vermählte sich mit der zweiten sehr gebildeten Tochter des Hauses. Der Gesandtschaftsposten beim Kaiser von Rußland war nach den damaligen politischen Verhältnissen einer der wichtigsten, ihm aber auch wegen der neu angeknüpften Familienverbindung sehr willkommen. Er gewann das volle Vertrauen des Kaisers Alexander und führte alle Unterhandlungen zur Zufriedenheit seines Königs, der ihn um diese Zeit auch in den Grafenstand erhob. Sein Eifer für wissenschaftliche Forschungen, für statistische Untersuchungen und Alles, was Kunst zeigte, brachte ihn in die freundschaftlichsten Verhältnisse mit den kenntnißreichsten Männern in Riga, Dorpat und Petersburg, wo er die Bibliothek des Reichskanzlers Grafen Nikolas Rumjanzoff und die statistischen Forschungen der Staatsräthe Storch und Krug fleißig benutzte. Eine Frucht dieser Studien war die erste vollständige Geschichte und Statistik von Liesland in franz. Sprache, wodurch sich Graf B. zugleich als Mitglied der k. bairischen Akad. der Wissensch. in München in der historischen Classe bewerkundete. Er benutzte zur Abfassung dieses Werks, wobei er die Familienarchive vieler alten Geschlechter in Lief- und Esthland, sowie die öffentlichen in Königsberg und Petersburg fleißig befragte, die willkommene Muße, welche ihm während der Abwesenheit des Kaisers Alexander von seinen Staaten 1814 und 1815 dargeboten wurde; denn in diesem Zeitraume hielt sich der Verf. fast immer in Liesland auf den Gütern seines Schwiegervaters auf und wurde

von ihm und f. Schwager, dem Kammerjunker Otto von Löwenstern, sowie von dem Generalgouverneur von Liefland, dem Marquis Paulucci, und von den Gelehrten Sonntag, Parrot, Ewers, Bergmann u. s. w. thätigst unterstützt. So entstand sein Werk: „Essai critique sur l'histoire de la Livonie, suivi d'un tableau de l'état actuel de cette province“ (Dorpat 1817, 3 Bde.), wovon die ersten zwei Geschichte, der dritte Sittengemälde und Statistik enthalten. Die auf seine Kosten veranstaltete Auflage, insoweit er sie nicht selbst verschenkte, gab er der Universität Dorpat als Eigenthum, bei deren Commissionair in Leipzig, Kummer, sie auch allein zu kaufen ist. Der lebenswürdige, jedes Verdienst gern anerkennende, alles Gute befördernde Charakter des Verfassers bewährte sich ebenso sehr in seiner Schriftstellerei als in seiner politischen Laufbahn. Es befinden sich jetzt an mehren Höfen bairische Gesandte, die unter diesem diplomatischen Veteran ihre Laufbahn begonnen haben. Er besitzt die Gabe, durch Offenheit, wo Nichts zu verhehlen ist, und durch Geradheit überall Zutrauen einzuschleusen und durch die Lebhaftigkeit seines durch Reisen und den Umgang mit den berühmtesten Zeitgenossen ebenso sehr als durch Belesenheit gebildeten Geistes jede Gesellschaft zu erheitern.

Breccie, f. Sandstein.

Brecher nennen die Schiffer schäumende, stark anschlagende Meereswellen in der Gegend von Klippen unter dem Wasser.

Brechung der Lichtstrahlen (Refraction) wird mehr von der Strahlenbrechung im engeren astronomischen Sinne gebraucht) heißt die Ablenkung der Lichtstrahlen von ihrer Richtung, welche erfolgt, sobald sie aus einem durchsichtigen Mittel (Materie) in ein andres von verschiedener Dichtigkeit übergehen. Auf dieser Eigenschaft der Lichtstrahlen beruhen alle Erscheinungen des Sehens durch durchsichtige Mittel, z. B. durch die verschiedenen Gläser, durch gefärbte und ungefärbte Flüssigkeiten, durch die Luft u. s. w. Die Wissenschaft, welche diese Erscheinung aus den Gesetzen der Strahlenbrechung erklären lehrt, heißt die Optik (s. d.). Es kommen dabei folgende Kunstausdrücke vor. Die Fläche, mit welcher zwei durchsichtige Mittel aneinandergrenzen, und wo die Brechung geschieht, wird die Brechungsfläche, die gerade Linie, welche senkrecht auf dieser Fläche, und zwar auf dem Punkte derselben steht, wo der Lichtstrahl auffällt, das Einfallslotz genannt. Der Winkel, welchen das Einfallslotz mit dem auffallenden Strahl macht, heißt Neigungswinkel, der Winkel des gebrochenen Strahls mit dem Einfallslotze der gebrochene Winkel, und der, welchen der einfallende und der gebrochene Strahl einschließen, der Brechungswinkel, welche Ausdrücke jedoch nicht von allen Physikern in gleicher Bedeutung gebraucht werden. Folgende Naturgesetze hat die Erfahrung bei der Strahlenbrechung kennen gelehrt: 1) Geht ein Lichtstrahl aus einem dünnern in ein dichteres Mittel über, so wird er nach dem Einfallslotz zu gebrochen; der gebrochene Winkel ist kleiner als der Neigungswinkel, und das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels zum Sinus des Brechungswinkels bleibt dabei unverändert, diese beiden Winkel mögen groß oder klein sein; wird aber für jedes andre brechende Mittel wieder ein unveränderliches Andres. 2) Ein Lichtstrahl, der aus einem dichtern in ein dünneres Mittel übergeht, wird von dem Einfallslotze ab- oder weggebrochen; der gebrochene Winkel wird allezeit größer als der Neigungs- oder Einfallswinkel; das Verhältniß des Sinus des Neigungswinkels zum Sinus des gebrochenen Winkels bleibt einerlei, und ist bei gleichen Mitteln das umgekehrte vom vorigen. 3) In beiden Fällen bleibt der gebrochene Strahl in der Brechungsebene. 4) Aus diesen Gesetzen der Brechung folgt von selbst, daß Lichtstrahlen, die nicht in schiefer, sondern senkrechter Richtung auf die Brechungsebene fallen, in unveränderter Richtung, als ungebrochen, fortgehen. Schon die Alten kannten die Erscheinung der Strahlenbrechung, vermochten jedoch nicht, wegen ihrer unrichtigen Vorstellungen vom Sehen und vom Lichte, die Ur-

sache davon aufzufinden. Im 11. und nachher im 13. Jahrh. bemühte man sich, sie durch Vergleichung der Winkel aufzufinden, mußte aber dabei ebenfalls die Wahrheit verfehlen. Unter den später versuchten Erklärungsarten ist die Newton'sche die befriedigendste. Er leitete auf eine schon bei bloßem Nachdenken überaus sinnlich ansprechende Weise die Brechung, die der Lichtstrahl z. B. bei seinem Übergange aus der dünnern Luft in das dichtere Wasser erfährt, und die Jeder beobachten kann, wenn er einen Stab ins Wasser taucht, der ihm nun gebrochen erscheinen wird, aus der stärkern Anziehung her, die das Wasser auf den Lichtstrahl ausübt. Auch versuchte Newton, das Brechungsverhältniß in verschiedenen Materien festzusetzen. Er glaubte, daß aus seinen Versuchen hervorgehe, daß sich die brechenden Kräfte (worunter er die Kräfte versteht, mit welchen das brechende Mittel den Strahl nach der Richtung des Einfallsloths zieht) ganz nahe wie die Dichten des Körpers verhalten, außer daß durch Übermaß brennbarer und öligter Theile die brechende Kraft verstärkt, durch Mangel derselben aber geschwächt werde. Diese Vermuthungen haben in neuern Zeiten eine unerwartete Bestätigung erhalten. Er schloß aus der unverhältnißmäßig großen brechenden Kraft des Diamanten, daß derselbe ein verbrennlicher Körper sei (Adamas, sagt er, qui, ut probabile est, substantia est onctuosa coagulata), und wie bekannt, hat die neuere Chemie ihn wirklich verbrennen gelehrt. Dergleichen Miße großer Geister verdienen überall angeführt zu werden. Mehre gemeine Erscheinungen haben in der Strahlenbrechung ihren Grund, z. B. warum ein auf dem Boden eines Bechers liegender Ring oder eine Münze, die dem Auge durch den Rand verdeckt sind, demselben bei unveränderter Richtung sichtbar werden, wenn man Wasser in den Becher gießt; warum ein Fisch im Wasser nicht an seiner wahren Stelle, sondern ungefähr um ein Viertel näher an der Oberfläche gesehen wird; warum Sterne schon vor ihrem wirklichen Aufgange und noch nach ihrem wirklichen Untergange wahrgenommen werden u. s. w. In ihrer Anwendung auf die Astronomie wird diese Lehre in d. A. Strahlenbrechung (s. v.) abgehandelt. Unter doppelter Brechung versteht man die gewissen krystallisirten Körpern, namentlich dem Kalkspath oder isländischen Krystall, beiwohnende Eigenschaft, von den durch sie betrachteten Gegenständen zwei völlig getrennte Bilder zu zeigen, welches daher rührt, daß diese brechenden Körper auf einige Lichttheilchen mit einer andern Kraft als auf die übrigen wirken. — Die Literat. d. Gegenst. findet m. im betreff. Art. der n. Ausg. d. Gehler'schen „Physikal. Lex.“. Vortreflich ist die Materie abgehandelt im 3. Bd. der Fechner'schen deutsch. Bearb. d. 3. Aufl. v. Biot's „Lehrb. d. Experimentalphysik“ (Leipzig 1825, 4 Bde.).

Brechungswinkel, s. Brechung der Lichtstrahlen.

Breda, Hauptst. des holländ. Bezirks gl. N., in Nordbrabant, an der Dintel, mit 9000 E., steht durch die schiffbare Merk mit der Maas in Verbindung. Ehemals war Breda eine starke Grenzfestung für Holland, und noch jetzt hat es als Hauptpunkt der vor der Maas gelegenen Festungslinie großen militairischen Werth. Die Befestigungen bestehen aus 15 Bastions, ebenso viel Ravelins und 5 Hornwerken; auch ist eine Citabelle vorhanden. Die Hauptstärke ist die morastige, leicht unter Wasser zu setzende Umgebung. B. ward 1534 eine Stadt; seit der Zeit ist sie oft der Zankapfel zwischen den Niederländern, Spaniern und Franzosen gewesen. Am merkwürdigsten sind die Übrumpelungen durch Barlaimont 1581 und durch Moriz von Dranien 1590. Letztere geschah durch ein Torfsschiff, in dem 70 Niederländer verborgen waren. 1625 nahm Spinola diesen Platz nach zehnr. und Heinrich von Dranien nach viermonatlicher Belagerung. Während des Revolutionskriegs bemeisferte sich im Febr. 1793 Dumouriez der Stadt und Festung, und er würde sich dadurch zur Eroberung Hollands schon damals den Weg gebahnt haben, hätte ihn nicht die bei Meerwinden verlorene Schlacht genöthigt, am 4. April

Stadt und Festung wieder zu verlassen. Im Sept. 1794 wurde B. von der Armee Michéjus berennt; es fiel aber erst, nachdem ganz Holland im Winter 1795 erobert war. Als im Dec. 1813 bei der Annäherung der russ. Avantgarde, unter dem General Benkendorf, die franz. Garnison einen Ausfall machte, benutzte dies die patriotisch gefinnte Bürgerschaft, um sich in Masse zu erheben, die Thore zu verschließen und den ausgezogenen Truppen die Rückkehr in Stadt und Festung unmöglich zu machen. — In politischer Hinsicht ist B. durch den 1667 zwischen England und Holland dort geschlossenen Frieden merkwürdig.

Bredow (Gabriel Gottfried), preuß. Regierungs-rath u. Prof. der Geschichte zu Breslau, geb. d. 14. Dec. 1773 zu Berlin von armen Eltern, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium unter Meierotto, der das aufstrebende Talent des Jünglings wahrnahm, und erhielt eine Freistelle. Er ging darauf nach Halle, wo er in das philologische Seminar unter Wolf trat und bald die Theologie mit den Alterthumswissenschaften vertauschte. 1794 ward er Mitglied des von Gebike geleiteten Schullehrerseminars und folgte 1796 der Einladung des trefflichen J. H. Voss nach Göttingen, der bei der dortigen gelehrten Stadtschule den Unterricht der ersten Classe mit ihm theilte. Hier gewann er neben den alten Dichtern und der Metrik das Studium der alten Erd- und Himmelskunde lieb, aus welchem sodann seine Untersuchungen über die alte Zeitrechnung hervorgingen. Bereits 1799 erschien s. „Handbuch der alten Geschichte“ (5. A. v. Kunisch, Altona 1825), dem die „Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie“ folgten. Nach Voss's Abgang übernahm er das Rectorat, ging aber 1804 als Professor der Geschichte nach Helmstädt. Hier eröffnete sich ihm ein weiterer Wirkungskreis. Er durchschaute die Lage des deutschen Vaterlandes und ganz Europas und stellte sie mit Kraft und Freimüthigkeit in seiner „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts“ dar. Aber schon beim 2. Bd. traten dem wahrheitsliebenden Patrioten so große Schwierigkeiten in den Weg, daß er die Fortsetzung des Werks an Venturini überließ und zur alten Weltkunde zurückkehrte. Er faßte den Plan, von Homer bis auf die mittlern Zeiten herab eine geschichtlich fortschreitende Darstellung aller geographischen Systeme zu liefern. Hierzu bedurfte er einer kritischen Berichtigung der kleinern griechischen Geographen. Den Stoff dafür zu sammeln, reiste er im Febr. 1807 nach Paris, wo er bis zum Herbst blieb und eine reiche Ausbeute machte. Nach seiner Rückkehr verwickelten ihn seine Freimüthigkeit und sein Eifer, womit er in der Jugend den deutschen Sinn anzuregen suchte, bald in Untersuchungen und Unannehmlichkeiten. Gern folgte er daher 1809 einem Rufe nach Frankfurt an der Oder, und ging, als die Universität von dort nach Breslau verlegt wurde, schon 1811 dahin. Hier erkrankte er an einem unheilbaren Übel und starb nach großen Leiden am 5. Sept. 1814. In diese Zeit fällt die Herausgabe seiner „Epistolae Parisienses“ und seine schätzbare Schrift über Karl den Großen. B. war ein wackerer Lehrer, ein fleißiger, gründlicher und geistvoller Geschichtschreiber und ein wahrer deutscher Patriot.

Brée (Mathieu van), erster Maler des Kronprinzen der Niederlande, Mitgl. des niederländ. Nationalinstituts, geb. 1773 zu Antwerpen, bildete hier sein Talent, später unter Vincent in Paris und in Italien. Schon 1798 bewunderte man seinen Tod Cato's. Diesem schönen Gemälde folgte die Ziehung des Looses unter den dem Minotaurus geweihten jungen Athenenserinnen, Regulus Abschied, bevor er nach Carthago zurückkehrte, die Taufe des heil. Augustin, der Fischzug der Apostel, der Herzog von Braunschweig auf dem Todbette, der Einzug des ersten Consuls und seiner Gemahlin in Antwerpen. 1816 malte er, zum Andenken der Wasserflut am Rhein von 1809, die sich dem Tode weihende Johanne Seebus und des Leydner Bürgermeisters van der Werff Selbstaufopferung 1576, worin die Stellung der Gruppen, der kühne Pinsel und das lebhaft Co-

lorit in Rubens's Manier vorzüglich Aufmerksamkeit veranlaßten. Da dieser große Maler seine Ideen schnell zu skizziren pflegt, so lieferte er nach wenigen Stunden dem Kaiser Napoleon das Flottenmanoeuvre vor Antwerpen auf der Schelde, und fast ebenso rasch Napoleons Einzug in Amsterdam im Augenblicke, da ihm der Magistrat die Schlüssel der Stadt überliefert. Auch in der Architektur und in der Bildhauerkunst bewies B. Talente. — Brée (Philipp Jakob van), ein ebenfalls berühmter brabantischer Maler, des Vorigen Bruder, geb. 1786, bildete sich wie sein Bruder; allein er ging früher nach Italien und lebt seit 1818 in Pavia. 1817 stellte er im Louvre aus: Maria von Medici mit ihrem Sohne Ludwig XIII. vor Rubens, der sein Gemälde der Geburt Jesus in der Galerie des Luxembourg vollendet. Ludwig XVIII. erstand es sofort. Gleichen Beifall fanden der von Laura an der Quelle von Bauclyse überraschte Petrarca und Maria Stuart in der Todesstunde. Letzteres Gemälde wurde für die Gemäldegalerie von St.-Cloud gekauft. Sein schönes Gemälde, darstellend zwei Könige der Franken, welche im Theater zu Trier Kaiser Konstantin den wilden Thieren vorwerfen ließ, durfte nicht öffentlich ausgestellt werden. — Außerdem lieferte B. schon 1811 seine orientalischen Reisenden zur Ausstellung in Brüssel. Seine spanische Nonne gelangte nicht zur Ausstellung. Im genter Kunstsaale fand 1812 die vom Pater Lubry im Sturme der Elemente gefundene Atala viel Beifall. Der König der Niederlande ließ seine in der genter Ausstellung sich auszeichnende Königin Blanca mit ihrem Kinde, dem nachherigen Könige von Frankreich, Ludwig dem Heiligem, ankaufen. Auch für den Kunstsaal in Amsterdam lieferte van B. Maria Leszcynska, des Königs Stanislaus von Polen einjährige Tochter.

Breguet (Abraham Louis), Uhrmechaniker der k. franz. Marine, Mitgl. der Akad. der Wissensch. und des Bureau des Longitudes, der Gesellsch. zur Ermmunterung der Nationalindustrie, des k. Rath's der Künste und Manufacturen und der Ehrenlegion, geb. zu Neuchâtel d. 10. Jan. 1747, hat die Uhrmacherkunst, Mechanik, Physik u. durch eine Menge nützlicher Erfindungen, z. B. durch doppelte astronomische Uhren, doppelte Chronometer, Seeuhren, sympathetisches Pendelwerk, Uhren, die des Aufziehens nicht bedürfen, wenn sie nur bisweilen getragen werden, den metallischen Thermometer u. vervollkommenet. Er verbesserte auch die Telegraphen. Sein Sohn hat, wie der Vater, den höchsten Sinn für das Schöne, Neue und Nützliche in der großen Manufactur mechanischer und physikalischer Vervollkommnungen, welche sein Vater in Paris stiftete; auch England schätzt diesen Erfinder als eins der ausgezeichnetsten mathematischen Genies der neuern Zeit.

Breisgau, mit der Landvogtei Ortenau, ehemalige Landgraffschaft im südwestlichen Schwaben, zwischen dem Schwarzwalde und dem Rhein, einer der gefegnetsten Landstriche Deutschlands (60 □ M., 140,000 Einw. in 17 St., 10 Fl. und 440 D., wovon die Ortenau 16,000 Einw. enthielt). Die Gebirgsgegend hat Holz und Viehzucht, das flache Land Wein- und Feldbau für alle Getreidegattungen und Hanf. Neben dem Bergbau auf Silber, Blei und Eisen herrscht viel Gewerbefleiß, besonders in den Waldgegenden, wo die bekannten hölzernen Uhren in Menge gefertigt und durch ganz Europa, selbst nach Amerika geführt werden. Die landesherrlichen Einkünfte des Breisgaus, mit Einschluß der vier Waldstädte und ihres Bezirks, betragen 600,000 Gulden. Der Hauptort war Freiburg. Östreich trat im Frieden zu Luneville (9. Febr. 1801) das Breisgau, eine der ältesten Besizungen des Hauses Habsburg (Rudolf von Habsburg wurde auf dem Schlosse Limburg geboren), nebst der Ortenau (mit Ausnahme des Frickthals, das über 5 □ M. und 19,400 Einw. hat, und von Frankreich an die helvetische Republik abgetreten wurde), an den Herzog von Modena ab. Nach dessen Tode (Oct. 1803) erhielt es sein Schwiegersohn, der Erzherzog Ferdinand von Östreich, als Herzog von Breisgau; durch den presburger Frieden

(1805) kam es an Baden, mit Ausschluß eines Theils, welcher an Württemberg fiel, nachher aber, gegen Entschädigung, dem Großherzogth. Baden wieder einverleibt wurde. H. Leichten hatte in s. „Untersuchung über die römischen Alterthümer in Schwaben“ 3 römische Straßen bezeichnet, die nach *Rigel* (Rigola) im Breisgau führten. Dadurch ward die Entdeckung der hier vorhanden gewesenen römischen Niederlassung bewirkt; es erschien davon zu Freiburg 1825 eine gedr. Nachricht.

Breislak (Scipio), ein Römer, Sohn eines Schwaben, geb. 1768 und für den geistl. Stand bestimmt, weshalb er in Spallanzani's Werken als Abbate erscheint, war einer der genialsten Geologen unserer Zeit, welcher den neptunischen Systemen entgegentrat, ohne deshalb unbedingt den Vulkanisten beizustimmen. Er war Prof. der Physik und Mathematik zu Ragusa. Der Abbe Fortis gewann ihn für die Naturkunde. Dann kam er nach Rom als Prof. am Collegio Nazareno, bereiste Neapel wissenschaftlich, ging nach Paris, wo er mit Fourcroy, Chaptal, Cuvier ic. in Verbindung trat. Später ernannte ihn Napoleon zum Inspector der Salpeter- und Pulverfabrication des Königreichs Italien. Auch war er Mitglied des Instituts und vieler gel. Gesellsch. Schon seine ersten Schriften, durch welche er sich dem Publicum als Naturbeobachter bekanntmachte, z. B. s. Abhandl. über die Solfatara bei Neapel, in deren Nähe er Jahre lang als Director der Alaunsiedereien lebte, geben Andeutungen auf die Ansichten, welche er später in s. Systeme ausbildete. Das erste größere Werk, welches er 1798 zu Florenz in Druck gab, war die „*Topografia fisica della Campania*“. Die Beobachtungen der hier beschriebenen Gegenden setzte er einige Zeit fort und kehrte dann nach Rom, dessen Umgegend er aus physischem und geologischem Gesichtspunkte untersuchte und seine frühere Meinung, daß der größte Theil der berühmten 7 Hügel Überbleibsel eines eingestürzten Vulkans seien, bestätigt fand, zurück. Der politischen Unruhen seiner Vaterstadt wegen ging er nach Frankreich und machte sich den dortigen Mineralogen bekannt, indem er jenes durch Druckfehler entstellte Werk, mit neuen Bemerkungen, Nachträgen und Berichtigungen bereicherte, 1801 u. d. T.: „*Voyages physiques et lithologiques dans la Campanie*“, 2 Bde., herausgab. Angehängt ist eine topograph.-mineralog. Beschreib. der Umgegend Roms. Hier findet man die Resultate 12jähriger Forschungen. Bis dahin gab es über die Mineralogie des Besuvus nur zerstreute Bemerkungen. Frühere Schriften über diesen Vulkan enthielten nur die Geschichte einzelner Ausbrüche, und das einzige mineralogische Werk von Gonnii über jenen Gegenstand ist Nichts als ein Katalog. B. war der Erste, der diese Gegenden als physischer Geolog untersuchte. In mehre Sprachen ward dieses schätzbare Werk übertragen; franz. vom General Pommeret, deutsch von Franz Ambr. Reuß (Leipz. 1802, 2 Bde., m. K.). — Seinen Aufenthalt in Frankreich benutzte B. zur Untersuchung der durch die Puy (vulkanische Gebirge) berühmten Gegenden der Auvergne, welche Beobachtungen nicht wenig zur Ausbildung der Theorien B.'s von den Wirkungen der Vulkane beitrugen. In Mailand schrieb er s. „*Arte di salnitrajo*“ und gab 1811 s. „*Introduzione alla geologia*“ (2 Bde.) heraus, welcher er 1818 eine gänzlich umgearbeit. Ausg. in franz. Sprache u. d. T. „*Institutions géologiques*“ (in 3 Thln.), gleichfalls zu Mailand, folgen ließ. Eine deutsche Überses. dieses Werks von v. Strombeck (in 3 Bdn., Braunschw. 1819 — 20) erhält durch Anmerk. und Nachträge einen höhern literarischen Werth. (S. Strombeck.) 1822 erschien B.'s schöne „*Descrizione geologica della Lombardia*“. B. starb zu Turin den 15. Febr. 1826 in einem Alter von 78 J. S. berühmtes Mineralienkabinet hat er der Familie Borromeo überlassen. Ein Bildniß von B. befindet sich vor dem 11. Jahrg. des „*Mineralog. Taschenb.*“ von v. Leonhard, welches mehre Auszüge aus s. neuesten Schriften enthält.

Breislak's System der Geologie gehört unter neuen, sehr

geistvollen Modificationen dem der gemäßigten Vulkanisten an. Nach B. war die chaotische Masse, aus welcher sich die Erde, vorzüglich durch die Rotationsbewegung, gestaltete, durch den Wärmestoff (nicht durch das Feuer in seiner jetzigen Gestalt) flüssig, und erhärtete, indem der bisher freie Wärmestoff in den gebundenen Zustand überging, in welchem er sich jetzt in den Körpern befindet und durch Reibungen oder chemische Zersetzungen befreit werden kann. Nach dieser Grundansicht führt B. sein System mit großem Scharfsinne, gestützt auf zahlreiche Beobachtungen, durch; doch verleitete ihn nicht selten sein Feuereifer, in ähnliche Fehler zu verfallen, als die sind, welche er an den Neptunisten rügt. Er überseh, bei der Erklärung des Baues des Erdkörpers, wie in diesem mehre mächtige Naturkräfte sowol das Entstehen bewirkten, als auch zu seiner fernern Ausbildung ununterbrochen thätig sind. Das Bestreben, alle hierher gehörige Untersuchungen auf ein Princip zu leiten, veranlaßt die Aufstellung einer einzigen Urkraft, welche bei dem Entstehen des Erdkörpers vorwaltend thätig war, und eines Urzustandes, aus welchem alle spätere Abänderungen entwickelt werden. Damit die Erde an den beiden Polen sich abglätten, die Krystalle sich bilden und das Verwandte in den Gebirgsschichten sich auffinden könne, wird der Urzustand des Erdkörpers als eine flüssige Masse angenommen. Nun kannte die ältere Chemie nur 2 Auflösungsmitel, das Feuer und das Wasser, und vernachlässigte dabei das auf der Oberfläche der Erde so thätige Gasförmige und das noch wirksamere Unwägbare, dessen Untersuchung in das Gebiet der höhern Chemie leitet. Es mußte deshalb auch die flüssige Erdmasse entweder durch eine Operation des Feuers oder durch Auflösung in einem wässerigen Stoffe entstanden sein. Im ersten Falle bestand die Erdrinde aus Schlacken eines großen Feuermeeres, im zweiten aber aus mechanischen, höchstens chemischen Niederschlägen des großen Urmeers. Zur ersten Hypothese bekennen sich gewöhnlich die südlichen Europäer, welche oft auf vulkanischem Boden wohnen oder solchen in der Nähe haben; zu der zweiten die nördlich wohnenden Naturforscher, welche das große Schauspiel der Feuerberge nur aus Beschreibungen kennen. Beide Theile suchen in der Beobachtung der Erdschichten Alles auf, um ihre Meinung zu unterstützen. B.'s scharf beobachtendem Blicke konnte es nicht entgehen, daß die Neptunisten viele Thatsachen der Erdoberfläche zur Sprache brachten, die dem vulkanischen Systeme nicht zusagten. Auch läßt er nach so fleißigen, eignen Beobachtungen nicht verkennen, wie er es ahnet, daß die große Natur bei ihren Erzeugnissen andern Gesetzen gefolgt sei, als ihr engbegrenzte Systeme vorschreiben. Deshalb dachte er auf eine neue Entzifferung des großen Problems, welche zwischen Feuer und Wasser vermittelnd treten sollte. Diesem Systeme nach ist B.'s Wärmestoff nur insoweit wirksam, daß die Erdmasse eine weiche, teigartige Beschaffenheit annehmen kann, wozu ein geringerer Grad der Hitze, vielleicht noch unter dem Siedepunkte, hinreichen soll. Dieser Wärmestoff prädominirte bei der jetzigen Gestaltung der Erde und ist noch jetzt bei den vulkanischen Erscheinungen überaus thätig. — Nach B.'s Systeme befand sich dieser Wärmestoff im Urzustande der Erde mit den übrigen Elementartheilen gemengt und trat aus einer Verbindung in die andre, so lange der chaotische Zustand dauerte („Geologie“, nach v. Strombeck's Übers., 1. Th., S. 90); endlich verband er sich dauernder mit den Stoffen näherer Verwandtschaft aufs innigste, nahm einen bleibenden Zustand an, und die Erde kühlte sich allmählig ab, zuerst auf der Oberfläche, wo sich die Elemente der Gebirgsmassen nach chemischen Verwandtschaften sammelten. Granit und ähnliche Gebirgsarten entstanden durch Krystallisation, der Urkalk durch Verbindung des Elementarkalks mit der Kohlensäure, welche die Verbindung des Kohlenstoffs mit dem Sauerstoffe erzeugt hatte. Wasser und Luft verbrauchten bei ihrem Entstehen vielen Wärmestoff; jenes, bei der Verbindung des Sauerstoffs mit dem Wasserstoffe, erschien zuerst in Dampfgestalt und dann bei fortschreitender Abküh-

lung in tropfbarer Form, wo es die Unebenheiten der Erdoberfläche ausfüllte. Vom jetzigen Meerwasser war das Urmeer sehr verschieden durch den höhern Wärmeegrad, durch die darin aufgelösten Urstoffe und durch die heftigste Bewegung. Die weiter verbreitete Abkühlung des Innern der Erde bildete die Gebirgsschichten, wobei in der untern, heißen, noch weichen Erdmasse viele Gasarten eingeschlossen wurden, welche durch Aufblähen Gebirge, Höhlen und Thäler verursachten. Aus der uranfänglichen Schlammmasse schieden sich die durch den Wärmestoff aufgelösten Metalle von den Erden und verbanden sich mit solchen Bestandtheilen, zu denen sie die nächste Verwandtschaft hatten. Die so gebildeten Erze liegen jetzt in sehr verschiedenen Gebirgsmassen, sowie das heftig bewegte Urmeer die metallischen Bestandtheile bald hier, bald dort angehäuft hatte (Th. 2, S. 435). Über das Entstehen der Übergangs- und Flöggebirge hat B. dem neptunischen Systeme sich sehr nähernde Ansichten, indem er die Wirksamkeit des Wassers durch den Wärmestoff und durch chemische Stoffe, welche zur Entwicklung der Gasarten dienen, zu verstärken sucht. Das Unregelmäßige in dem Baue der Flöggebirge erklärt er aus der heftigen Bewegung des Urmeers (Th. 2, S. 388 u. 389). Dagegen entfernt er sich weit vom neptunischen Systeme bei der Erklärung des Entstehens der vulkanischen Gebirgsarten, deren Gebiet er sehr ausdehnt, indeß seine Gegner viele Gebirgsarten dieser Gattung, besonders die pseudovulkanischen, für Niederschläge aus einer Flüssigkeit gehalten wissen wollen. Nach B. sollen die neuern Granite, Gneus, Syenite und Porphyr, welche über Muschelkalk gelagert sind (in Norwegen), vulkanischen Ursprungs sein, wie auch andere Porphyrarten, der Pechstein, Obsidian, Perlftein, Bimsstein, der geschichtete Trapp, sämtliche Basalte, die Mandelsteine, der Leucit, manche in den Laven befindliche Krystalle, der böhmische Granat, der Diamant etc. Was sich im Bereiche der Vulkane vorfindet, wird als gleichzeitig entstanden mit den wirklichen Laven erachtet, ohne näher zu berücksichtigen, daß den Ausströmungen der Vulkane häufig fremdartige Theile aus dem Innern der Erde und aus den Wänden der Schlünde beigemischt sind. Ein stark erhöhter Hitzeegrad findet bei den Feuerausbrüchen, nach vielen Thatsachen zu urtheilen, nicht im Innern der Erde, sondern nur gegen die Oberfläche hin statt, wie denn z. B. häufig Schlamm, Wasser und selbst Fische, ohne gesotten oder geröstet zu sein, in unverändertem Zustande von den Feuerbergen ausgeworfen werden. B. sucht dieses durch ungenügende Muthmaßungen zu erklären. Verdichtete Luft soll Wasser, Fische u. s. f., die aus Höhlen, weit entfernt vom Sitze des vulkanischen Feuers, kommen, emporheben, und der thonige Schlamm, schützend gegen die Einwirkung der Hitze, die Fische einhüllen (Th. 3, S. 643). — B. verwirft mit Recht die brennenden Kohlenflöße und Torfschichten, von welchen manche Naturforscher als Ursache des unterirdischen Feuers der Vulkane reden; da er aber an ein wirklich vorhandenes Feuermeer im Herde der Vulkane glaubt, genügen die mächtigen, in der Tiefe waltenden Kräfte mit ihren Verbindungen und Auflösungen der Planetenstoffe nicht. Jene Voraussetzung erfordert etwas schon Zusammengesetztes, das dem unterirdischen Flammenmeere zur Nahrung dient, und dieses ist ihm das flüssige Bitumen oder Bergöl (*il bitume fluido ovvero petrolio*, Thl. 3, S. 599) und der Phosphor, indeß er die Elektrizität als wahrscheinlich mitwirkende Ursache der vulkanischen Erscheinungen nennt. Da das flüssige Bergöl vieles Wasserstoffgas enthalte, welches schon bei der Berührung mit der atmosphärischen Luft sich entzündet und durch den Zutritt des Sauerstoffs, der sich theils aus der atmosphärischen Luft, theils durch Zersetzung von sauerstoffhaltigen Massen im Innern der Erde bildet, große Explosionen hervorbringen kann; so glaubt B. durch diese neue Ansicht das große Naturräthsel der vulkanischen Erscheinungen gelöst zu haben. Offenbar aber läßt sich gegen das Feuermeer der Phosphore und Bergöle Vieles von Dem unwiderlegbar zur Sprache bringen, was er selbst gegen den vulkanischen

Brand der Torffschichten und Steinkohlenslöße sagt. Wo liegen die mächtigen Quellen jener, um Jahrtausende hindurch die Flammen der Feuerberge zu unterhalten? Bedürfen wol die im Innern des Erdplaneten thätigen Kräfte eines Products, wie der Steinkohlen, des Torfs oder Bergöls, um neue Gebilde hervorzubringen? Ist es nicht weit haltbarer und einfacher, anzunehmen, daß vulkanische Erscheinungen aus dem Zusammentreffen mehrerer unwägbaren Stoffe auf einem Orte und aus der dadurch erhöhten Thätigkeit gewaltiger Kräfte der Natur entstehen? — Wenig geneigt, bei seiner Theorie die Entdeckungen der höhern Chemie zu benutzen, hängt B. an der Vorstellung von einem Feuer im Innern der Erde und beschränkt sich auf schon vorhandene Stoffe und deren Zerstörung, um die Erscheinungen der Wärme u. Hitze hervorzubringen. — Die im Erdplaneten thätigen Kräfte bedürfen wol nicht der Auslösungen im Dfenfeuer oder Wasser, um die uns bekannten und unbekanntenen Mineralien zu erzeugen. Dazu bedienen sie sich anderer Mittel und Wege, die wir jetzt, zum Theil erst neuerlich, durch die Galvanische Säule kennen gelernt haben und vielleicht noch mehr kennen lernen werden. So leitet Breislak's System zu neuen Untersuchungen und theilt scharfsinnige Beobachtungen, wie einzelne nicht unwichtige Entdeckungen im Gebiete der Geologie mit, welche des Vfs. Verdienst um die Naturwissenschaft selbst dann auf das rühmlichste auszeichnen, wenn man sich nicht geneigt findet, seine Theorie der Bildung der Oberfläche unsers Erdrundes als richtig anzunehmen. — In Italien fand er einen, doch nicht mit gleichem Geiste begabten Gegner an dem gleichfalls zu Mailand lebenden Professor Ermenegildo Pini, der 1811 f. Widerlegung herausgab u. d. T.: „Sui sistemi geologici e riflessione analitiche“.

Breite (geographische), der Abstand eines Orts auf der Erde vom Äquator, gemessen durch den zwischen dem Orte und dem Äquator enthaltenen Bogen des entsprechenden Mittagskreises. Die geogr. Breite ist entweder nördlich oder südlich, je nachdem der Ort, vom Äquator der Erde aus gerechnet, nach dem Nord- oder Südpole hin liegt. Diese Breite ist das Maß des Winkels, welchen die zum Erdmittelpunkte führende Scheitellinie des Orts daselbst mit der Ebene des Erdäquators macht. Nun trifft die verlängerte Scheitellinie am Himmel das Zenith des Orts, die verlängerte Ebene des Erdäquators aber den Äquator der Himmelskugel; mithin wird die Breite eines jeden Orts auch durch den Abstand des Äquators am Himmel von dem Zenith, oder durch das Complement der Äquatorhöhe ausgedrückt. Da nun das Complement der Äquatorhöhe die *Po l h ö h e* genannt wird, so ist die Breite eines Orts seiner Polhöhe gleich. Orter im Äquator selbst haben, weil ihre beiden Pole im Horizont liegen, weder Breite noch Polhöhe. Auch kann die Breite eines Orts nie über 90 Grad betragen, weil die Polhöhe nie über 90 Grad steigen, d. h. weil der Pol höchstens im Zenith selbst liegen kann. Die Breiten dienen, nebst den *L ä n g e n* (s. d.), die Lage der Orter auf der Erde gegen einander zu bestimmen. Auf dieser Bestimmung beruht die Geographie und die richtige Zeichnung der Landkarten. — In der *A s t r o n o m i e* versteht man unter der Breite der Gestirne den Abstand eines Gestirns von der Ekliptik, welcher durch den zwischen der Ekliptik und dem Gestirne enthaltenen Bogen eines auf der Ekliptik senkrecht stehenden größten Kreises (Breitenkreises) gemessen wird. Man unterscheidet auch hier nördliche und südliche Breite. Ein Gestirn in der Ekliptik hat gar keine Breite, mithin hat die Sonne nie eine Breite, die Planeten aber eine sehr geringe. Auch die Breite eines Gestirns kann nicht über 90 Grad betragen. Sie wird durch Beobachtung der geraden Aufsteigung und der Abweichung gefunden. Die Breite der *G e s t i r n e* findet man in den Fixsternverzeichnissen. (S. *F i x s t e r n e*.) Ausführl. ist das Verz. geogr. Breiten in der „Berliner Sammlung astron. Tafeln“, Bd. 1. N.

Breitinger (Johann Jakob) Kanonicus und Professor der griech. u. hebr. Sprache zu Zürich, aus einem alten züricher Geschlechte, geb. d. 1. März 1701, starb

dasselbst den 14. Dec. 1776. Nachdem er den alten Classikern ein unausgesetztes Studium gewidmet hatte, wandte er sich zur Philosophie, Literatur und Geschichte. Aus seiner Verbindung mit Bodmer (s. d.) gingen die bekannten Streitschriften gegen die leipziger Schule, d. h. gegen Gottsched, Schwabe, Triller, Schnaith u. s. w., hervor. Unstreitig trug diese Verbindung mit Bodmer, dem er an Genie, wiewol nicht an Gelehrsamkeit, nachstand, zu dem Rufe bei, den auch er in jenem Zeitraume sich erwarb. Ubrigens war er weniger eitel und ruhmstüchtig als Jener und kämpfte mehr für die Sache selbst, als für den Zweck, Aufsehen zu erregen. So sah es auch Breitinger ohne Neid und Eifersucht, daß ihm Bodmer fast immer vorgezogen wurde. 1730 gab er seine „Bibel der Siebenzig“ in 4 Quartbdn., nach Grab's Edition, heraus, welche er durch eine vaticanische und andre Handschriften verbesserte. Im folg. J. ward er Professor an dem Gymnasium zu Zürich, wo er seine Gedanken über die Verbesserung des Schulunterrichts in einer Dissert.: „De eo quod nimium est in studio grammatico“, darlegte, und von den ersten Magistratspersonen der Stadt unterstützt, die beabsichtigte Änderung in dem Gymnasium bewirkte. Allenthalben, wo er Keime von Genie und Talent fand, unterstützte und befürwortete er sie. Ebenso thätig verwandte er sich für die theologischen Lehranstalten Zürichs und wurde Gründer der ascetischen Gesellschaft, welche noch besteht. Die vorzüglichsten Schriften Breitinger's sind: „Kritische Dichtkunst“, 1740; mehre Schriften über schweizerische Alterthümer, und „Orationes solennes“, welche 1776 nach des Vf. Tode herauskamen. Auch hatte er wesentlichen Antheil an der Herausg. des „Thesaur. helvet.“.

Breitkopf (Johann Gottlob Immanuel), geb. d. 23. Nov. 1719 in Leipzig, wo f. Vater (Bernhard Christoph) in dems. Jahre mit einem sehr geringen Anfang eine Schriftgießerei, Buchdruckerei und Buchhandlung angelegt hatte. Ungern gab dieser der Neigung des Sohnes nach, welcher sich den Wissenschaften widmen wollte. Nach einigen Jahren s. akadem. Studien, in welchen er die Geschäfte s. Vaters mit betreiben helfen mußte, entschloß er sich auch noch Mathematik zu studiren, ohne dabei zu ahnen, zu welchen Erfindungen in s. Kunst ihn der praktische Theil jener Wissenschaft führen würde. Es fielen ihm die Werke Albrecht Dürer's in die Hände, der bekanntlich die Figuren der Buchstaben mathematisch berechnet hat, um ihnen eine schöne Form zu geben. Hierauf fußend, machte er die Fortbildung und das Studium der Buchdruckerkunst, deren gelehrtester Kenner er wurde, zum Hauptgeschäfte s. Lebens. Er fing eine allgemeine Änderung mit den Schriften an und ward dadurch der Wiederhersteller des guten Geschmacks in typographischer Schönheit für Deutschland. Als der Vorschlag wiederholt wurde, die deutsche Schrift, die man für geschmacklos ansah, abzuschaffen und dafür die lateinische einzuführen, erklärte er sich mit Lebhaftigkeit dagegen und legte auf das thätigste Hand an die Verschönerung der deutschen Schrift, der er die gothischen Ecken möglichst zu benehmen suchte. Diese Arbeiten beschäftigten ihn bis an s. Tod, ohne daß ihn die Ergebnisse ganz befriedigen konnten. Daß er neben s. Bemühungen um die Buchdruckerkunst auch noch 1755 die Kunst, Noten mit beweglichen Typen zu drucken, auf die Stufe der Vollkommenheit brachte, auf welcher sie jetzt steht, ist bekannt. Von weniger praktischem Nutzen sind s. Erfindungen, Landkarten, sogar Bildnisse, und endlich chinesische Charaktere mit beweglichen Typen zusammenzusetzen. Dggleich ihm wegen der letztern Erfindung der Papst Glück wünschen ließ und die pariser Akademie ihm ihren Beifall bezeugte, so sind die von ihm dargestellten chinesischen Charaktere doch so mißgestaltet, daß kein Chinese sie wiedererkennen würde, weshalb auch nie davon Gebrauch gemacht worden. Alle bisher aufgezählte Verbesserungen und Erfindungen beziehen sich auf die Typen. Er suchte aber auch die Metallmasse zu den Typen zu verbessern und ihr die möglichste Härte zu geben. Außerdem erfand er nicht lange vor s. Ende noch eine neue Methode, seinen Schmelzern und Gießern ihre

Arbeit zu erleichtern. Auch an den Pressen hat s. nachdenkender Fleiß Manches verbessert. Mit besonderm Eifer studirte B die Geschichte der Buchdruckerkunst und gab 1779 ein Werk heraus: „Über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst“; hierauf die vorläufige Anzeige der „Geschichte der Buchdruckerkunst“, deren Ausarbeitung ihn unablässig beschäftigte, ohne daß er jedoch damit zu Stande kam. 1784 erschien der erste Theil eines „Versuchs, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen“. Dieser Theil, der nur die beiden ersten Gegenstände abhandelt, ist mit großer Vollständigkeit und Genauigkeit abgefaßt; das ganze Werk ist unvollendet geblieben, und der 1801 von J. C. F. Noth aus den hinterlassenen reichhaltigen, aber gänzlich ungeordneten Papieren des Vfs. mit großer Mühe gesammelte 2. Theil desselben ist eine fragmentarische Materialienslese. Noth fing B. in den letzten Tagen s. Lebens eine „Buchdruckergeschichte“ an, aber s. sinkende Gesundheit ließ ihn damit nur bis auf das siebente Capitel kommen. Er starb d. 28. Jan. 1794 mit dem Rufe eines deutschen Biedermannes im ganzen Umfange des Wortes und hinterließ eine der größten Buchdruckereien und Schriftgießereien nebst Buch- und Musikhandlung, Stein- und Zinndruckerei, sowie eine Fabrik musikal. Instrumente. Firma: Dreikopf und Härtel. Sein Sohn, Christoph Gottlob, starb 1800. Nun war Gottfr. Christoph Härtel geb. zu Schneeberg 1763, gest. auf s. Rittergute Cotta d. 25. Juli 1827) Vorsteher und Eigenthümer des Geschäfts. Dieser übernahm seit 1812 den Verlag der „Leipz. Literat.-Ztg.“. Auch hatte er 1798 die erste musikal. Zeitung in Deutschland gegründet.

Bremen an der Weser, in dem ehemaligen 788 durch Karl den Großen gegründeten Erzbisthume, nachherigen (seit 1648) Herzogthume Bremen gelegen, seit dem Entstehen der Hansa eins der ausgezeichnetsten Mitglieder dieses mächtigen Städtebundes. Schon im 13. Jahrh. hatten die Einwohner Streitigkeiten mit ihren geistlichen Oberherren; als aber die Kirchenreformation eintrat, und die Stadt die lutherische Lehre annahm, ward der Erzbischof verjagt, und verursachte zwar durch seine Klagen bei Kaiser Karl V., daß nach der Schlacht bei Mühlberg B. (1547) belagert wurde; doch entsetzte Graf Mansfeld mit Hülfe der Hamburger die Stadt. Die Einführung der reformirten Lehre durch Albrecht Hardenberg ward schon 1562 eine neue Quelle großer Unruhen in B. Ein Theil des Magistrats entwich, und die reformirte Lehre behauptete seit jener Zeit die Oberhand. 1640 wurde die Stadt, unter dem Widerspruch des damaligen letzten Erzbischofs, zum Reichstage berufen, und erhielt Siz und Stimme im reichsstädtischen Collegium; da jedoch die Krone Schweden, durch den westfälischen Frieden Besitzerin des säcularisirten und in ein Herzogthum umgewandelten Erzstiftes, die frühern Ansprüche des Bischofs auf die Stadt nicht wollte fahren lassen, so brachen die deshalb obwaltenden Streitigkeiten zu verschiedenen Malen in offene Feindseligkeiten aus, welche der Stadt 1654 und 1666 Angriffe und Belagerungen von Seiten der Schweden zuzogen, und obgleich beide Male die Sache durch Vermittelung beigelegt ward, so blieb doch die Reichsfreiheit der Stadt unausgemacht. Erst als Kurbraunschweig zum Besitz des Herzogthums Bremen kam, gestand es 1731 der Stadt die Reichsfreiheit zu; auch wurden durch Abtretung der Ämter Blumenthal und Neukirchen von der Stadt an Hanover die Frrungen wegen der schuldigen Contribution aus den vier bremet Höhen ausgeglichen. Dem lutherischen Gottesdienste war seit 1639 der Dom eingeräumt und hing bis zum Frieden von Amiens von Hanover ab. Durch jenen Frieden kam er unter des Magistrats Botmäßigkeit. B. wird durch die Weser in die Altstadt und Neustadt getheilt; die Festungswerke sind geschleift, und B. ist dadurch gesunder und schöner geworden. Auf dem Grunde der Festungswerke wurde 1802 ein englischer Garten angelegt, der im Halbcirkel von einem Weserufer zum andern die

Altstadt umgibt, allenthalben fließendes Wasser und breite reinliche Gänge hat, die zwischen Sonne und Schatten die Wahl frei lassen. Er hat vor jedem Thore einen geschützten, mit Tannen beplanten Platz zum Spazierengehen der Greise und mehre Spielplätze für Kinder jeden Alters. Dann hat er eine in andern Parks oft vernachlässigte Schönheit, daß jede Baum-, Stauden- oder Pflanzengattung gerade an solchen Plätzen sich findet, wo die Lage, die Höhe, die Niederung und der Luftzug oder Ausschließung desselben, botanisch der Pflanzung am angemessensten sind. Auch ist für große Mehrtheit seltener schöner Pflanzen und Wechsel blühender Pflanzen in jeder Sommerzeit an angemessenen Stellen gesorgt. Die Nachtigall, unter dem Schutze der Polizei, hat sich hier eingewohnt. An diesen Park stoßen die schönsten Häuser, fast alle neu erbaut, mit einer weiten Fernsicht auf den Fluß, die Stadt, die Wiesen und den Gartengrund umher. Hauptgebäude sind, außer den Kirchen, das 1405 erbaute Rathhaus mit seinem Rheinweinkeller darunter, das 1819 zum Stadthause eingerichtete vormalige palatium des Erzbischofs, die Börse, der Schütting, das 1801 errichtete Museum mit seiner Bibliothek, Naturalien- und Kunstkammer, das Schauspielhaus, das Krankenhaus, die Stadtbibliothek, das lutherische und das reformirte Waisenhaus. Zu den hiesigen Polizeieinrichtungen gehört, daß die Wasserkunst auf der Insel zwischen der Alt- u. Neustadt, welche eine Brücke und daneben eine Fähranstalt verbinden, täglich der Altstadt 9792 Tonnen reines, weiches Wasser liefert, und die Wegschaffung der verunzierenden Ausbauten aus den in der Altstadt häufig engen Gassen. Im Bleikeller des (um 1160 vom Erzbischof Adalbert erbauten) Doms unter dem Chor halten sich, der scharfen Zugluft halber, die dahin gebrachten Leichen unverweset. Die Bevölkerung schätzt man auf 40,600 Seelen in 5350 Häusern. Die Altstadt, weit größer als die Neustadt, ist in 4 Kirchspiele oder Quartiere getheilt. In der Neustadt ist eine Hauptpfarrkirche, und in den Vorstädten sind 2 Tochterkirchen. Die Stadt hat ein Gymnasium, und für den wissenschaftlichen Unterricht das Pädagogium. Der Magistrat, welcher ganz reformirter Religion ist, besteht aus 4 Bürgermeistern und 24 Rathsherren und wird aus Gelehrten und Kaufleuten zusammengesetzt. Nur bei allgemein wichtigen Dingen, z. B. bei neuen Auflagen, wird die Wittheit (Wissenschaft) [der Bürgerconvent hat die gesetzgebende Gewalt] zusammenberufen, welche aus Älterleuten und sämtlichen Schöf entrichtenden Bürgern besteht. Der Magistrat behauptet die Unter- und Obergerichte, doch setzte bis zum Frieden von Amiens Hanover wegen des Herzogth. Bremen einen Stadtvoigt, der gewisse Vorrechte hatte. Die Stadt und ihr Gebiet hat, nach Cromé, 5 □ M. Das Gebiet zählt 15,000 meist reform. Einw. in 1 Fl. und 58 Dörf.; es besteht aus 4 Gohen (Gauen); auch gehört dazu der Hafen Vegesack am Weserstrom. Von 1810 — 13 war B. der Hauptort des franz. Departements der Wesermündungen. Der wiener Congref hat B. als freie Stadt in den deutschen Bund aufgenommen; sie hat in der Bundesversammlung eine Stimme im Plenum und mit den 3 übrigen freien Städten eine Gesamtstimme (die 17.). Sie stellt ein Contingent von 385 M., hat 400,000 Gld. Eink. (Schulden 3 Mill. Gld.). Die Stadt hat weniger als die andern freien Städte in der franz. Periode gelitten, und sie konnte schon am Ende 1813 ihre Handelsverbindungen mit England wieder eröffnen, erlangte auch 1820 die völlige Abschaffung des eisflether Zolls; allein die Versandung zwischen Vegesack und B. hat nicht aufgehört und erlaubt den tief beladenen Seeschiffen nur bis Bracke oder Eisfleth und höchstens bis Vegesack hinaufzuschiffen. Die Umladung auf Lichterschiffe vermehrt die Verladungskosten und veranlaßt Diebstahl u. Waarenbeschädigung. Daher ist ein neuer Hafenort auf einem von Hanover, 11. Jan. 1827, abgetretenen Bezirke an der Mündung der Seeße angelegt worden. Er heißt Bremer Hafen und liegt 7 Meil. nördl. von B., 5 Meil. nördl. von Vegesack; $\frac{1}{2}$ Stunde von dem hanöv. Flecken Lehe (Bremerlehe). Die Versandung des Flusses durch starke Eisgänge, die

viel Erde mit sich führen, hindert den Weserhandel und ist die Ursache gewesen, daß Hamburg bisher ohne Nachtheil an seiner Handlung den nicht bloß transitirenden fremden Waaren nach Ablauf von 6 Monaten einen Zoll von $1\frac{1}{2}$ Procent auflegen konnte, als es 1815 sein älteres Finanzsystem beim schweren Druck großer laufender Ausgaben umändern mußte. Die Affecuranzgesellschaften vereinigten sich in B. 1818. Der Herings- u. Wallfischfang der Stadt ist bedeutend, und der Handel, besonders mit deutscher Leinwand nach St.-Thomas u. Südamerika, im Zunehmen. Er beschäftigte im J. 1827 beinahe 900 Seeschiffe, bei einem Waarenwerthe von 9 Mill. Thln. Der Werth der Ausfuhr land- und seewärts betrug 13 Mill. Thlr. Olbers und Heeren wurden hier geboren. S. Carsten Miesegaes, „Chronik der freien Hansest. Bremen“, Brem. 1828, 1. Th. (bis 937), und die „Verhandlungen über die Verfassung der freien Hansest. Bremen“ (Bremen 1818 und 1821).

Brennbare Luft, s. Gasarten.

Brenner in Tirol. Die ältern Schriftsteller begriffen unter mons Pyrenaicus alle Pässe über die tirolischen und hohen rhätischen Alpen, so auch den Spertimer und Bernardino. Der eigentliche Brenner (auch mons Brennius) liegt zwischen Innsbruck und Sterzing, zwischen den Flecken Inn, Aicha und Etsch, 729 Toisen über der Meeresfläche, ist 6063 Fuß hoch, und über ihn führt die 4376 Fuß hohe und 4 Stunden lange Straße, welche Deutschland mit Italien verbindet. An seinem Fuße ist der Paß Lueg oder Lug, wo die Meilen- und Denksteine von Maximin und Maxentius stehen, deren ersterer, vom Jahre 236, dem Siegesjahre über die Allemannen, das genaue Maß 130 römischer Meilen nach Augsburg anzeigte. Der Brenner war die Hauptstellung für die Vertheidigung Tirols, auch im letzten Aufstande von Tirol 1809, auf welchem sie sich, besonders im August d. J., gegen die anrückenden Baiern und Franzosen tapfer vertheidigten und bis zum November die Verbindung mit Italien hemmten. (Vgl. Alpenstraßen.) 44.

Brennglas, ein Linsenglas, welches die darauf fallenden Sonnenstrahlen in einem so engen Raume vereinigt, daß sie einen verbrennlichen Körper, auf welchen sie fallen, wie Feuer entzünden. Gemeinlich bedient man sich zu Brenngläsern solcher Linsen, die auf beiden Seiten erhaben sind, weil diese wegen ihrer kürzern Brennweite die Strahlen am stärksten auf einen Punkt werfen. Die Wirkungen eines Brennglases sind um so stärker, je größer seine Oberfläche und je kleiner sein Brennraum ist. Soll ein solches Glas seine gehörige Wirkung thun, so müssen die Sonnenstrahlen senkrecht darauf fallen, welches der Fall ist, wenn das im Brennen entstehende Sonnenbild völlig kreisrund erscheint. Setzt man zwischen das Brennglas und seinen Brennraum noch ein zweites Linsenglas von einer kürzern Brennweite mit dem ersten in gleicher Richtung, so lenkt man die Sonnenstrahlen noch weit mehr zusammen und vereinigt sie in einem viel engeren Raume, wodurch die Wirkung ungemein verstärkt wird. Diese zweite Linse heißt das Collectivglas. Schon Griechen und Römer scheinen die Brenngläser, oder doch denselben ähnliche helldurchsichtige Steine gekannt zu haben. Am Ende des 13. Jahrh. wurden sie bekannter, aber erst am Ende des 17. ließ von Tschirnhausen die größten, aus einem Stücke bestehenden Brenngläser, welche man kennt, mit unglaublicher Mühe schleifen. Zwei davon, die sich noch in Paris befinden, halten 33 Zoll im Durchmesser, und das Gewicht des einen beträgt 160 Pf. Beide Gläser wirken dem heftigsten Feuer gleich. Sie entzünden selbst nasses und hartes Holz im Augenblick und bringen kaltes Wasser in kleinen Gefäßen sogleich zum Sieden; Metalle schmelzen und verglasen sie auf einer Porzellanplatte; Dachziegel, Schiefer und ähnliche Dinge glühen augenblicklich und verglasen. Da indeß die Tschirnhausen'schen Gläser nicht völlig rein sind, wodurch die Wirkung beträchtlich vermindert wird, so unternahmen es 1774 Brisson und Lavoisier, zwei hohle, den Uhygläsern ähnliche Linsengläser zu einer Linse zusammenzusetzen, deren innern

Raum sie mit einer durchsichtigen Flüssigkeit anfüllen. Hier lassen sich, bei ungleich geringern Kosten, viel leichter Blasen und Wern vermeiden. Sie brachten auf diese Weise ein Brennglas von 4 Fuß Durchmesser zu Stande, dessen größte Dicke in der Mitte 8 Zoll betrug, und welches schon für sich viel stärker wirkte als das Eschirnhäusen'sche Glas, mit einem Collectivglase verbunden aber die außerordentlichsten Wirkungen hervorbrachte. — Für die Chemie und Physik sind die Versuche mit großen Brenngläsern von Wichtigkeit. Übrigens vermag das Brennglas, bei gleicher Oberfläche und gleicher Krümmung, dennoch beinahe 4 Mal weniger als der Brennspiegel (s. d.), welcher mehr Licht zurückwirft, als das Glas durchläßt, eine kürzere Brennweite hat und von der Farbenzerstreuung frei ist. Dagegen ist das Brennglas, der Lage seines Brennpunkts wegen, der sich hinter dem Glase befindet, weit bequemer. Der Brennpunkt (focus) ist nicht sowol ein Punkt als ein Raum, ein Bild der Sonne, dessen Durchmesser den 108. Theil der Brennweite hat, und dessen Mittelpunkt der eigentliche Brennpunkt ist. In der höhern Größenlehre werden auch den Kegelschnitten Brennpunkte beigelegt, weil z. B. die Parabel Linien oder Lichtstrahlen, welche parallel mit der Ase auf sie fallen, durch Zurückwerfung genau in Einem Punkte derselben vereinigt. Mehre Ereignisse in der letztern Zeit haben auf die Erfahrung geführt, daß concave, also die Form der Brenngläser nachahmende Fensterscheiben, Wasserflaschen u. d. m. Feuersbrünste veranlassen können, wenn sie die Sonnenstrahlen auf entzündliche in ihrer Brennweite befindliche Substanzen concentriren. Wegen der Schwierigkeit des Gießens und Schleifens großer Linsen hat man kürzlich Buffon's Gedanken, sie zonenweise anzufertigen und hernach zusammenzusetzen, realisirt. Von dergleichen Zonenlinsen hat Beequey, nach Fresnel's Vorschlage, eine sinnreiche Anwendung für die Lichtverstärkung der Leuchtthürme gemacht. (S. Pharus.) Wegen der Literat. vgl. den Art. Brennspiegel.

Brennsilber, in Scheidewasser aufgelöstes und mit Salmiak vermishtes Silber, welches der Gärtler zum Verfilbern braucht.

Brennspiegel, Spiegel, deren glatt polirte Oberfläche die auf sie fallenden Sonnenstrahlen in einer solchen Richtung zurückwirft, daß sie sich in einer Entfernung von dem Spiegel in einem engeren Raume vereinigen und auf Dinge, die man in diesen Brennraum bringt, wie das heftigste Feuer wirken. Hohlspiegel vereinigen die mit ihrer Ase parallel einfallenden Strahlen in enge Räume. Sphärische Hohlspiegel sind die gewöhnlichsten; man bedient sich aber auch der parabolischen, und selbst Planspiegel kann man wie Hohlspiegel brauchen, wenn mehre derselben auf eine geschickte Weise vereinigt werden. Soll ein Brennspiegel die gehörige Wirkung thun, so muß seine Ase genau gegen den Mittelpunkt der Sonnenscheibe gerichtet werden. Dies ist der Fall, wenn das im Brennraume mit einer auf der Ase des Spiegels lothrechten Ebene aufgefangene Licht eine völlig kreisrunde Scheibe bilbet. Alsdann steht der Brennraum in gerader Linie zwischen der Sonne und dem Spiegel. Schon die Alten sind damit bekannt gewesen, wie man aus mehren ihrer hinterlassenen Schriften sieht. Daß Archimedes mit Brennspiegeln die Flotte des Marcellus bei der Belagerung von Syracus in Brand gesteckt habe, ist nach der Natur der Sache unmöglich; eher könnte man glauben, daß es durch eine Verbindung von Planspiegeln geschehen sei, wenn nicht die ganze Erzählung auch aus historischen Gründen zu verwerfen wäre. Daß sich mit letztern große Wirkungen in beträchtlichen Entfernungen hervorbringen lassen, haben Versuche gelehrt. Kircher stellte 5 Planspiegel von gleicher Größe auf ein Gerüst in solche Lage, daß sie die Strahlen auf eine 100 Fuß entfernte Stelle warfen, und erzeugte dadurch eine große Hitze. Buffon brachte 1747 eine Verbindung von 168 Planspiegeln zu Stande, deren jeder 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit war. Mit 40 dieser Spiegel zündete er in einer Entfernung von 66 Fuß ein betheertes Buchen-

breit, und mit 128 Spiegeln in einer Entfernung von 150 Fuß ein betheertes Bret von Tannenholz fast augenblicklich an. In einer Entfernung von 20 Fuß brachte er mit 45 Spiegeln eine große zimmerne Flasche, mit 117 Spiegeln kleine Stücke Gelb zum Schmelzen. Nachher verbrannte er mit seiner Maschine Holz in einer Weite von 200, schmolz Zinn in einer Entfernung von 150, Blei in einer Entfernung von 130 und Silber in einer Entfernung von 60 Fuß. Im vorigen Jahrhundert wurden unter andern in Italien mehre große Brennspiegel verfertigt, wovon noch zwei zu Paris und Kassel übrig sind. Auch von Eschirnhäufen brachte 1687 einen zu Stande, der 3 leipziger Ellen im Durchmesser und 2 Ellen Brennweite hat, und aus einer dünnen, sehr gut polirten Kupferplatte besteht. Er befindet sich gegenwärtig auf dem mathematischen Saale zu Dresden. Dieser Spiegel setzt Holz in Flammen, kocht und verdunstet Wasser, schmelzt 3 Zoll dickes Zinn und Blei, verglaset Ziegel, Knochen u. dgl. Außer Metall kann man auch Holz, Pappe, Glas und andre Materien zu den Brennspiegeln nehmen. Nur muß die Oberfläche polirt sein. In neuerer Zeit hat man die Brennspiegel als *Reverberiren* (s. d.) benutzt, um Licht in große Entfernungen zu werfen, weshalb sie sich zumal für Leuchttürme eignen. Steht nämlich im Brennpunkte eines parabolischen Spiegels etwa eine Lampe, so werden die von daher auf den Spiegel fallenden Lichtstrahlen sämmtlich der Axe parallel zurückgesendet, aus welchem Grunde man z. B. die Lenoir'schen Reverberiren auf 80,000 Fuß weit noch einem Sterne erster Größe gleich sehen konnte. — Über Brenngläser und Brennspiegel s. m. Priestley's „Gesch. u. gegenw. Zust. der Optik; a. d. Engl. durch Klügel“, (Lpz. 1776, 4., S. 171) u. d. 1. B. der n. A. von Gehler's „Physikal. Lexikon“ (Leipz. 1825).

Brennstoff, Phlogiston, nannte man in der ältern oder Stahl'schen Naturlehre und Scheidekunst einen gewissen feinen brennbaren Stoff, welchen man in allen Körpern annahm, und durch dessen Dasein man das Verbrennen derselben erklärte. Von den neuern Naturlehrern ist sein Dasein vollkommen widerlegt worden. Daher heißen diese Antiphlogistiker, jene hingegen Phlogistiker. (S. Chemie und Stahl.)

Brennus, der Name mehrerer gallischer Feldherren; er bezeichnete ihre Würde. Nicht unwahrscheinlich ist seine Ableitung von dem celtischen Worte Brenn, Oberhaupt. Ein Anführer der Sannonen, einer gallischen Völkerschaft in Oberitalien, der unter dieser Benennung aufgeführt wird, fiel um 390 v. Chr. in das römische Gebiet ein. Ein Hetrurier, Arunx, der bei einem Streite mit seinem Mündel in Rom kein Recht gefunden hatte, wandte sich an die Sannonen, um durch sie Rache zu nehmen. Gereizt durch die Beschreibung von dem Überflusse Hetruriens, machten jene sich auf und eroberten Alles von Ravenna bis Picenum. Darauf belagerten sie Clusium, dessen Einwohner Rom um Hülfe baten. Die Römer ließen auch durch 3 Brüder aus der Familie der Fabier dem B. Vorstellungen thun. B. erwiderte, daß er sein Recht auf sein Schwert gründe. Dieser Übermuth entrüstete die Fabier. Sie begaben sich in die Stadt unter dem Schein einzuleitender Unterhandlungen, ermunterten die Einwohner zu Muth und Ausdauer und versprachen ihnen Hülfe. Da sie stellten sich bei einem Ausfalle selbst an die Spitze der Clusier. B. beschloß, diese Treulosigkeit zu rächen, und zog, die Belagerung von Clusium aufhebend, gegen Rom, nachdem er zuvor die Auslieferung der Fabier vergeblich gefordert hatte. Diese wurden vielmehr zu Kriegstribunen ernannt und rückten mit 40,000 Mann dem Feinde entgegen. Am Flusse Allia, unweit Rom, kam es zur Schlacht; die Römer erlitten eine völlige Niederlage, und B. besetzte die von Einwohnern verlassene Stadt. Nur das Capitol war mit einer Besatzung versehen worden, und einige 40 Greise, Priester, Consularen und Feldherren hatten sich entschlossen, in der Stadt zu bleiben und durch ihren Tod den unterirdischen Göttern ein Opfer

zu bringen. In ihren priesterlichen, consularischen und Triumphgewändern setzten sie sich als festlich geschmückte Opfer auf ihre obrigkeitlichen Stühle mitten auf dem Markt und erwarteten den Tod. Als B. auf den Markt kam, setzte ihn der ehrfurchtgebietende Anblick jener Männer in Erstaunen. Man hielt sie für Bildsäulen oder Gottheiten und scheute sich, ihnen nahe zu kommen. Endlich ermannte sich ein Gallier, ging auf den M. Papirius zu und faßte ihn bei dem Barte. Dieser hob seinen elfenbeinernen Stab gegen den Übermüthigen und gab ihm einen Schlag. Darüber geriethen die Gallier in Wuth und opferten jene Greise ihrer Rache. Rom ward geplündert, und was von Einwohnern sich noch in den Häusern fand, niedergehauen. B. bestürmte hierauf das Capitol, und da er mit Verlust zurückgeschlagen wurde, steckte er die Stadt in Brand und machte Alles dem Erdboden gleich. Das Capitol aber war so fest, daß er beschloß es auszuhungern. Zugleich plünderten Streifparteien das platte Land und trieben Brandschakungen von den benachbarten Städten ein. Eine solche Partei erschien vor Ardea, dem Verbannungsorte des tapfern Camillus. Dieser edle Patriot beredete den Rath von Ardea, die Stadt zu vertheidigen, machte einen nächtlichen Überfall und richtete ein fürchterliches Blutbad unter den Belagerern an. Durch diesen Sieg ward der Muth der aus der Stadt entflohenen Römer neu belebt; sie sammelten sich, 40,000 Mann stark, erwählten Camillus zu ihrem Feldherrn, und der Senat, insgeheim davon benachrichtigt, ernannte ihn zum Dictator. Indeß war die Besatzung im Capitol in harter Bedrängniß. B. versuchte eins in der Nacht einen Überfall, der gelungen sein würde, wenn nicht die der Juno geheiligten Gänse durch ihr Geschrei die Römer geweckt hätten. Der ehemalige Consul Manlius machte zuerst Lärm unter der Besatzung, worauf die Gallier zurückgetrieben wurden. Da man im Capitol weder von der Annäherung des Camillus noch von dem Mangel der Gallier Etwas wußte, denen Jener die Zufuhr abgeschnitten hatte, war man zu einem Vergleiche geneigt. B. versprach für ein Lösegeld von 1000 Pfund Goldes die Belagerung aufzuheben und das römische Gebiet zu verlassen. Das Gold ward dargewogen, aber die Gallier bedienten sich dazu unrichtigen Gewichts, und als sich die Römer beklagten, warf B. mit den Worten: „Wehe den Besiegten!“ sein Schwert noch zu dem Gewicht in die Schale. Schon waren die Römer willens, diese Ungerechtigkeit zu dulden, als Camillus zu rechter Zeit mit seinem Heere herbeieilte und den Vergleich für nichtig erklärte. Es kam zum Treffen, nach einem kleinen Verluste zogen sich die Gallier zurück und räumten in der Nacht ihr Lager. Camillus folgte ihnen am andern Tage und schlug sie. Was von den Galliern entkam, wurde von den Einwohnern des Landes niedergehauen, und keiner erreichte sein Vaterland wieder. — Ein anderer Brennus fiel als Anführer der Gallier, ungefähr 100 Jahre später, mit einem ungeheuern Heere (150,000 zu Fuß und 30 — 40,000 zu Pferde) in Macedonien ein, schlug den Sosthenes, durchzog Thessalien und Griechenland und ging nach Delphi, wo er Stadt und Tempel plünderte oder plündern wollte: denn nach der Erzählung Mehrer erhob sich ein fürchterlicher Sturm; Gewitter und Erdbeben gesellten sich dazu, um die Götter zu rächen; ein griechisches Heer rückte heran, und die Niederlage der Gallier war allgemein; B. tödtete sich selbst.

Brentano (Clemens), geb. zu Frankfurt a. M. 1777, studirte zu Jena, wo Göthe's Schriften das Bewußtsein dichterischer Anlagen in ihm geweckt zu haben scheinen. Später hielt er sich abwechselnd zu Jena, Frankfurt a. M., Heidelberg, Wien und Berlin auf. 1805 verheirathete er sich mit der von ihrem ersten Gatten geschiedenen Dichterin, Sophie Mereau, die ihm im nächstfolgenden Jahre durch den Tod entrißen wurde. Unzufriedenheit mit sich und den Menschen, wie es scheint, vermochte ihn 1818 der Welt zu entsagen und ein Kloster im Münsterischen zu seinem Aufenthalte zu wählen, von wo er sich nach einigen Streifzügen 1822 nach Rom begeben hat und dort, wie es heißt, als Secretair bei der Propaganda an-

gestellt, ein eifriger Bekehrer geworden ist. — Nachdem B. bereits 1800 unter dem Namen Maria mit einem Bändchen poetischer Spiele aufgetreten war, ließ er im nächsten Jahre einen Roman: „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter“, in 2 Thln., folgen. So groß von der einen Seite die Erwartungen waren, die dieser Roman, in welchem der Einfluß einer jüngst entstandenen Kunstschule nicht zu verkennen ist, den der Dichter selbst aber einen verwilderten nannte, durch das über ihn ausgegossene poetische Leben und durch vieles Einzelne in Inhalt und Form Gelungene für die Zukunft erregte, so war dennoch nicht zu leugnen, daß in ihm ein Geist walte, der mit sich noch zu uneins war, um die streitenden Elemente einer reichen, aber noch unentwickelten innern Welt mit einander in Einklang zu bringen. Doch finden sich darin einige schöne sinnige Lieder. — Was auf Godwi folgte — darunter mehre dramatische Arbeiten, wie: „Die lustigen Musikanten“, ein Singspiel (1801); „Ponce de Leon“, ein Lustspiel (1804); „Die Gründung Prags“, „Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte“, ein klingendes Spiel (1817) — erfüllte jene frühern Erwartungen nur zum Theil; dagegen gelang es dem Verf., in einzelnen, hier und da zerstreuten Novellen die schmale Linie einfacher Schönheit festzuhalten. Die dankbarste Anerkennung aber verdient die Liebe, mit der er, zum Theil in Verbindung mit gleichgestimmten Freunden, manches schöne Erzeugniß einer frühern Zeit vom Untergange rettete und zu allgemeinerer Kunde brachte. Dahin gehören die seit 1806 mit seinem Freunde Achim von Arnim u. d. T.: „Des Knaben Wunderhorn“ (3 Thle.), herausgeg. deutschen Volkslieder und die Erneuerung einer schönen, alten Geschichte, die, u. d. T.: „Der Goldfaden“, von Georg Wickram aus Kolmar verfaßt, ein paar Jahrhunderte verborgen gelegen, bis sich B. durch Herausgabe derselben (1809) den Dank verdiente, den schon Lessing zu erwerben gesonnen war. 50.

Bresche, die Öffnung oder der Weg, den der Belagerer durch sein Geschütz in den Festungswall macht, um in die Festung eindringen zu können. Man muß sie daher dahin legen, wo die wenigste Vertheidigung ist, d. i. in die Gesichtslinien oder Facen der Bollwerke. Gewöhnlich wird, um den Widerstand der Belagerten zu theilen, in die an der Fronte liegenden Gesichtslinien der beiden angegriffenen Bollwerke und in die Ravelinface Bresche gelegt. Dies geschieht mit schwerem Geschütz, und nur da, wo die Kanonen nicht hinreichen, mittelst der Mine. — **Bresche-Batterie**, s. **Batterie**. — **Practicabel**, gangbar, heißt die Bresche, wenn sie so groß ist, daß sie bei einem Sturme einen glücklichen Erfolg hoffen läßt. Dies ist nach der allgemeinen Annahme der Fall, wenn sie für 14 Mann in der Länge gangbar ist. Doch kann sie auch oft bei weit geringerer, ja bei der Hälfte dieser Breite vortheilhaft benutzt werden.

Brescia, Hauptst. einer Delegation (Kreis von 314,000 Einw. auf 56½ □M.) in der Statthaltertschaft Mailand, am Fuße eines Gebirgs zwischen dem Garda- und Iseosee an den Flüssen Mella und Garza. Letzterer durchschneidet, wie es in den meisten lombardischen Städten der Fall ist, diese Fabrikstadt von 3438 H. und 33,000 Einw. Eine Citadelle beherrscht von ihrer Felsöhöhe herab die Stadt, die eine prächtige Kathedrale hat. Diese und die schöne Bibliothek im bischöflichen Palaste verdankt die Stadt dem Cardinal Quirini. Die Stadt hat ferner eine philharmonische Gesellschaft, ein Münzcabinet und Theater, wie man letzteres fast in allen italienischen Städten von gleicher Bedeutung findet, weil in Italien viele Landgutsbesitzer ihre Einkünfte in den Städten verzehren und hier ihrem Vergnügen leben. In dieser Stadt, von Alters her *armata* genannt, und in Bergamo war die Hauptfabrik für Armaturstücke aller Art im Debit und Geschmack der Levante, die hierin einen großen Luxus treibt und von Venedig seit Jahrhunderten mit schönem und kostbarem Feuer- und Schneidgewehr versehen wurde. Berühmt sind von Alters her B.'s Flinten und sein Stahl im Orient; weniger bedeu-

end die St., Barchent-, Leinwand-, Tuch-, Seiden-, Eisen- und Papierfabriken. Viele Seide, Wein, Flachs, Tuch geht von hier ins Innere, denn die künstlichen Wässerungen durch Alpengewässer und der Überfluß der Seen geben, bei der offenen Lage des Brescianischen nach Süden, der an sich fruchtbaren Erde im Gebiet dieser Delegation einen hohen Vegetationsreichtum, den der Fleiß der Landpächter und der Vorschuß der reichen Grundherren von Alters her zu benützen strebt. Unter der venetian. Regierung war hier die Abgabefreiheit groß; dennoch waren die Brescianer sehr unruhige Unterthanen der Republik, deren Polizei so schwach war, die Selbst- rache kaum zu ahnden. Dem venetian. Banditenwesen hat die französisch-italienische und nun die östreich. Regierung ein Ende gemacht. Seit 1823 wurden nahe bei B. merkwürdige Alterthümer in einem vermauerten Gewölbe entdeckt, u. a. der Peristyl eines prächtigen Tempels mit Statuen. Sie werden in dem auf der Stelle des Tempels errichteten Museum zu B. aufbewahrt, und das Athenäum daselbst hat 1827 eine Beschreibung der Alterthümer herausgegeben.

Breslau (slaw. Wratislawa, nach dessen Erbauer Bratislaw), Hauptst. von Schlesien, am Einflusse der Ohlau in die Oder, zählte im J. 1829 ohne das Militair 84,904 E., darunter 22,355 Kathol., 4856 Jfr. Als Centralpunkt einer Provinz von 2 Mill. E. und vermöge ihrer geograph. Lage hat B. manche Eigenthümlichkeit, ja eine gewisse Abgeschlossenheit bewahrt. B. ist der Sitz des command. Generals, des Oberpräsidenten von Schlesien, einer Regierung, eines Oberlandesgerichts u. s. w. Die kath. Universität wurde (s. d. f. Art.) 1702 vom Kaiser Leopold I. gestiftet. B. hat über 20 kath. Kirchen, von denen die Kathedrale zu St. Johann auf der Dominfel der Sitz des Bischofs von B. ist; unter 84 Lehranstalten sind 4 bedeutende Gymnasien, 2 luther., 1 reform. und 1 kathol.; unter den Bibliotheken sind die königl. und die Universitätsbibliothek (Centralbibliothek) und die der Stadt gehörige Rhediger'sche (letztere wegen ihres Reichthums an Handschriften) zu bemerken. Von den wissenschaftl. Anstalten und Vereinen nennen wir die Schlesische Gesellschaft für vaterländ. Cultur, welche sich seit einigen Jahren, besonders durch die Unterstützung, welche sie der zeichnenden Kunst und der Technik angedeihen läßt, sehr verdient macht; ferner den Verein für schles. Gesch. u. Alterth., die Bibelgesellschaft u. s. w. Die Stadt besitz in ihrem Rathhause und der auf der Sandinsel gelegenen Kreuzkirche herrliche Denkmäler älterer deutscher Baukunst und bewahrt an öffentl. Orten wie in Privatsamml. manche vorzügliche Werke der bildenden Kunst. Blücher's Statue ward 1827 aufgestellt. Auch hat sie ein stehendes Theater. B. treibt bedeutenden Handel, allein er ist durch die neuern Zeitverhältnisse gesunken. Indef werden die 2 jährl. Wollmärkte von weit her zahlreich besucht. Unter den Schicksalen der Stadt in der neuern Zeit muß die Belagerung 1806 und 1807 von den Franzosen und Rheinbundstruppen bemerkt werden, denn nach erfolgter Einnahme singen die Franzosen an, die Festungswerke zu zerstören, worauf die gänzliche Schleifung derselben erfolgte. Die an der Stelle der weitläufigen Werke entstandenen Spaziergänge und neuen Gebäude haben B. sehr verschönert. Pet. Eschenloer's, Stadtschreibers zu Breslau, Handschr.: „Geschichten der Stadt Breslau von 1440 — 79“ (herausgeg. von D. Kunisch, Bresl. 1827, 2 Bde.) betrifft eine Zeit, in welcher B. die meiste politische Bedeutung hatte.

Breslau (Universität). Die Vereinigung der frankfurter hohen Schule mit der in Breslau schon bestehenden von den Jesuiten gestifteten Universität für katholische Theologen, die beträchtliche Erweiterung der Anstalt durch bedeutende ihr angewiesene Fonds und die Vermehrung des Lehrpersonals durch ausgezeichnete Gelehrte war 1811 zu einer Zeit geschehen, wo die Lage des preuß. Staats weder nach Innen noch nach Außen günstige Aussichten gewähren konnte. Dennoch zeigte auch diese neue Schöpfung bald, gleich der berliner, daß der Geist lebendig war; ein reger Eifer für die Wissenschaft beseelte Lehrer und Zuhörer.

Der Krieg, welcher Preußens trefflichste Jünglinge auf das Schlachtfeld rief, mußte nothwendig eine Stockung herbeiführen. Aber der Friede brachte auch dieser Anstalt neues Gedeihen. Die Lehrer erhielten und gewannen größere Wirksamkeit. Wir nennen Wachler, Steffens, Büsching, Stenzel, von Cölln. Die Zahl der Studirenden betrug 1826 über 850. Da Breslau jedoch mit Berlin nicht wetteifern kann, so wird es ihr immer schwer sein, junge Nichtschlesier anzuziehen. An die Stelle berühmter Lehrer (Bredow starb; Augusti ging nach Bonn; Haindorf nach Halle; Sprickmann, Behrends, v. Raumer, Link, v. d. Hagen nach Berlin; Bartels nach Marburg; Schilling und Brandes nach Leipzig; der Oberbibliothekar Schneider und Manso starben) sind andre Gelehrte getreten, welche mit Erfolg und Beifall lehren; allein noch ist mehr als eine Lücke auszufüllen. Bedenkt man indeß, daß der preuß. Staat im Laufe eines Jahrzehends 3 Universitäten so gut als neu gegründet hat, so wird es begreiflich, daß nicht jede offene Stelle gleich so zu besetzen ist, wie es das Ministerium für den öffentlichen Unterricht wünscht, dessen Fürsorge die Universität so viel zu verdanken hat, besonders die libräre Ausstattung ihrer wissenschaftlichen Institute, der Bibliothek, des botan. Gartens, der Anstalten und Sammlungen für Physik, Chemie, Mineralogie, Zoologie, Astronomie, der vom Geh. Ober-Med.-Rath Rust in Breslau eingerichteten, im Sept. 1823 eröffneten chirurgischen Schule u. s. w., welche sich sämmtlich der Leistung kenntnißreicher Männer erfreuen.

Brest, Frankreichs wichtigster Kriegshafen, im ehemaligen Bretagne, jetzt Hauptort eines Bezirks im Depart. Finisterre, mit 27,000 E. in 2600 Häusern. Der Card. Richelieu erhob es 1631 zu einer Stadt und zu dem wichtigen Seeplatze, der es jetzt ist. Auf der Rhede von B. können 500 Kriegsschiffe sicher liegen. Zu bemerken sind die Seearsenale, die Schiffahrts-, die Schiffbauschule, eine Schule des Seeingenieurcorps u. s. w. Hier liegt ein bedeutender Theil der französischen Seemacht. Die Fischereien sind sehr beträchtlich, besonders der Sardellenfang. Am 1. Juni 1794 ward bei B. die franz. Flotte von den Engländern unter Howe geschlagen, welcher ihr 6 Linienschiffe abnahm und ein siebentes versenkte.

Breueil (Louis Auguste Le Tonnelier, Baron von), geb. d. 7. März 1730 zu Preuilly in Touraine, war anfangs bevollmächtigter Minister bei dem Kurfürsten von Köln, dann am russischen Hof, hierauf nach und nach Botschafter in Schweden, Holland, Neapel, zu Wien und auf dem Congresse zu Teschen. Seine Gesandtschaft in Wien erklärt seine Anhänglichkeit an die Königin Marie Antoinette. Als Minister und Staatssecretair war er ein eifriger Vertheidiger der Monarchie; er galt daher für einen der erklärtesten Revolutionsgegner. Nach dem 14. Juli entging er durch schnelle Flucht dem Schicksale Foulon's. 1790 übertrug ihm Ludwig XVI. einige geheime Unterhandlungen mit den vorzüglichsten nordischen Höfen. Der Convent erließ einen Anklagebeschluß gegen ihn. Man findet in der Geschichte der Revolution von Bertrand de Moleville schätzbare Belehrungen über seine letzten diplomatischen Arbeiten. 1802 kehrte er mit Genehmigung der Regierung nach Frankreich zurück und starb den 2. Nov. 1807 zu Paris.

Bretschneider (Heinrich Gottfried von), geb. am 6. März 1739 in Gera, gest. als k. k. österreichischer pensionirter Hofrath den 1. Nov. 1810 auf dem Schlosse seines Freundes, des Grafen von Wrthby, Krzinig bei Pilsen. Soldat, Gubernialrath, Bibliothekar in Ofen und in Lemberg, Rathgeber und Vertrauter des Kaisers Joseph II., Reiseabenteurer, Dichter, Romanenschareiber, Kupferstich- und Gemäldesammler, Recensent, Satyriker, ein Peregrinus-Proteus in hundert Farben, und doch dabei ein redlicher Freund der Wahrheit, wie er sie erkannte, geschworener Feind aller politischen und pfäffischen Gaukelei, die er schonungslos entlarvte, ein Encyclopädist, ohne mit d'Alembert und Diderot je in

Verbindung zu stehen, ein Lichtleiter und Wohlthäter seines Zeitalters in Wort und Schrift, ein Deutscher in Wesen und Denkart und daher Feind der Napoleonischen Gewaltreiche, angefeindet von Tausenden, geliebt von Allen, die ihn genau kannten, gesucht wegen seines Wises und seiner Gabe der Unterhaltung, gefürchtet von allen Narren und Heuchlern. Er erhielt seine erste Bildung auf dem herrnhutischen Institut in Ebersdorf, wo er durch Hunger stehlen, durch aufgezwungene Andächtelei an Allem zweifeln lernte, dann auf dem Gymnasium in Gera, wo sein Vater Bürgermeister war. Er wurde durch Wiederbelebung seines alten Adels Cornet bei dem sächs. Cavalieregimente Graf Brühl in Warschau, und war als solcher Theilnehmer an der Schlacht bei Kolin, wurde später aber als Rittmeister bei einem preuß. Freicorps gefangen und bis zum hubertsburger Frieden in einer franz. Festung seinen Studien und Fortschritten in franz. Cultur überlassen, dann von Frankfurt a. M. aus durch den Reichshofrath von Moser, den Freund der Bretschneider'schen Familie, in nassauische Dienste als usingischer Landeshauptmann empfohlen. Als hier Einschränkungen durch die Finanzen geboten wurden, verließ er seine Stelle und unternahm abenteuerliche Reisen nach Frankreich, Holland und England bis nach Berlin zurück 1772 und 1773. Der holländ. Gesandte in Mainz, Graf Wartensleben, hatte ihn, mit Reisegeld versehen, nach England geschickt, wo er die Herzogin von Northumberland auf ihrer Reise auf dem Continent begleiten sollte; er fand sich aber in London durch seine Ungebuld getäuscht und verließ, dem Heroismus in der Freundschaft Alles aufopfernd und von falscher Scham gefesselt, oft ohne Geld in der Tasche, das von Widersprüchen wimmelnde England, um in Versailles sein Glück zu suchen, wo er vom Grafen Vergennes zum Deciffirenen gebraucht, mit geheimen Aufträgen beehrt, in das Innerste des dortigen Hoflebens eingeweiht, endlich durch eine wichtige, von ihm selbst aber für unecht gehaltene Urkunde Geld zur Rückreise nach Deutschland erwarb, wo er Frau und Kinder zurückgelassen hatte. Die von ihm erst bei einem Aufenthalte bei seiner Tochter in Krakau 1801 verfaßte Beschreibung dieser ebenso wahrhaften als seltsamen Kreuz- und Querzüge fand sich nach Nicolai's Tode in dessen Nachlaß und wurde von dem umsichtigen Durchsucher desselben, von Göckingk, nebst biograph. Nachrichten und Auszügen aus seinem vieljähr. Briefwechsel mit Nicolai u. d. L.: „Reise nach London und Paris, von Bretschneider, nebst Ausz. aus seinen Briefen“ (Berlin, Nicolai, 1817), herausgeg. (später in Blackwood's „Edinburgh magazine“ auch ins Engl. übersezt). Nach seiner Rückkehr arbeitete B. unter dem Minister von Hohenfeld in Koblenz, zerfiel aber mit der Frau von La Roche und nahm nun die Aussicht an, die ihm der unter Maria Theresia so vielvermögende Hofrath von Gebler in Wien zu einer Anstellung im östreich. Dienste eröffnete. Er wurde ins Banat geschickt und lebte eine Zeitlang als Vicelandshauptmann in Berschez ein fröhliches, aber durch Verfassung seiner eignen Lebensgeschichte beschäftigtes Satrapenleben. Als 1778 das Banat Temeswar dem Königreiche Ungarn einverleibt wurde, kam er nach einem kurzen Aufenthalte mit 700 Gldn. Wartegeld in Wien, als Bibliothekar an die neuerrichtete Universität Ofen, wo er sich aber unter dem Drucke geistlicher und weltlicher Zwingherren nie gefallen konnte und von den ihn wüthend hassenden Jesuitenfreunden aufs Gehässigste angefeindet wurde. Gerade dies brachte ihn in genaue Bekanntschaft mit Joseph II., der nach einer langen Unterredung im Dec. 1782 dem Baron van Swieten befahl, ihn bei der Studiencommission anzustellen. Allein sein vertrauter Umgang mit Nicolai, als dieser 1781 Wien besuchte, und der nicht ungegründete Verdacht, daß B. die meisten Materialien zu Nicolai's „Reisen“ geliefert habe, entfremdete ihm die Gefinnung fast aller Wiener. Er konnte nie in Wien selbst festen Fuß fassen, sondern wurde mit der nach Lemberg verpflanzten Sarallischen Bibliothek an die neu errichtete Universität nach Lemberg, mit dem Charakter eines k. k. Gubernialraths versetzt. Der Umgang mit dem geistreichen Kortum, die Freundschaft des dortigen Gouverneurs, die Verheirathung einer Lieblings Tochter nach

Kraut, bei welcher er sich oft erholte, öftere Badereisen und Ausflüge nach Pyrmont, Brüssel, Warschau, brachten einigen Reiz in sein durch Kränklichkeit und Jesuiteneiferkanen sehr umbüsteres Leben, bis er, 1809 mit einer Pension und dem Charakter eines k. k. Hofraths zur Ruhe gesetzt, seinen Aufenthalt in Wien nahm, dort nach der Schlacht bei Wagram von einem Franzosen niedergerannt und auf immer am Arme gelähmt wurde, und nun, nachdem er in Franzensbad und Karlsbad auf kurze Frist sich gestärkt hatte, auf dem Gute seines treuen Freundes, des Grafen Wethy, an wiederholtem Schlagfluß gänzlich gelähmt, noch in seinen letzten Stunden sich in der Phantasie mit seinen Feinden herumhauend, zuletzt bewusstlos verschied. Früher noch hatte er nach dem Gebrauch des wiesbadner Quells vom Sept. 1809 bis Mai 1810 in Erlangen im vertrauten Umgange mit seinem alten Freund Meusel gelebt, in dessen Hände er mehre handschriftliche Aufsätze, sowie den Anfang seiner Selbstbiographie niederlegte. Diese, durch Mittheilungen vermehrt, die ihm der allein noch lebende Sohn des merkwürdigen Mannes, der östreich. Gen. von Bretschneider, aus dem Nachlasse seines Vaters zusandte, hat der rastlose, auch die Brosamen unserer Literatur nicht unbeachtet lassende Literator in 2 Sammlungen: „Vermischte Nachrichten und Bemerk.“ (Erlangen 1816) und: „Historische und literarische Unterhaltungen“ (Koburg 1818), mit eignen Nachweisungen bereichert herausgegeben. In der letzten Sammlung findet man die interessanten Bruchstücke aus seiner Jugendgeschichte, von ihm selbst, in beiden aber eine Menge Charakterschilderungen und Anekdoten, die von der Beobachtungs- und Erzählungsgabe B.'s das vortheilhafteste Zeugniß geben. Er hat mit und ohne Namen 30 Jahre hindurch viele poetische und satyrische Dichtungen herausgegeben, deren Auswahl, verbunden mit einer aus den vorhandenen Quellen zusammengesetzten Biographie, durch die vielen Beziehungen auf die Ausgezeichnetsten seiner Zeitgenossen, in 3–4 Bänden sehr anziehende Memoiren bilden würde. Hätte er aber auch Nichts geschrieben als den vom Kaiser Joseph gleichsam hervorgelockten „Almanach der Heiligen“ auf 1788, mit Kupf. und Musik, gedr. in Rom mit Erlaubniß der Obern, unfehllich das wichtigste seiner Producte gegen Pafferei und Mönchslegenden, und den Roman: „Waller's Leben und Sitten, wahrhaft oder doch wahrscheinlich beschrieben von ihm selbst“, Köln, bei Peter Hammer (Berlin, Nicolai), 1793, worin die Sitten der damaligen wiener Welt, die Kniffe und Ränke der damaligen dortigen Reichshofräthe und ihrer Agenten, vor Allem aber das Unwesen der dortigen Afterslogen und Umtriebe der unechten Freimaurerei mit den lebendigsten Farben abconterfeit und in einer den Leser bis zu Ende in Spannung erhaltenden Handlung verwebt sind: so würde es schon durch diese 2 Schriften als unerschrockener Bekämpfer alles Lugs und Trugs auf immer bemerkenswerth bleiben. Allein er wirkte auch noch durch Aufsätze in gelehrten Zeitschriften, z. B. in der damals den Jesuitenfreunden und Schwärmern so verdäulichen „Berliner Monatschrift“, und durch treffende Recensionen, theils in dem Jahre lang fast allein von ihm mit Anzeigen versehenen „Frankfurter Anzeigen“, theils und vorzüglich durch f. Kritiken in Nicolai's „Allgem. deutschen Bibliothek“, welche durch die Chiffer F. f. kenntlich sind, vielfach zur Entlarvung geistlicher und weltlicher Betrügereien. Berühmt ist eine lehrreiche Recension, die er 1792 im 107. Bde. der „Allgem. deutschen Bibl.“ über Swedenborg's Leben und Schriften aufgestellt, und woburch er alle Wunder dieses Nachtwanderers mit dem Kopfe, wie er ihn nennt, durch die scharfsinnigste Erklärung auf immer vernichtet hat. Hätte er die noch in f. letzten Lebenstagen von ihm angefangene Geschichte der Herrnhuter vollendet, so müßte sein Name auf immer im schwarzen Register der 1822 ihr erstes Jubiläum feiernden Brüderunion stehen. Damals trieben Rosenkreuzer und Aftersfreimaurer arges Unwesen in Wien und Prag. Darum traf auch diese seine Geißel, und ost wandte er auf sie die Stelle in Petron's „Satyricon“ an, wo er die ganze Stadt Kreton mit einem Felde voll Leichen und Raben, Betrügern und Betrogenen vergleicht,

aut captantur, autcaptant. Das durch „Werther's Leiden“ damals in Deutschland grassirende Werther-Fieber veranlaßte ihn zu dem drolligen Bänkelsängerliede: „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther“, und gegen das durch Götz von Berlichingen aufgeregte Ritter- und Spectakelwesen auf der deutschen Bühne spitzte er alle Pfeile seiner Satyre. So entging ihm, seit er in Frankfurt a. M. 1769 mit den satyrischen Papilloten aufgetreten war, bis zum schmählischen Fürstenhof in Erfurt, wo Kaiser Napoleon waltete, Nichts, was ihm einer Rüge würdig schien, ungeahndet.

Brezn er (Christoph Friedrich), geb. zu Leipzig d. 10. Dec. 1748, gest. d. selbst d. 31. Aug. 1807, Kaufmann und zuletzt Mitglied einer Handlung in Leipzig, welcher er mit Pünktlichkeit und Eifer vorstand, sodaß er nur seine Nebenstunden der Poesie widmen konnte. Dieser Ursache muß man es zuschreiben, daß er in seinen Werken uns mehr seine Anlagen als Vollendung gezeigt hat. Sein komisches Talent war nicht gering, allein sein Dialog ist öfters unbeholfen und steif, und sein Wis fällt zuweilen ins Gemeine. Was auf dem Theater Wirkung thut, kannte er ziemlich genau, allein er machte sich dabei auch zu sehr vom Urtheil der Schauspieler abhängig, denen das Mittelmäßige oft willkommenere ist als das Vollendete. Unter 5. Stücken sind noch jetzt „Das Käufschchen“ (ersch. 1793) und „Der argwöhnische Liebhaber“ (ersch. 1783) auf der deutschen Bühne. Sie gefallen durch Lebendigkeit einiger Charaktere und Scenen, obgleich Manches darin auch veraltet ist. Unter seinen Singspielen ist „Der Irwisch“ bekannt, und „Belmont und Constanze, oder die Entführung aus dem Serail“ durch Mozart's Musik berühmt geworden. Auch sein Roman: „Leben eines Lieberlichen“ (zuerst 1787—88, n. Aufl. 1790), wozu ihm Hogarth's und Chobowick's Zeichnungen als Leitfaden dienten, ist nicht ohne Verdienst.

Breughel, eine berühmte niederländische Malerfamilie, deren Stammhaupt diesen Namen von einem Dorfe unweit Breda annahm. Dies war Peter Breughel, auch der lustige oder Bauernbreughel genannt, nach dem Charakter und Inhalt seiner meisten Darstellungen. Er war 1510 (nach Mechel 1530) geb., ein Schüler des Peter Koeck van Aelst, reiste nach Italien und Frankreich und nahm überall Ansichten, und was ihm sonst von Naturgegenständen gefiel, auf, setzte sich nach seiner Rückkehr in Antwerpen fest und wurde in die dortige Malergesellschaft aufgenommen. Nachher heirathete er die Tochter seines Lehrers Koeck und zog nach Brüssel, wo er auch 1570 (nach Andern 1590) gestorben ist. In seinen Bauernhochzeiten, ländlichen Festen und Tänzen schilderte er die Lust des kräftigen Landmanns, wie er sie mit frischem Blick, oft verkleidet, beobachtet hatte, in kräftigen Farben. Auch rabirte er. Viel aber ist auch von Andern nach ihm in Kupfer gestochen worden. Er hinterließ 2 Söhne: Peter den Jüngern und Johann. Der erstere liebte Gegenstände, in denen große Contraste darzustellen waren, und malte daher viele Teufel-, Hexen- und Räuber-scenen. Dies hat ihm den Namen Höllbreughel zugezogen. Auch hat er einen Orpheus gemalt, welcher die Höllengötter durch sein Leierspiel bethört, ein Gemälde, das sich in der Galerie von Florenz befindet, ferner die Versuchung des heil. Antonius. Der zweite Bruder, Johann, war in Landschaften und in der Malerei kleiner Figuren ausgezeichnet. Von seiner gewöhnlichen Tracht nannte man ihn Sammetbreughel. Er malte auch für andre Meister landschaftliche Gründe, für andre kleine Figuren in dieselben, und war ein sehr fruchtbarer Künstler. Mit Rubens gemeinschaftlich arbeitete er Adam und Eva im Paradiese. Rubens malte Adam und Eva hinein. Dieses und seine 4 Elemente, ferner Vertumnus und Bellona, die er auch in Gemeinschaft mit Rubens arbeitete, gehören zu seinen Hauptwerken. Er soll 1568 geboren sein, sah auch Italien und kehrte mit reicher Anschauung genähet zurück. Er soll 1640 gestorben sein. — Später lebende Glieder dieser Familie sind Ambrosius, ferner Abraham, der sich in Italien aufhielt und 1690 starb, und dessen Bruder Jo-

hann Baptist, der auch in Rom starb, und Abraham's Sohn Kaspar Breughel, als Blumen- und Fruchtmalers bekannt.

Breve, im Allgemeinen ein kurzer schriftlicher Befehl, daher im Deutschen Brief, im Engl. writ; im engern Sinne ein päpstl. Schreiben an einen König, Fürsten, eine Regierung oder Obrigkeit in Sachen, welche das gemeine Wesen betreffen. Diejenigen Brevia, welche die Datarii oder Secretarii ausgefertigt, und welche Rescripte, Depeschen, Concessionen, Befehle u. s. w. sind, werden auf Pergament geschrieben und mit dem Fischerringe in rothem Wachs besiegelt. Die an Fürsten und Bischöfe gerichteten Hirtenbriefe sind ohne Siegel. Sie haben den Namen von ihrer Kürze in den Formalien, da sie ohne Eingangsformel mit dem Namen des Papstes und den Worten anfangen: *Dilecto Filio salutem et Apostolicam benedictionem.*

Brevier, das Taschenbuch der katholischen Geistlichen, welches gewisse Texte aus der Bibel auf jeden Tag, nebst Gebeten und Liedern enthält, die jeder Geistliche täglich zu lesen verbunden ist.

Brevis heißt in der Notenbezeichnung eine Note, welche 2 ganze Takte gilt. Ihr Zeichen ist $\text{||}=\text{||}$ auch $\text{||}\circ\text{||}$ oder $\text{||}\circ\text{||}$. Eine ganze Taktnote in unserer heutigen Sprache (vier Viertel haltend) hieß damals Semibrevis. Nach einem andern alten modus hielt die Brevis 3 Semibreves.

Brewster (David), Secretair der königl. Societät in Edinburg, einer der gelehrtesten Physiker in Großbritannien, geb. um 1785. Seine vielen Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Physik stehen vornehmlich in den Verhandlungen der edinburger königl. Societät. Er ist Herausgeber der sehr geschätzten „Edinburgh encyclopaedia“ (20 Bde.). Auch ist er der vornehmste Herausgeber der Quartalschrift: „The edinburgh philosophical journal“. Seine Erfindung des Kaleidoscops (s. d.) machte ihn allgemein berühmt. Unter den vielen Gelehrten, welche dem Fremden einen Aufenthalt in Edinburg angenehm machen, ist B. einer der vorzüglichsten, weil er, außer den Kenntnissen seines Faches, in welchem er ganz zu Hause ist, viele encyclopädische besitzt und ein Mann von sehr feinen Sitten ist. 62.

Breyhan, eine bekannte Sorte Bier, nach dem Erfinder, Cord Breyhan, welcher es 1526 zu Hanover zuerst braute, so genannt.

Brézé (Marquis von), Oberceremonienmeister Ludwigs XVI., bekannt durch die berühmte Antwort Mirabeau's, der ihm mit donnernder Stimme zurief, als er in der Sitzung der Deputirten des dritten Standes am 23. Juni 1789 den königl. Befehl zur Aufhebung der Versammlung überbrachte: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir uns hier im Auftrage des Volks befinden, und daß wir uns nur durch Bajonnette vertreiben lassen“. Der Hof ließ sich durch diese kühne Antwort, die in der Versammlung und im Publicum den außerordentlichsten Enthusiasmus hervorbrachte, erschrecken und schwankte in seinen beschlossenen Maßregeln. Mirabeau benutzte dagegen den erregten Enthusiasmus, ließ die Unverletzlichkeit der Volksabgeordneten decretiren und daß Jeder, der es wagen würde, sich an Einzelnen zu vergreifen und Verhaftsbefehle gegen sie zu erlassen oder auszuführen, als Verräther des Vaterlandes zu betrachten wäre und für infam erklärt sei. Der Marquis de B. folgte Ludwig XVIII. ins Ausland und wurde nach der Restauration in seine alte Würde wiedereingesetzt.

Briareus oder Aegeon, s. Centimanen.

Bridgewater-Canal. Er wurde 1766 fg. zur Vereinigung der Trent mit der Severn gezogen. Der Baumeister war Brindley. An einigen Stellen ist er bloß durch die Felsen gehauen, an andern durch Mauersteine gewölbt. Durch Öffnungen in dem darüber stehenden Berge erhält er Luft und Licht. Die darin schiffenden Fahrzeuge tragen 6 — 8 Lasten; ein einzelner Mensch führt solche. (Vgl. den

Art. Canale u. Egerton.) Die Stadt Bridgewater, von 5000 E., obgleich 12 engl. Meilen von dem Meere entfernt, hat doch den Vortheil einer Flut, die auf 6 Faden steigt, und nur den Nachtheil, daß sie gar zu schnell anläuft. Schiffe von 200 Tonnen können bis zur Stadt gelangen, und kleinere sogar bis Taunton und Langport. In dieser von der Industrie und dem Reichthum eines unternehmenden Privatmanns neu geschaffenen Bevölkerung lebt Alles vom Handel, besonders mit zugeführten Producten. Fast alle Sekten engl. Dissenters haben hier Kirchen. Eine eiserne Brücke über die Barrel verbindet die Stadt B. mit der Vorstadt Castover.

Brief, der, ist seinem Ursprunge nach eine schriftlich abgefaßte Mittheilung, welche an bestimmte abwesende Personen gerichtet ist. Auf diesem Begriffe beruht die ganze Theorie des Briefstils, und alle Anforderungen, welche das Äußere des Briefes betreffen. Wenn man von dem Briefe das Schreiben unterscheidet, das auch Sendschreiben genannt wird, so schließt man damit gewöhnlich die officielle Mittheilung oder die Mittheilung an eine öffentliche Behörde von dem Gebiete des Briefes aus; man sagt dann z. B. ein Anhaltungsschreiben, nicht Brief, bischöfliches Sendschreiben etc. Es bliebe sonach der Brief auf die Privatmittheilung beschränkt. Einige setzen den Unterschied darein, daß man unter dem Ausdruck Schreiben einen längern und ausgeführtern Brief, unter der Benennung Brief im engerm Sinne aber nur ein kürzeres Schreiben verstehe. Mag diese Unterscheidung sich auch auf den Ursprung des Wortes Brief berufen (wahrscheinlich aus Breve), so ist sie doch weniger allgemein als die angeführte. — Der Brief bezieht sich auf unser Verhältniß zu andern Personen, sodas man durch denselben nicht bloß Verbindungen knüpft oder dieselben zu erhalten sucht, sondern auch engere Verbindungen auf diesem Wege auflöst. Er vertritt die Stelle des Gesprächs, daher der Schreibende immer auf Dasjenige Rücksicht zu nehmen hat, was der Abwesende ihm erwidern würde, wenn er mit ihm spräche. Die wichtigste Regel für das Brieffschreiben ist daher, sich das Verhältniß zu dem Abwesenden und die Umstände, durch welche dieses Verhältniß gegenwärtig bestimmt wird, klar vor Augen zu stellen. Indem nun der Brief die Stelle mündlicher Mittheilung vertreten soll, so nähert er sich auch an Leichtigkeit und Natürlichkeit derselben mehr als eine andre schriftliche Darstellung und muß wenigstens den Schein des Unvorbereiteten haben; da er aber schriftliche Mittheilung ist, so ist er doch an sich weniger nachlässig und überlegter als jene, und muß den Nachdruck, den bei der mündlichen Unterredung Ton und Gebärden hervorbringen, durch Angemessenheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, sowie durch Folge und Zusammenhang der Gedanken zu ersetzen suchen. Er kann jedoch nicht überhaupt als Anrede an Abwesende betrachtet werden, denn dies würde ihm eine Einförmigkeit geben, welche wenigstens dem vertraulichen Briefe fremd ist, welcher durch Vielseitigkeit der Wendungen oft Gesprächsform annimmt. Von der andern Seite aber kann man auch die Forderung der Leichtigkeit und Natürlichkeit nicht in der beliebten Regel aussprechen: „Man schreibe so, wie man im vorliegenden Falle mit einer Person sprechen würde“; denn die schriftliche Mittheilung überhaupt hat ihre nicht zu vertilgenden Eigenthümlichkeiten; sie fodert, daß Alles bestimmter und zusammenhängender gedacht sei, weil die Handlung des Schreibens eine absichtliche ist, und indem sie langsamer von statten geht als das Sprechen, auch mehr Zeit und Ruhe zum Nachdenken gestattet. Selbst der Erfahrung widerspricht der Ausdruck jener Regel, denn in unzähligen Fällen will der Schreibende die mündliche Unterredung mit der Person, an die er schreibt, durch seinen Brief umgehen und vermeiden, und mithin schreiben, was er mündlich so nicht sagen würde. Doch versteht es sich, daß die Sittlichkeit, die über alle Verhältnisse gebietet, auch die persönlichen Verhältnisse, auf welche sich der Brief bezieht, durchdringen und veredeln soll. Das Wahre jener Regel ist daher, der Brief soll an Lebendigkeit der mündlichen Unterhaltung

sich annähern, so daß man den Schreibenden vor sich zu sehen und zu hören glaubt, und die Leichtigkeit und Natürlichkeit der brieflichen Mittheilung besteht daher in dem einfachern und fließendern Ausdrucke der Gedanken, dem man Vorbereitung und Anstrengung nicht ansieht, in jenem Ausdrucke, der die Gegenstände der Mittheilung und die Lage des Mittheilenden ungesucht und klar bezeichnet, und in dem leicht verständlichen, aus den Gegenständen sich unmittelbar ergebenden Zusammenhange der Gedanken, durch welchen sich der Brief zu einer musterhaften stylistischen Darstellung erhebt. Um einen guten Brief zu schreiben, muß man daher nicht bloß den Stoff des Briefes nach obigem Grundsatz in seiner Gewalt haben, sondern auch insbesondere einen leichten und fließenden Styl besitzen, welcher mehr oder weniger durch Übung im Denken und Schreiben gewonnen wird. Dunkle, schwerfällige Ausdrücke, künstliche Zusammenstellungen von Worten und Gedanken, kühne, feierliche Bilder, künstliche Perioden, die in einer Rede noch an ihrer Stelle sein würden, sowie eine systematische Anordnung und Classification der Gedanken, sind dem Briefe im Allgemeinen ebenso fremd, als eine verworrene, nur durch ganz eigenthümliche Ideenassociation erklärbare und durchaus unlogische oder ungrammatische Verbindung der schriftlichen Mittheilung überhaupt widerstreitet. Da aber auf Strömung sehr viel ankommt und die Einheit der Stimmung auch dem Briefe die Einheit des Tones mittheilt, wodurch er als ein Ganzes auf den Empfänger zu wirken vermag, so ist es für den Brief sehr vortheilhaft, ihn in Einem Zuge und zwar wo möglich in der Stimmung zu vollenden, welche der Brief hervorbringen soll, wobei, wie sich aus Obigem ergibt, diejenige Stimmung vorzuziehen ist, welche unserer und des Verhältnisses, in welchem wir zu Andern stehen, am würdigsten ist. Ist aber ein guter Brief überhaupt derjenige, welcher seinen besondern Zweck auf eine den Grundsätzen der stylistischen Darstellung angemessene Weise erfüllt, so ist ein geistreicher und in ästhetischer Hinsicht sich empfehlender Brief ein solcher, in welchem eine durch Feinheit und Mannigfaltigkeit der Gedanken, sowie durch Leichtigkeit der Gedankenmittheilung ausgezeichnete Individualität sich dem Verhältnisse, welches der schriftlichen Mittheilung zum Grunde liegt, vollkommen angemessen ausdrückt. Wir verlangen daher von dem musterhaften Briefe, daß er, aus der Eigenthümlichkeit des Schreibenden hervorgegangen, dieselbe auch bezeichne; aber wir fordern damit auch, daß der Brief, um auf den Empfänger die gewünschte Wirkung hervorzubringen, die Eigenthümlichkeit desselben gleichfalls beachte und sich derselben anschließe. Das Übrige hängt von der besondern Beschaffenheit des Verhältnisses zwischen Schreiber und Empfänger ab, worüber die Theorie Nichts bestimmen kann, und es ist daher ebenso lächerlich, wenn dieselbe die nothwendige Rücksicht auf den Empfänger bis zur Verleugnung der Individualität des Schreibenden treiben will und ihm eine kriechende Unterwürfigkeit und heuchlerische Demuth oder eine mattherzige Schlaugigkeit zur Pflicht macht, als es zweckwidrig und aller Sitte zuwider wäre, sich des Briefes nur zum Ausdruck des Stolzes und der Eitelkeit zu bedienen. Folgende bei Abfassung eines Briefes allgemein anwendbare Grundsätze ergeben sich aus dem Obigen: 1) Der Schreibende stelle sich klar, lebhaft und vollständig vor, an wen, worüber und in welcher Lage er schreibe. 2) Um nichts Wesentliches zu vergessen, frage er sich insbesondere, was den Hauptgegenstand des Briefes ausmachen solle, und was zur vollständigen Ausführung desselben gehöre. Was die Anordnung anlangt, 3) so denke sich der Schreibende die Gegenstände seines Briefes in derjenigen Folge, welche der Wirkung, die der Brief hervorbringen soll, am angemessensten ist und welche die leichtesten und natürlichsten Übergänge von einem Gegenstande zum andern möglich macht. So wird auch der Zusammenhang und die Einheit des Briefes befördert. Zu den Klugheitsregeln gehört es, daß man Dasjenige, was den Empfänger betrifft und für ihn das Wichtigste ist, vorausstellt, die Angelegenheiten aber, welche

nur den Schreibenden betreffen, nachstellt. Aber in vielen Fällen, wo wichtige Nachrichten einer Vorbereitung bedürfen, ist eine andre Ordnung nothwendig. Bei Antworten wird die Anordnung, wie der Inhalt selbst, oft durch den zu beantwortenden Brief bestimmt. 4) Die Form und der Ton des Briefs werden vornehmlich durch unser Verhältniß zu dem abwesenden Empfänger bestimmt. Dieses gilt auch von den Theilen des Briefs und vornehmlich vom Eingang und Schluß, bei welchen die durch Standesverhältnisse, Convention und Etikette bestimmten Formalitäten am meisten hervorzutreten pflegen. Ein vertrautes Verhältniß und die Gleichheit der Denkart unter den Schreibenden hebt diese Formen auf. Die Briefe zerfallen in verschiedene Arten. In Beziehung auf das allgemeine Verhältniß der Mittheilung zwischen dem Schreibenden und dem Empfänger sind die Briefe Zuschriften oder Antwortschreiben (beantwortende Briefe) — gleichsam schriftliche Rede und Gegenrede, oft auch Frage und Antwort —, denn nicht jede Zuschrift fodert eine Antwort im engerm Sinne. Ist eine Zuschrift die erste, die man an Jemand schreibt, sodas man mit derselben erst ein Verhältniß anknüpft, so bedarf es einer nach Beschaffenheit der Umstände längern oder kürzern Einleitung, in welcher man die Beweggründe des Schreibens an die bestimmte Person auseinandersetzt, oder selbst die Annäherung entschuldigt. Bei den Antwortschreiben ist, außer der schon gefoderten Selbständigkeit und Ordnung der zu beantwortenden Punkte, die stete Beziehung der Antwort auf die Zuschrift überhaupt zu beobachten, wobei das Verhältniß zu dem Empfänger wiederum bestimmen muß, was und wie viel wir ihm erwidern dürfen. — Durch die Kürze der schriftlichen Mittheilung, insofern dieselbe mit der Nähe des Abwesenden in Verbindung steht, unterscheidet man das Billet (Handbillet) von dem eigentlichen Briefe, der an entferntere Personen geschrieben wird. Das Billet wird an eine Person geschrieben, die mit dem Schreibenden an einem und demselben Orte oder wenigstens in geringer Entfernung von demselben wohnt, um ihr augenblicklich eine Nachricht zu geben, sie einzuladen, zu Etwas aufzufodern u. Aus diesem Grunde ist leichte Kürze dem Billete eigen, und die innern und äußern Formen des Briefs werden bei demselben weniger streng beobachtet. — In Hinsicht auf den besondern Inhalt und Zweck des Briefs pflegt man die Briefe einzutheilen in 1) Geschäftsbriefe, 2) Conuenienzbriefe, 3) vertrauliche, 4) unterhaltende, 5) belehrende Briefe. Diese Eintheilung ist jedoch nicht so zu nehmen, als ob der Zweck, den die eine Gattung ausdrückt, den der andern völlig ausschließt; sie verbinden sich vielmehr sehr häufig und gehen auf mannigfaltige Weise in einander über. Die Geschäftsbriefe gehören in Hinsicht ihrer Schreibart dem Geschäftsstyl an, und es kommt darauf an, ob sie öffentliche Angelegenheiten oder Privatgeschäfte betreffen. Das besondere Geschäft, welches sein Gegenstand ist, hat gewöhnlich auch auf den Ausdruck des Geschäftsbriefs Einfluß und bringt gewisse Formen der Mittheilung mit sich. Die eigenthümlichen Erfordernisse, welche aus der Natur bestimmter Geschäfte hervorgehen, muß man mit diesen selbst kennen lernen. Auch gibt es zu diesem Zwecke besondere kaufmännische (z. B. „Frankfurter Briefsteller für Kaufleute“, herausgeg. von Cleminius, und die in engl. und franz. Sprache herausgeg. Beispielsammlungen von Büsch und vielen Andern), militairische u. a. Briefsteller; sowie die Schriften über den Geschäftsstyl (z. B. Theod. Heinsius's „Lehrbuch des deutschen Geschäftsstils“, Berl. 1806, und die Briefsteller für das Geschäftsleben überhaupt, z. B. „Vollbeding's neuer gemeinnütziger Briefsteller für das bürgerliche Geschäftsleben“, Berl. 1815) hierin Anleitung geben. Den Übergang von dem Geschäftsbrief zu dem Höflichkeitsbrief macht das Anhaltungsschreiben und der mit demselben in Verbindung stehende Empfehlungsbrief, bei welchem ein vorbereitender Eingang und ein zweckmäßiger Schluß wesentlich, und die Formen der Höflichkeit unerläßlich sind. — Die Höflichkeits- oder Conuenienzbriefe sind solche, welche die Schicklichkeit oder die

im gesellschaftlichen Leben herrschende Sitte in einem besondern Falle von uns fodert. Es ist nicht eine bürgerliche Pflicht, die der Schreibende erfüllt, wenn er einen Conuenienzbrief schreibt, noch ein vertrauliches Verhältniß, welches ihn dazu bestimmt, sondern eine Pflicht, welche bloß die Bildung dem Schreibenden auferlegt, daher ein solcher Brief nicht sowol gefodert als erwartet werden kann, und dies um so mehr, je mehr er Anspruch auf Bildung macht. Da die gesellschaftliche Sitte der verpflichtende Grund des Conuenienzbriefes ist, so muß der Schreibende mit den Formen des Anstandes und der Schicklichkeit bekannt sein, die unter gebildeten Ständen herrschen und insbesondere in Hinsicht auf den gegebenen Fall, welcher der Gegenstand des Briefes ist, gelten. Die gesellschaftliche Sitte fodert aber einen solchen Brief nur unter Voraussetzung eines bestimmten bürgerlichen oder gesellschaftlichen Verhältnisses, z. B. Verhältniß einer Person zu ihrem Gönner, Verhältniß des Umgangs in der Gesellschaft. Nach den besondern Fällen, welche den Höflichkeitsbrief veranlassen, ist er Glückwünschungsschreiben, und zwar eigentlicher Gratulationsbrief, wenn dem Empfänger ein erwünschtes Ereigniß begegnet ist, an welchem der Schreibende Antheil nehmen kann (Standes- und Amtserhöhungen und glückliche Familienergebnisse, wie Geburten, Vermählungen ic.), oder Anwünschungsschreiben, wenn man Jemandem bei irgend einem Zeitabschnitte seines Lebens (am Geburtstage, Antritt eines neuen Jahres ic.) eine glückliche Zukunft wünscht. Meistens ist Beides verbunden. Das entgegengesetzte Beileidschreiben (Condolenzbrief) betrifft ein dem Empfänger trauriges Familienergebniß, dessen er sich aber nicht schämen darf. Auf ein den Schreibenden betreffendes und dem Empfänger zuzuschreibendes oder wenigstens durch denselben vermitteltes Ereigniß frohlicher Art bezieht sich das Dankagungsschreiben. Auf beide kann sich beziehen das Benachrichtigungsschreiben, welches jedoch dem Geschäftsbriefe und dem vertraulichen Briefe sich nähert, sowie der Empfehlungsbrief, in welchem man dem Empfänger die Person oder die Angelegenheiten eines Dritten (gemeinlich des Überbringers) empfiehlt. Der Empfehlungsbrief geht dadurch in den vertraulichen Brief über, daß er schon ein näheres Verhältniß, ja eine gewisse Gleichheit der Verhältnisse zwischen Schreiber und Empfänger voraussetzt, die wenigstens in der Möglichkeit besteht, sich gegenseitig Dienste erweisen zu können, da man hier den Empfänger um einen Dienst bittet. Dedicationschreiben gehören meistens, besonders die gedruckten, zu den Conuenienzbriefen. — Unter dem vertraulichen Briefe im weitern Sinne kann man denjenigen verstehen, in welchem man sich vertraulich ausspricht. Geschieht dies über unsere eignen oder uns mit dem Empfänger gemeinsamen, ja auch über solche fremde Verhältnisse, die uns und den Empfänger gemeinschaftlich interessiren, dann ist dies ein vertraulicher Brief im engern Sinne. Hier sind es die Verhältnisse der Verwandtschaft, der Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit, des wohlwollenden Umgangs, auf welche sich die vertrauliche Mittheilung gründet; und so umfassend der Kreis der Gefühle und Gegenstände ist, welche ein Herz dem andern mittheilen kann, so umfassend ist auch der Inhalt des vertraulichen Briefes; so verschieden die Individualität und Lage des Schreibenden, so verschieden auch der Ton und die Form, welchen der vertrauliche Brief annehmen kann. Darum läßt sich diese Art des Briefstils in keine Theorie fassen. Für ihn gibt es keine Vorschrift der Förmlichkeit, denn die Formen, deren er sich bedient, müssen aus dem vertraulichen Verhältnisse, in dem wir Andern schreiben, gleichsam von selbst hervorgehen; sie sind die Ausdrücke der Achtung, des Wohlwollens, die nicht vorgeschrieben werden können. Verschieden von dem eben angeführten vertraulichen Briefe im engern Sinne, den man auch sonst den Empfindungsbrief nennt, ist der unterhaltende Brief, den Andre auch den Brief des Wises und der Laune genannt haben. In Rücksicht seines Inhalts gewinnt dieser Brief, je mehr er über die vertraulichen Verhältnisse der Briefwechs-

selbsten hinausgeht, und je größer die Darstellungs-gabe des Schreibenden ist, um so mehr allgemeines ästhetisches Interesse, wie z. B. die Briefe von Gellert, Lessing, Rabener u. Er ist um so ausgezeichnet, je mehr er im Stande ist, jeden gebildeten Leser, der sich in die Verhältnisse des Schreibenden zu versetzen vermag, zu erheitern und mit freiem, leichtem Scherz über die gemeine Wirklichkeit zu erheben. Er schließt den Scherz nicht aus, aber er darf nicht Gegenstände scherzhaft behandeln, welche Ernst fodern; er soll necken, aber nicht beleidigen, ein freies Spiel treiben, aber nicht die sittliche Grazie verletzen. — Der belehrende (didaktische) Brief endlich, der auch im weitern Sinne vertraulicher Brief sein kann, bildet, wenn er den besondern Zweck der Belehrung über irgend einen Gegenstand der menschlichen Erkenntniß individuell verfolgt, eine besondere Gattung des Briefstils, welche in den Lehrstyl übergeht. Der didaktische Brief hat sich überhaupt der Lebendigkeit des mündlichen Lehrvortrags zu nähern. Von einer andern Seite grenzt derselbe, nebst den unterhaltenden Briefen, an die poetische Epistel (s. Epistel), sowie diese umgekehrt in den didaktischen Brief übergeht, wovon Horaz's sogenannte *Ars poetica* oder *Epistola ad Pisones* ein Beispiel ist. Auch wird der Brief in dem Roman als Kunstform angewendet.

In dem Bisherigen haben wir die Grundzüge einer Theorie des Briefstils aufgestellt. Die äußern Formen, welche beim Brieffschreiben gewöhnlich sind, und die man unter dem Namen *Courtoisie* begreift, betreffen die Beobachtung der herkömmlichen Titulaturen, Formeln und Ausdrücke, welche in den verschiedenen bürgerlichen Verhältnissen gegen ganze Stände und Mitglieder derselben oder gegen die Regierung und ihre Behörden am Anfange, im Conterte oder am Schlusse des Schreibens erfordert werden, ferner die Stellung der Worte auf dem Raume des Papiers, namentlich in Hinsicht der Aufschrift und Unterschrift, Format des Briefs, Zusammenlegung, Couvert, Siegel u. c., worin man gegenwärtig nicht mehr so streng und ängstlich als in frühern Zeiten ist. Man lernt diese Forderungen, die sich besonders auf die Geschäfts- und Convenienzbrieife beziehen, aus den Anleitungen zum Geschäftstyl und aus Briefstellern kennen. — Briefsteller sind nämlich schriftliche Anleitungen zum Brieffschreiben, durch Formulare und Beispiele erläutert. Die meisten der vorhandenen Briefsteller beschäftigen sich nicht sowol mit dem Briefstyl überhaupt als mit den speciellen, durch gewisse freundschaftliche und bürgerliche Verhältnisse bestimmten Formen des Briefs. Zu erstern lieferte Stockhausen's „Allerneueste Anweisung, Briefe zu schreiben“ (1. Aufl., Helmst. 1751, 6. Aufl., Lpz. 1778), und Gellert's „Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen“, welche sich bei seinen Briefen findet (Lpz. 1751, und mehrmals gedruckt), einen nicht zu verachtenden Beitrag. Unter den eigentlichen deutschen Briefstellern (um der ältern von Neukirch, Aug. Böhse, Hunold, genannt Menantes, nur beiläufig zu gedenken) ist Heynag's „Handbuch zur richtigen Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens überhaupt und insbesondere der Briefe“, Moriz's „Anweisung zum Brieffschreiben“, sowie dessen „Allgemeiner deutscher Briefsteller“, welcher auch eine zweckmäßige Beispielsammlung enthält, G. K. Claudius's „Allgem. Briefsteller“, Jul. Sternberg's „Neuer deutscher Briefsteller“ (Lpz. 1825) sehr brauchbar. Auch hat man Briefsteller für Schulen von Schlez, Kläbe und Baumgarten. Für die Engländer schrieb u. a. Richardson einen Briefsteller für das gemeine Leben („*Familiar letters*“), und Jauffret für die Franzosen s. „*L'art epistolaire*“ (3 Bde., 12.). — Nicht bloß in Hinsicht auf die Bildung des Briefstils, sondern auch für die genauere Kenntniß eines Zeitalters und ausgezeichnetere Menschen ist das Lesen classischer Briefe höchst belehrend, wie die Musterbriefe des Cicero, von denen Wieland eine meisterhafte Übersetzung (1808—9) geliefert hat. In der franz. Literatur sind die Briefe der Frau v. Sevigné, der Ninon de l'Enclos, der Babet, Racine's und Voltaire's Briefe, die von

Richelet gesammelten Musterbriefe u. a. berühmt. In der engl. Literatur sind die Briefe von James Howel, Sir William Temple, Addison, Pope, Swift, Bolingbroke, der Lady Montague, Yorik (Sterne), Chesterfield und Gray; in der italien. die des Manuzio, Ludovico Dolce, des Cardinals Bembo, Bentivoglio, Bernardo Tasso, die von Lud. Dolce und Annibale Caro gesammelten, die des Pietro Aretino, Algarotti und Gasparo Gozzi berühmt. Auch die Deutschen besitzen ausgezeichnete Muster, wie Lessing's, Winkelmann's, Klopstock's, Wieland's, Sellert's, Weisk's, Jacobi's, Garve's, Abbt's, Sturz's, Gleim's, Bürger's, Lichtenberg's, Johann v. Müller's, Matthison's u. A. Briefe. Wie Bolingbroke den Brief auch zu Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände (z. B. über das Studium der Geschichte), und Richardson ihn auf den Roman angewendete, so haben die Deutschen auch in diesen Gattungen Muster: Mendelssohn's, Jacobi's, Herder's, Joh. v. Müller's, J. Ge. Müller's didaktische Briefe, und Ge. Forster's „Briefwechsel“ (Lpz. 1829, 2 Bde.).

44.

Briestaube, Briestaubenpost. Die Briestaube, Pavedette, Columba tabellaria, ist im Oriente zu Hause, und daher der Gebrauch, durch dergl. Tauben Briefe bestellen zu lassen, vornehmlich dem Morgenlande eigen. Die zu diesem Dienste erkorenen Tauben heißen im Arabischen Hamahn, haben einen bunten Federring um den Hals, rothe Füße mit Flaumen, sind von der Größe eines Rebhühns und nisten in der Nähe von Menschen. Im Lande Irak, d. h. Chaldäa, Babylonien und Assyrien, lassen sich die weißen Tauben am leichtesten dazu abrichten. Für die erste Posttaube im Allgemeinen gilt die, welche Noah fliegen ließ, und die ihm das Ublatt zurückbrachte. Eine eigentliche Briestaubenpost legte der Sultan Nureddin Mahmud (st. 1174) an. In noch größere Aufnahme brachte sie der Khalif Ahmed Alrafer-Eldiv-Allah von Bagdad (st. 1225). Damals kostete ein wohlabgerichtetes Paar solcher Tauben 1000 Dinare, d. i. arabische Dukaten. Diese Flugpost erhielt sich bis 1258, wo Bagdad von den Mongolen erobert und zerstört wurde. Jetzt halten sich nur noch bisweilen einzelne Große im Orient dergl. Tauben. Die Abrichtung derselben kostet Zeit und Geduld. Sobald die Jungen — am liebsten wählt man Männchen und Weibchen — Federn bekommen, sucht man sie möglichst zahm zu machen und an einander zu gewöhnen, thut sie dann in einen unbedeckten Käfig und läßt sie an den Ort schafften, wohin sie gewöhnlich Botschaften bringen sollen. Wenn man die eine dann nach einiger Zeit, in der man mit ihnen gespielt und getändelt hat, abschickt, so eilt sie gewiß bald zu der andern zurück, mit der sie gepaart ist. Das Briefchen wird auf das feinste Seidenpapier, auch bisweilen auf eine eigne Art, Vogelpapier genannt, geschrieben, der Länge nach unter einen Flügel gelegt und mit einer Stecknadel (die Spitze nicht nach dem Körper zu) an einer Feder befestigt. Es versteht sich von selbst, daß vom Briefe Nichts herabhängen darf, damit sich der Wind nicht darin sammle, die Flügel ermüde und so die Taube nöthige, sich zu setzen. Eine solche Taube kann an einem Tage wol 1000 Parasangen, über 600 deutsche Meilen, zurücklegen. Auch in Ägypten gab es 1450 solche Briestaubenposten, zu deren Behuf in Thürmen, die man von Strecke zu Strecke der öffentlichen Sicherheit wegen erbaut hatte, eigne Briestaubenhäuser angelegt waren. Doch nicht allein bei den Morgenländern finden wir diesen Gebrauch, sondern auch bei andern Völkern. So sandte schon Decius Brutus, nach des ältern Plinius Erzählung, seine Depeschen aus Modena durch Tauben, und in neuerer Zeit bedienten sich die Belagerten im niederländischen Kriege, zu Harlem 1573 und zu Leyden 1574, dieser Taubenpost.

Brienne (Cardinal de Loménie v.), s. Loménie.

Brienne, Städtchen im Aube-Depart. (Ober-Champagne), besteht aus Brienne-la-Ville und Brienne-le-Château, welche zusammen 285 H. und 3200 E. zählen, mit Fabriken und Weinbau. In der ehemaligen Militär-Akademie zu

22.

Brienne-le-Château machte Napoleon die ersten Studien in der Kriegskunst; jezt ist Brienne berühmt, weil hier der letzte Rückhalt seiner so lange und schwer lassenden Macht gebrochen wurde. Denn hier wurde die erste, durch ihre Folgen bedeutende Schlacht (1814, 1. Febr.) der Verbündeten auf altfranzösischem Boden gewonnen, dadurch das letzte Vertrauen des Heeres auf Napoleon erschüttert, der Zauber gelöst, daß die Franzosen, an ihrem Herde kämpfend, unüberwindlich seien. Der Weg nach Paris und zur Vernichtung der Kaiserwürde war gebahnt. Nach dem Gefechte bei Bar-sur-Aube (24. Jan. 1814), dem ersten Widerstande, den die Verbündeten seit ihrem Eindringen in Frankreich von der Schweiz her gefunden, rückten sie schnell vor. Napoleon, der mit großen Versprechungen Paris verlassen, Blücher am 26. bei Vitry durch seine Übermacht zurückgedrängt hatte, sammelte am 28., wo Schwarzenberg in Chaumont, Blücher in St.-Dizier, Brede in Andelot, und Wittgenstein in Vassy standen, seine sämmtlichen Streitkräfte bei Brienne und griff am folgenden 29. mit aller Macht die verbündeten Heere an. Hartnäckig und blutig war von beiden Seiten der Kampf. Die Finsterniß brach ein, und die Flammen des in Brand gesteckten B. erleuchteten das Schlachtfeld. General Chateau hatte mit 2 Bataillons das brienner Schloß genommen, es aber bald wieder räumen müssen. Erst mit der 11. Stunde endete sich das Gefecht. Am andern Morgen begann es von neuem, und durch die Überzahl wurde Blücher gezwungen, sich bis Trannes zurückzuziehen. Am 31. hatte sich Napoleon in den Ebenen zwischen La Rothière und Trannes entwickelt. Indes stießen am 1. Febr. die Corps des Kronprinzen von Würtemberg, des Grafen Giulay und die russ. Grenadierreserven zu Blücher, und Fürst Schwarzenberg befahl, die Schlacht zu beginnen. Um Mittag rückte Blücher in 3 Colonnen vor: General Sacken gegen La Rothière, Giulay gegen Dienville und der Kronprinz von Würtemberg gegen Chaumreil. Gen. Brede zog indessen von Doulevant gegen B. Der Boden erlaubte nur wenig Geschütz wirken zu lassen; aber der Muth der Truppen ersetzte diesen Mangel. Der Kronprinz von Würtemberg warf zuerst den Feind aus seiner Waldstellung und entriß ihm den wichtigen Posten von La Sibrie, den zwar dieser sogleich wieder angriff, nach einem mehr als stündigen Ringen aber dem Sieger überlassen mußte. Giulay nahm Unienville, und Sacken drang vor bis La Rothière. Um 3 Uhr waren alle Schlachtlinien in Wirksamkeit. Der heftig fallende Schnee konnte wol das Feuer einen Augenblick zum Schweigen bringen, aber die Thätigkeit der Fechtenden nicht lähmen. Napoleon leitete fortwährend die Schlacht und kämpfte, sich oft persönlich der Gefahr aussetzend, mit allem Muth, welchen das Gefühl der Wichtigkeit, hier zu siegen, geben konnte. Aber auch die veröndeten Monarchen begeisterten ihre Heere durch ihre Gegenwart auf dem Felde der Entscheidung. La Rothière wurde mehrmals genommen, verloren und wieder genommen. Eben kämpfte Sacken wieder um dessen Besiß; schon stand die feindliche Cavalerie vor den Bajonetten seines Fußvolks; da erhielt er Verstärkung. Er griff wieder an, warf die Reiterei bis Alt-Brienne, wo sie auch die Infanterie in Unordnung brachte, und eroberte 32 Kanonen. Während Dessen hatte Blücher frische Truppen gegen La Rothière geführt. Die Stadt ward erobert. Der Kronprinz von Würtemberg nahm Petit-Masnil, Brede Chaumreil, Giulay die Stellung von Dienville. Der Sieg der Verbündeten war entschieden. Die Franzosen zogen sich während der Nacht von allen Seiten auf der Straße von B. zurück und ließen daselbst noch eine schwache Nachhut, welche aber am andern Morgen das Schicksal des Hauptheeres theilen mußte. Der Verlust war auf beiden Seiten groß. Die Verbündeten eroberten 60 Stück Geschütz und machten eine beträchtliche Anzahl Gefangener. Die Folgen dieses Sieges s. im Art. Russischer Krieg.

Brigade, beim deutschen Kriegswesen, eine Truppenabtheilung aus mehreren

Bataillons Fußvolk oder mehreren Escadrons Reiterei: daher der Brigadier, ein Officier, der eine solche Brigade befehligt, und Brigadegeneral, wenn er General ist. In der franz. Kriegssprache heißt auch Brigade, bei der Cavalerie, eine Corporalschaft, daher Brigadier, ein Corporal; bei den Sappirern, beßgl. bei den Douaniers, nennt man eine Abtheilung von 6 Mann Brigade.

Brigantine, Brigg, ein Schiff mit Niederbord, welches von jeder Seite 10 — 15 Ruder hat, dabei auch Segel führen und bis 100 Mann fassen kann. Die Ruderer müssen zugleich Soldatendienste thun und haben ihre Muskete unter der Ruderbank. Die Brigantinen werden, besonders häufig im mittelländischen Meere, zu Seeräuberereien gebraucht, wovon sie den Namen haben. Sie sind vorzüglich schnelle Segler.

Brigg, ein englisches Wort, oft mit Brigantine gleichbedeutend, eigentlich aber jedes zweimastige Kriegs- und Kauffahrteischiff, welches einen großen und einen Fockmast mit Stengen und Bramstengen führt, und dessen großes Segel ein Baum- oder Girksegel ist. Man spricht und schreibt auch Brick.

Brighella, s. Masken.

Brighthelmstone, abgekürzt Brighton, vor wenig Jahren ein unbekannter Fischerort in Suffershire an der Südküste Englands, nur besucht von Reisenden, denen es bequemer war, von Dieppe in Frankreich hierher, oder umgekehrt, als zwischen Calais und Dover überzufahren; jetzt eins der besuchtesten und glänzendsten Seebäder Englands, mit trefflichen Anlagen und einem Telegraphen (1324 H., 35,000 £.). Seine schnelle Aufnahme verdankt dieser Ort einzig und allein der Vorliebe des vorigen Prinz-Regenten von England, der aus irgend einer geheimen Ursache einst auf den Einfall kam, hier, und nicht an den gewöhnlichen Bädern, das Seebad zu gebrauchen, und sich daselbst so wohl gefiel, daß er alle Jahre zurückkehrte, sich eine prachtvolle Sommerwohnung im orientalischen Styl erbaute, und auf diese Weise auch den Großen seines Hofes Veranlassung gab, daselbst ihren Sommeraufenthalt zu nehmen. Unter den neuen Anlagen zu B. erwähnen wir den Marstall des Prinz-Regenten und den sogen. Crescent mit dem davor gelegenen schönen Plage und der gut gearbeiteten, ähnlichen, aber geschmacklosen Bildsäule des Prinzen in Dragoneruniform. Auch befindet sich hier eine Anstalt der künstlichen Mineralwasser von Struve.

Brillant, s. Diamant.

Brillantiren, einen Diamant oder sonst einen Edelstein auf Brillantart schleifen.

Brille. Dieses Instrument ist einer doppelten Einrichtung fähig, der zufolge es sowol für Kurzsichtige als für Weitsichtige (s. d.) ein Hülfsmittel zum deutlichen Sehen abgibt. In dem ersten Falle müssen die Gläser concav, in dem andern conver geschliffen sein; denn dort müssen sie die zu große Brechung der Lichtstrahlen, welche im Auge stattfindet, vermindern, hier aber die zu geringe Brechung derselben vermehren. In beiden Fällen ist eine sorgfältige Auswahl nöthig, damit der Grad der Concavität und der Convexität dem Grade von Kurz- und Weitsichtigkeit entsprechend sei. Denn da sich das Auge nach und nach an die Gläser, die man allenthalben gebraucht, gewöhnt, so wird es sich sowol an die zu starken als auch an die zu schwachen gewöhnen können. In dem erstern Falle wird der Fehler des Gesichts verschlimmert, durch den letztern Umstand kann man wenigstens Etwas dazu beitragen, um ihn zu verbessern oder wenigstens auf demselben Grade zu erhalten. Außerdem ist auch bei den meisten Menschen die Kurz- und Weitsichtigkeit des einen Auges größer als die des andern. — Will man sich aber bei der Auswahl einer Brille auf das Gefühl allein verlassen, so wird man gewöhnlich zu scharfe Gläser wählen und selten sie jedem von beiden Augen gehörig anpassen können. Daher ist die Einrichtung in dem optisch-oculistischen

Institute des M. Tauber in Leipzig ebenso sinnreich als nützlich, durch welche der Grad der Kurz- und Weitsichtigkeit erst förmlich gemessen wird. Danach lassen sich denn die Gläser, welche nach dem Grade der Converität und Concavität numeriert sind, mit größerer Sicherheit auswählen, und wenn nach und nach ein schwächeres gebraucht wird, so wird dadurch das Gesicht oft verbessert, und länger, wenn es zu kurz war. Weitsichtige sollen wenigstens so lange, als es möglich ist, sich hüten, zu schärfern Gläsern überzugehen. — Es versteht sich von selbst, daß die Brillengläser sehr sorgfältig gearbeitet sein müssen, wenn man deutlich sehen und ohne Nachtheil für das Auge sich ihrer bedienen will, d. h. die Concavität oder Converität muß ganz gleichmäßig sein. Auch muß das Glas den höchsten Grad von Durchsichtigkeit besitzen und darf keine Farbe haben. Nur bei sehr reizbaren Augen, oder wenn man genöthigt ist, sehr glänzendweiße Flächen (z. B. den Schnee bei hellem Sonnenschein) lange Zeit anzusehen, ist es nützlich, sich grüner Gläser zu bedienen. — Außerdem bedient man sich auch der Brillen, um das Auge von dem Schielen zu entwöhnen. In diesen sogenannten Schielbrillen befinden sich aber gar keine Gläser, sondern sie bestehen aus Blech. In der Mitte, der Augenare gegenüber, ist eine kleine Öffnung, nach welcher sich der Augapfel wenden muß, wenn er Etwas erblicken soll. Dadurch gewöhnt er sich nach und nach an seine gewöhnliche und normale Stellung. Die alten Griechen und Römer wußten Nichts von Brillen. Im 12. Jahrh. findet man von einem arab. Schriftsteller, Alhazen, einer Entdeckung erwähnt, die zur Erfindung der Brillen geführt haben konnte. Am Ende des 13. Jahrh. redet Roger Bacon davon. Die eigentlichen Brillen müssen 1280 und 1311 erfunden worden sein. 1270 kannte man in Deutschland schon Brillen. (Vgl. Augenpflege.) Kürzlich hat man in Paris die Erfindung azurfarbener Brillen gemacht, denen man einen besonders günstigen Einfluß auf Stärkung des Sehvermögens nachrühmt. — Vgl. Hagen, „Über den zweckmäßigen Gebrauch der Brillen und Augengläser“ (Wien 1822), und d. Art. Brille in Büsch's „Handb. der Erfindungen“, sowie den von Märtens verfaßten Art. Brillen im 13. Bde. der Ersch-Gruber'schen „Encyclopädie“.

Brille (lunette), ein sehr unbestimmter Ausdruck in der Befestigungskunst, der ursprünglich wol jedes abgesonderte, fleckenähnliche, bloß aus 2 Fronten bestehende Werk bezeichnete. Später verstand man im engeren Sinne darunter: 1) Kleine, mit oder ohne Flanken vor den Ravelins oder andern Außenwerken im Hauptgraben gelegene, meist unregelmäßige Werke, die den Zweck haben, Stellen des Hauptwalls, die vom freien Felde aus gesehen werden können, zu verdecken, oder Punkten, welche durch Fehler der ursprünglichen Anlage der Festung unbestrichen geblieben sind, Seitenvertheidigung zu gewähren. Meist leisten sie weit weniger, als sie sollen. 2) Vorgeschobene Werke auf oder vor dem Glacis, oft von fleckenförmiger, oft von bastionähnlicher Gestalt. Diese Gattung Brillen, an den schwachen Fronten eines Places mit Vorsicht angebracht, halten, wenn sie nicht isolirt, sondern mehre zusammen, in einer oder zwei Reihen einander Seitenvertheidigung gewährend, vor denselben liegen, den Feind bedeutend auf, indem sie ihn nöthigen, seine Laufgräben mehre hundert Schritte weiter entfernt, als er sonst gethan haben würde, anzulegen, und an die Eroberung jeder Brille Zeit, Menschen und Geld zu wenden. Eine Haupttrücksicht bei ihrer Anlage ist, daß es dem Feinde unmöglich sei, 2 Brillen auf einmal anzugreifen. 32.

Brink (Jan ten), Professor der alten Literatur zu Gröningen. Er studirte die Theologie in Leyden und schrieb 1792: „Observationes in loca veterum praecipue quae sunt de vindicta divina“. Seine Professur bei der Universität Harberwyk verlor er, als Napoleon solche eingehen ließ, und zur Entschädigung bot man dem verdienten Philologen ein mäßiges Schulrectorat. Erst das J. 1813 gab ihm eine Professur auf der Universität Gröningen wieder. Als Dichter zeigte

er sich in der Übersetzung der „Medea“ des Euripides in holländische Verse, als guter Prosaisst in seinen Übersetzungen mehrerer römischen und griechischen Classiker, und als Kritiker in der „Bibliothek für alte Literatur“.

Brinkmann (Karl Gustav von), königl. Kammerherr, ehemal. schwed. Envoyé extraordinaire in London, Commandeur des Nordsternordens, geb. den 24. Febr. 1764 auf einem väterlichen Gute im Kirchspiele Bränofirka in der stockholmer Landeshauptmannschaft. Sein Vater, Hans Gustav von Brinkmann, war zu seiner Zeit ein berühmter Sachwalter und im Besitze eines ansehnlichen Einkommens. Seine Mutter war die Gräfin Bemtus Christina Leyonstadt. Nachdem er seine erste Bildung in Schweden erhalten, auch die Universität Upsala besucht hatte, ließ ihn sein Vater auf einigen der berühmtesten Lehranstalten in Deutschland seine Studien fortsetzen, zuerst in Barby, welches damals als die Hochschule der herrnhutischen Anstalten in großem Ansehen stand; dann in Halle, wo er mit Schleiermacher in genaue Verbindung trat, dann in Leipzig und Jena. Erst 1790 kehrte er nach Schweden zurück, wo er sich, bei seinen gründlichen Sprachstudien und bei seiner früh erworbenen Bekanntschaft mit staatsrechtlichen Verhältnissen, mit bestem Erfolg der diplomatischen Laufbahn widmete. Schon 1792 wurde er als Legationssecretair der schwedischen Gesandtschaft in Dresden zugegeben, wo er 1794 auch die Stelle eines Geschäftsträgers versah. 1797 ernannte ihn der König zum Ambassadesecretair in Paris und im folgenden Jahre zum Geschäftsträger daselbst. Dort wurde er nach dem 18. Brumaire, nebst dem hamburgischen Consul Schläter und andern diplomatischen Personen, durch den ersten Consul fortgeschickt und hielt sich einige Zeit in Wesel auf. 1801 ging er in derselben Eigenschaft nach Berlin und erlebte daselbst die berühmte Zurücksendung des preuß. Ordens. Obgleich seine öffentliche Stellung dadurch sehr delicat und bedenklich geworden war, genoß er doch, wegen seiner persönlichen Eigenschaften, allgemeine Hochachtung. Sein diplomatischer Charakter hatte für diesen Zeitpunkt ganz aufgehört. Bald trat er aber wieder in der Eigenschaft eines außerordentl. Bevollmächtigten bei dem berliner Hofe auf und begleitete als solcher das preuß. Hauptquartier und die Flucht des Hofes 1807. In dem darauf folgenden Jahre begab er sich als schwed. Minister nach London, von wo er 1810 nach Stockholm zurückberufen wurde. In der vor kurzem erschienenen „Histoire des cours du Nord“ findet der Liebhaber die Verhältnisse, in welchen B. oft gegen seine innere Überzeugung streng seinen Pflichten genügte, genau entwickelt. Seit seiner Rückkehr nach Stockholm hat er sich dort als königl. Kammerherr und Mitglied des wichtigen Collegiums zur Berathung der allgemeinen Reichsangelegenheiten stets aufgehalten. 1815 erhielt er das Commandeurkreuz des Nordsternordens und wurde Mitglied der königl. schwed. Akademie der Wissenschaften. Seine Lebensweise hatte von jeher viel Eigenthümliches; um dieser treu bleiben zu können, hat er sich nicht verheirathet, obgleich er mit den schönsten und geistreichsten Frauen stets in den angenehmsten Verhältnissen lebte. Er lebte in Stockholm ganz seinen Lieblingsstudien, umringt mit einer ausgesuchten Bibliothek und Kunstschätzen aller Art in seinem Museum, wo er auch die Nacht zubrachte, indem er bloß auf seinem Sopha eines sehr kurzen Schlummers genoß und nur selten ausging. Seine Lieblingsunterhaltung war ein ununterbrochener Briefwechsel mit mehreren erprobten Freunden und einigen Damen von Geist und hoher Bildung. An diese schrieb er oft Briefe über die interessantesten Gegenstände der Literatur und Lebenscasuistik, die in Inhaltsfülle und Eleganz der Form die höchste Vollendung haben. Überfließender Witz und die strengste Feile, das feinste Urtheil vereinigten sich in Allem, was aus seiner Feder kam, indem er sich selbst über Correctheit des Styls die strengsten Regeln gemacht hatte. So stand er viele Jahre in einem interessanten Briefwechsel mit der Frau von Staël. Es stand ihm Reichthum und Ge-

wandtheit des Ausdrucks ebenso sehr in der classischen Sprache des alten Latiums als in der französischen, deutschen, englischen und seiner der Dichtkunst so viel Bequemlichkeiten darbietenden Muttersprache zu Gebot. Er war Prosaiker u. Dichter in gleicher Vollkommenheit. Unter dem angenommenen Namen Selmar gab er während seines Aufenthalts in Leipzig 2 Bdchn. Gedichte heraus, die in kritischen Blättern gut aufgenommen wurden. Er behielt diesen Namen auch bei seinen spätern Dichtungen, die er in verschiedene Musenalmanache und Zeitschriften gab. Die höchste Präcision, Reinheit und Wohlklang findet man in seinen letzten Arbeiten, die er ohne Namen u. d. T.: „Philosophische Ansichten u. Gedichte“, gab. Ein kleines Bdchn. seiner nur in verflohenen Minnestunden mit der Muse erzeugten Lieblinge ließ er für seine vertrauten Freunde und Freundinnen während seines Aufenthalts in Paris drucken, etwa 16 liebliche Blüthen in elegischem Sylbenmaß, in welchen er so streng, als Voß u. A. W. Schlegel, sich an die Gesetze des Versmaßes bindet. Auch in seiner Muttersprache ist er als Meister in der Dichtkunst gekannt. Den 20. Dec. 1821 reichte er der schwed. Akademie ein Gedicht: „Die Welt des Genius“, ein, welchem der höchste Preis, eine große goldene Medaille, zuerkannt wurde. Da er während seines Aufenthalts in Deutschland mit den ersten Dichtern und Denkern der Deutschen, mit Göthe, Jacobi, Fichte, den Brüdern Schlegel u. A., sowie mit den interessantesten Staatsmännern in genauer Berührung stand, so war man einige Zeit fälschlich der Meinung, daß er der eigentliche Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Herrn von S— a“ sei, die nur ein Eingeweihter so schreiben konnte. Herr v. Woltmann, der wirkliche Verfasser, mag wol Manches aus Unterredungen mit B. niedergeschrieben haben. Herr v. B. starb 1828.

6.

Briseis, s. Achilles.

Brissac, s. Cossé.

Brissot de Warville (Jean Pierre), geb. d. 1. Jan. 1754 in Duarville, einem Dorfe bei Chartres, wo sein Vater Kuchenbäcker u. Speisewirth war und eine kleine Besizung hatte, welches seiner Eitelkeit Gelegenheit gab, sich den Beinamen d' Duarville, den er nachher in England in de Wacville umänderte, beizulegen. In seinem 20. Jahre hatte er schon mehre Schriften herausgegeben, von denen eine 1784 ihn in die Bastille brachte. Frau von Genlis sagt in ihren Memoiren, daß sie es gewesen, die ihm durch ihren Einfluß bei dem Herzoge von Chartres seine Freiheit wiederver schafft habe. Er heirathete eine Person aus dem Hause der Madame d' Orleans und ging nach England. Hier lebte er als Spion im Solde des Polizeilieutenants von Paris, beschäftigte sich zu gleicher Zeit mit Literatur und machte den Versuch, in London ein Lyceum zu errichten. Er war aber dabei nicht glücklich und kehrte nach Frankreich zurück. 1788 machte er eine Reise nach Amerika, wie man sagte, um die Grundsätze der Demokratie zu studiren. Nach seiner Zurückkunft gab er 1791 ein Werk über die Vereinigten Staaten heraus. Bei der Zusammenberufung der Generalständeversammlung ließ er einige Pamphlets, und hierauf ein Journal: „Der französische Patriot“, in Paris erscheinen. Als sich im Juli 1789 die Gemeinde von Paris bildete, ward er Mitglied derselben. Er war einer der Hauptstifter des Aufstandes auf dem Marsfelde, wo man die Absetzung Ludwigs XVI. und eine republikanische Verfassung verlangte. Er sprach beständig feindselig gegen alle fremde Mächte und bewirkte die erste Kriegserklärung gegen Preußen. Den 10. Aug. ward das neue Ministerium fast ganz aus seinen Parteigängern zusammengesetzt. Als Mitglied des Convents blieb er an der Spitze des diplomatischen Ausschusses, in dessen Namen er auf den Krieg gegen England und Holland antrug. Bei Ludwigs XVI. Proceß versuchte er den Urtheilspruch in die Gewalt des Volks zu bringen und stimmte hierauf für des Königs Tod mit Aufschub der Vollziehung, bis die Constitution von den Urversammlungen genehmigt sein würde. Doch mitten im Strome der Revolution untergrub sich unmerklich seine

Partei. Nach mehren Anklagen beschuldigte ihn den 28. Mai 1793 Robespierre, als ob er damit umginge, eine föderative Verfassung mit 2 Parlamenten einzuleiten u., und verlangte, daß er vor das Revolutionsgericht gebracht werde. Der 31. Mai vollendete seinen Sturz. Br. suchte unter dem Namen eines Kaufmanns von Neufchatel die Schweiz zu erreichen, ward aber in Moulins verhaftet und in Paris den 31. Oct. in seinem 40. Jahre guillotiniert. Er starb mit heiterm Muth. Der Rath der 500 gab seiner Witwe ein Jahrgeld. Als Verehrer der Amerikaner hatte B. die Sitte der Quäker angenommen, und zuerst die Mode, das Haar ungebüdet zu tragen, eingeführt. Geringer als sein Ruf, vermochte er unter den Girondisten höchstens die Meinungen zu leiten, während viele Andre dieser Partei ihm an Muth, Kühnheit und Talenten überlegen waren.

Bristol, nach London und Liverpool die wichtigste Handelsstadt in der britischen Reichen (6700 H. und 90,000 E., darunter viele Methodisten), liegt in der Grafschaft Sommerset, an der Mündung des Avon in die Saverne. Die Tradition führt ihr Alter bis 4 Jahrh. vor Chr. zurück; Gildas nennt sie um 430 nach Chr. unter den befestigten Städten Britanniens. Im 11. Jahrh. wurde hier, wie versichert wird, ein Markt für den Sklavenhandel gehalten, und schon unter Heinrich II. (ft. 1189) galt B. für eine sehr reiche u. ansehnliche Stadt. Ihren Hauptflor erreichte sie im 18. Jahrh. durch die Schiffbarmachung des Avon. 1727 fuhr die erste Barke von B. nach Bath. Der geräumige Hafen gewährt volle Sicherheit. Von 1803—9 hat er durch Bauten, die mehr als 600,000 Pf. St. gekostet haben, wichtige Vortheile erhalten. Große Brantweinbrennerien, Glashütten, Metallgießereien, Seifensiedereien, Vitriolwerke und andre Fabriken werden durch den Überschuß an vortrefflichen Steinkohlen sehr begünstigt. B. handelt vorzüglich mit Irland und mit Westindien, es treibt Fischerei bei Neufundland und beschäftigt über 2000 Schiffe. Es hat 7 Banken, eine Börse, ein pneumatisches Institut für Chemie und Physiologie, 32 Hospitäler, 27 Capellen u. Der Bischof von B. hat seinen Sig zu Wells. Die heißen bristoler Heilquellen (hot wells genannt) werden stark besucht. In einer der 18 Kirchen wird ein Monument der Freundin Sterne's, Elise Draper, gezeigt.

Britannicus Cäsar (Tiberius Claudius Germanicus), Sohn des Kaisers Claudius und der Messalina, welche ihn wenige Tage nach dem Regierungsantritt des Claudius gebar. Der Senat ertheilte dem jungen Fürsten, sowie seinem Vater, den Beinamen Britannicus, als dieser Letztere von seinem Zuge nach Britannien siegreich zurückgekehrt war. Als erstgeborener Sohn des Kaisers war er der rechtmäßige Thronerbe; allein Claudius, von seiner zweiten Gemahlin, der herrschsüchtigen Agrippina, überredet, nahm ihren Sohn erster Ehe, Domitius Nero, an Kindesstatt an, und erklärte diesen, da er 3 Jahre älter war als Britannicus, für seinen Thronfolger. Der feile Senat gab seine Zustimmung. Agrippina suchte indes, unter dem Vorwande mütterlicher Zärtlichkeit, den Britannicus in möglichster Unmündigkeit zu erhalten. Sie ersetzte seine Diener durch andre, die ihr ergeben waren. Seinen Lehrer Sosibius ließ sie ermorden. Sie erlaubte ihm nicht, außerhalb des Palastes zu erscheinen, ja sie hielt ihn sogar von seinem Vater entfernt, indem sie vorgab, daß er blödsinnig und epileptisch sei. Der alte schwache Kaiser gab zwar zu verstehen, daß er Agrippina's Ränke durchschaue; sein durch sie bewirkter Tod hinderte ihn jedoch, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Nero ward zum Kaiser ausgerufen, und B. blieb fortwährend unter strenger Verwahrung. Als Agrippina später sich mit Nero selbst veruneinigte, und ihm drohte, statt seiner B. auf den Thron zu setzen, so ließ Nero den damals 14jährigen B. vergiften.

Britannien nannten die Römer, nach Aristoteles, das heutige England und Schottland. Diese Benennung entstand vielleicht von dem alten Worte brit,

bunt, weil die Einw. ihren Körper bunt zu bemalen pflegten. Nach Plinius u. Aristoteles führte die Insel vor Zeiten auch den Namen *Albion* (s. d.). Das Meer, welches Britannien umgibt, nannte man im Allgemeinen den abendländischen, atlantischen, hesperischen Ocean. Bis auf Cäsar war Britannien den Römern ganz unbekannt. Die Phönizier, Griechen und Carthaginenser aber kannten es schon, besonders die ersten, seit den ältesten Zeiten, indem sie von dort Zinn holten. Deshalb gaben sie ihm auch den Namen Zinninsel, der bei Herodot vorkommt. Cäsar unternahm 2 Züge nach Britannien. Er fand die Einwohner völlig roh, schlug sie und nahm vom Lande Besitz; allein erst unter Claudius fasten die Römer festen Fuß, gewannen den Bewohnern mehr Land ab und vergrößerten ihre Provinz, welche sie *Britannia romana* nannten. Die wichtigsten Erweiterungen derselben geschahen unter Hadrian und Konstantin. Endlich nahmen die besiegten Einw. die Sitten der Römer an. Das Land war schon zu Cäsar's Zeiten sehr bevölkert und, nach Tacitus's Zeugniß, fruchtbar. Es wurde in das römische und barbarische Britannien getheilt. Jenes suchten die Römer seit Hadrian durch einen mit Thürmen und Bastionen versehenen Erdwall vor den Einfällen der Barbaren zu schützen. Unter Antonin rückte Lollius Urbicus die Mauer weiter hinaus; Septimius Severus zog sie aber wieder zurück. Unter ihm theilte man die römische Provinz in den östlichen (*prima oder inferior*) und in den westlichen Theil (*secunda oder superior*). Konstantin fügte noch 2 Provinzen hinzu. Die Einwohner des alten Britanniens stammten theils von einer ursprünglichen Colonie der Celten, theils von Galliern ab, welche mit Deutschen vermischt von Gallien aus sich hier niederließen. Die celtischen Colonisten, oder die eigentlichen Britannier, wohnten im Innern des Landes und hatten mit den ankommenden Kaufleuten weniger Umgang als die Gallier, die an der Küste wohnten. Daher waren sie auch nach dem Zeugniß der Römer wilder und ungebildeter. Die gallischen Einwohner an den Küsten hatten schon eine Art von Eigenthum und ließen sich daher eher in Furcht setzen als jene in Wäldern umher zerstreuten Völker. Sie trieben sämmtlich keinen Ackerbau, sondern lebten von Viehzucht und Jagd. Ihre Kleidung bestand in Thierhäuten; ihre Wohnungen waren aus Reisern geflochtene und mit Schilf bedeckte Hütten. Ihre Priester, die Druiden, und heilige Weiber übten eine Art Herrschaft über sie aus. — Über *Bretagne, Britannia minor*, dessen Geschichte Dureau (1829) de Nojour geschrieben haben, siehe Frankreich.

Britinianer, eine besondere Congregation von Augustinermönchen, die ihren Namen von ihrem ersten Wohnplatze, Britini in Ancona, bekommen haben. Sie hatten eine sehr strenge Lebensart, aßen kein Fleisch und fasteten von dem Feste der Kreuzeserhöhung an bis zu Ostern, außer den übrigen kirchlich vorgeschriebenen Enthaltungen in Speise und Trank, in deren genaueste Beobachtung sie eine Ordensregel gesetzt hatten. Ihre Kleidung war grau, doch ohne Gürtel, damit man sie von den Minoriten unterscheiden könne. Als 1256 Alexander IV. die allgemeine Vereinigung verschiedener Gesellschaften der Augustinermönche zu Stande brachte, wurden die Britinianer auch Mitglieder dieser Vereinigung.

Brizard, s. Französisches Theater.

Brizzi, ein berühmter Tenorist oder vielmehr Baritonist, aus Florenz gebürtig, Zeitgenosse Crescentini's. Sein feuriger Vortrag fand großen Beifall, als er zuerst 1801 in Wien in der italienischen Oper auftrat. Nachher glänzte er in München. Sein Achill in der Pär'schen Oper war sein Triumph. Jetzt ist seine Zeit vorübergegangen.

Brocken, s. Harz.

Brocks (Barthold Heinrich), geb. d. 22. Sept. 1680 in Hamburg, Sohn eines Kaufmanns, war einer der geschättesten Dichter seiner Zeit. Nach geendigten Studien zu Halle und verschiedenen Reisen ward er 1720 in das Rathsscollegium

seiner Vaterstadt aufgenommen und zu mehren wichtigen Sendungen und Ämtern gebraucht. Er machte sich durch eine geschickte Geschäftsführung so verdient, daß man ihm 1735 die wichtige Amtmannsstelle in Nisebüttel auf 6 Jahre übertrug. Nach Hamburg zurückgekehrt, wurde er Befehlshaber des Bürgermilitärs, Protoscholarch, kais. Pfalzgraf u. s. w. und starb daselbst d. 16. Jan. 1747. Sein „*Teodisches Vergnügen in Gott*“, eine Sammlung religiöser Naturbetrachtungen in vielen selbständigen Gedichten (1721—48), ist sein Hauptwerk (Hamb. 1721, 9 Bde.). In diesen Gedichten zeigt sich ein frommes, dankbares Gefühl, mit dem er Alles sieht, anstaunt und genießt, was Gott der Erde Schönes gab. Er besaß die Gabe, viel und schnell zu reimen. Seine Schilderungen gehen oft ins Kleinliche und dehnen sich auf Dinge aus, die kein poetisches Colorit annehmen wollen, daher die öftere mißtönige Farbenmischung und die ermüdenden Wiederholungen. Er tändelt viel mit seiner Sprache, die indeß auch einen Schatz von fein nuancirten Ausdrücken, von wohlklingenden, malerischen Tönen enthält, den selbst Gesner und Wieland der Benutzung nicht unwerth fanden.

Brockmann (Joh. Franz Hieronym.), Schauspieler, geb. d. 30. Spt. 1745 zu Grätz in Steiermark, verließ s. Lehrmeister und ging zu herumziehenden Schauspielern, heirathete auch die Tochter der Directrice einer solchen Gesellschaft. Er spielte hierauf einige kleine Rollen zu Wien (1765) und kam von da 1768 zur Kurzschen Gesellschaft in Würzburg, bis er 1771 nach Hamburg gerufen ward, wo er sein Talent unter Schröder bildete und sich einen Ruhm erwarb, der ihn unter die ersten Schauspieler Deutschlands setzte. Man verglich ihn mit Garrick u. Le Kain. 1778 betrat er in Berlin als Gast die Bühne und ward nach der Vorstellung Hamlet's herausgerufen: eine Ehre, die vorher noch keinem Schauspieler in Berlin widerfahren war. Die Inschrift einer auf ihn geprägten Münze: *Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit*, bezeichnet sein ruhig kräftiges Spiel, im Gegensatz der sonst gewöhnlichen Übertreibung. B. war ein denkender Künstler, der durch tiefes Studium, durch unablässigen Fleiß, durch Nachbildung der großen Muster, die er vor sich hatte, sich die Natürlichkeit, die Leichtigkeit im Spiel erwarb, welche die hamburgische Bühne zu des großen Ekhof's und Schröder's Zeiten vor allen damaligen Bühnen so vortheilhaft auszeichnete. Joseph II. berief ihn 1777 nach Wien. Hier trat er zum ersten Male als Esser, in der „*Gunst der Fürsten*“, auf die Bühne. Aber eben sein natürliches Spiel machte, daß er anfangs weniger auffiel; auch schadete sein fleischiger Körperbau seinen Helden- und Liebhaberdarstellungen. Es bedurfte einiger Zeit, sich an ihn zu gewöhnen; später wurde er der Liebling des wiener Publicums und blieb es bis an das Ende seiner Schauspielerlaufbahn. Es ist schwer, seine vorzüglichsten Rollen auszuheben, denn er hatte wie Garrick das seltene Talent, alle Rollen im Lust- und Trauerspiele vortrefflich zu spielen. Sein Gesicht, sein Körper waren Alles, was er vorstellen wollte. Keine Rolle war für ihn zu schwierig, aber auch keine zu klein und unwichtig. Natur und Wahrheit waren sein Ziel; darum war er vorzüglich groß im bürgerlichen Drama. Er spielte die Charaktere der Väter, z. B. den Oberförster und Doardo, mit großem Erfolge. B. starb zu Wien am 12. April 1812.

Brody, Stadt in Galizien im zloczower Kreise, an der russischen Grenze, hat 2600 H. und 18,300 Einw., worunter 16,000 Juden, die hier eine hohe und eine Realschule haben. Der Speiditionshandel der 38 meistens jüdischen Großhändler ist sehr wichtig, indem die Stadt zum Umtausch der polnischen Erzeugnisse gegen die der Walachei, Krim u. s. w., die in Pferden und anderm Vieh, in Wachs, Honig, Unschlitt, Häuten, Pelzwerken, Anis, eingemachtem Obst u. s. w. bestehen, bequem gelegen ist. Brody gehört dem Grafen Potocki.

Broekhuizen (Jan van, bekannter in der latein. Form Janus Broukhuisius), geb. d. 20. Nov. 1649 in Amsterdam aus einer ansehnl. Familie. Jung verlor

er seinen Vater, der eine Hutfabrik hatte, und kam unter Vormundschaft eines Verwandten. Der gelehrte Adrianus Junius wurde sein Lehrer in der latein. Sprache. Als Gilles Valkenier in seiner Vaterstadt Bürgermeister geworden war, forderte nach damaligem Brauch der Lehrer seine Zöglinge auf, ein latein. Gedicht auf diese Erhebung des Bürgermeisters zu entwerfen. Auf der Stelle dichtete dies B. mit so reiner Latinität und schöner Gedankenentwicklung, daß sein Gedicht dem Bürgermeister überreicht wurde. Der junge Dichter wollte nun Gelehrter werden, indeß sein Vormund ihn zum Apotheker bestimmte; er war gehorsam, fuhr aber fort zu dichten, und das Publicum munterte ihn durch Beifall auf. Nun wählte er statt der Apothekerkunst den vaterländischen Kriegsdienst. Unter dem berühmten Admiral de Ruyster schiffte er sich als Seesoldat 1674 auf einer Expedition nach den westind. Inseln ein. Im Sturm und Ungewitter stimmte der Dichter seine Leier. Auf der Höhe der Insel Dominica übersezte er David's 44. Psalm in lateinische Verse und dichtete seinen „Celadon, oder das Verlangen nach dem Vaterlande“. Als er im Herbst des nämli. Jahres nach Utrecht in Besatzung kam, gab ihm dieses Winterquartier Gelegenheit, mit Gelehrten Bekanntschaften anzuknüpfen. Hier gab er eine Sammlung von Gedichten (Utrecht 1684; Prachtausg. Amsterd. 1711, 4.) heraus und übersezte Rapin's „Vergleichung des Homer mit dem Virgil“, erhielt bald nachher in Amsterdam eine Officiersstelle und hatte Muße, der Musen zu pflegen. Er besorgte eine neue Ausg. von Sannazarius's Gedichten und Valerius's Schriften, später neue Ausg. von Propertj (Amsterd. 1702 und 1726, 4.) und Tibull (Amsterd. 1708 u. 1727, 4.) mit gelehrten Anmerk., und bewies dadurch seine vielseitige gelehrte Bildung. Nach dem ryswicker Frieden erhielt er als Hauptmann s. Abschied. Er starb d. 15. Dec. 1707.

Broglie, auch Broglie, Broglia, eine in den Jahrb. der franz. Kriege und Diplomatie berühmte Familie, stammt aus Piemont. 1) François Marie, Herzog von B., Marschall von Frankreich, geb. zu Paris d. 11. Jan. 1671, gest. den 22. Mai 1745, nahm seit 1689 an allen Feldzügen in den Niederlanden, in Deutschland und Italien ruhmvollen Antheil. Auch ward er in diplomat. Geschäften gebraucht. Er stieg durch alle Grade, bis er 1734 Marschall von Frankreich wurde. Im östreich. Erbfolgekriege hatte er zuletzt den Oberbefehl über die Armeen von Baiern und Böhmen, führte aber das Heer auf die franz. Grenzen zurück, wodurch er sich die Ungnade des Hofes zuzog. — 2) Victor François, Herzog v. B., der älteste Sohn des Vorigen, ebenfalls Marschall von Frankreich, geb. d. 19. Oct. 1718, begann seine Laufbahn in der Schlacht von Guastalla und Parma (d. 19. Sept. 1734) und focht in allen Kriegen Frankreichs immer muthvoll, wenn auch nicht immer glücklich. Im siebenjähr. Kriege kämpfte er unter d'Estrees bei Hastenbeck und bei Rossbach unter Soubise. Als Oberbefehlshaber war er um so glücklicher bei Bergen. Der Kaiser ernannte ihn zur Belohnung für den hier erkämpften Sieg zum Reichsfürsten. Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem von der Pompadour begünstigten Soubise zogen ihm seine Zurückberufung und seine Verweisung zu. 1789 ernannte ihn Ludwig XVI. beim Ausbruche der Revolution zum Kriegsminister; er befehligte zugleich die Truppen, welche Paris im Zaum halten sollten. Der Abfall der Nationaltruppen vereitelte alle Maßregeln, und B. wanderte aus. In dem Feldzuge 1792 befehligte er ohne Erfolg eine Abtheilung Ausgewandter. Nach Beendigung desselben zog er sich ganz zurück und starb 1804 in München im 86. F. — 3) Claude Victor, der dritte Sohn des Vorigen, ging dagegen ganz in die Ideen ein, welche die Revolution herbeiführten. Er ward zum Abgeordneten des Adels von Kolmar bei den Generalständen ernannt. Nach der Auflösung der constituirenden Versammlung ward er als Maréchal de Camp bei der Rheinarmee angestellt, bei seiner Weigerung aber, die Decrete vom 10. Aug. anzuerkennen, außer Thätigkeit gesetzt, später dieserhalb vor das Revolutionstribunal

geführt und am 27. Juni 1794 in s. 37. J. guillotiniert. — 4) Charles François, Graf v. B., geb. d. 20. Aug. 1719, ein Bruder von Victor François, ist in der Geschichte der franz. Diplomatie dadurch berühmt, daß ihm Ludwig XV. die Leitung seines geheimen Ministeriums anvertraut hatte. Dggleich sich B. des schwierigen Geschäfts mit vielem Verstande entledigte, so entstanden doch durch dieses geheime Ministerium, das dem öffentlichen nicht selten ganz entgegenwirkte, die größten, oft die lächerlichsten Verwirrungen. So ward er vom Könige der Form nach verbannt, erhielt aber zugleich insgeheim wieder den Auftrag, auch in der Verbannung seine Geschäfte wie seither fortzusetzen. Unter Ludwig XVI. ward er nicht gebraucht und starb 1781. — 5) Victor, Pair von Frankreich, Sohn Claude Victors, s. d. folg. Art.

Broglio (Victor, Herzog von), Pair von Frankreich, geb. 1785 und vermählt mit einer Tochter der berühmten Frau von Staël. Sein Großvater war der im siebenjähr. Kriege bekannt gewordene Marschall, Herzog v. Broglio. Sein Vater, Victor, fiel als Opfer des Revolutionstribunals bei allem Patriotismus, den er beständig bewährt hatte. Der Sohn genoß eine treffliche Erziehung und folgte anfangs seiner Neigung für schöne Kunst. Bald zogen ihn aber ernste Wissenschaften und praktische Staatsverwaltung mehr an. Er wurde Staatsrath, Auditor, Militairintendant in Syrien und in Gallatid, und franz. Gesandtschaftsrath in Warschau, Wien und Prag. 1814 nahm er Sitz in der Pairskammer und gab hier glänzende Beweise von seinem tiefen Studium der jetzigen Verhältnisse der Gesellschaft in ihren gebildeten Ständen und der für die jetzige Civilisation geeigneten Gesetzgebung. In Ney's Prozesse war er einer der wenigen Pairs, die das Nichtschuldig aussprachen. Er rebete mit Nachdruck gegen die Ausnahmegesetze und gegen die Proscriptionsliste. Als das Ministerium die Macht der Polizei zu erweitern strebte, fand seine Behauptung viel Beifall: „daß jetzt die Regierungen Alles und obendrein allein versehen wollten, woraus die doppelte Unbequemlichkeit entsände, daß das Publicum die Thatfachen nicht kenne, welche die Regierungen zu außerordentlichen Beschlüssen bestimmten, und daß zugleich die Regierung die öffentliche Meinung nicht erfahre“. Bei Gelegenheit der Debatten über die Censur der Zeitschriften führte er an: „Eine jede neue Regierung kann um so unbedenklicher dem Publicum die freie Rede gestatten, sobald sie die Mißbräuche der vorigen zu vertreten sich ungerufen fühlt. Die Pressbeschränkung verhält den Ministern, durch ihre eigne Schuld, die wahre Kenntniß der Lage, worin sie sich zu der Nation befinden. Sie schwächt unter Andern ungemein die günstigen Vorurtheile des Publicums für die Verwaltungsfähigkeit der hohen Angestellten der Krone. Die Pressbeschränkung hat nur Werth für Minister, welche sich einer Partei im Staate leidenschaftlich in die Arme werfen und dieser Partei Willkür und Ausschreitung gestatten wollen“. Der Herzog besitzt außerdem im ganzen Gebiete der Staatswirthschaft ausgezeichnete Kenntnisse, er ist ein gewandter Redner und versteht, was wenigen Geschäftsmännern gegeben ist, sogleich in die Sache einzudringen.

Bromius, ein Beinamen des Bacchus.

Bronkhorst (Peter van), holländ. Maler, geb. 1588 in Delft und gest. 1661. Er stellte sehr gelungene Perspektiven von Tempeln und Kirchen dar und belebte diese durch kleine, schön gearbeitete Figuren. Auf dem Rathhause von Delft befindet sich sein Urtheil des Salomo. — Johann van B., geb. 1648 in Leyden, gest. zu Hoorn 1726, lernte die Malerei ohne andre Leitung als die seines Genies und brachte es darin zu einem hohen Grade von Vollendung. Er malte vorzugsweise Thiere, mit besonderm Fleiße aber Vögel. Das Leichte und Glänzende der Federn stellte er sehr täuschend dar. Er war eigentlich Pastetenbäcker und trieb die Malerei bloß zu seinem Vergnügen. — Ein anderer Johann van B., geb. zu Utrecht 1603, war Glasmaler; schätzbare Werke von ihm befinden sich

in der neuen Kirche zu Amsterdam. Auch hat er einige Stücke nach Cornelius Poelemburg gestochen.

Bronner (Franz Xaver), geb. 23. Dec. 1758 zu Höchstädt an der Donau, erhob sich aus dem niedrigsten Stande durch eine sorgfältige Ausbildung seiner natürlichen Anlagen. Sein Vater war Knecht in einer Ziegelbrennerei. Der Cantor des Orts, der die Anlagen des Knaben zum Singen bemerkte, erbot sich, ihn unentgeltlich zu unterrichten. So kam er 1769 als Singeknabe in das Jesuitercollegium nach Dillingen. Nach beendigten Schuljahren ward er Mönch unter den Benedictinern in Donauperth und erhielt den Namen Bonifaz. Er widmete sich nun mit dem größten Eifer dem Studium der Physik, Mathematik und Philosophie, und den Übungen in der Musik und Poesie. Besonders dichtete er Schäferspiele und Fischeridyllen, wozu ihn seine Umgebungen veranlaßten, da er in seiner Klosterzelle die Aussicht auf ein Fischerdorf hatte. Indessen gefiel ihm das Klosterleben nicht. Er entfloh und kam unter dem Namen Johann Winfried 1784 nach Basel und Zürich. Hier fand er durch Hüßli's Verwendung als Notenseher in einer Druckerei Anstellung. Salomo Gefner begleitete s. „Fischergebichte und Erzählungen“ (Zürich 1787; neueste Ausg. in den „Schriften 2c.“, Zürich 1794, 3 Bde.) mit einer Vorrede. Inzwischen hatte er sich bewegen lassen, nach Augsburg in ein andres Kloster zurückzukehren. Aber man hielt nicht, was man ihm versprochen; er ergriff zum zweiten Male die Flucht und wurde von seinen schweizerischen Freunden gern wieder aufgenommen. Seitdem ward er Lehrer an der Cantonschule in Aarau und erhielt 1810 einen Ruf als Professor nach Kasan; im Herbst 1817 kam er aus Rußland zurück. Sein von ihm selbst beschriebenes Leben ist anziehend (Zürich 1795 — 97, 3 Bde.). In seinen Gedichten, sagt Gefner, malt sich sein Charakter; zu bescheiden, wagte er es lange nicht, sie seinen Freunden zu zeigen. Aufgemuntert durch ihren Beifall, fuhr er in seinen Bestrebungen fort; er besuchte den Landmann in seiner Hütte oder bei seinen Feldarbeiten, besuchte die angenehmsten Gegenden an Flüssen und Bächen und entwarf hier seine Gemälde. Daher das naive Detail von so vielen neuen, anmuthvollen kleinen Bildern; daher diese Wahrheit, diese frische, reine, wahre Farbe: überall sieht man das feinste Gefühl für das sittlich Schöne, überall die feinste Bemerkung jeder Schönheit der Natur.

Bronze, aes campanum s. caldarium, bronzo, ein künstliches Metall, eine Mischung aus Kupfer und Messing, oder auch Zinn, Kupfer und Wismuth, woraus Bildsäulen und andre Kunstfachen gegossen werden.

Bronzino (Angelo), ein Maler der florentinischen Schule und Nachahmer des Michel Angelo, der um 1550 blühte, viele Portraits malte und auch in seinen historischen Bildern sich durch herrliche anmuthige Köpfe auszeichnete. Eins seiner berühmtesten Gemälde befindet sich in der Kirche Sta.-Croce in Florenz; es stellt Christus im Limbus dar und soll durch Köpfe, unter denen viele Portraits seiner Freunde und Zeitgenossen waren, Gruppierung und Colorit ausgezeichnet, aber auch nicht ohne Kälte und Manier sein. Auch hat man die Nacktheit der Figuren getabelt. Er starb zu Florenz 1570.

Bronziren. Diese Kunst besteht darin, daß man Bildsäulen, Büsten, auch andern Geräth einen Überzug gibt, wodurch sie das Ansehen erhalten, als wären sie von Bronze. Die Farben, die man dem Überzuge gibt, sind willkürlich. Gewöhnlich nimmt man Goldpulver dazu. Zu dem Ende reibt man Goldschaum mit Jungfernhonig auf einem Steine so lange, bis das Gold in die allerfeinsten Theilchen zermahlen ist. Jetzt thut man diese Mischung in ein Geschir mit Wasser, wodurch der Honig aufgelöst wird und das Goldpulver zu Boden fällt. Dann schüttet man das Wasser ab und läßt das Pulver trocknen. Man bronziert auch mit Musivgold, welches aus Zinn und Quecksilber zusammenge-

schmolzen, abgekühlt, gepulvert und mit Salmiak und gereinigtem Schwefel zu einer gleichförmigen Masse gerieben wird. Diese bringt man in eine Retorte, worauf sich, bei verstärktem Feuer, das Quecksilber mit dem Ammonium des Salmiaks verflüchtigt, das Zinn aber, mit dem Schwefel und der Salzsäure zu einer Art von Kalk verbunden, als ein matt goldenes Pulver zurückbleibt. Will man der Masse ein röthliches Ansehen geben, so kann man sie mit etwas Mennige zusammenreiben. Außerdem gebraucht man zum Bronziren einen besondern Firniß, den man aus Animagummi und Leinöl macht. Diesen Firniß streicht man zuerst mit einem Pinsel über die ganze Oberfläche, die man bronziren will, und läßt ihn trocknen, doch so, daß er noch einigermassen klebrig bleibt. Dann wickelt man ein Stück weiches Leder um einen oder zwei Finger, taucht sie in das Pulver und reibt dies sorgfältig ein, oder, was noch vorzuziehen, man breitet das Pulver mit einem weichen Haarpinsel auf dem klebrigen Überzuge aus. Dann bedeckt man das Ganze, um den Staub abzuhalten, und läßt es so trocknen. Zuletzt wird das etwa lose Goldpulver mit einem weichen Pinsel abgekehrt. Das Bronziren des Holzes fodert eine eigenthümliche Vorkehrung. Man reibt berliner Blau, Schüttgelb, Umbererde, Lampenruß und Pseifenthon einzeln mit Wasser auf Steinen und mischt sie in einem Geschir in solchen Verhältnissen, wie die gewünschte Farbe es fodert, zusammen. Das Holz muß vorher polirt und mit einem gewöhnlichen Firniß, wozu man Lampenruß gethan hat, überzogen werden. Nachdem dieser Überzug getrocknet ist, trägt man erst zu zwei verschiedenen Malen die obige Mischung auf. Wenn auch diese vollkommen trocken ist, bringt man das oben beschriebene Bronzepulver mit einem Pinsel darauf, reibt und polirt das Ganze und überzieht dies hiernächst mit einer dünnen Lage spanischer Seife. Endlich wird Alles mit wollenen Lappen abgerieben. Will man Eisen bronziren, so muß dies vorher so stark erhitzt werden, daß man es nicht in der Hand halten kann.

Brofschiren heißt bei den Seidenwebern, vielfarbige Blumen in Seidenstoffe einweben, brofschirte Arbeit; auch wird das bloße Zusammenheften der Bücher brofschiren genannt.

Broffes (Charles de), erster Präsident im Parlament zu Bourgogne, geb. zu Dijon d. 8. Febr. 1709, beschäftigte sich mit dem Rechtsstudium, ohne darum die Künste und Wissenschaften aus dem Auge zu verlieren, zu denen er viel Neigung hatte. Die genaue Bekanntschaft mit der röm. Geschichte erzeugte das Verlangen in ihm, Italien (1739) zu besuchen. Bei seiner Rückkehr gab er s. „Brieffe über den jetzigen Zustand der unterirdischen Stadt Herculanium“ heraus (Dijon 1750). Zehn Jahre darauf erschien s. Abhandlung über den Fetischdienst. Auf Buffon's Einladung, der sein Jugendfreund war, schrieb er (1756) eine „Geschichte der Seereisen nach Australien“. Man glaubte damals an ein südliches Festland, dem de B. den Namen Magellanien beilegte, und dessen Nichtdasein erst durch Cook bewiesen wurde. Diesem Werke folgte eine Arbeit ganz andrer Art, welche den Umfang und die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse ihres Verfassers beweist: eine Abhandlung über die mechanische Bildung der Sprachen. Sie enthält bei manchen Mängeln viele neue und tiefe Untersuchungen, geistreiche Vermuthungen und Ansichten; zugleich beschäftigte sich de B. sein ganzes Leben hindurch mit einer Arbeit, die in den Augen der Gelehrten nicht mindern Werth haben mußte. Er hatte den Entschluß gefaßt, den Callust zu übersetzen und die Lücken dieses Geschichtschreibers auszufüllen. Zu diesem Behufe brachte er über 700 Bruchstücke des Callust zusammen, aus denen er mit beträchtlichen Einschaltungen die Geschichte des 7. Jahrh. der römischen Republik mit bewundernswürdiger Gelehrsamkeit zusammensetzte: ein Werk, welches noch mehr Beifall würde gefunden haben, wenn das Verdienst des Stils mit der Tiefe und dem Scharfsinne der Nachforschungen übereingestimmt hätte. So zeitraubend diese verschiedenen Arbeiten

waren, so hinderten sie doch de B. nicht, auch seinen Ämtern treu vorzustehen. Er starb den 7. Mai 1777. Seine hinterlassenen Handschriften sind während der Revolution verloren gegangen.

Brot. Schon in dem frühesten Alterthume finden wir den Gebrauch der mehlsartigen Samenkörner als Nahrungsmittel. Der unbequeme Genuß der Körner, sowie sie die Natur gab, bewog den Menschen, auf Mittel zu sinnen, sich denselben zu erleichtern. So entstand nach vielen Versuchen das Brot. So leicht uns die Bereitung desselben zu sein scheint, so muß es doch lange gedauert haben, ehe man es in einer gewissen Vollkommenheit darstellte. Man zerrieb erst die Körner zwischen Steinen und machte aus dem davon erhaltenen Mehle oder Schrote mit Milch und Wasser einen Brei, oder getrocknete feste, schwer verdauliche Kuchen. Dies ist noch die Hauptnahrung der Caravananer, die in Nordafrikas Wüsten reisen und Güter transportiren. Auch die Carthaginienser aßen kein Brot und wurden von den Römern daher spottend *multiphagi* (Breießer) genannt. Nach vielen Versuchen, vielleicht auch durch ein Ungefähr, kam man darauf, das mit Wasser vermischte Mehl in Gährung zu setzen, welche die klebrige Eigenschaft desselben fast gänzlich zerstört, den Geschmack verbessert und die Masse fähig macht, ein lockeres, wohlchmeckendes, leicht zu verdauesendes und mithin gesundes Brot zu werden. Das Verfahren beim Brotbacken ist folgendes: Man knetet etwas alten Teig, der durch eine ihm eigne geistige Gährung aufgequollen und locker geworden ist und dadurch einen sauern, aber geistigen Geruch bekommen hat und Sauerteig heißt, unter die große Masse des neuen Teiges; hierdurch entsteht in diesem in minderm Grade eine verwandte Gährung. Der ganze Teig wird lockerer; es entwickelt sich darin viel Luft oder Gas, welches, da die Zähigkeit des Teiges ihm seine gänzliche Entbindung unmöglich macht, Augen, d. h. kleine Höhlen, darin hervorbringt, ihn hebt und auftreibt; dies nennt man das *Sehen* des Teiges. In diesem Zustande wird der Teig in den geheizten Ofen gebracht, wo sich während des Backens die in den Höhlen eingeschlossene Luft und das geistige Wesen durch die Hitze noch mehr ausdehnt und bewirkt, daß das Brot lockerer wird und von den Massen, die man aus ungebaknem Teig erhält, ganz verschieden ist.

Brot im Abendmahl, s. Hostie.

Brotbaum, der, in Ostindien und besonders auf den Inseln der Südsee (Australien), von Engländern in neuern Zeiten auch nach Westindien verpflanzt, ist von der Größe einer mittelmäßigen Eiche, seine Blätter sind anderthalb Fuß lang und enthalten einen milchigen Saft; die 20 — 30pfündige Frucht, die Brotfrucht (*Artocarpus* L.), ist groß, lang, mit Buckeln besetzt und gelb von Farbe. Diese Frucht wird vor der Reife abgenommen, zerschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet, nach welcher Zubereitung sie wie Weizenbrot schmeckt und als Brot genossen wird. In jedem der verwachsenen Fruchtknoten steckt ein länglicher, oben mit einem langen Haare versehener Samenkern, und auch diese Kerne sind essbar. Sie gleichen den Kastanien und werden auch wie diese in der Asche gebraten. Forster fand den Geschmack der auf diese Art zubereiteten Brotfrucht völlig wie die Krume von Weizenbrot mit Kartoffeln vermischt. Man weiß selbst Leckereien aus Brotfrucht zuzubereiten. Das Holz, besonders des veredelten Baums, ist gelblich und dient zu allerlei Kunstfachen. Aus dem Splint werden Leuche verfertigt. Die Blätter geben Servietten und Tischdecken; man wickelt auch die Frucht darein. Der Saft, der den eingeschnittenen Stämmen entfließt, gibt, mit Kokosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß einen festen Kitt. Die trockenen Blütenköpfe braucht man als Zunder. Die Vermehrung und Fortpflanzung des Brotbaums, der in 60 bis 70 Jahren seine volle Größe erreicht, geschieht durch Samen, durch

Ableger und abgeschnittene Zweige. Während seines Floris trägt er so reichlich, daß ein Mensch von 3 Brothäumen 8 Monate lang leben kann.

Broturtheil oder die Probe des geweihten Bissens, s. Orbalien.

Brotverwandlung, Transsubstantiation, s. Abendmahl.

Brougham, ausgesprochen: Bruhm od. Brohm (Henry), geb. zu London um 1779, Mitgl. des Parlaments, der königl. Gesellsch. von London, Kanzler der Univerfit. Glasgow, Advocat u. Mitarbeiter an dem „Edinburgh review“, hat sich den Ruhm eines der größten Redner der Oppositionspartei durch die Kraft u. Bündigkeit seines Ausdrucks erworben. Seine Sprache ist gewählt und schön, und sein Vortrag feurig ohne Übertreibung, indem er bei aller Kühnheit der Darstellung sich doch stets in den Schranken der Mäßigung hält. Weil er, allen Anreizungen des Vortheils oder Ehrgeizes widerstehend, sich die allgemeine Achtung erworben hatte, so wählte ihn die verst. Königin Karoline von England in ihrem vor dem Oberhaus verhandelten Proceffe zu ihrem Rechtsbeistand (Counsel) und unternahm Nichts gegen seinen Rath. Er vertheidigte sie mit standhaftem Muth und erschütterte zuletzt noch die britischen Pairs durch eine der kühnsten Apostrophen, die man in den Annalen der britischen Beredsamkeit kennt. Schon bei den frühern parlamentarischen Verhandlungen über die Königin (damals Prinzessin von Wales) und bei jenen über die Civilliste der Prinzessin Charlotte hatte er sich durch seine Freimüthigkeit ausgezeichnet. Außerdem erkannte man sein ausgezeichnetes Verdienst in dem Bericht über das engl. Armenwesen u. in s. Vorschlägen wegen Errichtung von Armenschulen an. Seine „Prakt. Bemerk. über die Ausbildung der gewerbetreibenden Classen hat Kiden in Berlin überf. u. m. Anm. begleitet. Bekannte Werke von ihm sind: „Forschungen über die Colonialpolitik der europ. Mächte“ (1803, 2 Bde.), worin er England auffodert, Frankreich zu der Wiedereroberung von Domingo beizustehen; „Über den Zustand der Nationen“, in mehren Ausg., nebst andern im Parlament gehaltenen u. gedruckten Reden, und manchen Entdeckungen im Gebiete der Physik, die seine Lieblingsbeschäftigung ist.

Broussonet (Pierre Marie Auguste), Arzt und Naturforscher, geb. zu Montpellier den 28. Febr. 1761, studirte Naturgeschichte, namentlich Zoologie, in welcher er zuerst in Frankreich das Linné'sche System einführte. Er machte damit den ersten Versuch in einem Werke über die Fische, von dem nur ein Heft erschienen ist: „Ichthyologiae decas I.“ (Lond. 1782). Nach 3 Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo ihn Daubenton, obgleich ein Gegner Linné's, zu seinem Stellvertreter am Collège de France und 1784 zu seinem Gehülfen in der Thierarzneischule ernennen ließ. B. übergab indeß der Akademie mehre schätzbare Abhandlungen und ward Mitglied derselben. 1785 ward er Secretair der pariser Ackerbaugesellschaft, welche dadurch einen neuen Schwung bekam. Außer den Arbeiten für diese Gesellschaft gab B. das für den Landmann so nützliche „L'année rurale ou Calendrier à l'usage des cultivateurs“ heraus. Auf seinen Betrieb wurden die erste Merinoheerde aus Spanien und aus der Levante Angoraziegen nach Frankreich gebracht. Dabei fand er noch Zeit, Forster's „Geschichte der Entdeckungen und Reisen im Norden“ zu übersetzen. 1789 wurde er, in das Wahlcollegium von Paris gerufen, zum Mitgliede der Nationalversammlung gewählt. Hier machte er sich wenig bemerklich; nach Eröffnung des Convents zog er sich nach Montpellier zurück, wo er nach dem 31. Mai als Girondist und ernanntes Mitglied des Insurrectionsconvents, welcher zu Bourges versammelt werden sollte, verhaftet wurde. Er rettete sich nach Madrid, wo die Botaniker Ortega u. Cavanilles ihn hülfreich aufnahmen, die ausgewanderten Royalisten ihn aber vertreiben ließen. Joseph Banks, der seines Freundes Zustand erfuhr, schickte ihm einen Creditbrief von 1000 Louisd'or, mit welchem B. auf einem engl. Schiffe nach Indien gehen wollte. Ein Sturm zwang das Schiff, in den Hafen von Lissabon ein-

zulaufen. Ungeachtet des Ansehens des Herzogs von Foens, der ihn verborgen hielt, trieben ihn neue Verfolgungen aus diesem Zufluchtsorte. Er durchirrte Algarien und Andalusien und ging endlich, unter dem Namen des Arztes des amerikanischen Gesandten zu Marocco, nach Afrika über. Hier nahm er seine botanischen Studien wieder vor und sandte mehre Sammlungen an Banks. Nachdem er von der Emigrantenliste gestrichen worden und nach Frankreich zurückgekehrt war, ward er zum Consul zu Mogador und zum Reisenden des Instituts ernannt, dessen Mitglied er, den Statuten zuwider, trotz seiner Abwesenheit geblieben war. Er ging mit seiner Familie als Consul nach den canarischen Inseln und verwaltete dasselbe Amt auf dem Cap, als der Minister Chaptal, sein Verwandter, ihn zum Professor der Botanik zu Montpellier ernannte. 1805 ward er Mitglied des gesetzgebenden Körpers. Den 27. Juli 1807 starb er in Folge eines Falles, der die Wirkung bei ihm hervorbrachte, daß er alle Namen und Substantiva vergaß; die Adjectiva hingegen, mit deren Hülfe er die Gegenstände bezeichnete, boten sich ihm leicht und in Menge dar. Er hat Handschriften von großem Werthe hinterlassen.

Brown (Georg von), ein Irländer, geb. den 15. Juni 1698, vollendete seine Studien zu Kimerick und trat in seinem 27. J. in kurfürstliche Kriegsdienste. 1730 ging er als Capitainlieutenant in russ. Dienste, wo er gleich anfangs durch Muth und Entschlossenheit eine Meuterei unterdrückte. An allen Kriegen, die Rußland von jener Zeit an bis 1762 führte, nahm er ehrenvollen Theil. 1739 gerieth er bei Krokka in türkische Gefangenschaft und ward drei Mal als Sklave verkauft. Der franz. Gesandte in Konstantinopel verschaffte ihm seine Freiheit wieder. Er war so glücklich, einige Pläne des Divans zu entdecken, mit denen er nach Petersburg eilte. Dafür wurde er Generalmajor. Im siebenjährigen Kriege wurde er bei Borndorf von den Preußen gefangen, befreite sich aber, und ward so verwundet, daß er nicht wieder zur Armee gehen konnte. Peter III. ernannte ihn zum Feldmarschall, und er sollte unter ihm in dem gegen Dänemark beschlossenen Kriege commandiren. B. erklährte sich, dem Monarchen zu sagen, daß dieser Krieg ebenso ungerecht als unpolitisch wäre, worauf ihm Peter befahl, seinen Dienst und das Reich zu verlassen. Ehe er aber abreiste, ließ der Monarch den edeln Mann rufen, bestätigte ihn in seinen Würden und ernannte ihn überdies zum Gouverneur von Liefland, wo er 30 J. blieb und viele nützliche Anstalten traf. Kaiser Joseph II. erhob ihn zum Reichsgrafen. Einige Jahre vor seinem Ende foderte er Alters wegen von Katharina II. seinen Abschied, allein die Kaiserin gab ihm zur Antwort: „Herr Graf, Nichts kann uns trennen als der Tod“. Diesem sah er mit der größten Gelassenheit entgegen. Zwanzig Jahre vorher hatte er sich schon seinen Sarg machen lassen, den er öfters besah, sowie er sich auch jährlich sein Testament vorlesen ließ. Er starb am 18. Sept. 1792 im 95. J.

Brown (John), Stifter des nach ihm benannten Brownianismus in der Medicin, geb. 1735 zu Bunclie in der Graffschaft Berwick in Schottland, zeigte schon früh ungewöhnliche Talente, weswegen ihn seine Ältern, die von geringem Stande waren, von einem Weber, bei welchem er die Lehrjahre aushalten sollte, wegnahmen und studiren lassen wollten. Er kam in seinem 16. Jahre nach dem Städtchen Dunse auf die lateinische Schule, wo er durch außerordentlichen Fleiß alle seine Mitschüler übertraf. In der Erntezeit verdung er sich als Schnitter, um sich dadurch die zu seinem Studiren nöthigen Mittel zu verschaffen. Ausdauer und Geschicklichkeit erwarben ihm die Stelle eines Unterlehrers an der Schule. Damals ging sein Plan dahin, Religionslehrer der Separatisten zu werden, zu deren Sekte seine Ältern und auch er sich hielten, und deren vornehmste Glieder die Veranlassung gegeben hatten, daß er auf die Schule kam. Ein Besuch der dunser Pfarrkirche, wo er den Gottesdienst abwartete, zog ihm den Unwillen der Separatisten zu und veranlaßte seinen Übertritt zur herrschenden Kirche. Um

Medicin zu studiren, ging er endlich nach Edinburg. Hier erwart er sich durch Übersetzungen, auch wol durch Verfertigung der Inauguraldisputationen für die Studenten und durch Unterricht in der lateinischen Sprache seinen Lebensunterhalt, und besuchte zugleich die medicinischen Vorlesungen, welche er alle frei bekam. 1765 verheirathete er sich und nahm Studenten in die Kost, um den größern Aufwand seines Hauses bestreiten zu können. Im Anfang entsprach der Erfolg seiner Erwartung; allein er lebte auf einem zu großen Fuße und machte Bankrutt. Die medicinischen Vorlesungen besuchte er dabei 10 bis 11 Jahre lang unausgesetzt. Der Prof. Cullen übertrug ihm den Privatunterricht in seiner Familie, unterstützte ihn auf alle Art und erlaubte ihm sogar, Abendvorlesungen zu halten und in diesen seine eignen Morgenvorlesungen zu wiederholen, wozu er ihm selbst seine Hefte anvertraute. Nach und nach entstanden jedoch zwischen beiden Männern Mißhelligkeiten, die endlich zu offenbarer Feindschaft führten. Bald nach diesem Bruche mit Cullen trat B. mit seiner neuen Theorie der Heilkunde hervor und gab 1779 seine „Elementa medicinae“ heraus, worüber er auch Vorlesungen hielt. Er gerieth darüber mit allen Lehrern der Medicin in Edinburg in Feindschaft, und die mitunter freie Aufführung seiner Anhänger unter den Studenten, sowie der anmaßende und beleidigende Ton, in welchem er von sich und Andern sprach, brachten das System nebst seinem Urheber in schlechten Ruf. Drei Mal (1776 und 1780) wurde B. zum Präsidenten der medicinischen Gesellschaft gewählt. Zu St. Andrews in Schottland, wohin er unter Begleitung vieler Freunde ging, nahm er die Doctorwürde an. 1782 und 1783 wurden die Professoren und alle Ärzte in Edinburg von B.'s Anhängern so gereizt, daß die dadurch angeregten Streitigkeiten nicht selten in Duelle übergingen. B. sprach von der Gelehrsamkeit, den Talenten und dem System der medicinischen Professoren mit der größten Verächtung. Dagegen sollten auch die Studenten nicht einmal in ihren Dissertationen Stellen aus B.'s Schriften anführen. 1784 stiftete er, um sich Anhänger zu machen, die Freimaurergesellschaft, die Loge zum röm. Adler genannt. In seinen Vorlesungen war er gemeiniglich sehr lebhaft und gerieth oft in großes Feuer. Von einer solchen Stimmung schreibt sich sein Ausruf des bekannten, nachher oft als Nachtspruch angeführten: *Opium mehercule! non sedat!* her. Bisweilen, wenn er sich mit vieler Anstrengung bestrehte, seinem Zuhörern die Grundsätze seiner Theorie recht lebhaft vorzustellen, und hierauf sich matt fühlte, pflegte er sich dadurch wieder zu ermuntern, daß er 40 bis 50 Tropfen Laudanum in einem Glase Rum nahm und diese Gabe 4 bis 5 Mal während der Vorlesung wiederholte. Hierdurch wurde seine Einbildungskraft bis zum Wahnsinn erhöht, seine Gesundheit aber gänzlich untergraben. Sein Eifer in seinen Vorlesungen hielt nicht lange an, und in eben dem Verhältnisse wurden auch seine Schüler saumseliger. Endlich kam er Schulden wegen ins Gefängniß, wo jedoch seine Schüler seine Vorlesungen noch besuchten. 1786 zog er nach London; es ging aber dort nicht besser. Vorlesungen über sein System wurden zwar von ihm angekündigt, kamen aber nicht zu Stande. 1787 gab er seine Bemerkungen über die alten Systeme der Physik heraus. Er lebte nach gewohnter Weise fort. Selbst seine besten Freunde mußten sich seiner schämen und zogen sich immer mehr zurück. Mit der lebhaftesten Gewisheit sprach er von dem Triumphe, den sein System endlich erhalten würde, that aber selbst wenig dabei. Im Oct. 1788 starb er in der Nacht am Schlagflusse, nachdem er den Abend vorher noch eine reichliche Gabe Opium zu sich genommen hatte. Edinburg nahm sich der hinterlassenen Familie an. Wie jede neue Theorie, zumal wenn sie der bisher gangbaren einen gänzlichen Umsturz droht, großen Widerspruch findet, so ging es auch der Brown'schen Lehre. Der üble Ruf, in welchem der Urheber in seinem Vaterlande stand, seine Feindschaft mit Cullen, Monro, Duncan u. A. m., von deren Urtheil das

ärztliche Publicum geleitet wurde, seine unordentliche Lebensart, die Verworrenheit seines Styls, sowie das schwerfällige Latein seiner ersten Schrift erschwerten ihr den Eingang wenigstens bei den schon gebildeten Ärzten Englands. Seine Anhänger bestanden größtentheils aus seinen eignen Schülern. Außerhalb Englands fing das Brown'sche System zuerst in Italien an, allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, besonders als von Massini und Moscati eine eigne Aufl. der Brown'schen Elemente 1782 veranstaltet wurde, und Rasori in Pavia eine Überfetzung der Bemerkungen ic. herausgab. In Deutschland war 1794 Weickard der erste Arzt, der es anpries und in seinem ganzen Umfange vertheidigte. Durch übertriebene Lobeserhebungen, durch Ausfälle auf die bisherigen medicinischen Lehren und die Verachtung der feinem Anatomie ic. verschaffte er zwar dem Brown'schen Systeme viele Anhänger, besonders unter den Studenten, den noch ungebildeten Ärzten und selbst unter den Nichtärzten; allein er erregte auch den Kampf zwischen den Brownianern und ihren Gegnern, welcher in der Folge auf eine Art geführt wurde, die der Wissenschaft weder Ehre noch Gewinn brachte. Wie aus den Veränderungen des Brown'schen Systems durch die Bearbeitung der deutschen Ärzte die Erregungstheorie entstand, und diese endlich durch die neue Naturphilosophie verdrängt wurde, darüber s. Naturphilosophie und Erregungstheorie.

Brownne (Marimilian Ulyffes, Graf von), k. k. Generalfeldmarschall, geb. zu Basel den 23. Oct. 1705. Sein Vater, Ulyffes von Brownne, verließ 1690 als Anhänger des Königs Jakob II. Irland, ward kais. Oberster und starb 1721. Der Sohn diente von Jugend auf bei dem kais. Heere, zeichnete sich im italienischen Kriege, besonders in den Schlachten bei Parma und Guastalla aus, und wurde 1739 Feldmarschalllieutenant und Beisitzer des Hofgerichts. In den schlesischen Kriegen diente B. seiner Monarchin mit Einsicht und Eifer; dann gewann er den 15. Juni 1746 gegen die Franzosen die Schlacht von Piacenza, nahm den Paß von Bucchetta ein und machte sich zum Meister von Savona. 1752 erhielt er das Gouvernement der Stadt Prag, sammt der Oberbefehlshaberstelle über alle Kriegsvölker in Böhmen, und ward 1756 Feldmarschall, als König Friedrich II. durch Sachsen nach Böhmen zog. B. verlor zwar die Schlacht bei Lowositz, den 1. Oct. 1756, drang aber dennoch 7 Tage nach derselben gegen Sachsen vor, um die zwischen Pirna und dem Königstein eingeschlossenen sächsischen Kriegsvölker zu befreien. Diesen Zweck erreichte er nicht; indeß zwang er die Preußen, Böhmen zu verlassen, wofür er mit dem goldenen Vlies belohnt wurde. Als Friedrich mit seiner ganzen Macht von neuem in Böhmen eingedrungen war, lieferte B. den 6. Mai 1757 die Schlacht bei Prag. Er mußte das Schlachtfeld räumen, wurde tödtlich verwundet nach Prag gebracht und starb den 26. Juni 1757, mit dem Ruhme, daß ihn Friedrich II. seinen Lehrer nannte.

Brownne, Brownisten, s. Independenten.

Bruce (James), geb. den 14. Dec. 1730 zu Kinnaird in Schottland und erzogen in der Nachbarschaft von London, erregte schon früh große Hoffnungen. Nach Vollendung seiner Studien war er Willens, sich als Rechtsgelehrter in Schottland niederzulassen, gab aber diesen Plan auf und kam in seinem 23. J. nach London, wo er in der ostindischen Gesandtschaft angestellt zu werden hoffte. Hier lernte er die Tochter eines Kaufmanns kennen und zog bald den asiatischen Reichtümern häusliche Freuden vor. Allein seine Frau starb im ersten Jahre ihrer Ehe zu Paris, wohin er sie des milden Klimas wegen gebracht hatte. Seitdem verlor B. die Neigung zu Geschäften und suchte sich nur in der Absicht, eine Reise auf dem festen Lande zu unternehmen, im Zeichnen und in der Kenntniß fremder Sprachen zu vervollkommen. 1757 besuchte er Portugal, Spanien, Frankreich und die Niederlande. 1761 nahm er das Consulat in Algier an, um unter dem Schutze dieses Charakters Afrika bereisen zu können. Er verließ England im Juni 1762,

hielt sich aber noch einige Zeit in Italien auf, um daselbst die herrlichen Denkmäler des Alterthums kennen zu lernen. Sein Aufenthalt in Algier war nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren. Nach mehreren Reisen sowol in das Innere von Afrika als an den mittelländischen Küsten ging er 1767 nach Asien, besuchte Baalbeck und Palmyra und kehrte kränzlich nach Aleppo zurück. Hier machte er sich besonders mit den Heilkräften der Natur bekannt, da ein Arzt in jenen Gegenden, die er zu bereisen sich vorgenommen hatte, in vorzüglicher Achtung steht. Im Frühling 1768 ging er nach Kairo, von wo er gegen Ende desselben Jahres dem Lauf des Nils stromaufwärts verfolgte. Er kam jedoch zu Wasser nicht weiter als Syene, kehrte nach Kenne zurück und benutzte eine Caravane bis Koffeir am rothen Meere, von wo aus er an Arabiens Küste bis Jedda segelte, welches der zum Sammelplatz der Waaren aus Indien für Mekka und die benachbarten Länder bestimmte Hafen ist. Hier hielt er sich einige Zeit auf, steuerte dann an der Küste hin bis zu der Meerenge am Ende des rothen Meeres und kehrte im Sept. 1769 nach Masnah zurück, einer kleinen Insel an der afrikan. Küste des rothen Meeres, nahe an Abyssinien. Von Mühe und Gefahren umringt drang er bis Gondar, Abyssiniens Hauptstadt, vor, wo er sich unter dem wildesten Volke befand, das er noch gesehen hatte. Es hatten sich erst kürzlich in diesem Lande die Blattern verbreitet, und B. erwarb sich durch Anwendung der europäischen Behandlungsart sowol bei Hofe als beim Volke großes Ansehen. Er blieb über 3 Jahre in Abyssinien, besuchte die Quellen des Nils und brachte ein ganzes Jahr damit zu, seine Reise nördlich durch Nubien und die ungeheuern Wüsten, welche dieses Land von Ägypten trennen, nach Alexandrien fortzusetzen, das er im Mai 1773 erreichte. Nach einer Abwesenheit von 11 Jahren kehrte er nach Schottland zurück, heimthete zum zweiten Mal und schien sich allen literarischen Arbeiten entzogen zu haben, als ihn der Tod seiner Gattin 1785 veranlaßte, Trost für seinen Verlust in der Beschreibung jener Länder zu suchen, die er durchwandert hatte. Diese Beschreibung erschien 1790 in 5 Quartbänden. Ende Aprils 1794 erbigte ein Sturz von einer Treppe sein Leben. B. war groß und stark gebaut und von eigner Bildung. Sein kraftvoller Körper ertrug Anstrengungen und Entbehrungen ohne Mühe; kühn in seinen Unternehmungen, gewandt in allen körperlichen Übungen, ruhmbegierig und eitel, brausete sein heftiges Gemüth leicht in Zorn und Argwohn auf; mit Kenntnissen mancherlei Art, mehreren neuern und ältern Sprachen ausgerüstet, entbehrte er jedoch jenen ruhigen, unbestechlichen Blick, der den Mann von tieferm Gehalte verkündigt. Seine Behauptungen, daß Äthiopien der Sitz der ältesten Aufklärung, daß die Falasha, Agavs und Bewohner vom Anhara und Gasat ursprünglich Abkömmlinge aus Palästina wären, seine Theorien über den Ursprung der Künste, Wissenschaften und der Handlung, seine Erzählung von der Erbauung von Arum, Meroë und Theben und der alten Geschichte Abyssiniens scheinen zwar des gelehrten Hartmann Urtheil im „Edrisi“ zu rechtfertigen, daß B. bei vielen merkwürdigen Berichten häufig auch Lügen für Wahrheit gibt, sich oft widerspricht und den Schein von Kenntnissen annimmt, die ihm fehlen, sodas sein Werk nur mit Vorsicht gebraucht werden könne; doch hat sich in den neuesten Untersuchungen der Reisenden Manches bewährt, was B. behauptet hatte, und es scheint natürlicher, anzunehmen, daß sein wahrer Fehler darin besteht, daß er Dinge als eigne Erfahrung erzählt, welche er nur von Andern hörte, durch die er getäuscht wurde. — Über Michael Bruce, der bei der Befreiung Lavalette's eine Hauptrolle übernommen hatte, s. Lavalette.

Bruch (medicin.). 1) Hernia, eine Krankheit bei Menschen und Thieren, da aus irgend einer Höhlung des Körpers ein Theil der darin enthaltenen Eingeweide heraustritt. Die gewöhnlichsten Brüche kommen am Unterleibe vor, wenn ein Theil der Gedärme und des Netzes durch eine Erschütterung oder Anstrengung

des Körpers aus seiner Lage gebracht wird und sich abwärts senkt, die innere Bauchhaut (Peritoneum) vor sich her und nach Außen durchdrängt, und mit der äußern Haut eine Geschwulst bildet, die anfangs klein ist, in der Folge aber immer größer wird, je mehr die Gedärme vortreten. Man benennt die Brüche des Unterleibes verschieden, theils nach dem Orte, als Leistenbruch, in den Dünnen, welcher durch den sogen. Bauchring heraustritt; Schenkelbruch, der an der innern Seite des Schenkels hervortritt; Nabelbruch, wo die Theile durch die nicht geschlossene Nabelöffnung sich hervorbrängen; theils nach Dem, was sie enthalten, Darmbruch, Nagebruch, Windbruch. Der Leistenbruch kommt am öftersten vor. Man wird anfangs bloß eine kleine Geschwulst von der Größe einer Haselnuß, meistens nach irgend einer Anstrengung oder Erschütterung, in den Weichen gewahr, die zuweilen von selbst oder doch jedes Mal im Liegen bei gelindem Drucke wieder verschwindet, aber immer wiederkehrt und immer größer wird. Die vorbereitenden Ursachen sind Erschlaffung und Schwäche der äußern Haut und der Bauchmuskeln, daher auch Brüche jetzt viel häufiger sind als ehemals. Heftiger Husten, Fallen, Sprünge u. s. w., selbst Blähungen und bei Kindern heftiges Schreien, können Veranlassung dazu geben. Der angeborene Bruch kommt auch öfters bei Kindern, besonders bei Knäbchen vor, die ihn gleich bei der Geburt an sich haben. Der Wasserbruch gehört nur der Benennung wegen hierher, indem es bloß eine Anhäufung wässeriger Feuchtigkeiten in der Scheidenhaut eines Testikels oder des Samenstranges ist, und auch bei Kindern oft vorkommt. Jeder Bruch ist ein beschwerlicher Zufall, und kann, wenn er vernachlässigt wird und sich entzündet, wozu Einklemmung desselben, wenn er nicht wieder zurückgeht und hartnäckige Verstopfung des Stuhlgangs verursacht, oft Veranlassung gibt, gar bald den Tod verursachen. Das Beste ist, den Bruch sobald als möglich wieder zurückzubringen und ein Bruchband zu tragen, welches ihn verhindert, sich wieder herauszubringen. Man hat auch den Hirnbruch bei Kindern, wo das Gehirn sich vordrängt; den Magenbruch in der Magengegend. — 2) Fractura, Knochenbruch, Verlesung des Zusammenhangs der Knochen. Öfter trifft es die Röhrenknochen, daher Armbrüche und Beinbrüche am häufigsten vorkommen. Zur Heilung dieser Brüche gehört, daß die Theile zuvörderst wieder in die richtige Lage gebracht, was bei den langen Knochen durch Ausdehnung des Gliedes geschieht, und dann durch Binden und Schienen so lange darin erhalten werden, bis der aus den Bruchenden ausschwitzende und sie wieder verbindende Knochenast (callus) verhärtet ist. Sandiford gab zu Leyden 1828, Fol., des berühmten Andr. Bonn „Tabb. (XX) anatomico - chirurgicae, doctrinam Herniarum illustrantes“ heraus. H.

Brücke. Es ist gefragt worden, ob die Alten Bogenbrücken gehabt, oder ob die letztern aus bloßen geradlinigten Verbindungen zusammengesetzt gewesen seien. Nun läßt sich nicht leugnen, daß die Griechen schon Gewölbe und Dome kannten, denn das Wort Tholos bedeutet zuverlässig einen Dom oder ein Zimmer mit einer Kuppel, Tholos nannte man den Speisesaal, worin die Prytanes schmauseten. So sieht man noch Bogen und Gewölbe in den Überresten der alten griechischen und römischen Baukunst, und die herrlichen Wasserleitungen beweisen, daß die Römer allerdings in Gewölben zu bauen verstanden. In den neuesten Zeiten hat man besonders in England die Vollham'sche Theorie der Brückenwölbung auf das glücklichste ausgeführt. Smeaton, Telford, Darby, Paine und Walker sind die größten Brückenbaumeister in England. Die neuesten und berühmtesten Brücken in London sind die Baurhall-, die Southwark- und die Waterloobrücke. Die Bogen dieser Brücken sind durchgehends nach der Kettenlinie gewölbt. An Festigkeit und Länge übertrifft die Waterloobrücke alle übrigen. Sie besteht aus 9 Bogen, von denen jeder 120 Fuß Spannung und 35 Fuß Höhe hat. Die Brückenpfeiler sind 20 Fuß dick, von großen Granitblöcken aufgeführt. Die obern Zwischenräume der Bogen sind zum Theil mit Mauersteinen, zum Theil mit Erde

oder Sand ausgefällt. Die Brückenstraße ist 28 Fuß breit und hat noch an jeder Seite einen Weg für die Fußgänger von 7 Fuß Breite. Diese Brücke wird in jeder Rücksicht als ein Triumph der neuern Baukunst angesehen. Die in ihrer Art, und besonders auch wegen der weiten Spannung ihrer Bogen ebenso merkwürdige eiserne Southwarkbrücke hat nur 3 Bogen, den mittlern zu 240, und die beiden äußern, jeden zu 210 Fuß Spannweite. Das zu derselben verwandte Eisen wiegt 11,200,000 Pfund. — Unter den großen deutschen Brücken verdient besonders die dresdner Elbbrücke von 17 Bogen und 1100 Fuß Länge und die reich verzierte, 1790 Fuß lange Brücke über die Moldau zu Prag genannt zu werden. — In neuerer Zeit benutzte man das Princip der Kettenlinie auf Hängebrücken und führte die unvollkommene Idee, welche rohe Völker in Asien und Amerika schon lange gehabt hatten, auf richtige Grundsätze zurück. Man gab die durch einer Curve, der Kettenlinie, eine große Anwendung und Brauchbarkeit, und stellte endlich dadurch in kurzer Zeit und mit verhältnismäßig geringern Kosten Brücken von sehr bedeutender Ausdehnung her. Die Einrichtung dieser Hängebrücken ist folgende: An den Ufern zu beiden Seiten des Flusses werden auf festem Grunde Pfeiler von Mauerwerk oder Gußeisen aufgeführt und an dieselben Ketten, deren Glieder mehr oder minder starke und mehr oder minder lange Stangen von gutem Stabeisen sind, aufgehängt, sodas sie die Kettenlinie bilden. Von den Pfeilern nach dem Lande zu und mit den Hauptketten in fester Verbindung, gehen die sogenannten Landketten; diese sind, da sie der Last der Brücken zu widerstehen haben, in dem Grunde fest verankert. Von den Hauptketten hängen gerade und mit jenen verbundene Ketten senkrecht herab; sie tragen die Balken der Brücke, welche wiederum durch Querböcher verbunden sind, und auf denen die gußeisernen oder hölzernen Belegplatten der Brücke liegen. Letztere sind noch mit eisernen Fahrbahnen versehen, erstere mit einem Steinpflaster. Ohne Zeichnungen lassen sich diese Constructionen nicht beschreiben. Wir nennen nur noch die vorzüglichsten Hänge- oder Kettenbrücken. Die ältesten dieser Art befinden sich in China; in England wurde die erste um 1741 zu Winch in Durhamshire über den Fluß Tees errichtet, sie diente aber nur als Laufbrücke für die Bergleute. 1811 befanden sich in Nordamerika bereits 8 Kettenbrücken; 1813 wurde eine 1000 Fuß lange Brücke über den Wersey in der Gegend von Liverpool projectirt, sie ist aber bis jetzt nicht ausgeführt; im Nov. 1816 ward eine Drahtbrücke von 437 F. Länge über die Tweed, den Grenzfluß zwischen England und Schottland, mit einem Kostenaufwande von 40,000 Pf. Sterl. errichtet; 1817 baute man 2 ähnliche Drahtbrücken über denselben Fluß; 1818 die 260 F. lange Kettenbrücke zu Dryburgh, und 1820 die 361 F. lange und 18 F. breite Unionskettenbrücke zu Northamford über die Tweed; letztere kostete nur 5000 Pf. 1821 ward die Landungsbrücke zu Newhaven bei Edinburg von Ketten errichtet. Noch merkwürdiger ist die Hängebrücke über die Meerenge Menav, welche Anglesea von Wales trennt. Telfort baute sie 1825. Die größte Länge der 16 Ketten beträgt 1600 F.; die Brücke hat 2 Fahrwege und einen Fußweg. In den letztern Jahren wurden auch auf dem Continente Hängebrücken erbaut, so z. B. zu Wien, zu St.-Petersburg, zu Mienburg im Herzogthum Anhalt-Köthen über die Saale. Letztere ist 275 F. lang und nach einem ganz von den genannten abweichenden Principe construirt, indem sie in der Mitte eine Klappe zum Durchlassen der Masten an den Rähnen hat. Die eine Hälfte war im Dec. 1825 durch eine zu große darauf befindliche Menschenmasse eingebrochen; jedoch ist dieser Unglücksfall durchaus kein Beweis gegen die Vorzüglichkeit solcher Arten von Brücken.

Brückenbrüder, s. Bruderschaften.

Brüder und Schwestern des freien Geistes nannte sich im 13. Jahrh. eine in den Rheingegenden entstandene Religionsgesellschaft, weil nach

biblischen Stellen, die sie mißverstanden, Christen keinem Gesetze mehr unterthan und zur Freiheit der Kinder Gottes gelangt wären. Diese Freiheit suchten sie in der Absonderung vom herrschenden Kirchenthume, hielten allen äußern Gottesdienst für überflüssig und geriethen dabei auf Schwärmereien, womit sie die Wahrheiten des Christenthums wunderbarlich vermengten. Pantheistische Phantasien mischten sie in den Glauben; durch den Dünkel sittlicher Vollkommenheit verwirten sie die Moral, und weil sie sich einbildeten, alle sinnliche Triebe ersticken und jeder Versuchung Trotz bieten zu können, arteten ihre Tugendproben (z. B. gänzliche Entkleidungen im Umgange beider Geschlechter, unschickliche Vertraulichkeiten) bald in schamlose Unzucht aus, die ihnen den Spottnamen Schwestroneß zuzog; Einige sollen sogar ihre Kaster mit der Behauptung, daß körperliche Handlungen die Seele Nichts angingen, beschönigt haben. Die Synoden zu Köln 1306 und zu Trier 1310 beschloffen ihren Untergang, und in den Verfolgungen, die nun über sie ergingen, wurden sie theils bekehrt, theils getödtet oder zerstreut. Ihre Reste verloren sich unter den Wogarden und scheinen zum Theil nach Böhmen gekommen zu sein, wo man während der Hussitischen Unruhen ähnliche Separatisten entdeckte. (Vgl. Adamiten.)

Brüdergemeinde (evangelische) oder Brüderunität, die auch unter dem Namen der Herrnhuter bekannte Religionsgesellschaft. Sie entstand aus Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten böhmischen oder mährischen Brüder (s. Böhmisches Brüder), welche sich 1722, unter Begünstigung des Grafen Zinzendorf, auf dem Gebiete seines Ritterguts Berthelsdorf in der Oberlausitz, an der Mittagsseite des Hutberges, anbauen und ihre Colonie Herrnhut (s. d.) nannten. Als mehre nachgekommene böhmische und mährische Auswanderer den Ort vergrößerten, und die Verschiedenheit der Colonisten in ihren Religionsbegriffen das Bedürfnis einer gemeinschaftlichen Übereinkunft über feste Regeln des Glaubens und Lebens fühlbar machte, wurden, unter Leitung des schon früher von der Idee einer Gemeinde nach dem Muster der ersten apostolischen eingenommenen Grafen Zinzendorf, gewisse Vereinigungspunkte festgesetzt, in denen man die Unterscheidungslehren der verschiedenen protestantischen Glaubensbekenntnisse, deren Verwandte sich hier versammelt hatten, unberührt ließ, nur die Grundwahrheiten des Christenthums als Glaubensartikel annahm, und eine nach den Satzungen der alten mährischen Brüderkirche geregelte Verfassung und Kirchenzucht einführte. Unter dem Namen eines freiwilligen Einverständnisses nahmen alle Einwohner Herrnhuts 1727 diese Statuten an und bildeten so den ersten Stamm der Brüdergemeinde, als deren Stifter der von nun an ganz für sie lebende Zinzendorf (s. d.) anzusehen ist. Die Nachkommen jener Ausgewanderten, denen bald durch landesherrliche Verbote untersagt wurde, noch mehre ihres Gleichen aus Böhmen und Mähren aufzunehmen, machen, wie leicht begreiflich, nur den kleinsten Theil dieser jetzt so zahlreichen Gemeinde aus. Um daher den verschiedenen protestantischen Glaubensverwandten den Zutritt zu erleichtern und die Einigkeit zu erhalten, finden bei den Herrnhutern 3 Tropen oder Arten des Lehrbegriffs statt: der mährische, zu dem die von jenen Auswanderern abstammenden, und alle, weder aus der lutherischen noch aus der reformirten Kirche beigetretenen Mitglieder gehören, der lutherische und der reformirte. Kinder folgen jederzeit dem Tropen ihrer Ältern, und der Übertritt von einem zum andern ist weder erlaubt noch nöthig, da die Verschiedenheit dieser Tropen im Innern der Gemeinde verschwindet und alle Glieder in den Lieblingsvorstellungen und Ausdrücken ihres religiösen Gefühls, die als ein Erbtheil der eigenthümlichen Sinnesart des Stifters auf die Gemeinde übergegangen sind, in der Unterwürfigkeit gegen ihre Verfassung und in der Kinderzucht mit einander übereinstimmen. Doch wollen sie keineswegs für eine besondere Religionspartei gehalten sein, sondern setzen ihr Eigenthümliches nur in eine genauere Ver-

bindung zur Gottseligkeit, und haben, obwohl Zinzendorf's und Spangenberg's Schriften bei ihnen in großem Ansehen stehen, keinen eignen durch besondere symbolische Bücher festgesetzten Lehrbegriff. Vielmehr erklärten sie sich, wo die Regierungen danach fragten, ausdrücklich für Verwandte des augsbургischen Bekenntnisses, und wurden auch in mehren Staaten dafür anerkannt. Weil indeß jene bekannten, oft nur zu sehr ins Sinnliche hinüberspielenden, aber jetzt durch einen bessern Geschmack zum Theil veralteten Religionsvorstellungen und Bilder unter ihnen eher im Schwunge gingen, als sie an eine zusammenhängende Darstellung ihrer Glaubenslehre gedacht hatten, so nahm auch diese nach und nach eine eigenthümliche Gestalt an, welche sich von dem Lehrbegriffe der protestantischen Kirchen merklich unterscheidet. Der Hauptcharakter ihrer religiösen Ansicht besteht darin, daß sie die Religion mehr als Sache des Gefühls denn als Sache des Verstandes betrachten und, insofern sie subjective Überzeugung wird, für ein gläubiges Ergreifen der evangelischen Wahrheit erklären, dabei aber besonders an gewissen selbst-erfundnen Wahrheiten und den Bildern hängen, in welche das Neue Testament die Lehre von der Erlösung durch Christum einkleidet; besonders halten sie sich an die Idee des Mittleramts Christi und denken ihn am liebsten unter dem Bilde des Lammes, das der Welt Sünde trägt. Übereinstimmend mit dem Protestantismus nennen sie zwar das demüthige Gefühl der Sündhaftigkeit den Grundzug der christlichen Gesinnung; allein dadurch entfernen sie sich von seinem Ernste, daß sie in diesem Gefühle eine gewisse Süßigkeit, einen Seelengenuß finden. Übereinstimmend mit dem Protestantismus halten sie die Bibel für Gottes Wort und für die Erkenntnißquelle der Offenbarung; das aber ist ihnen eigenthümlich, daß sie die Bibel nur als den Grund einer Offenbarung betrachten, welche der Heiland in der Gemeinde immer fortsetze und wiederhole; den christlichen Glauben als eine innere Empfindung der Wirkung Jesu beschreiben, und auch in den überschwenglichen Gefühlen dieser Gnadenwirkung eine Erkenntnißquelle der Religion finden. Denn die Lehre von der immerwährenden Regierung Christi über seine Kirche haben sie weitläufig ausgemalt und auf alle Lebensverhältnisse angewendet. Nur in dem Heilande erkennen und verehren sie die Gottheit; alle Werke in der sinnlichen und übersinnlichen Welt schreiben sie ihm zu; im Namen des Heilandes thun sie Alles, was sie beschließen und unternehmen, und jede bedeutende Verfügung wird von ihnen durch die Worte: „Der Heiland will es“, begründet. Eine ausdrückliche Erklärung seines Willens ist ihnen die Entscheidung durch das Loos, dessen sie sich in allen Fällen einer zweifelhaften Wahl, als bei Amtsbesetzungen, Missionsangelegenheiten, Verheirathungen u. dgl. bedienen. Jedoch bindet das Loos nur Denjenigen, welcher looset, nicht aber nothwendig auch Die, für welche gelooet wird, sodaß ein Mann die ihm durch das Loos zuerkannte Braut, und diese wiederum den auf diese Art ihr angetragenen Bräutigam ausschlagen kann. Ungeachtet mancher Verirrungen, welche da, wo das Gefühl vorwaltet, unvermeidlich sind, verdient jedoch der durchaus praktische Zweck ihrer Vereinigung, eine Gemeinde wahrhaft religiöser, von den Lastern der Welt abgesonderter, durch Arbeitsamkeit gemeinnütziger, zufriedener und in einer weisen Beschränkung glücklicher Menschen zu bilden, ganz den Beifall, den er bei Gutgesinnten gefunden hat. Dabei haben sie sich überall nach den Umständen gerichtet und die Lehren der Weltklugheit beobachtet, ohne welche ihre schöne Idee, eine Christokratie, d. h. ein sittliches Reich, wo allein Christus regiert, zu errichten, nicht in so großem Umfange zur Ausführung gekommen sein würde: denn jene Ansichten, Phantasien und Bilder, welche ihre Theologie charakterisiren, und nur mittelst ihrer Lieder und Lehrvorträge in Umlauf und Andenken erhalten werden, möchten bei den Veränderungen des Zeitgeistes nicht hinreichend sein, die Glieder ihrer Gemeinde zusammenzuhalten, wenn sie dafür nicht auf das Zweckmäßigste durch eine Gemeinverfassung und Zucht gesorgt

hätten, in der die systematische Folgerichtigkeit, die ihrer Glaubenslehre abgeht, mit bewundernswürdiger Genauigkeit durchgeführt ist. Sämmtliche Mitglieder der Gemeinden sind nach Geschlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre abgetheilt, daher man in jeder derselben ein Kinder-, Knaben-, Mädchen-, ledige Brüder-, ledige Schwestern-, Ehe-, Witwer- und Wittwenchor findet. Jedes Chor hat seinen Chorhelfer, der die Seelsorge und Sittenzucht, und seinen Chordiener, der die äußern Angelegenheiten des Chors besorgt. Bei den weiblichen Chören werden diese Ämter von weiblichen Personen verwaltet und bei öffentlichen Verhandlungen durch eigne Beistände vertreten. Die ledigen Brüder wohnen mit den aus der Schule entlassenen Knaben in dem Brüderhause, einem großen Gebäude, worin sie mit allerlei Künsten und Handwerken beschäftigt und zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen angehalten werden, zusammen. Eine gleiche Einrichtung hat das Schwesternhaus, in dem auch zur Bedienung keine Mannsperson zugelassen wird, und größere Gemeinorte haben auch ähnliche Häuser für Witwer und Witwen. Bemittelte oder in Diensten stehende Glieder dieser Chöre dürfen sich auch, mit besonderer Erlaubniß der Obern, bei ihren Familien und Dienstherrschaften aufhalten. Das Ehechor besteht aus sämmtlichen Ehepaaren in der Gemeinde, welche zwar in Privathäusern wohnen und ihre Geschäfte treiben, aber, wie die Mitglieder der übrigen Chöre, unter der Aufsicht und Berathung der Chorbeamten stehen. Durch diese Chorbeamten wird die Ältestenconferenz jeder Gemeinde von Dem, was in den Chörhäusern und Familien vorgeht, in Kenntniß gebracht. Diese, alle Angelegenheiten der Gemeinde leitende Behörde besteht aus dem Gemeindegelder, welcher als der oberste Vorsteher der Gemeinde den Vorsitz führt, dem Ortsprediger und den Chorbeamten. Beigeordnet ist ihr ein Aufsehercollegium, welches über den Nahrungsfonds und die Polizei wacht, auch Streitigkeiten schlichtet. Beide Behörden machen, mit Zuziehung eines engern Ausschusses aus der Gemeinde, die große Helferconferenz aus, welche die gewöhnlichen allgemeinen Angelegenheiten in Überlegung zieht und den beiden obern Behörden zur Entscheidung übergibt. Zur Berathung über außerordentliche Angelegenheiten vereinigt sich mit diesen Collegien ein weiterer Ausschuss und bildet mit ihnen den Gemeinderath. Die Beamten der Brüdergemeinde sind Bischöfe, welche die Prediger weihen und über die Erhaltung der kirchlichen Ordnung wachen, übrigens aber weder bestimmte Sitze noch eigne Sprengel oder Diöcesanrechte haben; Seniores und Conseniores civiles, welchen die Sorge für die äußere Verfassung und die Verhältnisse zu den respectiven Landesobrigkeiten obliegt; Presbyter oder Prediger, welche entweder bei Gemeinden angestellt sind oder zu Missionen gebraucht werden; Diakonen, welche den Predigern beigeordnet sind, und Diakonissen, welche sich mit der Seelenpflege und Berathung des weiblichen Geschlechts beschäftigen. Der Mittelpunkt der in so viele Zweige getheilten Aufsicht und Gewalt war, so lange er lebte, der Graf Zinzendorf, welcher der Gemeinde unter dem Namen eines Ordinarius vorstand. Aus den ihm zur Hülfe beigegebenen Bischöfen und Ältesten bildete sich ein Collegium, welches unter dem Namen *Unitätsältesteconferenz* gegenwärtig die Angelegenheiten der ganzen Gesellschaft leitet. Der Sitz dieses Directoriums ist nicht bestimmt; seit 1789 hält es sich zu Wertheisdorf bei Hernhut auf. Nach der Verschiedenheit seines Geschäftskreises wird es in 4 Departements getheilt: in das Helferdepartement, welches die rein kirchlichen Sachen besorgt und die Stelle eines Oberconsistoriums vertritt; das Aufseherdepartement, welches über die Aufrechthaltung der Zucht wacht; das Dienerdepartement, welchem die ökonomischen Angelegenheiten anvertraut sind, und das Missionsdepartement, welches die Sachen der Heidenbekehrung leitet. Ohne Wissen und Willen dieser Behörde kann in keiner Gemeinde etwas Wichtiges geschehen oder unternommen werden; aber ungeachtet ihres großen Ansehens

und Einflusses bleibt sie doch den die ganze Unität vertretenden Synoden verantwortlich, welche sie, so oft es die Umstände erfordern und erlauben, zusammenberuft. An diesen Synoden, welche sonst wol in 12 Jahren 2 Mal gehalten wurden, jetzt aber wegen der Kriege seit beinahe 20 Jahren nicht stattfinden konnten, nehmen, außer den Unitätsältesten, selbst alle Bischöfe, Civilsenioren, Vorsteher der Tropen, die Herrschaften der Gemeinorte, welche Mitglieder der Unität sind, Abgeordnete von jeder Gemeinde und einige erfahrene Schwestern Theil. Die Versammlungen derselben dauern mehre Monate und haben meist wichtige Veränderungen zur Folge; ein Auszug ihrer Beschlüsse, Synodalverlaß genannt, kommt zur Kenntniß aller Glieder der Unität. Außerdem sorgt die Unitätsältesten-Conferenz durch das Wochenblatt und die jährlich erscheinenden Memorabilien für die Erhaltung der Verbindung und Bekanntschaft aller Glieder mit dem Zustande und den Angelegenheiten der gesammten Unität, und gibt zum Anhalte der täglichen Andacht jährlich die sogenannten Losungen, d. h. die für jeden Tag im Jahre bestimmten biblischen Denkprüche aus, von denen jedes Mitglied der Brüdergemeinde ein Exemplar erhält. Für die tägliche Erbauung ist durch eine das Herz ungemein ansprechende Anordnung der gottesdienstlichen Versammlungen gesorgt. Sie werden in einem geräumigen, lichten und nur durch die sorgfältigste Reinlichkeit geschmückten Saale, wo ein grünbehängener Tisch die Stelle des Altars vertritt, täglich 3 Mal und nie länger als $\frac{3}{4}$ Stunden gehalten, nämlich Vormittags die Kinderstunde, an der auch Erwachsene Theil nehmen können, Abends gegen 7 Uhr, wenn die Arbeiten des Tages geendigt sind, die Gemeinstunde mit einem Lehrvortrage oder einer biblischen Vorlesung, und um 9 Uhr die Singstunde, wo Liederverse, die sich auf die Losung des Tages beziehen, gesungen werden. Sonntags wird früh um 8 Uhr die Gemeinlitanei gebetet, gegen 10 Uhr eine Predigt (wogu man in Barby die Schloßkirche benützt), Nachmittags um 2 Uhr eine Kinderstunde, um 3 Uhr eine Homilie für das Chœur allein, gegen 5 Uhr eine Singstunde für die Abendmahlsgegessen und Abends die Gemeinstunde gehalten. Auch in der Woche finden zu schicklichen Zeiten Homilien für die einzelnen Chöre und liturgische Versammlungen statt, in welchen letztern Brüder und Schwestern im Gesange abwechseln, und jeder Theilnehmende seinem Nachbar zum Zeichen des Liebesbundes der Gemeinde den Friedenskuß gibt. Jeder 4. Sonntag heißt ein Gemeintag, weil an demselben die Nachrichten des Wochenblatts vorgelesen werden. Außerdem feiert noch jede Gemeinde gewisse Gedenkstage zur Erinnerung an die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte der Unität und des Orts, und jedes Chœur seine Feste. Der Jahreschluß wird in der Mitternacht des letzten Decembers mit Vorlesung der Memorabilien der Unität begangen. Besonders rührend und eindrucklich ist die Feier des Abendmahls, welches Alle, die dazu fähig sind, jeden 4. Sonnabend Abends genießen. Die Stelle der Beichte vertritt das sogenannte Sprechen 8 Tage lang vor dieser Feier, wobei jeder Chörhelfer sich mit den Communicanten seines Chörs einzeln über ihren Seelenzustand bespricht. Das Fußwaschen findet jetzt nur noch am grünen Donnerstage statt. Eine Stunde vor jedem Abendmahlsgenusse wird, nach dem Muster der Agapen der apostolischen Kirche, das Liebesmahl gehalten, wobei die Gemeindeglieder unter Gebet und Gesang Thee mit Milch und Backwerk genießen. Nachahmungswürdig ist der religiöse Gebrauch der Musik bei den Herrnhutern; sie dient ihnen im Leben zur Erquickung, Sänftigung und Erhebung, und verschönert selbst den Tod, den sie ein Heimgehen nennen. Sobald Jemand gestorben ist, wird ein Lied vom Thurme mit Posaunen geblasen, aus dessen Melodie man erkennen kann, zu welchem Chöre der Verstorbene gehörte, weil jedes seine eignen Sterbelieder hat. Klage und Trauer finden nicht statt. Unter Posaunenschall wird die Leiche im hellangestrichenen Sarge auf den Gottesacker, der einem Garten gleicht, getragen. Die Heimgegangenen ge-

hören der himmlischen Gemeinde an, und die Sterbenden freuen sich, ihr beigeßelt zu werden. Am Ostermorgen zieht die Gemeinde bei Sonnenaufgang mit Musik auf den Gottesacker und feiert in der Freude über die Auferstehung des Herrn das Andenken an die im letzten Jahre verstorbenen und nun mit ihm lebenden Glieder. Diese in der ganzen Unität gleichmäßig eingeführten polizeilichen und gottesdienstlichen Anstalten können die Wirkung, allen Gemeinbegliedern eine ziemlich gleiche Stimmung zu geben, um so weniger verfehlen, da die Cultur der Wissenschaften, welche die Meinungen trennt, im Allgemeinen eher Widerstand als Beförderung bei dieser Gesellschaft findet. Um die Jugendbildung haben die Herrnhuter wesentliche Verdienste; ihre Erziehungsanstalten, bei deren Einrichtung Zinzendorf die Franke'schen in Halle vor Augen hatte, dienten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrh. in Deutschland zum Muster, und noch jetzt gibt man Knaben und Mädchen, meist mit gutem Erfolg, in ihre Kostschulen, weil ihre Jugendlehrer, selbst durch Gehorsam und Gewöhnung gebildet, wohl herzustellen verstehen, was den Kindern durch folgerechte Beherrschung und strenge Gewöhnung Gutes angeeignet werden kann. Besonders haben ihre Lehranstalten vor andern Schulen den Vorzug, daß die kindlichen Gemüther darin frühzeitig eine religiöse Richtung erhalten. Die Mädchenanstalt in Herrnhut und die Knabenanstalt in Niesky stehen in vorzüglichem Flor; beide gehören, wie die Kinderanstalten zu Fulneck, dem Hauptgemeinorte in England, der gesammten Unität, welche darin die Waisen arm verstorbener Beamten und Diener erziehen läßt. Allgemeine Unitätsanstalten sind auch das Pädagogium in Barby, welches für Knaben, die sich den Studien widmen wollen, die Stelle eines Gymnasiums, und das Seminarium oder Collegium academicum zu Niesky, welches die Stelle der Universität vertritt. Letzteres ist vorzüglich zur Bildung der Prediger bestimmt, und macht auf den Ruhm einer tiefen, ausgebreiteten Gelehrsamkeit keinen Anspruch. Überhaupt verengen die vielen Zuchtrücksichten, welche die Herrnhuter nehmen, den Blick zu sehr, als daß sich jemals ein freies wissenschaftliches Streben bei ihnen hätte zeigen können. Ihre Prediger, die ohnehin keinen besondern Stand ausmachen, erheben sich in ihrer Bildung nur selten viel über die ungelehrten Brüder, und wenn einige in ihren Lehrvorträgen durch Salbung und Herzlichkeit zu erregen wissen, was ihnen an Gedankensfülle und Beredtbarkeit abgeht, so fällt die Kunstlosigkeit Andern nicht selten ins Gemeine und Abgeschmackte, was um so leichter geschehen kann, da auch Unstudirte zu Lehrämtern gelangen, und überall bei der Wahl mehr auf persönlichen Glauben, Anhänglichkeit an die Sache der Gemeinde und praktische Brauchbarkeit, als auf vorzügliche Talente und wissenschaftliche Bildung gesehen wird. Daher trifft man unter den herrnhutischen Beamten mehr erfahrene, kluge und ansehnliche Menschen, als eigentliche Gelehrte, und die Mehrzahl der Brüder und Schwestern lebt in einer Beschränktheit und Unkunde Dessen, was nicht gerade in der Gemeinde angenommen ist oder ihr besonderes Gewerbe betrifft, wobei sie den aus der Abgeschlossenheit ihres Systems und aus ihrer Absonderung von der übrigen Welt hervorgehenden Geisteszwang, die in ihrer Seelenpflege merkbare Herrschaft über die Gewissen und die geistliche Vormundschaft, in der sie von ihren Obren erhalten werden, weniger drückend finden mögen. Darum konnte aber auch der veränderliche Geist der Zeit sie weniger, als man bei ihrem vielseitigen Handelsverkehr denken sollte, berühren; und wenn sie auch seit mehrern Jahrzehenden Manches in den Formen ihrer Liturgie und Verfassung geändert haben, so bleiben sie doch bis jetzt ziemlich frei vom Einflusse der Mode. Dies zeigt sich nicht bloß in dem Stillstande ihrer Denkart, sondern auch in ihren Sitten und Trachten. Noch immer sieht man bei ihnen die den Unterschied der Stände wenigstens äußerlich ausgleichende ähnliche Kleidung: die Brüder grau und braun, die Schwestern mit ihren glatt anliegenden Häubchen, an denen die Farbe des Halsbandes das

Chor andeutet, zu dem sie gehören; feuerroth tragen es die jungen Mädchen, blauroth die ledigen Schwestern, blau die Ehefrauen und weiß die Wittwen. Noch immer werden andre als unschuldige Gesellschaftsspiele nicht bei ihnen geduldet, Karten und Würfel sind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gasthäusern) zu finden; auch Tanz und Romanenlesen gestatten sie nicht, wie überhaupt kein Vergnügen, das die Geschlechter, die selbst auf den Spaziergängen einander vermeiden müssen, zusammenbringt. So wird das Erwachen der Geschlechtsliebe vor der Ehe auf alle Weise verhütet, und selbst junge Leute, die man mit einander verheirathen will, sehen und sprechen sich in der Regel nicht eher als bei einer unter Aufsicht der Ältesten veranstalteten Zusammenkunft. Wer gegen die Gemeindeordnung und Sittlichkeit fehlt, wird erst durch liebevolle Ermahnungen, und wo diese nicht fruchten, durch den Bann gezüchtigt, der in der Ausschließung vom Abendmahl und andern Zurücksetzungen besteht, oder endlich veranlaßt, aus der Gemeinde zu treten. Eins der wirksamsten Mittel, jede Unsittlichkeit von ihnen abzuhalten, ist die anhaltende und angemessene Beschäftigung, die sie allen Mitgliedern ihrer Gemeinde zu geben wissen. Ihre Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit in Künsten und Handwerken, die Ausbreitung und Lebhaftigkeit ihres Handels sind rühmlich bekannt, und ohne den Gewerbefleiß wäre es auch unbegreiflich, wie sie die bedeutenden Ausgaben für ihre öffentlichen Anstalten und Unternehmungen bestreiten könnten. Die Sage von einer Heilandskasse, in welche jedes Mitglied sein Vermögen werfen müsse, ist gänzlich ungegründet. Allerdings aber verwaltest die Unitätsältesten-Conferenz eine der ganzen Gesellschaft angehörende Casse, welche durch die Einkünfte von den Gemeingütern, durch den Gewinn an 10 Procent von allen Handelsartikeln der Gemeinde, durch jährliche Beiträge der Mitglieder und durch Vermächtnisse erhalten wird. Die Abgaben jedes beitragenden Bruders mögen im Durchschnitt jährlich gegen 10 Thaler betragen. Wenn man sie aber auch geringer anschlägt, so müssen die Einkünfte der Casse sehr bedeutend sein, da sich gegenwärtig die Gesamtzahl der beitragsfähigen Mitglieder auf 100,000 beläuft. Die Summe aller Seelen der Brüdergemeinde wurde, mit Einschluß der Negergemeinden, schon 1786 auf 500,000 geschätzt. So hat sich diese Gesellschaft, die 1727 nicht über 3 bis 400 Seelen zählte, allmählig vergrößert und erweitert. In der Oberlausitz zeichnen sich die Gemeinorte Herrnhut, Niesky bei Görlitz und Kleinwelke bei Bautzen, in Schlessien Gnadenfrei bei Schweidnitz, Gnadenberg bei Bunzlau, Neusalz und Gnadenfeld bei Kosel aus. Ansehnlich sind auch die Gemeinden zu Neubietendorf bei Erfurt, zu Ebersdorf bei Lobenstein, zu Christiansfeld im Schleswigschen und zu Zeyst bei Utrecht. Außerdem gibt es geduldete Herrnhutergemeinden mit eignen Versammlungssälen in Basel, Amsterdam, Harlem, Kopenhagen, Stockholm, Berlin, Neuwied, wohin die 1758 von Herrenhag und Marienborn im Pfennburgischen vertriebene Gemeinde ging und ein besonderes Stadtviertel anbaute, in Petersburg und Moskau. In Rußland wurden sie 1764 privilegiert, und bauten den durch den Verkehr mit den Tataren und Kalmücken merkwürdigen Gemeinort Sarepta im astrachanischen Gouvernement. Besonders aber haben sie in England Eingang gefunden, wo sie durch eine Parlamentsacte von 1749 als eine alte bischöfliche Kirche anerkannt sind. Überall haben sie sich des Schutzes der Regierungen würdig bewiesen. Sie gehören wegen ihrer Verträglichkeit, Erwerbsamkeit und Genügsamkeit zu den besten Staatsbürgern, beobachten überall die Landesgesetze und tragen die bürgerlichen Lasten, obgleich sie in der Verwaltung ihres Gemeinwesens und in ihrer kirchlichen Einrichtung unabhängig zu bleiben wünschen. Ihre Colonien außer Europa entstanden durch ihre Missionen; denn fortwährend haben sie das verdienstliche Geschäft der Heidenbekehrung mit dem unverdrossensten und verständigsten Eifer betrieben. Ihre erste Mission nach St. Thomas ward von Zinzendorf 1732 unter Begünstigung der dänischen Re-

gierung veranstaltet. Die meisten und blühendsten Colonien haben sie in Nordamerika gegründet, wo ihr Hauptort Bethlehem heißt. Auch in Grönland und auf vielen Inseln der neuen Welt gibt es herrnhutische Pflanzörter, und selbst zu den Hottentotten am Cap haben sie Glaubensboten gesandt. Weniger glückliche Fortschritte macht ihre Heidenbekehrung in Ostindien; doch ist schon Das, was sie bisher geleistet haben, ein unverkennbarer Beweis des göttlichen Segens, der ihre menschenfreundlichen Bemühungen begleitet. Daß indeß ganze Staaten und Völker ihre Lehre und Verfassung annehmen und sich der Brüdergemeinde einverleiben möchten, was wol bisweilen von den Bewunderern ihrer Tugenden gewünscht worden ist, scheint weder möglich noch dienlich. Der Herrnhutismus eignet sich nur für kleine Gemeinden; er würde als Grundsatz der Staatsverwaltung und Polizei, oder auch nur als Religionsverfassung großer Reiche, seine Vorzüge mit seinem wahren Charakter verlieren. Bleibt aber die Brüdergemeinde, was sie ist, so wird sie sich, ungeachtet ihrer Eigenheiten und der seltsamen Mischung von Freiheit und Zwang, von Sanftmuth und Härte, von Einfalt und Schlaueit, von Milde und Eigennuz, die man in ihrer Verfassung, Denkart und Handlungsweise wahrnimmt, durch treues Festhalten ihres vortrefflichen Endzwecks als ein ehrwürdiges Denkmal des frommen Sinnes einer nun verschollenen Zeit, als eine schätzenswerthe Bewahrerin der protestantischen Unterscheidungslehren und als ein Muster der stillen Tugenden, die den Menschen glücklich machen, noch lange unter uns in Ansehen und Gedeihen erhalten.

Nach dem Tode ihres Stifters Zinzendorf hat sich ihre Verfassung auf 7 Synoden, 1764, 1769, 1775, 1782, 1789, 1801 und 1818, theils bestätigt, theils modificirt. Merkwürdig ist ihre letzte, 1818 zu Herrnhut gehaltene Synode. Die dabei neu redigirten und später öffentlich bekanntgewordenen Statuten der evangelischen Brüdergemeinde sind in der Angabe der Merkmale ihres Geistes mehr der Einkleidung als dem Inhalte nach neu. Die Bibel wird darin als positive, die augsburgische Confession als negative Norm ihres Glaubens, die Bildung einer Familie Gottes, einer lebendigen Gemeinde Jesu als Zweck ihrer Vereinigung dargestellt. Sie nennt sich ein besonderes Volk der Gnadenwahl unter dem unmittelbaren Schutze Christi, welches unter der Leitung des heil. Geistes durch eine unmittelbare Direction (setzt aus 10 Männern bestehend) und Berathung von ihm gehandhabt wird, und bestätigt ihre bisherige Chorverfassung und übrigen disciplinarischen Einrichtungen. Diese Statuten erwähnen jedoch nicht die Modification, welche der Gebrauch des Looses bei Verheirathungen für die nordamerikanischen und englischen Gemeinden auf dringenden Antrag der erstern gleich bei der Synode und, um die Übereinstimmung zu erhalten, 1819 auch für die deutschen Gemeinden insofern erhielt, daß Niemand mehr gezwungen, aber immer noch jedem auf das Loos Vertrauenden freigestellt wird, sich desselben zu bedienen. Die Eheverbindungen bleiben für Verlobte, die nicht über sich loosen lassen wollen, auch bei dieser neuen Einrichtung der Aufsicht u. Berathung der Obren jeder Gemeinde unterworfen. (Hansen, „Kann die herrnhutische Gemeinde eine wahrhaft evangel. = christliche genannt werden?“ Epz. 1821, S. 72 — 76.) (Vgl. Unität und Missionen.) S. Dav. Franz, „Alte und Neue Brüderhistorie“ 1772, (fortgef. bis 1801), und Ludw. Schaaff, „Die evangelische Brüdergemeinde“ (Epz. 1825). 31.

Brüderschaften (religiöse), Gesellschaften zu frommen Übungen und wohlthätigen Zwecken, die das Bestreben, die geistlichen Orden nachzuahmen, schon im Mittelalter häufig zusammenbrachte. Vom 12. bis in das 15. Jahrh. kannte man nichts Verdienstlicheres als solche Orden stiften oder ihnen angehören. Laien, die keine Klostergelübde ablegen wollten, schlossen daher engere Verbindungen, um neben ihrem Weltleben doch bei gewissen Gelegenheiten als Religiosen zu erscheinen; anfangs gewöhnlich ohne kirchliche Ermächtigung, weshalb mehre dieser Gesellschaf-

ten, die die Anerkennung der Kirche nicht erlangten oder nicht suchten, den Charakter eines Separatismus annahmen, der sie in den Verdacht der Ketzerei brachte, z. B. die Beguinen und Begharden, die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die Apostelbrüder, die Geißler oder Flagellanten und Kreuzbrüder. (S. d. Art. und im Art. Orden die Franciscaner, deren dritter Orden ähnliche Erscheinungen aufweist.) Die Kirche hat sie längere oder kürzere Zeit gebuldet, aber endlich doch als Ketzerei verfolgt und unterdrückt. Selbst die alten Baucorporationen oder Brüderschaften der Bauleute und Gewerke, von denen der Freimaurerorden seinen Ursprung herleitet, ließen bisweilen Zunftgeheimnisse errathen, deren religiöser Gehalt auf eine eigenthümliche, in den Augen der Kirche verhängliche Gnosis und Symbolik hindeutete. (S. Freimaurer.) Anders verhält es sich mit den unter kirchlicher Aufsicht entstandenen oder doch von der Kirche bestätigten frommen Brüderschaften, die keine Geheimnisse, sondern anerkannt löbliche Zwecke theils zu der wegen Mangel an Polizei- und Armenanstalten nöthigen Aushülfe der Reisenden, Schutzlosen, Bedrängten, Kranken und Verlassenen, theils zur Befriedigung eigener Buß- und Andachtsbedürfnisse hatten. Von dieser Art waren die Brückenbrüder (Fratres pontifices), welche vom 13. bis in das 15. Jahrh. im südlichen Frankreich blühten, Brücken, Fähren, Hospize und bessere Wege anlegten und unterhielten, über die Sicherheit der Heerstraßen wachten und durch Almosen und Schenkungen bedeutende Reichthümer erlangten, die, nachdem dieser aus Rittersn, Mönchen und Arbeitern zusammengesetzte Orden unter üppigen Großmeistern seiner ersten Bestimmung ungetreu und von Pius II. aufgehoben worden war, den Johannitern zufielen; ferner die ihnen ähnlichen Ritter und Gefellen der h. Hermenad (s. d.) in Spanien, die Familiaren und Kreuzträger im Dienste der spanischen Inquisition (s. d.), die Kalandbrüder in Deutschland (s. d.) u. A. m. Die Bestimmung, Kranke und Gefangene zu besuchen, Almosen zu sammeln und auszutheilen, Missethäter zu trösten und auf den Richtplatz zu begleiten, Todte zu begraben und für Hingerichtete oder aufgefundenen Leichen Seelenmessen zu veranstalten, wählten sich die Alexianer (nach dem h. Alexius, ihrem Schutzheiligen), welche zu Anfang des 14. Jahrh. in den Niederlanden meist aus den untern Volksklassen entstanden, mit einem weiblichen Zweige, den schwarzen Schwestern, vermehrt, sich bis in die Rheinlande verbreiteten und, obwohl Laien, Häuser hatten und unter geistlicher Führung 2 Provinzen ihres Ordens bildeten, übrigens nach ihren schlechten Wohnungen Celliten oder Cellbrüder, wegen ihrer leisen Klagefänge (Lullen) bei Beerdigungen Kollarden oder Kollbrüder, wegen ihrer Mäßigkeit Mattemans genannt wurden, und in Antwerpen, Utrecht und Köln in den noch jetzt bestehenden Brüderschaften zur Leichenbestattung fortleben; die Brüder des Todes vom Orden des h. Einsiedlers Paul, die 1620 zu Rouen gestiftet, schwarz wie die Alexianer gekleidet und durch einen Totenkopf auf dem Skapulier ausgezeichnet waren, aber von Urban VIII. schon wieder unterdrückt wurden; und jene Anzahl von Büßern, d. h. Brüderschaften, die dergleichen Liebesdienste als Bußübungen verrichteten, in den Hauptstädten Italiens (in Rom allein über 100) noch bestehen und Laien von allen Ständen, auch vom höchsten Adel, in sich vereinigen. Da gibt es noch jetzt graue (alte Erzbrüderschaft von der Kirchenfahne zu St. Lucia in Rom schon 1264, in Frankreich unter Heinrich III.), schwarze (Erzbrüderschaften der Barmherzigkeit und des Todes), rothe, blaue, grüne, violette Büßer, von jeder Farbe der Kutte mehre, die sich durch absteckende Farben des Gürtels oder Mantels von einander unterscheiden; auch hat jede dieser Brüderschaften ihr eignes Schild mit kirchlichen Symbolen oder dem Bilde ihres Schutzheiligen auf der Schulter. Gleich sind sie einander in dem Schnitte ihrer Kleidung, die aus einer Kutte und dem Bußsack besteht, der Kopf und Schultern

verhüllt und nur 2 Löcher für die Augen hat, daher sie in dieser Vermummung un-
erkannt bleiben. Die Erzbrüderschaften sind durch ihre Privilegien von den übrige-
gen, die von ihnen abstammen, ausgezeichnet; geistliche und weltliche Obrigkeiten
begünstigen sie, da ihre Thätigkeit manche Lücke in den öffentlichen Wohlfahrts-
anstalten ausfüllt und oft wahren Bedürfnis, wie durch Ausstattung armer Mäd-
chen, durch Befehrung der Buhlerinnen, durch Sorgfalt für schutzlose Fremde und
Elende abhilft. (S. „Tagebuch einer Reise nach Italien“, von Elise v. d. Necke,
2. Thl., Berl. 1816.) Unter die ehrwürdigsten Gesellschaften dieser Art gehört
die vom h. Philipp von Neri 1548 zu Rom gestiftete Brüderschaft der h. Drei-
einigkeit zur Aufnahme der Pilger und Genesenen aus den Hospitälern, die 1645
zu Paris gestifteten Brüderschaften der Schuster und Schneider zur religiösen Be-
lehrung unwissender Lehrlinge und Gesellen dieser Handwerke, die 1678 ebenda-
selbst vom Miniminen P. Barre gegründeten Brüder und Schwestern der christlichen
Schulen des Jesuskindes, die Freischulen für arme Kinder unterhalten und um die
vernachlässigte Jugend in Frankreich große Verdienste haben, auch dem Erziehungs-
hause der Maintenon zu St.-Eyr Lehrerinnen gaben. Diese Brüderschaft, die
nach Art der geistlichen Orden lebt und von einigen Oeben regiert wird, erhielt sich
während der Revolution und wird jetzt wieder aufgemuntert, ja in den Lancasteria-
nismus eingeweiht. Die neuesten, seit der Rückkehr der Bourbons von soge-
nannten Missionspriestern in Frankreich gestifteten Brüderschaften, z. B. die 1815
gestiftete Genossenschaft zum h. Jesusherzen zu Tours, verbergen unter dem
Schleier der Religion politische Zwecke, stehen unter der Leitung anticonstitutioneller
Geistlichen und machen mit den Ultras Partei („Censeur européen“, 1817,
2. Thl.). Nicht zu verwechseln sind mit den Brüderschaften die Orden der barm-
herzigen Brüder und Schwestern, deren Hospitäler zur Aufnahme der Kranken
durch den Ertrag der Almosen, die sie einsammeln, in den bedeutendsten Städten
der katholischen Christenheit bestehen. Diese Barmherzigen stiftete 1540 Johann
von Gott (der unter Karls V. Fahnen in Afrika gefochten hatte) in Spanien, gab
ihnen schwarze Kleidung und die Verfassung eines Bettelordens. Pius V. gab
denselben die Regel des h. Augustinus. Sie leisten alle Mönchsgelübde und stehen
in Europa, wo man sie fast überall findet, unter einem gemeinschaftlichen General.
Die außer Europa verbundenen Barmherzigen haben braune Kutten und ihren be-
sondern General in Amerika. Die barmherzigen Schwestern bestehen aus mehren
von einander unabhängigen Genossenschaften und haben unter Anderm das große
Hôtel-Dieu zu Paris inne. Beide Orden wurden, wo sie ihrer ersten Bestim-
mung treu blieben, bis jetzt erhalten. Sie nehmen Kranke jeden Standes, jeder
Nation und jeder Religion auf. 1685 zählte der Orden 224 Klöster. Vgl. D.
Heib's „Gesch. der Heilanstalt der barmherz. Brüder in Prag (seit 1620), nebst
Rückbl. auf die Entstehung u. Schicksale dieses Ordens überh.“ (Prag 1823). E.

Bruges (Vicomte de) gehört zu den bedeutendsten Personen des franzö-
sischen Hofes. Er war Schiffslieutenant, als die franz. Revolution ausbrach,
diente unter den engl. Truppen bei der Expedition auf St.-Domingo, wo seine
Familie großes Eigenthum besaß. In Deutschland heirathete er später eine Gräfin
Goloffin. Nach der Zurückkunft des Königs nach Frankreich wurde der Vicomte,
der aus einem der ältesten Geschlechter daselbst abstammte, Inspector der 8. Milli-
tairdivision in der Provence. Es gelang ihm aber nicht, Napoleons Landung mit
ihren großen Folgen zu beseitigen, als dieser 1815 von der Insel Elba zurückkehrte.
Doch trat er zu dem Armeecorps des Herzogs von Angoulême im südlichen Frank-
reich und wollte im Juni 1815 Marseille in Besitz nehmen, als der Marschall
Brune den Herzog zur Capitulation zwang. 1816 war er auf einer wichtigen
franz. Mission in Berlin. — Sein älterer Bruder, Graf Bruges, wurde 1815
unter Monsieur Generalinspector der Nationalgarben.

Brügge, Bruges, feste Hauptst. in der niederländ. Grafschaft Westflandern, ist durch Canäle mit Gent, Ostende und andern Orten verbunden, hat 6000 H., 36,000 E., eine Akademie der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, eine Gesellschaft für die Nationalliteratur, eine Gesellschaft des Ackerbaues, eine Seefahrtschule u., viele Fabriken, Spizenklöppelschulen, Schiffswerfte, Fischerei und Handel. In der Hauptkirche sieht man die prachtvollen Mausoleen Karls des Kühnen (st. 1477) und der Maria von Burgund. Ehemals war B. der Hauptstapelort des nordischen Handels und, gleich Venedig, die reichste Handelsstadt, bis die Entdeckungen der Portugiesen Venedig und B. gleichsam aus der Mitte des Weltverkehrs zurückdrängten. Alle handelnde Völker hatten daselbst seit dem 14. Jahrh. ihre Consulate; daher so viele Denkmäler der Bau- und Bildhauerkunst. S. des Architekten Rudd „Collection de gravures au trait, représentant les plans, coupes, élévations, profils, voûtes, plafonds etc. des principaux monumens d'architecture et de sculpture de la ville de Bruges, depuis le XIV^{me} jusqu'au XVII^{me} siècle“ (56 Kpf. mit dem holl. und franz. Text), 1824. Hier wurde 1430 der Orden des goldenen Vlieses gestiftet, und Johann van Esp geboren, welcher 1441 starb.

Brugmans (Sebald Justinus), ein durch Kenntnisse und Einfluß auch im Auslande geachteter, niederländischer Gelehrter, war Oberarzt der Armee, der Marine und der Colonien, Mitglied des niederländ. Instituts, sowie der meisten europ. Akademien und gel. Gesellschaften. Geb. zu Franeker 1763, promovirte er schon 1781 in Gröningen zum D. der Philosophie. Seine Dissertation: „Lithologia groningana“, erregte Aufmerksamkeit. Die Akademie in Dijon krönte um dieselbe Zeit seine Bewerbung um die Preisaufgabe: „Über schädliche und giftige Pflanzen auf den Viehweiden“. Auch erhielt er „Über die Kennzeichen des Absterbens der Bäume“ von der Akademie zu Bordeaux, und von der berliner Societät der Wissenschaften „Über das Unkraut“ den Preis für die von denselben aufgesetzten Fragen. Alle 3 schrieb er in franz. Sprache. Nachdem B. 1785 die medic. Doctorwürde durch eine Dissertation: „De puogenia“, in Gröningen erworben hatte, übernahm er an van Swinden's Stelle zu Franeker den Lehrstuhl der Philosophie und der Physik. Hier lieferte er schnell hinter einander 2 Abhandlungen, welche den großen Denker verriethen: „De natura soli frisiae exploranda“ und „De accuratori plantarum indigenarum notitia maxime commendabili“. B. trug nach allen Kräften dazu bei, die Liebe für alle Zweige der Naturgeschichte in seinem Vaterlande noch mehr auszubilden. Auch begann er in Franeker sein Cabinet der vergleichenden Anatomie anzulegen, das sich späterhin zu einem der ersten in Europa ausbildete und selbst von Cuvier bewundert wurde. In diesem Cabinet befand sich auch Schill's Kopf in Weingeist. Versetzt nach der Universität Leyden, las er von 1795 an dort über Chemie. Seine großen Arbeiten für die Medicinalanstalten der Armee begannen 1794. Er stiftete für solche ein chemisches Laboratorium und eine Centralapothek. An der „Pharmacopoea batava“ von 1805 arbeitete er thätig, verschwieg aber nicht die Verdienste seiner Collegen, der Professoren Drießen und Wrolik, sowie der Ärzte Deimann und ten Haaf. König Ludwig ernannte B. zu seinem Leibarzt und ließ Alles fortbestehen, was derselbe beim Hospitalwesen neu organisirt hatte. Nach der Vereinigung der Niederlande mit Frankreich ernannte ihn Napoleon zum Generalinspector der Hospitäler und zum Rector der Universität Leyden. Seine Fürsprache tilgte nicht bloß alle Schulden der Universität, sondern verschaffte ihr auch einen um 100,000 Fr. vermehrten jährlichen Zuschuß aus der Staatscasse. Ein ausgezeichnetes Verdienst dieses Mannes ist, daß während seiner vieljährigen Direction der Militärspitäler in solchen niemals Hospitalfieber die Tödtlichkeit der Wunden und Krankheiten vermehrten, ferner, daß er nach der mörderischen Schlacht von Waterloo

schnell ärztliche Hülfe für mehr als 20,000 verwundete Krieger und jede Bequemlichkeit herbeischaffte. Seine Abhandlung: „Über die Natur des Miasma der Hospitalfieber“ krönte 1814 die harlemer Akademie. Die Universität Leyden verdankt ihm die treffliche Anordnung ihrer naturgeschichtlichen Sammlung, und daß ihr Alles zurückgegeben wurde, was 1795 von dort nach Paris gewandert war. B. hat f. Beobachtungen über eine innere, den Fischen eigenthümliche Organisation, die deren Fähigkeit zu schwimmen mehr als der Schwanz und die Schwimmschweben befördert, in den Sammlungen des niederländ. Nationalinstituts niedergelegt. Er starb im 56. J. seines Alters am 21. Juli 1819, von Allen betrauert, die seinen Charakter wie seine großen Kenntnisse zu würdigen verstanden hatten.

Brühl (Heinrich, Graf v.), Minister Augusts III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, war den 13. Aug. 1700 auf seinem väterl. Stammhause Ganghof-Sömmern in Thüringen geb. Sein Vater, sachsen-weißenf. Geh.-Rath, war unbegütert und außer Stand, seine 5 Kinder auszustatten. Heinrich trat daher als Page in die Dienste der Herzogin Elisabeth. Sein heiteres Wesen und die Anmuth seiner Sitten gewannen ihm die Gunst dieser Fürstin und bald darauf auch Augusts II. In der Folge ernannte ihn der König zum Kammerherrn und ließ sich von ihm auf allen Reisen begleiten. B. benutzte die Gnade seines Herrn zu seinem Vortheil und hatte bereits mehre wichtige Ämter erlangt, als der König am 1. Febr. 1733 zu Warschau starb. Durch ein eignes Glück war die polnische Krone sammt den übrigen Reichskleinodien der Obhut B.'s anvertraut; ohne Säumen reiste er nach Dresden, überbrachte sie dem neuen Kurfürsten, August III., und war sehr thätig, ihm den Thron zu sichern. Seitdem hörte das Glück nicht auf, den Grafen zu begünstigen, und er selbst verstand meisterhaft, dasselbe sich unterzuordnen. Klug und gewandt, beherrschte er seinen Herrn; zugleich entfernte er Alle, die es hätten versuchen können, ein gleiches Ansehen um einen gleichen Preis zu erkaufen. Er wurde 1733 (12. März) zum Kammerpräsidenten und Minister der einheimischen Angelegenheiten ernannt, dann 1742 zum General der Infanterie. August III. hatte seine Gunst dem Grafen Sulkowski geschenkt; B., der sich noch nicht mächtig genug glaubte, um ihn zu verdrängen, ward der Freund seines Nebenbuhlers und theilte das Ministerium mit ihm. Inzwischen vermählte er sich mit der Gräfin Kollowrath, einer Favorite der Königin, und so gelang es ihm, durch die Königin zu bewirken, daß Sulkowski entfernt ward. Jetzt befand er sich, zum Premierminister in den letzten Monaten 1748 ernannt, allein im Vertrauen Augusts, und mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit war er unablässig bemüht, Alle von dem Könige abzuhalten, die sich ihm nähern wollten. Kein Lakai trat ohne B.'s Genehmigung in des Königs Dienste; begab sich derselbe in die Capelle, so wurden zuvor alle Wege von Zuschauern und Begegnenden frei gemacht. August verlangte von seinem Minister einen glänzenden Aufwand, und B. erfüllte diesen Wunsch im weitesten Umfange. Er hielt 200 Domestiken und bezahlte seine Garde besser als der König; seine Tafel war die köstlichste, und seine Garderobe die glänzendste. „Brühl“, sagt Friedrich II., „war der Mann dieses Jahrhunderts, der die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäsar würde ihn zu jenen schön frisirten und parfümirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete“. August III. war nicht Cäsar, und B. galt Alles bei diesem schwachen Regenten. Nie wurde ein Fürst sklavischer bedient; immer befand sich B. in seinem Gefolge, ganze Tage in seiner Nähe, ohne ein Wort zu sprechen, während der geschäftlose Fürst rauchend umher schlenderte und die Augen auf ihn warf, ohne ihn zu sehen. „Brühl, habe ich Geld?“ — „Ja, Sire.“ — Das war beständig seine Antwort. Aber um diese Antwort geben zu können, wurden die Cassen erschöpft und das Land mit Schulden belastet. Dagegen hatte man das Heer vermindert, und als der siebenjährige Krieg ausbrach, hatte Sachsen nur 17,000 M.

schlecht gezogener Soldaten, die sich aus Mangel bei Pirna ergeben mußten. Unterdeß war B. mit dem Könige nach Polen geflüchtet. Man hatte die Gemälde und Porzellane gerettet und dafür die Staatsarchive dem Sieger überlassen. Nicht minder eitel als herrschsüchtig, hatte sich B. für einen Abkömmling des Grafen Brühl, Wojwoden von Posen, erklären lassen. Die Kaiserin Elisabeth hatte ihm den St.-Andreasorden verliehen, und Karl VI. ihn zum Reichsgrafen erhoben. Nach dem Tode der Königin, in der ihm eine erbitterte Feindin starb, schenkte ihm der König die ganze Apanage derselben, um ihn für die in Sachsen erlittenen Verluste zu entschädigen. August war kaum in Dresden wieder angekommen, als er am 5. Oct. 1763 starb. Schon am 28. dess. Mon. folgte ihm B., der bereits seit einiger Zeit gegen s. Erschöpfung angekämpft hatte, um die Pflichten eines Günstlings unausgesetzt zu erfüllen. Prinz Xaver, der ihn persönlich haßte, ließ, als Administrator von Sachsen, die Brühl'schen Güter mit Beschlagnahme belegen und eine Untersuchung verhängen, die jedoch damit endigte, daß B.'s gesamtes Vermögen auf s. Nachkommen überging; und wirklich scheint er s. ansehnlichen Reichthümer mehr der übergroßen Freigebigkeit s. Fürsten als unerlaubten Mitteln verdankt zu haben; auch ist es rühmend anzuerkennen, daß er mit s. Prachtliebe und s. Aufwande den Künsten und Wissenschaften wesentliche Vortheile gewährt hat. Seine Bibliothek kaufte der Kurfürst für 60,000 Thlr. S. v. Justi's „Leben und Charakt. des Premierminist. Grafen v. Brühl“ (3 Bde., 1760—64); „Curiosa Saxon.“ (1763), und die „Zuverläss. Lebensbesch. des verst. ersten Ministers Gr. v. Brühl, und des verst. Cabinetsmin. A. F. Fürsten v. Sulkowski“ (Jff. u. Lpz. 1766). — Von seinen 4 Söhnen erwähnen wir den ältesten:

Brühl (Friedrich Aloysius, Graf v.), geb. zu Dresden d. 31. Juli 1739. Seine Mutter, eine höchst würdige, einsichtsvolle und geistreiche Frau, erzog ihn mit möglichster Sorgfalt und bewies dabei ebenso viel Klugheit als eine ihrem Geschlechte sonst nicht gewöhnliche Strenge. B. studirte in Leipzig und Leyden und ward bereits in seinem 19. J. polnischer Kron-Generalfeldzeugmeister. Nachdem er Europa durchreist hatte, wohnte er im siebenjähr. Kriege einigen Feldzügen der Kaiserreichs bei. Nach dem Tode Augusts III. verlor er s. Ämter in Polen und Sachsen. Jedoch söhnte er sich mit Stanislaus aus und erhielt einige derselben zurück. Sein Lieblingsaufenthalt war Pforten in der Niederlausitz, wo er in stiller Abgezogenheit für die Wissenschaften und s. Freunde lebte. Bei einem Besuche, den er s. Bruder Karl in Berlin machte, starb er daselbst d. 30. Jan. 1793. Natur und Studium hatten ihn zu einem Ideale eines gebildeten Weltmannes erhoben. Er war einer der schönsten Männer und besaß dabei eine bewundernswürdige Leibesstärke. Die meisten europ. Sprachen schrieb und sprach er mit Grazie und Ausdruck. Von s. Einsichten in die schöne Literatur und Schauspielkunst zeugen s. schriftstellerischen Arbeiten. Auf dem Basson war er Virtuose und spielte außerdem fast alle Instrumente. Er zeichnete und malte mit Geschmack und Einsicht. In den mathematischen Wissenschaften hatte er sich die ausgezeichnetsten Kenntnisse erworben, besonders in der Artillerie und der Luftfeuerwerkerei. Um sich von der erstern genaue Kenntniß zu verschaffen, arbeitete er zu Augsburg fast ein ganzes Jahr unerkannt in der Stüchgießerei. Seine Thätigkeit war außerordentlich. Dabei lebte er äußerst mäßig; eine Tugend, die sich bei Charakteren seiner Art höchst selten findet. Eine sonderbare Gewalt hatte er über den Schlaf; mehre Nächte konnte er ihn ganz entbehren und dagegen wieder in Vorrath schlafen. Die Kunst der Unterhaltung war sein Triumph. Seine Schauspiele, die eine Zeitlang mit Beifall auf den deutschen Bühnen gesehen wurden, sind in 5 Thln. erschienen (1785—90). Eins der besten ist die „Brandschätzung“, nach einer wahren Anekdote aus dem siebenjähr. Kriege. Auch übersetzte er Meißner's „Alcibiades“ ins Französ. — Hans Moriz, Gr. v. Brühl auf Martinskirchen, Bruderssohn des Ministers, geb. d. 20. Dec. 1736 zu Wiederau,

ein Liebling Gellerts und Cronq's Freund auf der Universität Leipzig, besaß viele Kenntnisse in der Astronomie, und starb d. 9. Jan. 1809 als k. sächs. Gesandter in London. Er hatte sich durch sinnreiche Verbesserungen an Instrumenten und durch Aufsätze in den „Philos. transact.“, auch durch s. „Recherches sur divers objets de l'économie politique“ (Dresd. 1781) bekanntgemacht.

Brühl (Karl Friedrich Moriz, Graf v.), geb. 1772 zu Pforten in der Niederlausitz, bis 1828 Generalintendant der k. Schauspiele in Berlin. Seine geistreiche Mutter, Gemahlin des Grafen Moriz, jüngsten Sohnes des Grafen Heinrich v. Brühl (s. d.), geb. Schleierweber 1756 und gest. 1816, welche der Erziehung ihres Sohnes die höchste Sorgfalt widmete, besaß große Talente für Gesang und Musik sowohl als für theatralische Darstellung; sein obengen. Oheim war Theaterdichter und ebenso leidenschaftlicher als glücklicher Schauspieler in ernsten und edeln Charakteren; sein Vater selbst besaß ein entschiedenes Talent für Darstellung komischer Rollen, und so war der junge Graf von Kindheit auf Zeuge und selbst Teilnehmer musikalischer und theatral. Kunstübungen im Kreise s. Familie, welche von geistreichen Personen, z. B. Meißner, Naumann u. A., stets umgeben war und in Pforten und Seifersdorf Privattheater hatte, auf welchen der berühmte Reinecke, dessen Gattin und der nicht minder geschätzte Schauspieldirector Brandes auftraten. 1785 begleitete der junge Graf s. Ältern nach Weimar und sah den Kreis, welchen dort Männer wie Wieland, Herder, Göthe u. A. um die geistreiche Herzogin Amalie bildeten. So ward s. Geist immer mehr zu den schönen Künsten hingezogen, und obchon er sich für das Studium der Forstwissenschaften entschieden hatte, blieben sie doch immer s. Lieblingsneigung. Im 18. J. wurde er im Preussischen, wo s. Vater die Stelle eines Obersten und Chausséebau-Intendanten bekleidete, als Jagdjunker angestellt und fand in Berlin Gelegenheit, in der Zeichnungskunst und in der Musik unter Genelli, Fasch und Thürschmidt Kenntnisse und Übung zu erlangen. Eine forstwissenschaftliche Reise durch Deutschland führte ihn in der Zeit, wo Schiller in Weimar lebte, zum zweiten Male dahin; er hielt sich ein Jahr lang dort auf, genoß des Wohlwollens der Herzogin und des täglichen Umgangs mit den Genien der Künste und Wissenschaften, welche sie umgaben, und wurde Mitglied des gesellsch. Theatervereins, in welchem er mehre Male vor der Herzogin auftrat. In dieser Periode schrieb Göthe „Paläophron und Neoterpe“, bestimmte die erstgenannte Rolle für den jungen Grafen und leitete s. Studium derselben. Mit dem Prinzen Heinrich von Preußen verlebte B. als Kammerherr einige Jahre zu Rheinsberg, in ländlicher Stille zwar, doch nicht geschieden von der Theaterkunst, da der Prinz eine franz. Schauspielergesellschaft unterhielt, durch welche der Graf die Eigenheiten der franz. Theaterpraxis kennen lernte. Nach dem Tode des Prinzen ward er an den Hof der Königin, Mutter des jetzigen Königs, berufen, wozu die Vorliebe dieser Fürstin für Theater und Musik die Veranlassung gegeben hatte. Von jetzt an widmete der Graf diesen Künsten und ihren Hülfswissenschaften ein ernstliches Studium und benutzte jede Gelegenheit zur Erweiterung s. Kenntnisse derselben. Diese Gelegenheiten mehrten sich, als er 1813 dem Heere als Freiwilliger nach Frankreich folgte, Paris, seine Kunstschätze und s. Theater sah, den König von Preußen hierauf nach England begleitete und auf der Bühne von London Shakespeare's Dichtungen in der Ursprache hörte. So vorbereitet, ward er 1814 an die Spitze der Bühne von Berlin, einer Kunstanstalt für Schauspiel, Oper und Ballet, berufen. Um die Oper, für welche sein Vorgänger Iffland am wenigsten zu wirken vermocht hatte, erwart er sich bald ein in die Augen fallendes Verdienst. Er war es, der einen Devrient anstellte, die Entwicklung der Anlagen einer Düring (jetzt Stich) beförderte, das Wolff'sche Künstlerpaar nach Berlin zog, dem Herrn Wolff die Regie der Tragödie anvertraute, zuerst Calderon auf die Bühne brachte, die Marime von der Unantastbarkeit des Rollenbesitzes abschaffte, den Einwirkungsversuchen einer pedantischen Gen-

sur beharrlich widerstand und die dramatischen Dichter in ein anständigeres Verhältniß gegen die Bühne zu setzen suchte. Daß der würdige Lenker dieser Anstalt mit Hindernissen kämpfte, hat selbst die strengere Kritik nicht verkannt, welche auch f. Hang zu Garderobe- und Decorationsluxus tadelte; doch ließ er die Kritik, wo es thunlich war, nicht unberücksichtigt. Er ist seit 1814 mit einem Fräulein v. Pourtales aus der Schweiz vermählt und hat das Bürgerrecht von Neufchatel erhalten, wo er im Befreiungskriege Militaircommandant war.

Brumaire, der 18. (9. Nov. 1799). Ein entscheidender Tag in den Jahrbüchern der franz. Revolution. An ihm stürzte der General Bonaparte das Directorium; am 10. trieb B. mit Bajonnetten den Rath der Fünfhundert auseinander und ward darauf zum ersten Consul ernannt. (S. Bonaparte und Frankreich.)

Brun, s. Lebrun.

Brun (Friederike Sophie Christiane), geb. den 3. Juni 1765 zu Lonna im Herzogthum Gotha, wo ihr Vater, Balthasar Münter (s. d.), Superintendent war. Kaum 5 Wochen alt, trat sie an der Brust der Mutter, Friederike, geb. v. Wangenheim, die Reise nach Kopenhagen an, wohin ihr Vater als Prediger der deutschen Gemeinde abging. Ihre frühesten Erinnerungen sind die an das Cramer'sche Haus, an Klopstock, Resewig, Sturz, Funk und Gerstenberg. Nach Auseinandertreibung dieses Kreises durch Struensee's revolutionnaire Regierung schloß sich das Herz des Vaters an Niebuhr und an die Häuser Reventlaw, Bernstorff und Schimmelmann. Der zweite große Bernstorff war sein und der Seinigen Freund, und es bildete sich ein Band der Liebe zwischen den Geschwistern Stolberg und dem Münter'schen Hause. Da wurden die ersten poetischen Lieder in ihrem Busen wach, die das 13jähr. Mädchen, des Vaters Liebling, allen Menschen unbewußt, in einen alten Weidenbaum in ihres Vaters Garten aushauchte. Zugleich entstand zwischen ihr und dem in 8 herrlichen Kindern aufblühenden Geschlechte Bernstorff's eine dauernde Jugendfreundschaft. Gelemt hatte das junge Mädchen eigentlich wenig, aber viel Gutes gelesen unter väterlicher Obhut, und noch mehr gehört. Kerngesund, fröhlich und thätig, vergaß sie aber darüber die thätige Wirthschaftsübung nicht. Die Lieder entschlüpfen ihr nun unwillkürlich, und so ist's mit ihren Dichtungen stets geblieben. Noch vor Vollendung ihres 16. J. begleitete sie ihre Ältern auf einer Reise zur Vaterstadt ihrer Mutter, nach Gotha. In Kiel, Hamburg, Göttingen, Braunschweig, Halle, Weimar sah sie die Würdigen von Angesicht, die schon längst ihre Seele entflammt hatten. Im Sommer 1783 ward sie die Gattin des dänischen Conferenzrathes Konstantin Brun. Er war dänischer Consul in Petersburg gewesen und hatte sich nun als administrierender Director der königl. westind. Compagnie in Kopenhagen niedergelassen. Drei Wochen nach ihrer Heirath begleitete sie ihren Mann nach Petersburg. Im strengen Winter zwischen 1783 und 1784 von dort zurückkehrend, wurde sie durch das unübersteigliche Eis der Belte 2 Monate in Hamburg zurückgehalten. Hier war ihr der tägliche Umgang mit Klopstock unvergesslich. Dem ersten, bald nach der Rückkehr in die Heimath geborenen Sohne folgten noch 4 Kinder, von welchen das zweite starb. Im strengen Winter zwischen 1788 und 1789 wurde die Dichterin in einer Nacht so taub, als sie seitdem stets geblieben ist. So jung, lebensfroh, gesellig, wußte sie sich doch nach dem ersten Schmerz einer solchen Überraschung bald in sich selbst zurecht zu finden und in ihrer Einsamkeit durch Poesie und Wissenschaft zu trösten. Die erste Reise ins südl. Europa unternahm sie mit Brun 1791 über Paris durch das südl. Frankreich nach Genf in Gesellschaft der 2 ältesten Kinder. In Lyon lernte sie Mathisson, später den treuesten Pfleger ihrer Gedichte, die er in 2 Auflagen bei Dreil und Füßli besorgte, in Genf Bonstetten kennen. Die ersten 2 Bde. der „Pro-

faischen Schriften" von Fr. Brun (4 Bde., 1799 — 1801, bei Drell u. Füßli) enthalten die vielleicht in zu reger Begeisterung entstandenen Schilderungen ihrer Reise durch die Schweiz und das südliche Frankreich. Nach der Geburt ihrer letzten Tochter litt ihre Gesundheit sehr. Die noch übrige Lebenskraft erschöpfte der Hingang ihres Vaters, der 1794 starb. Hensler in Kiel schickte sie daher im Frühling 1795 nach Italien. Die ältesten Kinder begleiteten sie. In Lugano vereinigte sie sich mit der tiefführenden Fürstin von Dessau, die damals mit Matthiesson auch nach Italien reiste. In diesem Verein durchlebte die Dichterin einen der lehrreichsten Winter in Rom, fand aber erst im Sommer 1796 in der Schwefelquelle von Ischia ihre Gesundheit wieder. Zoega's und Fernow's Freundschaft, sowie Angelica's Bekanntschaft war ihr Gewinn während ihres Aufenthalts in Rom, die wir aus den 2 letzten Bänden ihrer profaischen Schriften genau kennen lernen. Im Herbst 1796 kehrte sie vollkommen genesen in die Schweiz zurück; ihre gestärkte Constitution widerstand fast 2 Jahre dem Klima von Kopenhagen. Bonstetten hatte indeß, um dem Joche des franz. Directoriums zu entgehen, in Dänemark ein Asyl gefunden. Er gab der Freundin seinen Johannes Müller, und sie wurde die Dritte in diesem Bunde. Als 1801 Dänemark den Kampf gegen England bestanden hatte, fand sich die Dichterin durch erneuerte Leiden in einen Zustand versetzt, der den berühmtesten Arzt in Kopenhagen, Særtorph den Vater, zu dem Ausspruche bewog, sie müsse zur Lebenserhaltung mildere Luft athmen. Frau v. B. reiste daher mit ihrer jüngsten Tochter, Adelaide, in die Schweiz. Den Winter brachte sie im Waadtlande und in Copet bei Necker und seiner berühmten Tochter, Anna Germaine von Staël, zu; doch nur der Aufenthalt in Rom versprach Besserung im Kreise der alten Freunde von 1795. Die Reise selbst hat sie im 1. und 2. Theile der „Episoden" (Zürich, Drell und Füßli) beschrieben. Strenger wie nie empfing der heimathliche Himmel die Halbgenesene. Wenig Tage nach ihrer Zurückkunft brach eine Reihe Übel auf sie ein, und ihre Nervenkrämpfe steigerten sich bis zur Epilepsie. Das einstimmige Urtheil der Ärzte erlöste sie aufs neue. Ihre 2 jüngsten Töchter begleiteten sie. Mit ihnen lebte sie den Winter von 1805 auf 1806 in und bei Genf im Cirkel der alten Freunde, welchen der Geschichtschreiber Italiens, Sismondi, vergrößerte. Den Sommer 1806 brachte sie mit Sismondi und Bonstetten im Waadtlande zu. Eine gefährliche Krankheit ihrer Tochter nöthigte zu neuen Reisen (s. „Episoden", 3. Bd.), bis endlich im April 1807 in Rom die Kranke wiederhergestellt wurde. Ida hatte sich durch die kunstreichste Bildung überreizt, sie konnte nur in den Seebädern von Castell a Mare und in der mildern Winterluft von Neapel Besänftigung und Beruhigung finden. Dort erheiterte und tröstete die Einsame die väterliche Freundschaft des edeln Capacelatro, Bischofs von Tarent, und das Zusammenleben mit der geliebten Familie Filangieri. In Rom war sie im Juli 1809 Augenzeugin von den Gewaltthaten de Miollis's und Salicetti's, und fand die beste Gelegenheit, über den muthvollen Widerstand, den der ehrwürdige Greis Pius VII. dem Usurpator entgegenstellte, und über die Wegführung des Papstes in die Gefangenschaft (7. Juli) die zuverlässigsten Nachrichten einzuziehen. Sie gab 1816 ihre damals an den Bischof von Seeland, ihren Bruder, geschriebenen „Briefe aus Rom" durch Böttiger in Dresden heraus. Der Nov. 1810 brachte die genesene und aufs neue frisch erblühende Tochter in die Arme der Ihrigen zurück. Die interessanteste Partie dieser letzten Reise hat sie im 4. Theile der „Episoden" dargestellt, auch unter d. Titel: „Sitten- und Landschaftstudien von Neapel und seinen Umgebungen", entworfen 1809 und 1810, mit spätern Zusätzen 1818 herausgeg. von Böttiger (Pesth). Am schmerzhaftesten verwundete die Rückkehrende der Verlust ihrer indeß gestorbenen Mutter. Seitdem ist die Dichterin dem heimischen Herde treu geblieben. Doch mußte sie im verhängnißvollen Winter zwischen 1813 und 1814

eine qualvolle Krankheit bestehen. Die Musenkunst giebt den wunderthätigen Balsam in jede schmerzende Wunde. Das 3. Bdchn. „Gedichte“ ist 1820 in Bonn erschienen. Nie ruht ihr Saitenspiel, welches zuletzt die Wiedergeburt Griechenlands gefeiert hat. Ihr neuestes Werk ist: „Wahrheit aus Morgenträumen und Idas ästhetische Entwicklung“ (Aarau 1825), worin sie ihr Jugendleben selbst erzählt.

Brund (Richard Franz Philipp), einer der genialsten Kritiker der neuern Zeit, geb. zu Strassburg den 30. Dec. 1729, machte bei den Jesuiten zu Paris schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, vernachlässigte aber dieselben, als er in das Geschäftsleben trat. Er befand sich als Kriegskommissair während der Feldzüge zu Gießen in Winterquartieren und wohnte hier zufällig bei einem Professor, der durch Rath und Beispiel den Geschmack für die Wissenschaften in ihm wieder erweckte und ihn zum Lesen der Classiker leitete. Als B. nach Strassburg zurückgekommen war, widmete er alle Zeit, die er frei hatte, dem Griechischen, und besuchte in einem Alter von 30 J. und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorlesungen der Hellenisten in der Universität. Der Eifer, der ihm zu diesem mühsamen Studium Muth gemacht hatte, stieg durch das Vergnügen, Schwierigkeiten zu überwinden, und so setzte sich allmählig die Überzeugung in ihm fest, daß alle die Nachlässigkeiten, die er in den griech. Dichtern zu bemerken glaubte, nur Nachlässigkeiten der Abschreiber seien. In dieser Meinung änderte er, was ihm anstößig war, warf die Ordnung der Verse um und erlaubte sich Freiheiten, welche die Kritik durchaus verwerfen muß. Dieser Muth zu ändern überließ er sich besonders in den Randglossen seiner Bücher und in den zahlreichen Abschriften, die er mehr zu seinem Vergnügen als zum Gebrauche von den griech. Dichtern machte; diese Willkür ist auch in seinen Ausgaben so sichtbar, daß sie nur einen sehr vorsichtigen Gebrauch, selbst der besten, erlaubt. Dennoch ist B. der griech. Literatur von wesentlichem Nutzen gewesen, und seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften haben wenige Gelehrte so kräftig ihre Fortschritte gefördert. Bewundern muß man, wie Vieles und Wichtiges er in einem Zeitraume von 20 Jahren geleistet hat. Auch besorgte er eine schätzbare Ausgabe des Virgil. Von seinen griech. Ausg. nennen wir die Analekten, den Apollonius Rhodius, den Aristophanes, die Gnomiker, und sein Meisterwerk, den Sophokles, für den ihm der König einen Jahresgehalt von 2000 Franken bewilligte. Um diese Zeit unterbrach die franz. Revolution seine Studien. Mit Feuer ergriff er die neuen Ideen und war eins der ersten Mitglieder der Volksgesellschaft in Strassburg, ohne sich jedoch von den Grundsätzen einer anständigen Mäßigung zu entfernen. Dies beweist der Umstand, daß er während der Schreckenszeit zu Besançon verhaftet war und erst nach Robespierre's Tode seine Freiheit erlangte. 1791 nöthigten ihn ökonomische Verhältnisse, einen Theil seiner Bibliothek zu verkaufen, und 1801 mußte er nochmals dazu seine Zuflucht nehmen, was für ihn sehr bitter war, da er seine Bücher leidenschaftlich liebte und bei seinen vormals glänzenden Vermögensumständen eine köstliche Bibliothek gesammelt hatte. Wenn man mit ihm von einem Autor sprach, den er besessen hatte, traten ihm die Thränen in die Augen. Seit jener Zeit wurde ihm die griech. Studien verhaft; dagegen besorgte er noch eine Ausg. des Terrenz und hatte den Plautus zum Drucke fertig, als er den 12. Juni 1803 starb. Viele seiner nachgelassenen Papiere sind auf der pariser Bibliothek.

Brundisium (jetzt Brindisi), berühmte alte Stadt Apuliens in Terra di Otranto (Königr. Neapel), am adriat. Meere, deren jetzt versandeter Hafen zu der Römerzeit einer der besuchtesten war, weil man von da gewöhnlich nach Griechenland und Asien überfuhr, daher auch die appische Heerstraße dahin führte. Auch von Konstantinopel nach Rom, durch die albanisch-macedonischen Gebirge, ging der nächste Weg über Brindisi. Virgil starb in Brindisi. Jetzt zählt sie 5900 Einw. (im 12. Jahrh. 60,000) und ist der Sitz eines Erzbischofs.

Brune (Guillaume Marie Anne), Reichsmarschall, Sohn eines Advocaten zu Brives la Gaillarde, das. geb. den 13. März 1763, kam jung nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution war er Buchdrucker und hatte sich selbst durch einige kleine Schriften bekanntgemacht. Er widmete sich nummehr der Politik, war Mitglied von dem Clubb der Cordeliers, stand in Verbindung mit Danton und spielte in den Stürmen jener Zeit eine thätige Rolle. Bis zum 10. Aug. 1792 beschäftigte ihn die Herausgabe eines Tageblatts, dann ging er als Civilcommissair nach Belgien. 1793 trat er in Militärdienste bei der Revolutionsarmee in der Gironde. Den 10. Oct. 1795 half er Barras die Jakobiner zurücktreiben, welche das Lager von Grenelle angegriffen hatten. Nachher zeichnete er sich, als Brigadegeneral bei der ital. Armee, 1797 in dem Angriff auf Verona und in der Schlacht von Arcole aus. Als das Directorium der Schweiz den Krieg erklärte, erhielt B. den Oberbefehl des Heeres, drang (Jan. 1798) ohne großen Widerstand ein und bewirkte eine neue Organisation des Landes. 1799 übernahm er den Oberbefehl in Holland, schlug die Engländer in Nordholland (19. Sept.) bei Bergen und nöthigte den Herzog von York zu der Übereinkunft von Alkmaar (18. Oct.), nach welcher die vereinigten Engländer und Russen Nordholland räumen mußten. Im Jan. 1800 wurde er in den Staatsrath berufen; darauf kam er an die Spitze der Westarmee. Die Beruhigung der durch Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen war größtentheils sein Werk. Den 13. Aug. ward er zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt; gegen Ende Dec. führte er seine Truppen über den Mincio, schlug die Östreicher zurück, ging am 8. Jan. 1801 über die Etsch, besetzte Vicenza und Rovereto, und schloß (16. Jan.) zu Treviso mit dem östr. General Bellegarde einen Waffenstillstand, durch welchen verschiedene feste Plätze in Italien den franz. Truppen eingeräumt wurden. Als ihn gegen Ende Nov. 1802 der Friede in den Staatsrath zurückrief, legte er dem gesetzgebenden Körper den Friedensschluß mit dem neapolitanischen Hofe zur Bestätigung vor. Im folg. J. ging er als Ambassadeur nach Konstantinopel. Er siegte daselbst anfangs über die englische Partei und empfing von dem ottomanischen Ministerium die größten Ehrenbezeugungen; als sich aber neue Spaltungen zwischen den beiden Mächten erhoben, verließ er die Türkei. Er war in seiner Abwesenheit (19. Mai 1804) zum Reichsmarschall ernannt worden. Zu Ende 1806 ernannte ihn Napoleon zum Generalgouverneur der Hansestädte und bald darauf zum Anführer der Truppen in Schwedisch-Pommern gegen den König von Schweden. Dieser Monarch lud den Marschall zu einer persönlichen Zusammenkunft ein, in welcher er ihn auffoderte, sich für die Sache Ludwigs XVIII., seines rechtmäßigen Herrn, zu erklären. B. lehnte zwar jeden Antrag ab; dennoch mochte er sich durch einige Äußerungen in dieser Unterredung, oder durch Begünstigung des englischen Schleichhandels in Hamburg, Napoleons Ungunst zugezogen haben, genug, er ward von seinem Posten abgerufen und blieb ohne Anstellung. Nach der Revolution von 1814 erkannte er Ludwig XVIII. an und erhielt das Ludwigskreuz, ward aber nicht angestellt. Dies machte, daß er sich bei Napoleons Rückkehr sogleich für ihn erklärte. Er bekam den Oberbefehl eines Beobachtungsheeres im südlichen Frankreich und ward zum Pair ernannt. Als sich die Umstände wieder verändert hatten, zögerte er lange, ehe er Toulon, das er besetzt hielt, 1815 Ludwigs XVIII. Truppen übergab und seine Unterwerfung dem König einsandte. Dieser Umstand und die in seinem Commando ausgeübte Strenge mochten wol die Volkswuth gegen ihn gereizt haben. Als er sich von Toulon nach Paris begab, ward er (im Aug. 1815) in Avignon von dem königlich gesinnten Volke erkannt, das sich sogleich vor dem Wirthshause, wo er abgestiegen war, zusammenrottete. Noch mehr wurden die schon erhitzten Köpfe aufgeregt, da sich das Gerücht unter ihnen verbreitete, B. sei der Mörder der Prinzessin Lamballe. Doch ließ man den Marschall ruhig abfahren. Kaum aber hatte

der Wagen die Stadt verlassen, als ein Haufen des Gesindels, welches gefolgt war, den Postillon zwang, nach dem Gasthose zurückzufahren. Als der Marschall ausgefliegen war und sich mit seinen 2 Adjutanten in sein voriges Zimmer begeben hatte, wurden die Thüren des Hauses verschlossen. Die Empörer hatten sich indeß bedeutend vermehrt und foderten mit großem Geschrei den Tod des Marschalls. Umsonst vertheidigten ihn der Präfect und der Maire, da keine Truppen in der Stadt waren, mit Gefahr ihres Lebens 4½ Stunden lang. Die Thür ward endlich gesprengt, ein Haufen Mörder drang in das Zimmer, und der Unglückliche fiel, von mehren Pistolenschüssen getroffen, nach einigen nutzlosen Versuchen, sich zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Sein Leichnam ward auf eine barbarische Weise gemißhandelt, von dem Gasthose bis zur Rhonebrücke geschleift und in den Fluß gestürzt.

Brunehild, Brunichild, Gemahlin Siegbert's I., Königs von Au-
strasien seit 568, eine westgothische Prinzessin, voll Verstand, unternehmendem Geistes, heroischer Entschlossenheit und tiefer Staatswissenschaft, aber von einem Charakter, der Alles der ungezähmten Herrschbegierde aufopferte. Sie verleitete ihren Gemahl zu einem Kriege gegen seinen Bruder Chilperich, und als er (575) darin ermordet worden war, lebte und wüthete sie fort bis 613, da Lothar II., König von Soissons, sie in seine Gewalt bekam und als eine Mörderin von 10 Königen und königl. Prinzen zum schrecklichsten Tode verdammt. (S. Fredegonda.)
— Brunhildis, s. Nibelungen.

Brunelleschi (Filippo di Ser Brunellesco Lapi), geb. 1377 zu Florenz, widmete sich dem Studium der Werke des Dante, der Physik und der Perspective, deren sämtliche Regeln kaum bekannt waren. Er formte verschiedene Figuren und erfand sinnreiche Maschinen. Doch widmete er sich der Baukunst vorzugsweise. Er lernte die Zeichnenkunst, um seine architektonischen Plane selbst machen, die Bildhauerei, um jene damit aus schmücken, und die Mechanik, um über die Massen derselben gebieten zu können, sowie er auch Mathematik und Geometrie gründlich studirte. Man behauptet, daß er die perspectivischen Ansichten der vornehmsten Denkmäler von Florenz gezeichnet habe: eine Kunst, die damals in Erstaunen setzte. Diese verschiedenartigen Kenntnisse setzten ihn in den Stand, Löhne und gewagte Arbeiten zu übernehmen, und verschafften ihm den Namen eines Wiederherstellers der Baukunst. Als Bildhauer verdankte er viel seinem innigen Verhältnisse mit Donatello, der damals noch sehr jung, aber schon sehr geschickt war. Beide gingen nach Rom; hier faßte B. die Idee, die Baukunst nach den Grundsätzen der Griechen und Römer umzuschaffen. Als 1407 die Baumeister sich zu Florenz versammelt hatten, um über den Bau der Kuppel des dortigen Doms zu berathschlagen, fand B. wenig Gehör und ging wieder nach Rom zurück. Inzwischen thaten die Künstler Verzicht auf eine Unternehmung, welche ihre Kräfte bei weitem überstieg. Man war gezwungen, zu B. seine Zuflucht zu nehmen, welcher erklärte, daß er den Dom mit einem Gewölbe bedecken wolle, das durch seine eigne Schwere und einzig durch die Stärke des Zusammenhanges seiner einzelnen Theile sich schwebend erhalten solle. Diese Behauptung schien allen Baumeistern so sonderbar, daß man deren Urheber für wahnsinnig hielt und aus der Versammlung entfernte. Da jedoch alle andre Plane der Erwartung der Magistratspersonen ebenso wenig entsprachen, so rief man B. von neuem zurück und foderte ihn auf, die Art und Weise, wie er seinen Plan auszuführen gedächte, zu zeigen. Dies schlug er aus, baute aber 2 kleine Capellen nach seinem neuem Systeme, worauf ihm der Bau der Kuppel übertragen wurde. Da er während desselben bemerkte, daß, je weiter der Bau fortschritt, immer mehr Zeit verloren ging, so legte er auf dem Gewölbe der Kirche selbst kleine Wirthshäuser an und ersparte dadurch den Arbeitern die Zeit des Hinauf- und Heruntersteigens. Auf

diese Weise gelang es ihm, einzig von seinem Genie geleitet, zur Ehre seines Vaterlandes jene berühmte Kuppel, die eine von den kühnsten Schöpfungen des menschlichen Geistes ist, zu vollenden. Aber die genial erfundene Laterne, welche den obern Theil der Kuppel ausmacht, war noch nicht fertig, als er im April 1444, im 67. J. seines Alters, starb; doch ward sie nach seiner Angabe beendet. Kein Denkmal der alten Baukunst ist so hoch als dieser bewundernswürdige Bau; die einzige Kuppel der Peterskirche zu Rom, welche seitdem erbaut ist, übertrifft sie an Höhe, kommt ihr aber an Leichtigkeit und edlem Style nicht gleich. Michel Angelo erklärte, es sei schwer, Brunelleschi nachzuahmen, und unmöglich, ihn zu übertreffen. B. hat noch eine Menge andrer Meisterwerke der Baukunst ausgeführt.

Brunet (Jacques Charles), Buchhändler zu Paris, begann seine ausgezeichnete bibliographische Laufbahn mit der Redaction mehrerer Auktionskataloge, von denen besonders der des Grafen d'Arches (Paris 1811) interessant ist, und mit einem Supplementbande zu Cailleau's und Duclos's „Dictionnaire bibliographique“ (Paris 1802). 1810 erschien die erste Ausgabe seines „Manuel du libraire et de l'amateur de livres“ in 3 Bdn., welches einen so allgemeinen Beifall fand, daß bereits 1814 eine zweite und 1820 eine dritte Aufl., jede von 4 Bdn., veranstaltet werden konnte. Durch dieses Werk trat er als würdiger Nachfolger des verdienten Debure (von dessen Werke sich das seinige nur durch die alphabetische Form unterscheidet) und zugleich als ein neuer Begründer der allgemeinen Bibliographie auf. Eine verständige Anlage des Ganzen, Genauigkeit und Sorgfalt in den einzelnen Angaben, meist glückliche Auswahl des Aufgenommenen, weise Sparsamkeit und die durch Allgemeinheit seiner Muttersprache erhöhte Bequemlichkeit seines Werks für den täglichen Gebrauch haben demselben eine Verbreitung verschafft, deren es in hohem Grade würdig ist. In denselben Verhältnissen lebend wie Debure, hat er indessen mehr die Bücher berücksichtigt, welche im Handel Werth haben. Einen Versuch, den Plan seines Werks mit den Rücksichten zu vereinigen, welche der eigentliche Gelehrte bei seinen Studien und Arbeiten zu nehmen hat, enthält das seitdem erschienene „Bibliographische Lexikon“ von Ebert. 52.

Brunet, s. Pariser Theater.

Brünings (Christian), einer der größten Wasserbaukundigen Hollands, geb. 1736 zu Neckerau in der Pfalz, starb 1805 als Generaldirector aller See- und Flußbeiche. Jung widmete er sich den Wissenschaften, die mit der Wasserbaukunde in Beziehung standen, und wurde Einnehmer von Deichcontributionen. 1769 ernannten ihn die Staaten von Holland zum Generalfußinspector. Dies führte ihn zur Theilnahme an wichtigen Commissionen, z. B. über den Dorfstich zu Krempenerwaard 1789, und 1796 in die Commission wegen allgemeiner Verbesserung des Deichwesens, ferner 1797 in die Commission wegen Trockenlegung der Ländereien zwischen Nieuwskogs und Zevenhoven, und 1798 in die Commission zur Anlegung der Wasserbauten bei Helvoetsluis. Seine wichtigsten Wasserbauten sind die verbesserte Bedeichung und Abwässerung des harlemer Meers, die bessere Bedeichung und Austiefung der sogenannten Oberwasser in den Niederlanden, welche bei hoher Flut so oft große Landstrecken überschwemmten, ferner die Umleitung des Waalstroms und des Canals Panmerden, wodurch das Bett des Rheins, der Waal und des Leck verbessert wurde. Er führte den Strommesser, eine sehr nützliche Maschine, in seinem Departement ein, um zu rechter Zeit auf Abbruchgefahren des Vorlandes und die Umlenkung des Stroms aufmerksam gemacht zu werden. Seine vielen praktischen Amtsgeschäfte erlaubten diesem würdigen Beamten nur selten, als Schriftsteller aufzutreten; doch findet man von ihm wissenschaftliche Aufsätze im 14., 19. und 20. Bande der „Denkschriften der harlemer Gesellschaft der Wissenschaften“. Auch gab er 1772 eine kleine Schrift heraus, worin er den Vortheil bewies, wenn man dem See von Beverwyk einen Abfluß ins

Meer durch Durchgrabung des schmalen Landstrichs zwischen beiden Wasserstaunungen des Sees und des Meers verschaffte. 1778 erschienen von ihm in 2 Bdn. die Berichte und Protokolle über das Wasser der Oberströme, mit einem Atlas von 13 Bl. und 2 Kpf. Das Directorium der damaligen Republik wollte ihm ein Monument in der hailerer Kathedralekirche setzen und bestimmte dem Verfasser der besten Denkschrift auf die ruhmwürdige Thätigkeit dieses Mannes eine goldene Medaille und Kette von 200 Dukaten Werth. Sein Jögling und Dienstmachfolger Conrad gewann den Preis 1807. Das Monument selbst ist durch die folgenden trüben Zeiten bisher nicht zur Vollziehung gelangt.

Brünn, Hauptst. von Mähren und einem nach ihr benannten Kreise, am Einfluß der Zwittawa in die Schwarzwawa, ist mit Graben, Wall und Bastien umgeben und hat ein zum Theil abgetragenes, 816 Fuß hohes Bergschloß, den Spielberg, ein Staatsgefängniß. Die Stadt mit 10 Vorstädten zählt 2200 H. und 36,000 E. Sie ist der Sitz des mährisch-schlesischen Landesguberniums, der Kreisbehörden und eines Bischofs, hat ein Gymnasium, ein Fräuleinstift, sechs Pfarckirchen, viele schöne Häuser, gute Schulen, viele wohlthätige Anstalten, einen forstbotanischen Garten, ein Theater u. s. w. Hier befindet sich die k. k. mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde, sowie das Franzensmuseum. B. ist ein wichtiger Gewerb- und auch durch Expedition der beste Handelsplatz in Mähren. 12 Tuchmanufacturen und 19 Tuchmachermeister zeichnen sich durch feine Waaren aus. Noch gibt es Färbereien und Manufacturen in Seidenzeugen, Harasband, Seife, Wagenschmiere, Leder, Cattun, Tuch und Musselin u. dergl.

Brunnen- und Badereisen. (Vgl. Bäder, Gesundbrunnen und Mineralwasser.) Bei der Auswahl des Wassers für die Kranken kann man alle Mineralwasser in Hinsicht ihrer Wirkung in 3 Hauptclassen theilen, in Stahlwasser und Säuerlinge, in schwefelhaltige und in salzhaltige. Die Stahlwasser, wenigstens die wirksamern darunter, sind gewöhnlich auch Säuerlinge, d. h. sie enthalten eine reichliche Menge von kohlenfauerm Gas, welches den Antheil von Eisen aufgelöst hält. Bei welchen dieses der Fall nicht ist, die haben so wenig Eisengehalt, und dies Wenige ist in der dürftigen Menge von Kohlenfauergas so schwach gebunden, daß es sich schnell zersetzt, das Eisen von der Wassermaße sich trennt und als Oxid niederschlägt, besonders wenn das Wasser zum Baden erwärmt wird, wodurch es dann vor gemeinem Wasser Nichts voraus hat, als daß es die Haut und die Wäsche beschmutzt. Die reichhaltigen Stahlwasser wirken auf das Blutssystem, indem sie durch ihren Antheil an Eisen den Erzur im Blute vermehren, sehr stärkend. Sie können daher in Kränklichkeiten von gesunkener Kraft dieses Systems, in Bleisucht, Kacherie überhaupt, in Magenschwäche und andern davon herrührenden Übeln gebraucht werden, dagegen sie den an den Lungen, an Vollblütigkeit Leidenden schädlich sind. Außer den wenigen wirklich gehaltreichen Eisenwassern gibt es in Deutschland eine Menge unbedeutender Quellen, weil es häufig der Fall ist, daß sich einige Gran Eisen in einem großen Schwall von Wasser, das ja das allgemeinste Auflösungsmittel ist, auflösen oder vielleicht auch erst darin bilden. In vielen Wassern dieser Art würden kaum dem Geschmack nach besondere Bestandtheile zu vermuthen sein, wenn nicht die verrätherische Galläpfeltinctur auch das Hunderttheilchen eines Grans Eisen entdeckte, obgleich das Wasser von solcher Kleinigkeit, gleich als schämte es sich seiner Armuth, nur roth wird. Doch haben diese geringhaltigen Wasser das Gute, daß man in ihrer Auswahl nicht ängstlich zu sein braucht, da sie nicht schaden, wenn sie auch nicht helfen. — Schwefelhaltige Wasser scheinen vorzüglich auf das Nervensystem des Unterleibes erregend zu wirken und daher die Thätigkeit der Leber und den Blutumlauf im Unterleibe zu befördern. Sie können deshalb bei Kränklichkeiten, die

von Trägheit im Blutumlauf des Unterleibes und der Leberfunction herrühren, gebraucht werden, dagegen sie bei Anlage zu Anhäufungen und Wallungen des Blutes nachtheilig wirken können. — Die salinischen, z. B. Bittersalz u. s. w. enthaltenden Wasser wirken auf die eigentlichen Verdauungswerkzeuge, namentlich auf die Schleimabsonderung des Magens und der Gedärme, befördern die Bewegung dieser Theile und können von solchen Personen mit Nutzen getrunken werden, welche an Verstopfung und andern davon herrührenden Kränklichkeiten leiden, dagegen diejenigen, welche schon mit einer krankhaften Absonderung dieser Theile behaftet sind, sie vermeiden müssen. — Die warmen Quellen und die Seebäder sind vorzüglich unter die kräftigen Bäder zu rechnen. Man könnte zwar denken, daß die wenigen wirksamen Bestandtheile, welche sich in den Gesundbrunnen befinden, in zweckmäßigen und bestimmten Gaben als Arzneimittel in bequemerer Form verordnet werden könnten; allein die Ärzte, besonders die Bade- und Brunnenärzte, versichern, daß die Bestandtheile der mineralischen Wasser, durch die innigere Mischung und Auflösung von der Natur selbst zubereitet, weit wirksamer als dieselben Mittel in Arzneien oder in künstlichen Bädern wären. In Ansehung der Bestimmung der Kranken, nach welchem Bade und Gesundbrunnen sie reisen sollen, ist schon oben Einiges erwähnt. In Ansehung der ökonomischen Umstände der Kranken sollten aber besonders ihre Ärzte sehr umsichtig zu Werke gehen und die ärmern oder auch nur minder wohlhabenden Kranken lieber davon abhalten. Zudem ist in Anschlag zu bringen, daß solche Kranke bei aller Humanität der Badedirectionen und Badeärzte, welche für den Minderwohlhabenden so gut wie für den Reichen sorgen, doch auf die heilsame Wirkung der Vergnügungen der Bäder nicht rechnen dürfen, indem sie denselben meistens entsagen müssen. Wer hingegen Geld und nur eine leichte Kränklichkeit hat, besonders wer bei der Annäherung der Badezeit etwa eine Art von Badekrankheit spürt (ungefähr wie die Menschen, die sich an das Aderlassen gewöhnt haben, an der Ader ein Jucken fühlen, wenn die Zeit wiederkehrt, wo sie zur Ader ließen), braucht unter den Bädern nach ihren Bestandtheilen nicht ängstlich auszuwählen; es wird ihm jedes gut bekommen, und er wird überall ein willkommener Badegast sein. Wer noch schwankend sein sollte über die heilsamen Wirkungen der Bäder, der lese nur die Ankündigungen von manchen, welche eine Reihe von Krankheiten aufgeführt ist, die alle durch die wunderfame Kraft der Heilquelle weggespült werden. Wenn wir aber auch zugeben, daß alle die heilsamen Folgen der Bade- und Brunnencuren nicht einzig und allein Wirkung der Bestandtheile des Mineralwassers, sondern anderer Nebenumstände sind, so können wir doch behaupten, daß diese Vortheile durch keine andern Mittel so gut erlangt werden können als durch Bade- und Brunnencuren. Schon der bei manchen Menschen ungewöhnliche Eindruck des bloßen Wassers auf den ganzen Körper, auf die Hautnerven und dadurch auf das gesammte Nervensystem, ist von den heilsamsten Folgen für die Gesundheit. Das Trinken der Gesundbrunnen hat den großen Vortheil, daß viele Menschen, die eine gewisse Art von Wasserscheu haben, von der Möglichkeit überzeugt werden, daß auch ihr Magen Wasser vertragen kann, wenigstens einige Wochen mit diesem heilbringenden Element erquickt, und nicht immer mit Thee, Bier, Wein oder andern hitzigen Getränken belästigt wird. Wie wohlthätig ferner ist die körperliche Bewegung, welche das Gebot des Arztes, noch mehr das allgemeine Beispiel, die Mode, die Langeweile, erzwingt. Manche Dame, welche außerdem das Gehen für zu beschwerlich oder unanständig hielt, der Gelehrte, welcher an seinem Arbeitstische sich krumm geseßen hat, der Geschäftsmann, welchen die Arbeit auf dem Stuhle gefesselt hielt, der fette Müßiggänger, welcher auf dem Sopha sich zu pflegen gewohnt ist, Allen ist die Bewegung wohlthätig, und alle Diese würden sie ohne Badereisen nicht haben. Auch der häufigere Genuß der freien Luft, der wohlthätige Einfluß der Reise selbst ist sehr hoch anzuschlagen.

Wo findet sich endlich eine bessere Gelegenheit, sich von drückenden häuslichen Sorgen, von lästigen Arbeiten u. s. f. eine Zeitlang zu befreien? Selbst die Vergnügungen in den Bädern haben ihren eignen Reiz; sie kommen des Jahrs nur ein Mal, sind nicht mit dem lästigen Zwange verbunden, der andre Vergnügungen stört, und vereinigen Vieles, was in andern Orten zerstreut ist. Doch ist auch in Rücksicht des Verhaltens in den Bädern Einiges zu bemerken. Die Zeit des Aufenthalts darf nicht zu kurz sein. Unter 3 Wochen kann sich Niemand bedeutenden Nutzen von der Cur versprechen. Die Badeärzte sehen es am liebsten, wenn die Kranken 4 bis 6 Wochen bleiben können. Vor einer gar zu strengen Diät braucht sich Niemand zu fürchten. Die Badeärzte verordnen eine passende Diät, überlassen dann die nähere Bestimmung derselben dem Kranken, der seine Natur selbst am besten kennen muß. Übrigens darf Niemand fürchten, daß alle jene Vortheile nur in großen Bädern den Badegästen zu statten kämen. Die meisten sind in kleinen und selbst in den unberühmten Bädern auch zu genießen. Seitdem, zuerst durch D. Struve in Dresden, in mehren großen Städten die Mineralwasser künstlich und befruchtigend nachgemacht werden, wird das Reisen zu Bade- und Brunnen-curen zum Theil entbehrlich, oder man kann damit noch die Unnehmlichkeiten verbinden, welche größere Städte darbieten.

H.

Bruno der Große, Erzbischof von Köln und Herzog von Lothringen, dritter Sohn Heinrich des Voglers und Bruder Kaiser Ottos I., hatte großen Antheil an den Begebenheiten seiner Zeit und übertraf alle damalige Bischöfe an Fähigkeit und Einsichten. Ein zahlreiches Gefolge von Gelehrten aus allen Ländern, selbst aus Griechenland, schloß sich stets an ihn an, und sein schönes Vorbild wirkte, daß mehre Prälaten ihm ähnlich zu werden strebten. Er starb zu Rheims den 11. Oct. 965. Man legt ihm Commentare über die 5 Bücher Moses und einige Lebensbeschreibungen von Heiligen bei.

Bruno (der heilige). Unter Mehren, welche diesen Namen führen, ist der berühmteste der Stifter des Carthäusermönchsordens, geb. zu Köln um 1030 aus einem alten und edeln Geschlechte, das noch in der Mitte des 18. Jahrh. bestand, wurde in der Schule der Collegialkirche St.-Cunibert erzogen, bei welcher er auch in der Folge ein Kanonicat erhielt, und studirte dann zu Rheims, wo er sich so auszeichnete, daß ihm der dasige Bischof Gervais die Aufsicht über alle Schulen des Sprengels übertrug. Bruno zog mehre ausgezeichnete Schüler, unter Andern Dbo, den nachherigen Papst Urban II. Die Sittenlosigkeit dieser Zeit bewog ihn, die Einsamkeit zu suchen; daher begab er sich mit 6 gleichgesinnten Freunden zu dem h. Hugo, Bischof von Grenoble, und dieser führte sie selbst 1084 in die 4 Stunden von der Stadt entfernte Wüste, welche Chartreuse heißt, und von welcher der hier entstandene Orden seinen Namen erhielt. Hier in einem engen, von zwei schroffen, mit Schnee und Dornen bedeckten Felsen überragten Thale war es, wo Bruno und seine Gefährten ein Bethaus und kleine abgefonderte Zellen zu ihren Wohnungen erbauten und 1086 einen der strengsten Mönchsorden (s. d.) gründeten. Unterdessen war Urban II. Papst geworden und berief 1089 seinen vormal. Lehrer zu sich. B. gehorchte wider Willen, schlug aber jede geistliche Würde aus und erhielt 1094 die Erlaubniß, eine zweite Carthause in der Einsamkeit von della Torre in Calabrien zu gründen. Hier lebte er nach voriger Weise, stand seiner neuen Colonie mit gleicher Weisheit vor und starb in den Armen seiner Schüler 1101. Leo X. erlaubte 1514 den Carthäusern, ihm zu Ehren eine eigne Messe zu halten, und Gregor XV. dehnte 1623 dieselbe auf die ganze katholische Kirche aus. Seitdem ward er in die Zahl der Heiligen versetzt. B. hatte seinen Schülern keine besondern Geseze gegeben; erst 1581 kam eine vollständige Regel für die Carthäuser zu Stande, welche Innocenz XI. bestätigte.

Bruno oder Bruni (Brunus, Leonardo) aus Arezzo, daher sein Bei-

name Aretino (Aretinus), gehört zu den berühmtesten Gelehrten aus der Periode der Wiedererweckung der classischen Literatur in Italien. Er war 1369 geboren und soll in früher Jugend durch ein Bildniß des Petrarca zu den Studien entflammt worden sein, denen er sein Leben widmete. Er studirte in Florenz und Ravenna zuerst die Rechte, aber die Ankunft des Emanuel Chrysoloras in Florenz entschied ihn für die class. Gelehrsamkeit. In der Folge bekleidete er mehre Ämter am römischen Hofe und begleitete den Papst Johann XXIII. nach Kostniz, wo dieser abgesetzt wurde, und B. nach Florenz entfloh. Hier schrieb er seine florentinische Geschichte, erhielt dafür das Bürgerrecht und wurde späterhin, begünstigt von den Mediceern, Staatssecretair der Republik. In diesem wichtigen Posten starb er den 9. März 1444; Florenz und Arezzo wetteiferten, durch prächtige Requien und Denkmäler das Andenken ihres großen Bürgers zu ehren. B.'s Verdienste um die Ausbreitung und Förderung des Studiums der griech. Literatur bestehen vorzüglich in seinen wörtlichen latein. Übersetzungen ihrer Classiker, z. B. Aristotelischer Schriften, Demosthenischer Reden, der Biographien des Plutarch ic. Außerdem verdankt er seinen Ruhm seiner florentinischen Geschichte, einer Geschichte seiner Zeit von 1378 — 1440, und seinen Reden. Reichhaltig ist auch seine Briefsammlung. Seine Schriften sind in latein. Sprache, mit Ausnahme zweier Biographien, des Dante und Petrarca. Sein Hauptwerk: „*Historiae Florent.*“ (12 BÜch., Straßb. 1610, Fol.), zusammen mit dem „*Commentarius rerum suo tempore gestarum*“; früher italienisch zu Venedig 1476, Fol.

Bruno (Giordano), ein durch Originalität, poetische Kraft und Kühnheit der Speculation ausgezeichneter Philosoph des 16. Jahrh., geb. um die Mitte dieses Jahrh. zu Nola im Neapolitanischen, ward Dominicanermönch, rettete sich wahrscheinlich vor den Verfolgungen, die seine Religionszweifel und Spöttereien über die Mönche ihm zuzogen, 1582 nach Genf, wo er es aber durch seine Paradoxen und seine Heftigkeit mit den intoleranten Calvinisten bald verdarb, trat 1583 zu Paris als Gegner der Aristotelischen Philosophie und Lehrer der Lullischen Kunst auf, wo er viele Gegner fand, reiste nach London, ging nach Paris zurück und lehrte dann von 1586 — 88 zu Wittenberg seine Philosophie. Warum er Wittenberg verlassen, ist unbekannt; jedoch gewiß, daß er 1588 nach Helmstädt und vielleicht vorher noch nach Prag ging. Begünstigt von dem Herzog Julius von Wolfenbüttel, blieb er in Helmstädt bis zu dessen Tode 1589, beschäftigte sich dann in Frankfurt a. M. mit Herausgabe einiger Schriften, verließ aber auch diese Stadt 1592 und kehrte, man weiß nicht, aus welcher Absicht oder Veranlassung, nach Italien zurück, wo er seit 1592 zu Padua Ruhe fand, bis die Inquisition zu Venedig ihn 1598 verhaften ließ und der Inquisition zu Rom überlieferte, die ihn nach zweijähr. Gefangenschaft und vergeblichem Warten auf den Widerruf seiner Lehren, als einen Apostaten, Ketzer und Abtrünnigen von dem Ordensgelübde, den 17. Febr. 1600 verbrennen ließ. Er litt die Todesstrafe, die er noch 8 Tage zuvor durch Widerruf hätte abwenden können, mit Standhaftigkeit. Wie seine heisenden Angriffe auf die herrschenden Formen und Lehren der Aristotelischen Philosophie und auf die beschränkten Aristoteliker selbst ihm überall Feinde machten, so führte ihn die mit seinem Stolz verbundene Unbesonnenheit in die Hände seiner Henker. Seine jetzt äußerst seltenen philosophisch-didaktischen Schriften verrathen classische Bildung, tiefes Eindringen in den Geist der Philosophie der Alten, Geist und Satyre, sowie gründliche mathematische und physikalische Kenntnisse. Wie die in Eber's „*Bibliogr. Lexikon*“ (Lpz. 1821, 4., I, S. 238 fg.) angeführten ältesten Ausgaben derselben beweisen, sind die meisten aus d. J. 1584 — 91. Im erstgenannten Jahre erschien zu Paris sein berühmtes Buch: „*Spaccio della bestia trionfante*“ (eine allegorische Darstellung der Moral mit vielen satyrischen Blicken auf s. Zeit), ferner s. durch Jacobi vornehmlich den Deutschen bekanntge-

wordene Schrift: „De la causa, principio et uno“ (Venedig, wahrsch. London 1584), ferner (wahrsch. ebendas.) „Del infinito universo et mondi“; jenes enthält die Begründung, dieses die Anwendung seiner Metaphysik auf die Welt der Erscheinungen. Man findet darin einen reinen, mit sehr würdigen Vorstellungen von Gott verbundenen Pantheismus, wie ihn vorher noch kein Philosoph in solcher Vollendung begründet u. dargestellt, und später nur Spinoza, der nach Descartes's Vorgange seine Ideen benutzte, mit noch mehr wissenschaftlicher Consequenz ausgebildet und durchgeführt hat. Daß Gott ihm die Weltseele und die Welt ein lebendiger Organismus war, hätten seine Zeitgenossen ihm noch verziehen; aber seine consequente Behauptung, die Welt sei unendlich und unermesslich, und seine Lehre von der Mehrheit der Welten, mußten damals, wo das neue, von ihm mit Eifer ergriffene Copernicanische System von allen Seiten angefochten wurde, für ein Verbrechen gelten. Die Form seiner Schriften ist meist dialogisch, ohne schulgerechte Anordnung, seine Sprache aus Italienisch und Latein felsam gemischt, sein Ton heftig und feurig, die Genialität und Erhabenheit seiner Ideen ergreifend für Jeden, der sie versteht. Dunkler, aber auch minder lesenswerth, sind seine logischen Schriften, in denen er die Topik und Mnemonik des Raimundus Lullus mit abenteuerlicher Künstlichkeit ausführt. Zu den Sonderbarkeiten seiner Zeit gehört die Verbindung des Glaubens an Magie und Astrologie mit den hellsten Einsichten in die Natur der Dinge. Er hat auch Gedichte: „Heroici furori“, und u. a. ein Lustspiel: „Il candelajo“, geschrieben. Die größten unter den spätern Philosophen benutzten ihn fleißig; unter den neuesten nähert sich Schelling seiner Metaphysik und Naturansicht am meisten und hat auch eine seiner philosoph. Schriften („Bruno, oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge“, Berl. 1802) nach ihm benannt. Über Bruno und seine Schriften s. Sieber's und Thanner's „Lehrmeinungen berühmter Physiker“ (5. H., Sulzb. 1824) und die Ausg. der „Opere di Giord. Bruno“ von Adolf Wagner (Leipz. 1829, 2 Bde.).

Brüssel, ehemal. Hauptst. der östr. Niederlande, mit 85,000 meist kath. E., 9500 H., jest nach Amsterdam die wichtigste Stadt im Königreich der Niederlande, die Hauptst. von Südbraabant. Sie ist von vielen Canälen durchschnitten, welche sie mit dem Flusse Senne und dem großen Scheidecanale verbinden. Sie ist trotz der großen Ungleichheit des Bodens, die mitten in der Stadt die Anlage einer schönen steinernen Doppeltreppe von 50 Stufen veranlaßte, schön gebaut und hat zahlreiche Paläste. Schlechter gebaut als die Oberstadt, und auch nicht einmal ganz gesund, ist die Unterstadt; schön und gesund dagegen die Oberstadt, geschmückt durch den Park, der eine halbe Stunde im Umfang hat, und herrliche öffentliche Gebäude. In diesem Park zieht besonders die sogenannte grüne Allee mit Statuen von weißem Marmor die Aufmerksamkeit auf sich. Man zeigt daselbst dem neugierigen Fremden einen mit Quadern eingefassten Brunnen, dessen Inschrift besagt, daß Peter der Große denselben durch ein unfreiwilliges Bad eingeweiht habe. Eine andre, aber höchst geschmacklose und sogar unanständige Merkwürdigkeit Brüssels ist ein öffentlicher Springbrunnen, mit einer zwerghaften, modern gekleideten Bronzefigur. — Die ehemal. Festungswerke sind geschleift, die Citadelle Monterey dient ihr noch zu einigem Schutz. Das geräumige, 1817 erbaute und 1821 durch Brand beschädigte Schloß des Königs ist bereits wieder hergestellt worden. An großen Plätzen hat die Stadt den Königs-, Michaelis- und Sandplatz, auch den großen Markt, ein regelmässiges Parallelogramm mit sehr verschiedenen, aber schönen Hausfacaden geschmückt. Die größten Kirchen sind die Michaeliskirche am Platz gl. N. und jene der h. Gudula. Andre Merkwürdigkeiten sind ein Waisenhaus, Hospital, eine Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, eine Gesellschaft für Medicin und für Naturforschung, eine Kunstschule, eine öffentliche Gemäldesammlung, ein physikalisches und ein Naturalien-

cabinet, eine Bibliothek von 80,000 Bänden und 2000 Handschriften, ein botanischer Garten und eine musikalische Gesellschaft. Die Bedeutsamkeit der hiesigen Spigenfabriken hat durch die engl. Spigenfabriken viel verloren. Die Fabriken in Camelott, in Borden, Gold- und Silberdraht, Blonden, Tuch, seidenen, baumwollenen und wollenen Zeuchen, Hüten, Papier, Glas, Seife, Licht, Wachsleinwand, Tapeten, Spielkarten, Fayence, Stärke, Scheidewasser, Vitriolöl, Leder, Galanteriewaaren, Kutschen, Eisenblech, Taback und Zucker haben durch die Trennung Belgiens von Frankreich viel Absatz nach Frankreich verloren und einen geringern Absatz im Lande selbst gegen vormalig, weil die niederländ. Zollanstalten die Concurrenz der britischen Industrie im Verbrauch eingeführter englischer Industriewaaren nicht mit französischer Douanestrenge abwehren. An rohen Landesproducten führen die südlichen Niederlande über Brüssel viel Getreide, Kleesamen und Bausteine theils ins Ausland, theils nach den nördlichen Provinzen der Niederlande. Die Sommerresidenz in dem $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt gelegenen und durch Baumreihen mit derselben verbundenen Dorfe Laeken (sprich: Laken) ist sehenswerth. Es ward vor etwa 40 Jahren auf Veranlassung der Erzherzogin Christine, damal. Oberstatthalterin in den östr. Niederlanden, von dem franz. Architekten Montauger in einem schönen Styl erbaut. Seine Lage auf einem sanft emporsteigenden Hügel, mit der Aussicht auf die große Stadt und auf die reiche, mit gutgebauten Dörfern und lieblichen Landhäusern bedeckte Gegend, ist äußerst angenehm, und sein lieblicher Park ist einer der vorzüglichsten Sammelplätze der brüsseler schönen Welt. B. war von jeher freiheitsliebend, wie alle größere Städte unter der milden Herrschaft der Herzoge von Burgund. Das Antasten der kleinsten Privilegien reizte sofort zum Aufstand, und die Selbsthülfe damaliger Zeit bestand gewöhnlich in der Verhaftung des Souverains, bis die Unterthanenbeschwerde gehoben war. Dies Schicksal traf 2 deutsche Kaiser, Maximilian I. und Karl V. Aber die Regenten und das Volk waren so gutmüthig, daß man nach der bald erfolgenden Veröhnung gegenseitig aufrichtig vergaß, was Beide in Zwist gebracht hatte. In seiner Religion und in der Geldbewilligung für den Staat wollte der Niederländer durchaus frei sein. Als König Philipp von Spanien hierin autokratisch handelte und den Sitz des Generalgouvernements, der Inquisition und seines Feldherrn, Herzogs von Alba, nach B. verlegte, erfolgten hier die Hinrichtungen der berühmten Grafen Egmont und Hoorn. Hier war auch der spanische Hauptwaffenplatz wider die insurgirenden Niederländer im langen Kampfe von 1572 — 1648. Viel litt Brüssel nachher durch die Kriege Spaniens mit Ludwig XIV. und Streichs mit Ludwig XV., bis Maria Theresia im Geist ihrer burgundischen Ahnen die Niederlande regierte und für ihre Finanzen weise benutzte. Den 14. Nov. 1792 zogen die Franzosen unter Dumouriez, nach dem Gefechte bei Anderlecht, in Brüssel ein; den 26. März 1793 nahmen es jedoch die Streicher nach der Schlacht von Neerwinden wieder. Den 9. April kam Kaiser Franz II. baselbst an, beschwor den 13. die Joyeuse Entrée, und empfing von den Ständen die Huldigung als Herzog von Brabant. Allein den 9. Juli 1794 eroberten es die Franzosen aufs neue und behielten es im Friedensschluß. Brüssel war die Hauptst. des Dyledepartem., bis es 1813 von der franz. Herrschaft befreit und nachher zum Königr. der Niederlande geschlagen wurde. Der König residirt abwechselnd dort und im Haag. Ebenso halten die beiden gesetzgebenden Kammern im Haag und in Brüssel abwechselnd ihre Sitzungen.

Brust, der vordere Theil des Oberleibes, der die Brusthöhle bildet; sie erstreckt sich vom Halse bis zum Anfange des Unterleibes und wird vornehmlich durch das Brustbein und die Rippen gebildet. Ersteres läuft vom Halse an, der Länge nach, durch die Mitte der Brust hinab; letztere sind hinten am Rückgrate befestigt und wölben sich nach dem Brustbeine hin, mit welchem sie sich vermittelst

eines Knorpels fest verbinden. Bei den Fischen, welchen die Rippen fehlen, machen die Schlüsselbeine, die Schulterblätter, der Brustknochen und einige Wirbel den Oberleib aus, und die sehr kleine Brusthöhle befindet sich dicht unter den Rippen am Ende des Gaumens hinter dem Nacken. Bei den Insekten heißt der mittlere Theil des Körpers das Bruststück.

Brustwehr, in der Kriegskunst, jede Erhöhung, welche vor dem geraden Schusse sichern soll. Da Holz und Stein durch das Anprallen der Kugeln zerspringen und umherfliegen, so sind sie zu Brustwehren nicht brauchbar. Am besten macht man diese aus Erde, in besondern Fällen wol auch aus Faschinen, Mist, gefüllten Schanzkörben, Sand- und Wollsäcken. Die Dicke der Brustwehr muß sich nach dem feindlichen Geschütze richten; in der Regel darf sie nicht unter 10 und nicht über 18 — 24 Fuß dick sein. Eugnot gibt die Regel: man müsse die Brustwehr so hoch machen, daß man aus dem innern Raume der Schanze, in die Entfernung eines Kanonenschusses, Nichts als den Himmel und die Gipfel der Bäume erblicken könne. Kann man diese Regel wegen zu bedeutender Höhe näher Berge nicht befolgen, so sichert man sich durch im Innern der Schanze aufgeführte Quermälle.

Brüten der Vögel. Die Vögel legen bekanntlich wie die meisten Amphibien, wie die Fische, Insekten und Würmer, Eier, aus welchen sich das Junge mittelst der Wärme entwickelt. Die 4 letztgenannten Classen der Thiere überlassen die Entwicklung ihrer Eier der Sonnenwärme, die Vögel bedienen sich hierzu der Wärme ihres Körpers. Daraus entsteht für sie ein wichtiges Geschäft, das Brüten. Alle bekannte Vögel verrichten dieses Geschäft selbst, der Kuckuck nicht, der seine Eier in die Nester der Bachstelzen und anderer kleinen Vögel legt. Der Strauß, dem man sonst alles Brüten absprach, brütet in Gesellschaft mit mehreren Weibchen Tag und Nacht. Bei vielen Vögeln, z. B. den Enten, Gänzen, Hühnern und andern, liegt allein dem Weibchen das Brüten ob; bei andern aber, und insonderheit bei denen, welche sich paarweise zusammenhalten, z. B. Tauben, Lerchen, Sperlinge, Meisen, nimmt auch das Männchen daran Theil. Es löset sein Weibchen gewöhnlich um Mittag einige Stunden ab, damit es auf Nahrung ausgehen und sich baden kann. Andre bleiben während der Brütezeit neben dem Weibchen sitzen, schützen es vor feindlichen Anfällen und tragen ihm Nahrung zu, z. B. Canarienvogel, Stieglitz, Hänfling u. a. Die Beharrlichkeit und Anstrengung des brütenden Weibchens verdient Bewunderung. Es nimmt die unbequemste Stellung an, um seine Eier nicht zu beschädigen, und vergift darüber Gesellschaft und Nahrung. Unsere Gänse, Enten und Hühner machen durch ihr öfteres Zerstoßen und Verlassen der Eier eine Ausnahme. Muß das Weibchen ja aus Hunger oder Durst sein Nest verlassen, so bedeckt es die Eier mit Federn, Moos, Wolle u. dergl. Die meisten Vögel werden während des Brütens viel zahmer. Andre vertheidigen ihr Nest mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Die Haushenne setzt sich kühn dem größten Hunde entgegen. Nur wenige in Freiheit lebende Vögel leiden es, daß man sie im Brüten störe. Viele verlassen ihre Nester, wenn eine Menschenhand in ihrer Abwesenheit die Eier betastet; das thut sogar der Canarienvogel. Die allmätige Entwicklung und Ausbildung des jungen Vogels im Ei hat man besonders bei den Haushühnern genau beobachtet. Die erste Bedeckung des jungen Vogels ist eine Art Flaumfedern, die nachher von den ordentlichen Federn verdrängt werden. Das neuausgekrochene Vögchen hält sich noch einige Stunden oder länger im Neste unter der Mutter auf, bis es die äußere Luft gewohnt ist. Die Ältern, besonders die Mutter, beweisen nun die bewundernswürdigste Sorgfalt für ihre Jungen, sie zu beschützen, zu ernähren und zu pflegen. Es wird ihnen bequeme Nahrung gebracht, welche die Mutter, wenn es nöthig ist, zuvor im Kropfe erweicht. Der Roth der Jungen wird, 70

noch blind sind, vom Althernpaare aus dem Neste geschafft, damit ihnen die Unreinigkeit nicht am Wachstume schade. Wasser- und Sumpfvogel verlassen bald nach der Geburt das Nest und schwimmen oder laufen mit der Mutter umher, von der sie, sowie vom Vater, angewiesen werden, ihre Nahrung selbst zu suchen. Die Mutter beschützt sie, nimmt sie bei übler Witterung unter die Flügel und läßt es sich oft sauer werden, um es ihnen bequem zu machen. Die Zeit des Brütens ist gewöhnlich nach der Größe der Vögel verschieden. Wenn der Hänfling nur 14 Tage fodert, so brütet die gewöhnliche Henne in 21, der Schwan aber in 42 Tagen seine Jungen aus. In wärmern Klimaten soll die Brütezeit etwas abgekürzt werden. So sagt man, daß in Afrika die Henne nur 13 Tage sitze. Auch wissen wir, daß bei sehr kühler Witterung Gänse und Hühner viel länger sitzen, als wenn das Wetter recht warm ist. Im Durchschnitt ist eine Wärme von 104° Fahr. dazu erforderlich. Das künstliche Ausbrüten der Eier ist nicht bloß auf Ägypten eingeschränkt, sondern man hat auch in Neapel während des 15. Jahrh. dergleichen Brütöfen angelegt. Aber in Ägypten ist diese Kunst auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Die dazu eingerichteten Öfen sind von Ziegelsteinen und etwas in die Erde hineingearbeitet. Sie bestehen aus 2 Stockwerken, die mit einander in Verbindung stehen und in mehre Kammern abgetheilt sind. In einem Winkel des Gebäudes ist ein Ofen, den man 10 Tage hinter einander, täglich 3—4 Stunden, mit Kuh- und Kameelmist, der gewöhnlichen Feuerung jenes Landes, heizt. Um den rechten Grad der Wärme zu geben, hat man kein andres Mittel als das eigne Gefühl der Arbeiter. Man vergleicht die Temperatur, die man hervorbringen will, mit der Wärme der Bäder. Wird die Hitze zu stark, so öffnet man eigne Luftzüge. Der Boden der Abtheilungen oder Kammern wird mit Matten und einer Schicht Stroh darüber bedeckt, und darauf legt man die Eier, doch so, daß sie einander nicht berühren. Täglich werden sie 2 Mal, und ebenso oft des Nachts umgewandt. Nach 8 oder 10 Tagen untersucht man sie mit einer Lampe, ob sie auch bekommen. Die fehlschlagenden wirft man weg und bringt die übrigen am 14. Tage in das obere Stockwerk. Am 20. oder 21. Tage kriechen die Küchlein aus und werden nun ihren Eigenthümern zurückgegeben oder verkauft. Für das Ausbrüten nimmt der Besitzer des Ofens ein Dritteltheil der Eier. Solcher Öfen sollen 400 in Ägypten sein, und in jedem Ofen (fast unglaublich) 50,000 Küchlein ausgebrütet werden. Die Einwohner eines Dorfes, Bermé im Delta, sind im Besitze dieser Kunst, die sie durch ganz Ägypten treiben. Auch in China ist dies künstliche Ausbrüten in Gebrauch. Man legt die Eier in hölzerne Büchsen, die mit Sand gefüllt sind, und stellt diese auf eiserne erhitzte Platten. Réaumur machte 2 Vorschläge bekannt, wodurch er das künstliche Ausbrüten auch in Europa einführen wollte. Auf gewöhnlichen Backöfen sollte ein bewegliches Gestell von Bretern angebracht werden, worauf man die Eier legen könne. Ein andrer Vorschlag war, die Eier in Misthaufen einzugraben; allein theils die Unsicherheit der Temperatur, theils die schädlichen Luftarten, die aus den Misthaufen aufsteigen, hinderten den glücklichen Erfolg dieses Unternehmens: die meisten Eier wurden faul. Neuerlich hat ein ungenannter Franzose ein Werk über das künstliche Ausbrüten herausgegeben, worin er die ägyptischen Brütöfen in größerer Zweckmäßigkeit einzuführen sucht. Er heizt die Öfen mit kochendem Wasser.

Brutto (ital.), im Gegensatz von Netto, wird in der Kaufmannssprache die Waare mit Inbegriff Dessen, worin sie verpackt ist, genannt. Es gilt das vorzüglich in Beziehung auf das Gewicht der Waare, daher man z. B. sagt: Das Faß Caffee wiegt 9 Ctr. Brutto, d. h. mit Inbegriff des Gewichts des Fasses.

Brutus (Lucius Junius), der Sohn des Marcus Junius und der Tochter Tarquinius, rettete sein Leben vor den Verfolgungen des Tarquinius

Superbus dadurch, daß er sich blödsinnig stellte, weshalb er den Beinamen Brutus bekam. Bei einer in Rom ausgebrochenen Pest begleitete er die Söhne des Tarquinius zu dem Orakel in Delphi. Als Lucretia, des Collatinus Gemahlin, sich den Dolch in den Busen stieß, um die Entehrung nicht zu überleben, welche sie von Sertus, dem Sohne des Tarquinius, erlitten, ließ B., der dabei gegenwärtig war, die Maske fallen; er zog den blutigen Dolch aus der Wunde und schwur den Tarquiniern Rache, erklärte den Erstaunten das Räthsel seiner Umwandlung, vermochte zu einem gleichen Eide alle Anwesende und ließ, da man sich seiner Leitung unterwarf, sogleich die Thore sperren, das Volk zusammenrufen, den Leichnam öffentlich ausstellen, und verlangte die Verbannung der Tarquiner. Nachdem sie beschlossen worden, trug B. darauf an, die Königswürde abzuschaffen und eine freie Verfassung einzuführen. Da bestimmte man, daß 2 Consuln auf ein Jahr die höchste Gewalt ausüben sollten, und ertheilte dieses Amt zuerst dem Junius B. und dem Tarquinius Collatinus. Tarquinius, der die Thore gesperrt und sich von dem Heere verlassen sah, schickte Gesandte nach Rom, die sein Privateigenthum zurückfordern und zugleich versprechen sollten, daß er Nichts gegen die Republik unternehmen wolle. Man bewilligte dieses Begehren; dennoch versuchten die Gesandten eine Verschwörung und zogen mehre Jünglinge in dieselbe, unter denen sich auch die beiden Söhne des B. und seine und des Collatinus Neffen befanden. Aber ein Sklave, Namens Biber, entdeckte das Vorhaben vor seinem Ausbruche. Nachdem die Schuldigen gefangen genommen worden, ließen die Consuln auf den folgenden Morgen das Volk zu den Comitien berufen. Alles war tief erschüttert, unter den Gefangenen auch des B. Söhne an Pfähle gebunden und den Vater auf dem Richterstuhl zu sehen, der sie verurtheilen sollte. Collatinus weinte, und selbst der strenge Valerius saß stumm da. Aber B. stand gefaßt auf und befahl, nachdem die Schuld unwiderprechlich erwiesen worden, den Victoren, das Gefes zu vollziehen. Weder die Bitten des Volks noch seiner Söhne änderten seinen Entschluß. Er wohnte dem schrecklichen Schauspieler mit Standhaftigkeit bei, und erst nach der Hinrichtung verließ er die Versammlung, in die er jedoch zurückgerufen ward, da Collatinus seine schuldigen Bettern zu retten wünschte. Das Volk verurtheilte Alle und wählte an die Stelle des Collatinus den Valerius zum Consul. Indes hatte Tarquinius, von Porfenna unterstützt, ein Heer versammelt und rückte gegen Rom an. Die Consuln zogen ihm entgegen. B. führte die Reiterei, ihm gegenüber befehligte Aruns, Tarquin's Sohn. Beide durchstießen sich im Angriffe zu gleicher Zeit mit ihren Speisen, 509 v. Chr. Die Römer siegten, und B. ward feierlich begraben. Die Weiber betrauertem ihn ein ganzes Jahr lang als den Rächer der Ehre ihres Geschlechts.

Brutus (Marcus Junius). Dieser mit dem Namen des letzten Römers bezeichnete Republikaner war anfangs ein Feind des Pompejus, der seinen Vater in Galatien gedödtet hatte, vergaß aber seinen Privathas und versöhnte sich mit Pompejus, als sich derselbe zum Vertheidiger der Freiheit aufwarf. Er nahm jedoch keine Befehlshaberstelle an und ergab sich nach der unglücklichen pharsalischen Schlacht dem Cäsar, der ihn mit der zärtlichsten Freundschaft aufnahm, da er ihn immer geliebt hatte und sogar ihn für s. Sohn hielt, indem B.'s Mutter, eine Schwester des strengen Cato, Cäsar's Geliebte gewesen war. Bei Vertheilung der Staatsämter wies der Dictator dem B. Macedonien zur Verwaltung an. Dennoch ward B. ein Haupt der Verschwörung gegen Cäsar, da er die zärtlichsten Bande dem Wohle des Vaterlandes opfern zu müssen glaubte. Cassius, von Haß gegen Cäsar und von Liebe zur Freiheit angetrieben, suchte anfangs durch schriftliche Aufforderungen, dann durch seine Gemahlin Junia, des B. Schwester, denselben zu gewinnen; und als er ihn genug vorbereitet glaubte, erklärte er ihm mündlich seinen Plan einer Verschwörung gegen den nach der Alleinherrschaft stre-

benden Cäsar. B. ging darauf ein und bewog durch sein Ansehen viele der vornehmsten Römer zum Beitritt. Cäsar ward im Senat ermordet. B. erklärte durch öffentliche Reden die Absicht dieser That, konnte jedoch das Mißvergnügen des Volks nicht besiegen und begab sich mit seiner Partei auf das Capitol. Bald aber faßte er Muth, als der Consul P. Cornelius Dolabella und der Prätor L. Cornelius Cinna, Cäsar's Schwager, sich für ihn erklärten. Allein Antonius, den B. großmüthig verschont hatte, söhnte sich nur zum Scheine mit ihm aus und erlangte von ihm die Erlaubniß, dem Volke Cäsar's Testament vorlesen zu dürfen. Hierdurch gelang es dem Antonius, das Volk zur Wuth und Rache gegen die Mörder Cäsar's zu reizen. Ein allgemeiner Aufruhr zwang die Verschworenen, aus Rom zu flüchten. B. ging nach Athen und suchte dort unter dem römischen Adel eine Partei zu bilden; auch gewann er die Truppen in Macedonien. Jetzt fing er an, öffentlich zu werben, welches ihm um so leichter ward, da die übrigen Pompejanischen Truppen seit der Niederlage ihres Feldherrn noch in Thessalien herumstreiften. Hortensius, der Statthalter von Macedonien, trat ihm bei, und so stand B., Meister von ganz Griechenland und Macedonien, in kurzem an der Spitze eines mächtigen Heeres. Er ging hierauf nach Asien, wo er sich mit Cassius, dessen Waffen hier einen ebenso glücklichen Fortgang gehabt hatten, vereinigte. In Rom hatten dagegen die Triumvirn die Oberhand. Sämmtliche Verschworene waren verurtheilt worden, und man rüstete sich, sie zu bekriegen. B. und Cassius aber unterwarfen sich die Lycier und Rhodier mit großer Anstrengung und gingen dann nach Europa zurück, um den Triumvirn die Spitze zu bieten. (Da soll, nach Plutarch, dem B. auf dem Marsche von Sardes nach Abydus in Kleinasien ein Gespenst erschienen sein.) Das Heer ging über den Hellespont und sammelte sich, 19 Legionen und 20,000 Reiter stark, in den Ebenen von Philippi in Macedonien, wo auch die Triumvirn, Antonius und Octavian, mit ihren Legionen eintrafen. Obgleich die römischen Geschichtschreiber in ihren Berichten über die Schlacht von Philippi nicht übereinstimmen, so scheint doch so viel gewiß, daß zwar Cassius vom Antonius geschlagen ward und sich von einem seiner Sklaven den Tod geben ließ; daß aber B. mit mehrem Glücke gegen die Heeresabtheilungen kämpfte, an deren Spitze Octavian stand, der aber durch Unpäßlichkeit behindert ward, dem Treffen in Person beizuwohnen; daß B. nach der Schlacht eine vortheilhafte Stellung inne hatte, wo er schwer anzugreifen war, und daß er durch die thörichte Hitze seiner Krieger gewissermaßen gezwungen ward, den Kampf zu erneuern, der nun auch für ihn unglücklich abließ. Er ward völlig geschlagen. Nur mit wenigen Freunden entran er dem Tode, übernachtete in einer Höhle, und da er seine Sache rettungslos sah, bat er einen seiner Vertrauten, den Strato, ihn zu tödten. Lange weigerte sich dieser; als er ihn aber fest entschlossen sah, hielt er ihm mit abgewandtem Gesicht sein Schwert entgegen, in welches B. sich stürzte. So starb er 42 v. Chr. im 43. Lebensjahre.

Bruyère (Jean de la), der berühmte Verfasser der Charaktere und Sitten seines Jahrhunderts, war auf einem Dorfe bei Dourdan in der Normandie 1639, nach A. 1644, geb. Er kaufte sich anfangs die Stelle eines Schatzmeisters zu Caen; allein kurz darauf kam er durch den Bischof Bossuet mit einer Pension von 3000 Livres zu dem Herzoge von Burgund, um denselben in der Geschichte zu unterrichten, und hielt sich in dessen Hause seine ganze übrige Lebenszeit auf. Er übersezte 1687 die Charaktere des Theophrast mit vieler Eleganz ins Französ. und begleitete sie mit einer Folge von Charakteren, worin er die Sitten seiner Zeit mit scharfem Blicke und in einem bis zum Epigrammatischen sinnreichen und witzigen Vortrage darstellte. Dieses Werk steht in verdienter Achtung. B. nahm seine Charaktere nicht selten von lebenden Personen, wiewol er dies leugnete, und scheint sich dadurch viele Feinde gemacht zu haben. Übrigens war er ein Mann von liebens-

würdigen Sitten und milder Sinnesart. 1693 ward er, nicht ohne Schwierigkeit, Mitglied der franz. Akademie und starb den 10. Mai 1696.

Bruyn (Cornelle Le), Maler, aber ungleich berühmter als Reisender, geb. im Haag 1652, lernte das Zeichnen und Malen von Theodor van der Schuur, ging 1674 nach Rom, wo er 2½ J. seine Kunst studirte. Hierauf folgte er seiner Neigung zum Reisen, besuchte Neapel und andre Städte Italiens, schiffte sich nach Smyrna ein, durchreiste Kleinasien, Ägypten und die Inseln des Archipels, Alles, was er seiner Aufmerksamkeit würdig fand, aufzeichnend und abzeichnend. Dann ließ er sich in Venedig nieder, beschäftigte sich mit seiner Kunst und ward ein Schüler Carlo Lotti's. 1693 kam er in sein Vaterland zurück und machte 1698 seine Reisen bekannt. Die günstige Aufnahme dieses Werks erweckte aufs neue seine Reiselust. Er besuchte 1701 fg. Rußland, Persien, Indien, Ceylon und einige asiatische Inseln. In Rußland malte er Peter den Großen und verschiedene Prinzen seiner Familie, 1706 in Batavia verschiedene dort angesehene Männer. 1708 kam er in sein Vaterland zurück, wo er nach 3 Jahren seine zweite Reisebeschreibung herausgab, deren Werth, wie der Werth der ersten, mehr in der Schönheit und Genauigkeit der Abbildungen als in zuverlässigen Bemerkungen besteht. Den Rest seiner Tage brachte Le B., einzig mit seiner Kunst beschäftigt, bald im Haag, bald in Amsterdam zu, und starb zu Utrecht bei seinem Freunde und Beschützer, van Mollem.

Bryant (James), Sprachgelehrter und Alterthumsforscher, geb. zu Plymouth 1715, starb den 14. Nov. 1804 auf seinem Landhause bei Windsor. Er studirte in Eton und Cambridge, ward darauf Erzieher der beiden Söhne des berühmten Herzogs v. Marlborough, deren ältesten er auch als Secretair nach dem Continent begleitete, wo dieser das königl. Heer anführte. Nach s. Rückkehr bekam er durch dieses Gönners Einfluß einen einträglichen Posten bei der Artillerie, der ihm zu s. Untersuchungen über biblische, röm. und griech. Alterthümer Muße gab. Sein wichtigstes Werk ist das „System der alten Mythologie“, welches in 3 Quartbden. 1773—76 herauskam. So sehr man den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Vfs. bewundert, so tadelt man doch mit Recht, daß er Einbildungen statt strenger Beweise angenommen und sich vorzüglich auf den etymologischen Erklärungen begeben. Nächstdem führte er einen berühmten Streit über die Wahrhaftigkeit des Homer und über das wirkliche Dasein von Troja. Er suchte nämlich zu zeigen, daß es nie ein Troja gegeben, und daß der ganze Feldzug der Griechen von Homer erdichtet sei. Eine frühere Abhandlung, die 1767 erschien, setzt die Insel Melite, an welcher der Apostel Paulus Schiffbruch gelitten, mit vielen Scheingründen, nicht nach Malta, sondern in das adriatische Meer. Die heiligen Schriften suchte er durch Erläuterungen des Josephus, Philo des Juden und des Justinus Martyr zu erklären; aber auch in diesen, wie in allen seinen Schriften, unterliegen seine Gelehrsamkeit und sein Geist der Streitfucht und Paradoxie.

Buache (Jean Nicolas), Geograph, geb. 1740 zu Neuville-aux-Pont, Mitglied der franz. Akad. der Wissenschaften und des Längenbureaus, Aufseher der Chartenammlung für das Seewesen, wurde d'Anville's Nachfolger als erster Geograph des Königs, machte sich durch geograph. Lehrbücher und Abhandlungen über alte und über neue Geographie (in den „Mémoires de l'Institut“, T. VI, 1806) bekannt. Er starb zu Paris den 21. Nov. 1825.

Bubna (Graf v.), aus einer alten Familie in Böhmen, widmete sich früh den östreich. Diensten und stieg allmählig zum Kammerherrn und Feldmarschalllieutenant. Zu Ende 1812 ward er von seinem Monarchen mit außerordentlichen Aufträgen an Napoleon nach Paris, und im Mai 1813 an denselben nach Dresden gesandt. Er führte alsdann in dem Befreiungskriege 1813 eine östreich. Heerabtheilung mit vieler Auszeichnung und erhielt 1814 den Oberbefehl des

österreich. Heeres, welches über Genf in das südliche Frankreich einbringen sollte, wobei er ebenso viel Vorsicht im Vorrücken als Schonung und Menschlichkeit gegen die stürmischen Bewohner zeigte. Bei Lyon stand er dem Marschall Angereau gegenüber, ohne diesen besiegen oder die Stadt mit Gewalt nehmen zu können, bis die Corps von Bianchi und Hessen-Homburg zur Unterstützung ankamen, worauf der Prinz von Hessen-Homburg den Oberbefehl übernahm. B. blieb bis zum Rückmarsch der verbündeten Heere in Lyon und begab sich alsdann nach Wien. Nach der Landung Napoleons 1815 führte er wieder sein Corps unter dem Oberbefehl von Frimont gegen Lyon, und stand in Savoyen dem Marschall Suchet gegenüber, bis Paris erobert, und dieser über Lyon zurückmarschirt war. Nun besetzte er ohne Widerstand Lyon, errichtete daselbst ein Generalgouvernement und Kriegengerichte gegen die Aufrührer, gegen welche er nunmehr weit strenger verfuhr. Im Sept. trat er seinen Rückmarsch nach Osterreich an und erhielt für seine Dienste schöne Güter in Böhmen von seinem Kaiser zum Geschenk. Bei den piemontes. Unruhen 1821 erhielt Graf. B. den Oberbefehl über die östr. Truppen, welche in Piemont die alte Verfassung herstellen sollten. (S. P i e m o n t.) Nach Vollziehung dieses Auftrags ward er zum Generalcommandanten der Lombardei ernannt. Er starb zu Mailand den 6. Juni 1825 in seinem 56. J.

Bucentaur, in der Mythologie ein Ungeheuer, halb Mensch und halb Stier oder Esel. Auch führte diesen Namen die prächtige Galeere, in welcher der Doge von Venedig (s. d.) sich jährlich am Himmelfahrtstage mit dem adriatischen Meere vermählte.

Bucephalus, das Pferd Alexanders des Großen, welches derselbe für 13 Talente (etwa 15,000 Thaler) kaufte. Es war von der Zucht des Philonikus, eines Theffaliers, der es dem Könige Philipp zum Kauf anbot. Aber schon hatte Philipp, der den Preis zu hoch fand, befohlen, das unbändige Ross hinwegzuführen, als der junge Alexander sich erbot, es zu besteigen. Wirklich schwang er sich hinauf, und zu Aller Verwunderung gehorchte ihm das Ross und ließ sich willig lenken, da es früher keinen Reiter geduldet hatte. Alexander gewann es darum so lieb, daß er nie ein andres Pferd bestieg, wie denn auch der Bucephalus, wenn er zur Schlacht gerüstet war, keinem Andern gehorchte. Als er an einer Wunde gestorben war, ließ Alexander ihn am Hydaspes begraben und erbaute um sein Grab eine Stadt, die er Bucephalia benannte.

Bucerus (Martin), geb. 1491 zu Schlettstadt im Elsaß, starb als Professor der Theologie in Cambridge den 27. Febr. 1551. Nach der Reformation Luther's ging er aus dem Dominicanerorden zum Lutherthum über. Er bekleidete anfangs die Hofpredigerstelle beim Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, war hernach Prediger in Strasburg und zugleich 20 J. hindurch auf dortiger Universität Professor, bis ihn König Eduard VI. von England auf Veranlassung des Erzbischofs Cranmer nach Cambridge berief. Den dort im Leben gefeierten Mann traf das Schicksal, daß 1557 die Königin Maria seine Gebeine verbrennen ließ, um ihren Abscheu vor dem Protestantismus darzulegen. Der Cardinal Contarini nannte ihn den gelehrtesten Theologen unter den Kägern. Unter dem Namen Aretius Filinus erläuterte er die Psalmen. Seine erste Gattin war früher eine Nonne. Nach ihrem Tode verheirathete er sich noch 2 Mal.

Buch, mehre zu einem Ganzen verbundene Blätter oder Bogen Papier. Diese deutsche Benennung entstand vielleicht daher, weil man ehemals zum Einbinden die Rinde, Blätter und auch das geschliffene Holz der Buche nahm. Im Lateinischen heißt das Buch liber, welches Bast bedeutet, weil man sonst auf Bast schrieb. Ebenso kommt vielleicht die Benennung Blätter von den Baumbllättern, deren man sich statt des Papiers bediente. In frühern Zeiten wurden Stein-, Blei-, Kupferplatten, Pergamentrollen u. a. m. gebraucht. (S. B u c h s t a b e n s c h r i f t.)

Buch (Leopold von), geb. 1777 im Preussischen, einer der ersten Geognosten Deutschlands, der seinen Zweck, die physische Beschaffenheit der Erde durch eignes Beschauen zu erforschen, seit mehr als 30 J. auf Reisen durch alle Provinzen Deutschlands, durch Skandinavien bis zum Nordcap, durch Theile von Großbritannien, Frankreich und Italien und bis in die canarischen Inseln, eifrig verfolgt hat. Er untersucht dabei vornehmlich Geognosie, allgemeine Physik, Beschaffenheit und Temperatur der Atmosphäre, Erhöhung des Bodens und Botanik. Im Besitze einer glücklichen Unabhängigkeit, beginnt er von Berlin aus, wo er gewöhnlich die Wintermonate verlebte, mit dem Frühling seine naturforschenden Wanderungen. Einfach in seiner Lebensart, mäßig, an Beschwerden gewöhnt, reist er zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß, wie es sein Zweck erfordert. Bescheiden und mild in seinen Urtheilen, beachtet er jede Mittheilung von Andern, die ihn zum Wahren führen kann. Unter den Geognosten hat er zuerst die Verschiedenartigkeit der vulkanischen Erscheinungen und besonders ihrer Wirkungen auf die Gestalt und Beschaffenheit der Erdoberfläche deutlich dargelegt. Er theilt nämlich die Vulkane in Central- und Reihenvulkane. Die letzten scheinen ihm der Richtung großer Spalten in der Erde, und diese wieder der Richtung der Urgebirge zu folgen. Seine Centralvulkane sind die liparischen Inseln, der Atna, Island, die Azoren, die Canarien u. s. w. Was ihm die Geognosie verdankt, beweisen seine „Geognost. Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien“ (1802); seine „Physikal. Beschreibung der canarischen Inseln“, wo er 1815 mehre Monate verweilte. Ihn begleitete damals der norwegische Botaniker Christian Smith, der einige Jahre später die Zahl der Opfer der unglücklichen Unternehmung des Capit. Tuckey im Congosflusse vermehrte. Auch ist v. B.'s „Reise durch Norwegen u. Lappland“ (2 Thle., Berlin 1810, m. Kupfn.) ein Hauptwerk über den Naturbau der Erde im hohen Norden.

Buchanan (Georg), Dichter und Historiker, geb. 1506 zu Kilferne in Schottland, studirte zu Paris von 1520—22. Nachdem er dann im franz. Hülfsmilitair in Schottland 1523 Dienste genommen hatte, verließ er solche, weil ihm die Kriegsstrapazen eine schwere Krankheit zugezogen hatten, und ging 1524 auf die Universität St. Andrews, wo er Luther's Lehre kennen lernte, dann noch im nämlichen Jahre nach Paris. Hier lebte er in höchster Dürftigkeit, bis er 1526 Lehrer der Grammatik im Collegium der h. Barbara wurde. Dasselbst wählte ihn der junge schottische Graf Cassils zu seinem Lehrer und nahm ihn 1534 mit nach Schottland. Als dieser 1536 starb, ernannte ihn Jakob V. zum Lehrer seines unehelichen Sohnes Jakob Stuart, Grafen Murray. Weil er eine beißende Satyre gegen die Franciscaner, wie man sagt, vom Könige selbst verfaßt, drucken ließ, mußte er flüchtig werden und hielt sich einige Jahre in Frankreich als Erzlehrer auf, wo er einige latein. Tragödien schrieb und den Euripides übersezte. Endlich ging er nach Portugal, um eine Lehrstelle an der neuerrichteten Universität Coimbra zu übernehmen. Seine Feinde unterließen jedoch nicht, ihn auch hier zu verfolgen, und er ward, sowol wegen jener Satyre, als auch weil man ihm im Allgemeinen den Vorwurf machte, kein echter Katholik zu sein, auf einige Monate, um sich besser zu unterrichten, in ein Kloster gesperrt, in welchem er seine poetischen Umschreibungen der Psalmen in latein. Versen verfaßte. Nach vielem Herumschweifen kam er 1563 wieder nach Schottland, bekannte sich öffentlich zur reformirten Religion, ward nachher Lehrer des jungen Königs Jakob VI., nachmaligen Jakob I., den er streng hielt und ihn selbst oft körperlich züchtigte. Auch nachdem Jakob zur Regierung gekommen war, sagte er ihm bittere Wahrheiten. Er schrieb 1565 die schottische Geschichte („Historia Scotiae“, libri XX; in seinen sämmtl. Werken herausgeg. von Rubimann, Edinb. 1715, 2 Bde., Fol.) nicht ohne Bitterkeit gegen die kathol. Religion und gegen seine ehemalige Wohltäterin, die Königin Maria Stuart, zu deren Segnern er sich schlug. Er blieb in Günst

unter der Königin Elisabeth. Zuletzt wurde er unter Jakobs Regierung Director der k. Kanzlei und geheimer Siegelbewahrer, verließ aber 1581 diese Stelle, ging nach Ebinburg und starb daselbst den 28. Sept. 1582. Er hat theils durch seine obenerwähnten Psalmen, theils durch andre Gedichte seine Meisterschaft in der latein. Dichtersprache bewiesen. Als Lyriker war er feurig und kühn, als Satyriker witzig und geistvoll. Sein Charakter war schwankend und leidenschaftlich.

Bucharei, der südliche Theil der Tatarei (Turkhestan) in Mittelasien, heißt bei den Usbeken (s. d.), deren Hauptst. die Bucharei ist, auch Usbekistan. Sie wird in die große und kleine Bucharei getheilt. Diese (Ost-Dschagatai oder Turfan, 22,290 □M.) steht seit 1759 unter chinesischer Herrschaft. jene, die freie oder Westbucharei (26,800 □M. mit 3 Mill. Einw.) liegt am Amu und Soghd und am Gebirge Mustag, hat schöne und ausdauernde Pferde, viel Maisbau, gute Baumwolle u. s. w. Die Einwohner sind theils Bucharen, welche meistens in Städten wohnen und Landwirtschaft, Manufacturen und einen wichtigen Handel mit China, Indien, Persien und Rußland haben, theils usbekische Tataren, welche, in Ordas getheilt, nomadisiren, theils Turkmanen, Juden, Perfer rc. Das Land steht jetzt unter einem Schah aus dem einzigen noch übrigen Geschlechte von Dschingiskhan. Die Hptst. ist Samarkand (s. d.), in deren Nähe der Schah im Sommer nomadisirt. Seine Winterresidenz ist Buchara (Bokhara), Hauptst. der Provinz gl. N., an der Kuandertia (Soghd), deren Häuser meistens von Holz und Lehm sind. Dieser große Stapelplatz des Landes und das wichtigste Emporium im mittlern Asien für Indier, Afghanen, Kokaner, Perfer, Russen, Sinesen, Araber, soll 200,000 Einw., 400 Moskeen, 30 Medressen (Schulen) und 10 große Caravanferais enthalten. — Nach dem Sturze der Timuriden (um 1468) gründete Scheibani in der Bucharei die Herrschaft der Usbeken, deren Geschichte Prof. Jof. Senkowski in s. „Supplém. à l'histoire des Huns, Turcs et Mongols“ (Petersb. 1824, 4.) nach einer persischen Handschrift, welche der Fürst der Bucharei, Emir Haider, welcher seit 1801 regiert, dem russ. Gesandten Negris geschenkt hatte, zuerst genau erzählt hat, sowie Hr. v. Meyendorff in s. „Reise (1820) nach Buchara“ den gegenwärtigen Zustand des Landes beschreibt. Noch jetzt pflegt die Bucharei, schon früher das Vaterland berühmter Gelehrten (Avicenna war in Buchara geboren), alle Theile der islamischen Gelehrsamkeit; der Schah ist zugleich Khalif und erkennt die Rechtmäßigkeit der osman. Sultane nicht an.

Buchdruckerkunst wird in Absicht auf das dabei stattfindende Verfahren in die xylographische, typographische u. stereographische eingetheilt. Die xylographische besteht darin, daß man die Schrift in ganze hölzerne Tafeln einschneidet, sie dann mit Schwärze überzieht, mit Papier bedeckt und abdruckt. Dies ist die älteste Art der Buchdruckerkunst, die auch bis jetzt noch in China, Japan u. Tibet im Gebrauch ist. Die typographische ist diejenige, bei welcher man sich einzelner Lettern oder Typen bedient, welche man gehörig zusammensetzt und dann abdruckt. Eine kurze Zeit hindurch brauchte man geschnittene Lettern, aber bald nachher und noch jetzt gegossene. Die stereographische besteht darin, daß man die aus mehreren Typen zusammengesetzten Seiten mittelst eines Gusses in Platten oder Tafeln verwandelt, von denen man abdruckt. Die Chinesen sollen schon unter ihrem Kaiser Wu-Wang, welcher ungefähr 1100 J. vor Chr. lebte, die xylographische Buchdruckerkunst gekannt haben; doch schreiben sich auch die Japaner die erste Erfindung derselben zu. Auch in Tibet soll nach dem Berichte verschiedener Reisenden diese Kunst seit undenklichen Zeiten getrieben werden. Obgleich es schon seit Jahrtausenden Sitte war, mit dem Petschaft Abdrücke in Wachs zu machen, welches leicht Veranlassung zur Erfindung der Buchdruckerkunst hätte geben können, so wurde doch erst etwa vor viertehalb Jahrh. Gutenberg dadurch auf die

Erfindung derselben geleitet. Denn es ist mit Recht zu bestreiten, daß die Europäer, u. unter ihnen die Deutschen, damals irgend eine Kenntniß von der Buchdruckerkunst bei den Chinesen gehabt haben, obgleich nicht zu leugnen steht, daß schon vor Guttonberg, und zwar 1423, die Kunst, Bilder mit einigen Zeilen Text in Holz zu schneiden, bekannt war. Drei Städte streiten um die Ehre der Erfindung der typographischen Buchdruckerkunst: Harlem, Strasburg u. Mainz. Die Harlemer behaupten, daß ihr Bürger Lorenz Janssoen (gest. 1440) mit dem Beinamen Koster, d. h. Küster (an der großen Parochialkirche zu Harlem), bereits 1430 die Kunst, die Schrift in Holztafeln einzuschneiden, erfunden habe. Er blieb aber nicht dabei stehen, und mehre Koster'sche Drucke sind, wie Scheltema u. Köning noch im J. 1823 zu beweisen versucht haben, mit beweglichen Typen, buchlenen, nachher bleiern u. zinnernen, gefertigt. Wenn auf diese Weise den Holländern die Ehre ihrer eigenthümlichen Erfindung der Buchdruckerkunst gebührt (obwol selbst ein niederländ. Gelehrter, van Hulsem, sich gegen diese Meinung erklärt hat), so ist es doch nicht nur nicht zu erweisen, sondern eine ungerechte Anmaßung, die Erfindung der Buchdruckerkunst in Mainz von dieser harlemer abzuleiten, nämlich durch Vertreibung der Koster'schen Typen durch s. Gehülfen Johann, welcher damit über Amsterdam u. Köln nach Mainz gegangen und dort 1442 „Alexandri Galli Doctrinale“ und „Petri Hispani Tractatus“ gedruckt haben soll. (Vgl. über die holländ. Erfindung: Ebert im „Hermes“, 1823, St. 4, u. die Gegenschrift von D. Lehne: „Histor. Krit. Prüfung der Ansprüche, welche die Stadt Harlem auf die Erfindung der Buchdruckerkunst macht“, Mainz 1827.) Die Strasburger schreiben diese Erfindung Guttonberg zu, der sie in Strasburg gemacht haben sollte; die Mainzer hingegen behaupteten, daß eben dieser Guttonberg nicht in Strasburg, sondern vielmehr in Mainz die typograph. Buchdruckerkunst erfunden habe. Die Wahrheit ist, daß Guttonberg (s. d.) in Strasburg die erste Idee s. nachherigen Erfindung faßte und sie in einigen Versuchen prüfte, sie aber erst in Mainz mit Hülfe Peter Schöffer's zur Ausführung brachte. Es ist erwiesen, daß Guttonberg bereits 1436, als er noch in Strasburg war, s. Druckerzeug hatte, und auch schon in diesem Jahre Versuche mit einer Druckerpresse machte. Nachdem ihm aber die xylographische Methode bei der öftern Wiederholung zu mühsam schien, dachte er darüber nach, ob er nicht mit einzelnen Buchstaben drucken und diese hernach wieder gebrauchen könnte. Dies führte ihn auf die Erfindung der beweglichen Lettern, die er noch vor 1442 muß gemacht haben, denn bereits in diesem Jahre besaß man abgesetzte Lettern. 1445 kehrte Guttonberg nach s. Vaterstadt Mainz zurück, und mit 1449 beginnt die Periode der vervollkommenen Buchdruckerkunst. Guttonberg verband sich in diesem Jahre mit einem reichen Bürger in Mainz, Namens Johann Fust (Faust), welcher mit Hülfe Peter Schöffer's von Gronsheim die Gießkunst betrieb, zu einer typographischen Gesellschaft. Faust nahm bald darauf (wahrscheinlich 1453) diesen Schöffer, einen sehr erfinderischen Kopf, in den Verein auf, welcher nun der eigentliche Vollender der Buchdruckerkunst wurde. Guttonberg hatte zwar die beweglichen Lettern erfunden und diese anfangs aus Holz, dann aus Blei und endlich aus Zinn geschnitten. So blieb aber die Buchdruckerkunst noch ein so mühsames als kostspieliges Geschäft, bis von Joh. Faust oder Peter Schöffer die gegossenen metallenen Lettern u. a. Vortheile dabei erfunden wurden. Das älteste größere, mit gegossenen Lettern von Guttonberg, Faust und Schöffer in Mainz gedruckte Werk, welches gegen 1455 vollendet wurde, ist die sogenannte Guttonberg'sche lateinische Bibel, die man auch die 42zeilige nennt, weil sie auf jeder vollständigen Columne 42 Zeilen hat. Als sich Faust 1456 von Guttonberg getrennt und, in Folge eines von ihm demselben zu machenden Darlehns von 2020 Gulden, sich dessen Druckerwerkzeug zugeeignet hatte, übernahm er in Vereinigung mit Peter Schöffer größere typograph. Werke, wodurch nun die eigentliche Buch-

druckerkunst nach und nach immer mehr ausgebildet wurde. Da Faust insbesondere den Druck der latein. und deutschen Bibel betrieb, durch deren Abschrift die Mönche bisher einen ansehnlichen Verdienst gehabt hatten, Legtere ohnehin die erstaunliche Vervielfältigung der gedruckten Schrift nicht begreifen konnten und diese Kunst deshalb einer Eingebung des Satans zuschrieben, so gerieth er darüber mit ihnen in einen gewaltigen Streit. Er war nämlich mit seiner, 1462 zum ersten Male mit der Jahreszahl gedruckten Bibel nach Paris gereist, um sie daselbst zu verkaufen. Da er aber wegen der Anfeindungen der deutschen Mönche Paris schleunig verlassen hatte, so veranlaßte dies wahrscheinlich die bekannte Sage, der Teufel habe ihn entführt. 1466 reiste Faust zum zweiten Male nach Paris und starb daselbst an der Pest, worauf V. Schöffer in Mainz die Buchdruckerkunst allein fortsetzte. Während der Trennung Guttenberg's von Faust hatte Ersterer Mittel gefunden, sich eine neue Druckerei anzuschaffen, und damit mehre Werke gedruckt, von denen insbesondere der bekannte astrologisch-medicinische Kalender in Folio von 1457 merkwürdig ist, welcher als der erste bekannte Druck mit beigedruckter Jahrszahl genannt wird. Da die Lettern dieses Kalenders von denen, mit welchen Faust und Schöffer druckten, durchaus verschiedenen sind, so schließt man daraus mit Sicherheit, daß jener Kalender in Guttenberg's Druckerei gedruckt worden sei. Seit 1462 zerstreuten sich mehre Arbeiter von Mainz und errichteten Druckereien in und außer Deutschland, zuerst in Italien, hernach in Frankreich, dessen damaliger König der erste Fürst war, der sich der neuen Kunst annahm. Neben Faust, Schöffer und Guttenberg war ein gewisser Albrecht Pfister, man weiß nicht eigentlich, auf welchem Wege, zur Ausübung der Buchdruckerkunst gelangt; derselbe soll bald nach 1450 eine Bibel gedruckt haben. Ein Verz. der alten Bücherdrucke und die materielle Beschreib. derselben bis z. J. 1500 gibt das „Repertorium bibliograph.“ von Ludw. Hain (Bd. A—G, 1826 fg., bei Cotta). Hain zählt von A—G 8340, Panzer hatte überhaupt nur 16,000 alte Druckschriften. Die xylograph. Producte sind aus Hain's Verzeichn. ausgeschlossen.

Nachdem nun nach und nach die Buchdruckerkunst bis in die Mitte des vorigen Jahrh. immer mehr verbessert worden war, machten sich J. G. J. Breitkopf in Leipzig, Barth in Breslau und Franz Ambrosius Didot in Frankreich besonders um die vervollkommnung dieser Kunst verdient. Neuerlich erhielt Phil. Kuster in England ein Patent für verbesserte Drucklettern, wodurch der Druck schöner, ebenmäßiger und leichter werden soll. Auch erfand Franz Bailey von Philadelphia ein Verfahren, Matrizen zu Buchstaben zu verfertigen, welche nicht nachgeahmt werden können, worüber Robert Barclay 1790 ein Patent erhielt. Ubrigens scheint die Buchdruckerkunst, welche mit dem Abdruck von ganzen Tafeln ihren Anfang nahm, nun auch durch Abdruck ganzer Tafeln ihre höchste Vollkommenheit erreichen zu wollen. Man bemüht sich nämlich jetzt, die aus beweglichen Lettern zusammengesetzten Seiten in solide Massen oder Tafeln zu verwandeln. Bekanntlich kam die Buchdruckerkunst durch Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit; aber eben diese Beweglichkeit ist auch Ursache, daß sich, so oft man ein Buch wieder auflegt, neue Druckfehler einschleichen, und daß sich beim Drucken die Lettern zuweilen an die Ballen anhängen und damit herausgezogen werden, woraus, weil der Drucker sie nicht immer wieder an den rechten Ort einsetzt, neue Druckfehler entstehen. Diese Unvollkommenheiten waren insbesondere bei einem Buche, das aus lauter Zahlen besteht, sehr kränkend. Firmin Didot, der Sohn des Franz Ambrosius Didot, dachte daher, als er die logarithmischen Tafeln von Callet drucken sollte, auf Mittel, jenen Unvollkommenheiten vorzubeugen, und dieses gelang ihm dadurch, daß er die aus beweglichen Buchstaben und Zahlen zusammengesetzten und aufs genaueste corrigirten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ, welche nun hin- und hergeworfen werden können, ohne daß sich ein Buchstabe verschiebt. Durch dies Verfahren wird das Herausziehen der Lettern, mithin das Entstehen

neuer Druckfehler während des Drucks, unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen stehen gebliebenen Fehler, so wird die bleierne Tafel an dem Orte des fehlerhaften Buchstabens durchbohrt, der falsche Buchstabe herausgenommen, der rechte dafür eingesetzt und wiederum zugelöthet, auf welche Art die Form nach und nach ganz correct wird. Diese so verbundenen Lettern nannte Didot *Stereotypen*, von dem Griech. στερεος, fest, feststehend, und τυπος, Form, Gestalt. Er ließ mit selbigen 1795 Callet's obengenannte logarithmische und trigonometrische Tafeln abdrucken. Die Erfindung der Stereotypen aber gehört eigentlich nicht Didot, sondern wird den Holländern zugeschrieben. Denn schon seit mehr als 100 J. soll man in Holland verstanden haben, mit stehenden Lettern Drucke von Dauer zu verfertigen. Der Erfinder derselben soll J. van der Mey, der Vater des bekannten Malers d. N., gewesen sein, der zu Ende des 17. Jahrh. in Leyden wohnte. Er verfertigte und goß unbewegliche Formen oder Platten zu einer holländ. Bibel in Quart, von welchen viele tausend Abdrücke abgezogen wurden. Die Formen zu dieser Bibel befinden sich noch jetzt in den Händen der Buchhändler S. und J. Luchtmans in Leyden. Mit Mey ging die Kunst, unbewegliche Typen zu verfertigen, in Holland wieder verloren; wenigstens wurde seitdem kein Gebrauch mehr davon gemacht, weil diese Art zu drucken zu kostspielig war. Auch soll ein Schotte, Namens Ged, zu Anfang des 18. Jahrh. die Kunst, von gegossenen Platten zu drucken, erfunden, auch einen Callust von zusammengelötheten Typen abgedruckt haben. Man sieht daraus, daß Didot im stereotypischen oder stereographischen Drucke mehre Vorgänger gehabt hatte. Indeß hat er diese Kunst sehr verbessert, sodaß durch dieselbe eine weit größere Gleichförmigkeit in Ansehung der Reinheit der Schrift und eine bedeutende Wohlfeilheit der Exemplare erreicht wird. Sein verbessertes Verfahren ist folgendes. Er nimmt bewegliche Lettern, die sich von den gewöhnlichen nur dadurch unterscheiden, daß sie etwas kürzer und von einer weit härtern Masse sind. Diese werden auf die gebräuchliche Weise gesetzt; man druckt Probefbogen und corrigirt, bis der ganze Satz möglichst fehlerfrei ist. Alsdann wird jede mit diesen harten Lettern gesetzte Seite in ein Viereck vom weichsten Blei abgedruckt. Diese Bleiplatte dient nun als Matrize für eine ganze Seite, und die oben erwähnten Lettern von harter Masse sind also die Patrizen, welche zur Verfertigung dieser Matrizenplatte dienen, und nachdem sie diesen Dienst geleistet haben, wieder auseinandergenommen, anders gesetzt und zur Verfertigung andrer Matrizenplatten benutzt werden können. Hat man nun eine solche Seite, die als Matrize dient, so wird sie abgeklatscht, d. h. sie wird auf eine Teigmasse abgedruckt, die sich hinterher verhärtet und zum Drucke dient; beim Abdruck selbst werden die verschiedenen soliden Platten oder Seiten auf eine messingene Platte geschoben, welche die Stelle der Form vertritt und nothwendig ist, um dem Ganzen Haltung zu geben, da diese sehr dünnen stereotypischen Seiten oder Columnen dem Drucke schwerlich widerstehen würden. Ein andres Verfahren des Grafen Schlaberdorf, des Buchdruckers Herhan und ihrer Gehülffen Errand und Renouard besteht darin, daß man mit gewöhnlichen Patrizen eine besondere Art von beweglichen Matrizen verfertigt, welche ungefähr wie gewöhnliche Drucklettern aussehen, mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterschiede, daß die Buchstaben gerade und vertieft in der Matrize sind, statt daß sie verkehrt und erhaben auf der Druckletter stehen; daß man sodann diese von der linken zur rechten Seite, wie das gedruckte Buch sein soll, setzt und damit sogleich die zum Druck dienenden stereotypischen Tafeln oder Columnen abklatscht und mithin das Verfahren abkürzt. Seitdem hat es Herhan auch dahin gebracht, bewegliche Sätze kalt in Kupfer zu schneiden, wovon jeder Charakter in ein viereckiges, auf der Drahtmühle gezogenes Prisma geschnitten ist. Die Maschinen, die er zur Ausführung dieser beiden Gegenstände erfunden hat, sind höchst sinnreich. Außerdem haben sich noch Gatteau

zu Paris und Samuel Farka, ein geb. Siebenbürge, zu Wien, der Graf Prosper von Sinzendorf, und Boudier, ein Gießer in Paris, um die Erfindung und Verbesserung der Stereotypendruckerei sehr verdient gemacht. In Deutschland hat die bis jetzt einzige Stereotypengießerei Karl Tauchnitz (f. d.) in Leipzig angelegt. Für typographische Schönheit haben Baskerville in England, Didot und Trapelet in Frankreich, Bodoni in Italien, Ibarra in Spanien, und Breitkopf, Göschen, Deegen, Tauchnitz u. Bieweg in Deutschland am meisten geleistet. — Nächste den Lettern ist das Hauptwerkzeug der Buchdruckerkunst die Buchdruckerpresse, wozu die geordneten Lettern gesetzt, mit Schwärze überzogen, hierauf mit einem Bogen Papier bedeckt und dann durch den Druck auf dasselbe abgedruckt werden. Anfangs druckte man die Holztafeln mit einem Reiber von Horn ab. Statt dieses Reibers erfand Gutenberg die Presse. Aus einer strasburgischen Urkunde ergibt sich, daß sie bereits 1436 im Gange gewesen ist. In Frankreich hingegen kannte man 1458 noch keine Pressen, denn Karl VII. schickte in diesem Jahre Jemand nach Strasburg, der daselbst die Buchdruckerkunst erlernen sollte. Leonhard (Joh.) Danner, der 1585 starb, brachte 1550 zuerst zu Nürnberg die messingenen Spindeln in der Buchdruckerpresse an, wozu ihm die Erfindung der Brechschraube Veranlassung gegeben hatte. Verbesserte Druckpressen erfanden nach und nach, sämmtlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh., Wilh. Haas in Basel, Joh. Gottfr. Freitag in Gera, Franz Ambrosius Didot und Amiffon in Paris, und Joseph Tibley, ein Engländer. Kinsley zu Hartford in Connecticut hat eine Presse erfunden, welche selbst die Schwärze auf die Lettern aufträgt, das Papier darüber breitet und 2 Bogen auf ein Mal abdruckt. Sie braucht nur eine Stunde und den Beistand einer einzigen Person, um über 2000 Bogen zu drucken und abzuwerfen, dahingegen auf den gewöhnlichen Druckpressen 2 Leute in einer Stunde nie über 250 Bogen abdrucken können. Man hat auch eine Maschine, auf welcher mittelst eines Drucktisches und eines darüber hingehenden Druckwagens Bücher gedruckt werden können. (Vgl. Schnellpresse.) — Die Buchdrucker schwärze ist eine schwarze Farbe, welche zum Drucken der Bücher gebraucht wird. Anfangs druckte Gutenberg mit Schreibbinte; dann bediente er sich des Lampenrußes, womit noch der Donat gedruckt wurde. Erst um 1450 oder noch etwas später erfanden Faust und Schöffer die Buchdrucker schwärze, welche aus Kienruß und starkem Firniß bereitet wird. In Paris wird die vorzüglichste und schönste verfertigt und davon selbst nach England und Deutschland versandt.

Bucher (Anton von), ein um die Aufklärung in Baiern verbienter und durch seine Schriften gegen die Jesuiten bekannter Schriftsteller, geb. in München am 8. Jan. 1746, war in den latein. Schulen der Jesuiten unterrichtet, studirte in Ingolstadt und erhielt 1768 die Priesterweihe. Als Rector des Gymnasiums und Lyceums von 1773—78 arbeitete er an Verbesserung des Unterrichts und der Sittenzucht, nicht ohne harten Kampf für Licht und Recht. Ebenso bemühte er sich als Pfarrer zu Engelbrechtsmünster, das Volk sittlich-religiös zu bilden; daher wurde er 1784 als geistlicher und Schuldirectorial-Rath nach München berufen. 1813 ward er zur Ruhe gesetzt und starb den 8. Jan. 1817. Als humoristischer Schriftsteller ist er durch die „Charfreitagprocession“, die „Fastenrempel“, das „Portiuncula-Büchlein“, die „Christenlehre auf dem Lande“ vortheilhaft bekannt. Seine „Beiträge zur Geschichte der Jesuiten in Baiern“ (vor und nach ihrer Aufhebung) haben großen historischen, wenn auch nicht schriftstellerischen Kunstwerth, und das Urtheil eines kirchlich-frommen und sittlich-untadeligen katholischen Geistlichen über diesen Gegenstand hat schon seines unbefangenen Wahrheits-sinnes wegen ein großes Gewicht. Anton v. Bucher's „Sämmtl. Werke“ wurden gesammelt und herausgeg. von J. v. Kleffing (6 Bde., München 1819 fg.).

Büchercensur. Bald nachdem die Buchdruckerkunst erfunden war, erkannten die Päpste die große Gewalt, welche dieses Mittel des Gedankenverkehrs,

womit das bisherige Abschreiben gar nicht in Vergleich kam, über die Gemüther ausübte. Diefelbe war doppelt gefährlich in einer Zeit, wo ohnehin das Anfehen der kirchlichen Obrigkeit sehr gemißbraucht und, eine natürliche Folge aller Mißbräuche, sehr schwankend geworden war; sie suchten also zuerst das Lesen und dann auch das Drucken aller Schriften zu verhindern. Sie benutzten die vorhandenen ältern Verordnungen der Kirche gegen das Lesen kegerischer Bücher und führten eine kirchliche Aufsicht über die Buchdruckerei ein, was schon 1479 und 1496, vollständig aber durch eine Bulle Leo's X. von 1515 geschah. Hierin wurde den Bischöfen und den Inquisitoren die Pflicht auferlegt, alle Schriften vor dem Drucke durchzusehen und die Bekanntmachung kegerischer Meinungen hierdurch zu verhindern. Man ging aber auch weiter, da diese päpstliche Verordnung wegen der bald darauf eingetretenen Reformation nicht in allen Ländern gehandhabt werden konnte, und entwarf ein Verzeichniß von Büchern, welche bei Vermeidung kirchlicher Strafen Niemand lesen sollte. Dies Verzeichniß wurde von dem tridentinischen Concilium, welches auch in der 4. Session (1546) die Censurverordnung erneuert hatte, zwar unternommen, aber nicht ausgeführt, und zuletzt den Päpsten überlassen (25. Sess. v. 1563), von welchen auch mehre solche Indices librorum prohibitorum officiell gegeben worden sind. Noch in der neuern Zeit (1758) wurde ein vermehrter Index decretirt. Man wollte sogar auch ältere Werke, welche sich nicht gut mehr verbieten ließen, von den darin befindlichen Irrlehren reinigen und verstümmeln; Herzog Alba ließ in den Niederlanden einen solchen Index expurgatorius verfertigen; ein anderer wurde 1607 zu Rom entworfen, welcher aber bis auf Bruchstücke geheim geblieben ist. Diese geistliche Censur wurde bald nachher auch von der weltlichen Macht aufgefaßt und zum Theil weiter ausgedehnt. In Deutschland gaben dazu die kirchlich-politischen Streitigkeiten die nächste Veranlassung, indem diese auch in heftigen gegenseitigen Schmähchriften geführt wurden. Der Reichsabschied von 1524 enthielt Verbote derselben, eine strengere Aufsicht über die Druckereien wurde im Reichsabschied von 1530 angeordnet, und dies in spätern Reichsgesetzen 1541, 1548, 1567, 1577 u. a. wiederholt. Auch im westfälischen Frieden (1648, Dsnabr. Instr. Cap. V, §. 50) wurde festgesetzt, daß die Regierungen keine Schmähungen gegen andre Religionsparteien dulden sollten, und seitdem versprach der Kaiser in seiner Wahlcapitulation, streng darüber zu wachen, und in den beiden letzten von K. Leopold II. (1790) und K. Franz II. kam noch (N. VI, §. 8) hinzu: „daß keine Schrift gedruckt werden solle, die mit den symbolischen Büchern beiderlei Religionen und mit den guten Sitten nicht vereinbar sei, oder wodurch der Umsturz der gegenwärtigen Verfassung oder die Störung der öffentlichen Ruhe befördert werde“. Die Censur war also in sämtlichen deutschen Reichslanden reichsgrundgesetzlich, wurde aber in ihnen nach sehr verschiedenen Grundsätzen ausgeübt, und es war in den meisten protestantischen Ländern nicht schwer, für einzelne Schriftsteller, gelehrte Zeitungen u. die Censurfreiheit zu erhalten, sowie manche Institute, Akademien, Universitäten in Ansehung der ordentlichen Professoren mit Censurfreiheit privilegiert waren. Die Regierungen schlugen zuweilen ihre Angehörigen mit großem Nachdruck bei einer großen Freimüthigkeit, wie z. B. die hanoversche sich Pütter's und Schlözer's einige Male sehr ernstlich annahm. Auch in den übrigen europäischen Ländern bestand Censur; in Frankreich gehörte sie zu dem Geschäftskreise des Kanzlers und wurde durch königl. Censoren ausgeübt. Zuerst hörte die Censur in England auf. Sie war früher von der bekannten Sternkammer besorgt worden, und nach Aufhebung dieses Gerichtshofs (1641) vom Parlament. 1662 wurde deshalb ein eignes Gesetz gegeben, aber auch nur auf eine bestimmte Zahl von Jahren. 1679 wurde es erneuert und ebenso 1692 noch auf zwei Jahre, sodas mit 1694 das Recht der Krone, den Druck der Schriften, Zeitungen u. dgl. von ihrer vorhergehenden Erlaubniß ab-

hängig zu machen, d. i. zur Anordnung einer Censur, ganz aufgehört hat. In Holland und selbst in den östr. Niederlanden herrschte, wo nicht völlige Censurlosigkeit, doch große Nachsicht. Alles, was in Frankreich nicht gedruckt werden durfte, erschien in den Niederlanden, oder auch in der Schweiz in Laufanne und Genf, zum großen Vortheil des niederländ. und helvet. Handels. In Schweden wurde durch ein Edict von 1766, also unter der damal. aristokratischen Verfassung, die Aufhebung der Censur verordnet; indessen Gustav III. mußte dennoch, obgleich selbst ein Freund der Pressfreiheit, während seiner von aristokratischen Umtrieben, die er in der Revolution von 1771 nur unvollkommen besiegt hatte, beunruhigten Regierung die Censur beibehalten und sogar sehr streng ausüben lassen. Gustav IV. erließ bald nach seiner Thronbesteigung ein Edict, nach welchem die Censur bloß in Religionsfachen beibehalten und von den Consistorien geübt werden sollte. Dies hatte jedoch keinen Bestand; zuerst wurde durch Bestrafungen gewirkt und 1802 die Censur wieder ganz hergestellt, dem Hofkanzler übertragen und streng gehandhabt. Französische und deutsche Bücher wurden verboten. König Karl XIII. hob gleich nach seiner Thronbesteigung durch eine provisorische Verordnung vom 12. Apr. 1809 die Censur ganz auf, und dies ward in der Constitution vom 6. Juni 1809, §. 86, grundgesetzlich bestätigt. In Dänemark wurde durch ein königl. Rescript vom 14. Sept. 1770 (Min. Struensee) die Censur ganz aufgehoben und ist nicht wieder hergestellt worden, obgleich die Gesetze und Grundsätze, nach welchen der Mißbrauch der Pressfreiheit bestraft wurde, sehr gewechselt haben und zuweilen sehr drückend gewesen sind. In Frankreich war die Censur auch unter den Einrichtungen, welche die Revolution abschaffte. Alle Constitutionen von 1791 an bis auf die Charte constitutionnelle von 1814 erklärten die Pressfreiheit für grundgesetzlich; während der Republik bestand zwar keine Censur, aber die Revolutionstribunale ersetzten sie. Napoleon stellte sie durch das Decret vom 5. Febr. 1810 in einer andern Form (direction de l'imprimerie) wieder her. Auch nach der Restauration hat sie wechselnde Schicksale gehabt. Schriften über 20 Druckbogen sind immer frei geblieben, aber über Flugschriften und Journale ist die Censur mehrmals wieder angeordnet worden, zuletzt am 15. Aug. 1824 (kurz vor dem Tode Ludwigs XVIII.), aber auch wieder aufgehoben vom jetzigen König am 29. Sept. dess. J. Nur zur Anlegung neuer politischer Journale muß die vorgängige Erlaubniß der Regierung eingeholt, und von den Herausgebern müssen sehr starke Cautionen bestellt werden. Was die nächste Zeit hierin in Frankreich bringen wird, steht zu erwarten; eine abermalige Wiedereinführung der Censur, und zwar einer sehr strengen, auch gegen längst erschienene Werke, wird von einer Seite lebhaft verlangt. In dem Königreich der Niederlande ist die Censur grundgesetzlich abgeschafft (Fundamentalstatut vom 24. Aug. 1815, Art. 226), sogar im Königreich Polen (Constit. vom 27. Nov. 1815, Art. 16), aber hier ist sie durch eine Verordn. vom 16. Juni 1819 wieder angeordnet. In den deutschen Staaten konnte bis 1806 eine völlige Censurfreiheit nicht ausgesprochen werden, da der Reichsfiscal dagegen aufzutreten das Recht hatte. Aber nach 1814 schafften mehre Staaten die Censur ab; Nassau (Verordn. vom 4. Mai 1814), Weimar (in der Verfassungsurkunde vom 5. Mai 1816), Württemberg (Verordn. vom 30. Jan. 1817), Baiern (26. Mai 1818), Großherz. Hessen (Verf. vom 17. Dec. 1820, §. 35), jedoch mit sehr verschiedenen Bestimmungen über die Verantwortlichkeit der Schriftsteller, Drucker und Verleger. (S. Pressegesetz.) In Gemäßheit der Karlsbader Beschlüsse (s. d.) von 1819 und der darauf gebauten Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung vom 20. Sept. 1819, ist auch die Censur in sämmtl. deutschen Bundesstaaten, jedoch nur in Ansehung der Schriften unter 20 Bogen und der Zeitschriften, zur bundesgesetzlichen Schuldigkeit geworden, und diese zuerst nur auf 5 Jahre angenom-

menen Maßregeln sind nunmehr auf unbestimmte Zeit verlängert worden. — Die Censur hat nicht nur in der Art ihrer Ausübung verschiedene Grade, sondern es lassen sich auch verschiedene Abstufungen in ihrer jetzt üblichen Einrichtung wahrnehmen: 1) Allgemeine Censur des Buchhandels und der Druckerei, wobei auch auswärts gedruckte Bücher nicht ohne Genehmigung der Censoren verkauft werden dürfen, wie sie in Rußland, Osterreich, Spanien ic. besteht. [Osterreich hat bei der Censur ausländischer Bücher 4 Formeln: a) admittitur, völlig frei; b) transit, zwar frei, aber ohne öffentliche Verkaufsankündigung; c) erga schodam, nur an Geschäftsmänner und Gelehrte gegen schriftl. Revers zu verkaufen; d) damnatur, ganz verboten.] 2) Allgemeine Censur, doch bloß der Buchdruckerei, d. i. der im Inlande gedruckten Schriften. Diese besteht in Preußen (Censuredict vom 19. Dec. 1788, Cabinetsordre vom 28. Dec. 1824), woselbst jedoch auch ein Mal eine Recensur des Verlags eines auswärtigen Verlegers angeordnet wurde. 3) Beschränkte Censur, wie im deutschen Bunde, bloß über Schriften unter 20 Bogen und Zeitschriften, was jetzt in den deutschen Bundesstaaten die Regel ist. (C. Preßfreiheit und Preßvergehen.) 37.

Bücherformat. Das Format oder die Größe der Bücher hängt einmal von der Größe der Papierbogen, und dann davon ab, wie viel Mal selbige gebrochen sind. Ist der Bogen ein Mal gebrochen, so daß er 4 Seiten gibt, so heißt das Format Folio; ist er 2 Mal gebrochen und liefert 8 Seiten, so ist es Quart; ist er 3 Mal gebrochen und liefert 16 Seiten, so ist es Octav; ist er 4 Mal gebrochen und liefert 32 Seiten, so ist es Sedez u. s. w., indem bei jedem neuen Bruche die Zahl der Seiten sich verdoppelt. Außerdem sind noch gewöhnliche Formate das Duodez, wo der Bogen 24, und das Octodez, wo er 36 Seiten liefert, und höchstens noch davon die Verdoppelung. Je nachdem der Bogen größer oder kleiner ist, fällt auch das Format größer oder kleiner aus, und daher kommt es, daß es Foliobücher gibt, die sich den Quartanten nähern, und umgekehrt, Octanten, die in Höhe und Breite fast das Quartformat erreichen, und wieder andre, die fast Sedez sind. Diese Verschiedenheit bezeichnet man durch großes, mittleres und kleines Format, und spricht daher von Groß-, Mittel- und Kleinfolio, Groß-, Mittel- und Kleinquart u. s. w.

Bücherkataloge. Kataloge bedeutender Bibliotheken sind unter einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten, sowol unter einem allgemeinen literarischen als auch unter einem besondern, welchen man den bibliothekarischen nennen könnte. In ersterer Hinsicht haben sie Interesse, wenn die Bibliothek, welche sie verzeichnen, entweder überhaupt sehr zahlreich ist („Bibliotheca Thottiana“, Kopenh. 1789—95, 7 Thle. in 12 Bdn.; „Bibl. Firmiana“, Mail. 1783, 6 Bde.; „Catalogue du duc de la Vallière“, Par. 1783—88, 9 Bde.), oder sich durch gute Auswahl, Reichthum an seltenen und kostbaren Werken („Cat. Bibl. Harlejanae“, von Mich. Maittaire, Lond. 1743—45, 5 Bde.), wegen seltener Bücher (Sam. Engel's, Bern 1743, und Dan. Salthen's, Königsb. 1751, Kataloge), wegen alter Drucke (J. F. Dibdin, „Biblioth. Spenceriana“, Lond. 1814, 4 Bde.; Ferd. Fossii „Cat. codd. sec. 15. impressor. bibl. Magliabechianae“, Florenz 1793, 3 Bde., Fol.), wegen ausgezeichnet schöner Exemplare, vorzüglich auf Pergament („Cat. de la bibl. de Mac-Carthy“, Par. 1815, 2 Bde.), oder auch durch einzelne stark besetzte Fächer auszeichnet. So sind für die Naturgeschichte wichtig die Kataloge von Jos. Banks (Lond. 1796, 5 Bde.) und Cobres (Augsb. 1782, 2 Bde.), für die ungarische Geschichte der des Grafen Szecheny („Sopronii“, 1799 fg.), für die class. Literatur die des Grafen Newiczky (Berl. 1794), des D. Askew (Lond. 1775) u. A.; für die franz. Literatur die zweite Abtheilung des Vallière'schen Katalogs; für die ital. Literatur die Kataloge von Capponi (Rom 1747, 4.), Stoucel (Par. 1774, 2 Bde.) und Ginguené (Par. 1817);

für die deutsche Sprachkunde der von Adelung (Dresd. 1807). Indessen erhalten die Kataloge, auch der reichsten Bibliotheken, ihren wahren Werth und ihre Brauchbarkeit erst durch eine zweckmäßige Einrichtung und Anordnung, und gewähren dadurch zugleich auch ein specielles bibliothekarisches Interesse. Dazu ist außer der Vollständigkeit und Genauigkeit in den materiellen Angaben, welche sich bei alten Drucken und vorzüglich seltenen Werken, bis auf Bemerkung des Druckers, der Seitenzahl, Signatur, des Custos u. s. w., bei Kupferwerken bis auf die Angabe der Zahl und nähere Beschaffenheit der Kupfer, sowie der Namen der Künstler erstrecken muß, vorzüglich auch eine lichtvolle und leicht zu übersehende Anordnung der Bücher erforderlich. Franzosen waren hierin die ersten Vorgänger. Gabriel Naude brach durch den „Catalogus bibliothecae Cordesianaë“ (Par. 1643, 4.) die Bahn; ihm folgten Jemael Bullialdus und Jos. Quesnel im „Cat. bibl. Thuanæ“ (Par. 1679). Durch weitere Ausbildung dieser Anordnungsmethode und zugleich durch bibliograph. Genauigkeit zeichnete sich im 18. Jahrh. der pariser Buchhändler Gabriel Martin aus (Kataloge von Bulteau 1711, du Fay 1725, Brochard 1729, Graf Hoym 1738), und auf dem von ihm gelegten Grunde bauten Deburé im Kataloge von Saignat (1769) und bei der Redaction der ersten Abtheilung des Vallière'schen Katalogs, sowie bei der Bearbeitung der zweiten Abtheilung, der Buchhändler Nyon mit Glück fort. Um dieselbe Zeit lieferte auch Jac. Morelli in Venedig den durch dieselben Eigenschaften sich empfehlenden Katalog der trefflichen Bibliothek des Maffeo Pinelli (Ven. 1787, 6 Bde.). Da indessen alle diese Kataloge bloß zum Behuf des Verkaufs gefertigt wurden, so ließen sie kein höheres Streben zu. Auf einen eigentlich wissenschaftlichen und bibliothekarischen Standpunkt erhoben sich, um der frühern mangelhaften Kataloge der Bodlejanischen (Oxf. 1738, 2 Bde., Fol.) und pariser Bibl. (1739, 6 Bde., Fol.) nicht zu erwähnen, Joh. Mich. Francke in seinem Realkataloge der Bünaus'schen (Lpz. 1750, 7 Bde., 4.) und Ludiffredi in dem alphabetischen der Casanati'schen Bibliothek (Rom 1761, 4 Bde., Fol.). Beide Werke, obgleich leider unvollendet, sind unübertroffene, vielleicht selbst unübertreffliche Muster, und namentlich kann mit dem erstern der mit kindischen Fehlern angefüllte und höchst unzuverlässige „Catalogus biblioth. academiae Theresianaë“ von Joseph v. Sartori (Wien 1801, 13 Bde., 4.) auf keine Weise verglichen werden. Endlich gibt es noch beurtheilende Kataloge (Cat. raisonnés), welche nähere Nachrichten und Urtheile, Beschreibungen seltener und merkwürdiger Bücher, und zum Theil Angaben ihrer Preise enthalten. Außer den wenigen allgemein interessanten Werken dieser Art von Joh. Fabricius (Wolfenb. 1717, 6 Bde., 4.), Jak. Friedr. Reimann (Hilbesh. 1731, 2 Bde.), Gottlieb Stolle (Jena 1733, 18 Bde., 4.) u. A. sind vorzüglich brauchbar die Kataloge von Crevenna (Amst. 1778, 6 Bde., 4.), Serna Santander (Brüssel 1803, 5 Bde.) und Lord Spencer (s. oben), sowie Denis's „Merkwürdigkeiten der Garelli'schen Bibliothek“ (Wien 1780, 4.) As.

Büchernachdruck, der unveränderte Abdruck einer Schrift, einer musikalischen Composition oder irgend eines andern Geisteswerks ohne Zustimmung des Verfassers und Verlegers, besonders zum Zweck des Verkaufs in gewinnlüchtiger Absicht. Kaum war nach Erfindung der Buchdruckerkunst das Geschäft des Buchhandels und des Schriftstellers zum bürgerlichen Nahrungsbranche geworden, als man auch darüber zu klagen anfing, daß dasselbe durch Nachdrucker gestört werde. Man war anfangs nicht zweifelhaft darüber, daß dies sowol sittlich unrecht als auch ein förmlicher Eingriff in die vollkommenen Rechte der Verfasser und der von ihnen angenommenen Verleger sei, indem Beide, welche auf die Hervorbringung und den Druck einer Schrift Mühe und Kosten verwenden, in der Absicht, durch den Verkauf derselben Ersatz und einen billigen Gewinn zu erlangen, durch den Nachdruck ihres Erfolgs beraubt werden. Luther nannte den Nachdruck ge-

rabezu einen Diebstahl, und andre Gelehrte betrachteten die Sache ebenso. Indessen war doch, weil die Sache eben neu war, kein positives Gesetz darüber vorhanden, und besonders der Umstand, daß man die classischen Werke des Alterthums allgemein als Gemeingut ansah, noch mehr aber, daß man die größtmögliche Verbreitung nützlicher Bücher und der h. Schrift selbst auf alle Weise zu fördern bemüht war, brachte auch bald entgegengesetzte Meinungen in Gang. Von dem Anfange des vor. Jahrh. an ist bei verschiedenen Veranlassungen der Streit über die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks von Zeit zu Zeit erneuert, und auch in unsern Tagen durch die Bemühungen der deutschen Buchhändler bei dem wiener Congresse und die in der deutschen Bundesacte (Art. 18) gegebene Versicherung abermals lebhaft angeregt worden. Eine Folge dieser Meinungsverschiedenheit ist es denn gewesen, daß auch die positive Gesetzgebung in den verschiedenen europäischen Ländern einen sehr abweichenden Gang genommen hat, und selbst bei den verträge jenes 18. Art. der deutschen Bundesacte eingetretenen Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung die Ansichten sehr verschieden waren. Eine historische Übersicht sowol der literar. Streitigkeiten über den Nachdruck, als auch der wichtigsten gesetzl. Bestimmungen in den einzelnen europ. Staaten, hat Schmid in einer Schrift gegen den neuesten Vertheidiger desselben, D. Griesinger (in der würtemb. Ständeverf. 1821, u. in e. bes. Schrift) gegeben („Der Nachdruck aus dem Gesichtspunkte der Moral, der Politik und des Rechts“, Jena 1823). Die wichtigsten Punkte bei dieser Erörterung sind ungefähr folgende: I. Das Unmoralische des Nachdrucks, welcher die Früchte fremden Fleißes sich zuzueignen sucht, ist für jedes unverdorrene Gefühl so einleuchtend, daß derselbe von dieser Seite nur äußerst wenige Vertheidiger gefunden hat. Es liegt in der öffentl. Meinung auf dem Nachdruckergewerbe ein fast allgemeiner Schimpf, wie auf andern schmutzigen und einem ehrliebenden Manne unanständigen Beschäftigungen. Aber II. viele Rechtsphilosophen haben doch, ungeachtet sie das Unsittliche des Nachdrucks einräumten, ihn nach natürlichen Rechtsprincipien nicht für unrechtmäßig gehalten. Dabei ist nun wieder zur Sprache gekommen, daß man Recht und Moral nicht auf eine solche Weise einander entgegenstellen könne, indem zuletzt doch alle Rechte der Menschen ihren Entstehungsgrund in ihren Pflichten haben (der Mensch hat nur darum Rechte, weil er Pflichten hat), und daher etwas schlechthin Unmoralisches auch nie Gegenstand einer Berechtigung sein könne. III. Andre haben den Nachdruck nach dem Naturrechte für unrechtmäßig erklärt, zu dessen Beweis aber wieder verschiedene Wege eingeschlagen. Zuerst sprach man von einem literarischen Eigenthume, welches der Verfasser einer Schrift oder eines andern Geisteswerkes daran habe, und vermöge dessen er einem Jeden verwehren könne, gegen seinen Willen Gebrauch davon zu machen. Allein sowie man diese Ansicht etwas genauer prüfte, fand man freilich, daß von einem Eigenthume an Gedanken oder an einer gewissen Zusammenstellung und äußern Form derselben nur sehr uneigentlich gesprochen werden könne. Daher kamen Andre (z. B. Pütter) auf den Gedanken, daß in dem Verlagscontracte des Schriftstellers mit dem Verleger und wiederum im Verkaufscontracte des Verlegers mit jedem einzelnen Käufer stillschweigend und wesentlich die Bedingung enthalten sei, von den einzelnen erkauften Exemplären keinen andern Gebrauch, als des Lesens, Abschreibens u. dgl. zu machen, nicht aber dasselbe nachzudrucken, und daß also der Nachdrucker allezeit wegen Verletzung dieser Kaufsbedingung im Unrecht sei und selbst gerichtlich belangt werden könne. So richtig nun auch dieser stillschweigende und natürliche Vorbehalt des Verfassers ist, so liegen doch in dieser Ansicht wieder große Schwierigkeiten, zumal für die gerichtliche Verfolgung nach unsern bestehenden positiven Rechten, hauptsächlich in dem Übergange einer solchen Bedingung auf einen Dritten. Kant untersuchte daher das Verlagsverhältniß genauer und hielt den Verleger für den Bevollmächtigten des Schriftstellers, dessen Rede an das

Publicum er in seinem Auftrage bekanntmache. Auch hierin liegt etwas sehr Wahres, aber doch auch wieder die Schwierigkeit, warum eine einmal bekanntgemachte Rede nicht wieder von einem Dritten weiter bekanntgemacht werden dürfe. Daher kam man doch wieder auf ein dem Eigenthum wenigstens ähnliches Recht zurück, welches dem Verfasser an der Form bleiben müsse, in welche er seine Gedanken gekleidet habe, und das Einfachste ist dabei gewiß, sich nur daran zu halten, daß der Schriftsteller, welcher seine Kraft und Zeit darauf verwendet, auch mit Recht dafür eine Vergütung fordern kann, welche er durch den Verkauf seines Buches in demjenigen Theile des Preises bezieht, welcher über die baaren Auslagen des Druckes festgesetzt wird. Diesen Theil des Verkaufs nimmt der Nachdrucker hinweg, und bemächtigt sich der Früchte, welche ein Anderer durch seine Arbeit hervorgebracht hat. Daß dies unrechtmäßig ist, kann so wenig bezweifelt, als auf der andern Seite behauptet werden, daß ohne positive Anerkennung des Staats der Schriftsteller ein bürgerlich klagbares Recht habe. Denn hierin sind IV. alle bisherige Versuche Pütter's u. A. vergeblich gewesen, und auch der neueste von Neustetel, welcher meint, daß dem Schriftsteller eine römische Injurienklage gegen den Nachdrucker zustehe, wird schwerlich bessern Erfolg haben. Daher ist, wie die Sache in Deutschland steht, nur durch positive Gesetzgebung das Recht der Schriftsteller gegen den Nachdrucker sicherzustellen, und gleichwie Grundeigenthum, Erbrechte und andre Rechtsverhältnisse positiv anerkannt und befestigt worden sind, so ist es auch hier Rechtspflicht für den Staat, den Schriftstellern und Verlegern die Früchte ihres Fleißes zu gewähren. Dies ist in verschiedenen Ländern wirklich geschehen. In Holland wurde es durch die Praxis der Gerichtshöfe geltendes Recht, daß der Nachdruck unrechtmäßig sei und der rechtmäßige Verleger gerichtlichen Schus dagegen finden müsse. In England wurde durch ein Gesetz von 1708 ein älteres Gesetz auf das literarische Eigenthum angewandt. Das Verlagsrecht dauert danach zuerst 14 Jahre, und wenn der Verfasser beim Ablauf derselben noch am Leben ist, anderweite 14 Jahre. In Frankreich war vor dem J. 1777 auch geltendes Recht, daß der Verf. und seine Erben ein der Dauer nach unbeschränktes literarisches Eigenthumsrecht hätten; in dem genannten Jahre aber wurde ausgesprochen, daß nur besondere königl. Privilegien jenes ausschließliche Verlagsrecht begründen könnten, welche den Verlegern fremder Werke nur für 10 Jahre ertheilt werden sollten. In der Revolution (Ges. v. 19. Juli 1793) wurde ein literarisches Eigenthum für die Lebenszeit des Verfassers und 10 Jahre nach seinem Tode anerkannt. Dies gilt noch und ist auch in Holland, seit Einführung der franzöf. Gesetze daselbst, geltendes Recht geblieben. Verschiedene deutsche Staaten haben sich ebenfalls schon längst durch Gesetze gegen den Nachdruck und selbst gegen den Verkauf nachgedruckter Ausgaben ausgezeichnet, und dadurch ihre Gerechtigkeitsliebe wie ihre Achtung gegen die Wissenschaften bewährt. Vor allen Sachsen, aber auch Preußen, Hanover, Baiern, Nassau u. a. Allein isolirte Gesetze können hier das Übel nicht heben; schon 1790, bei der Wahl Kaiser Leopolds II., fand der Buchhandel hohe Fürsprache und erhielt in der kais. Wahlcapitulation (Art. 7, §. 1) die Zusicherung, daß der Kaiser sich die völlige Unterdrückung des Nachdrucks wolle angelegen sein lassen. Allein die nachherigen Ereignisse traten dazwischen, und erst in der deutschen Bundesacte ist jene Zusicherung erneuert worden. Auch diese hat späterhin wieder eine etwas veränderte Richtung genommen, und es ist die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks aufs neue zweifelhaft geworden. Doch ist zu hoffen, daß die Regierungen, nachdem Preußen sich hierüber 1828 fg. mit den meisten deutschen Staaten vereinigt hat, den Schus, welchen sie dem gelehrten Stande und dem Buchhandel einmal zugesagt haben, auch nicht zurücknehmen werden. Doch gestattet im Königreich Württemberg die königliche Verordnung vom 25. Febr. 1815 den Nachdruck.

37.

Bücherprivilegium, die ausschließende Befugniß, welche eine Obrigkeit einem Buchhändler oder sonst Jemandem über den Verlag eines Buchs ertheilt. Das älteste Bücherprivilegium, das man bis jetzt kennt, gab Heinrich, Bischof zu Bamberg, 1490. Nächst demselben gibt es ein venetianisches von 1491. In Polen waren sie um 1500 gebräuchlich; das älteste päpstliche ist von 1505. In Frankreich findet man dergleichen von 1507. Das erste kaiserliche ist von 1510.

Bücherverbot, s. Büchercensur.

Buchhalterei, die Kunst, vermöge welcher ein Kaufmann oder sonstiger Rechnungsführer seine Einnahmen und Ausgaben, sowol in Geld als Waaren oder sonstigem Werth, in seinen Büchern verzeichnet, sodas er mittelst einer leichten Übersicht den Stand jeder einzelnen Rechnung und seines ganzen Geschäfts zu jeder Zeit ausmitteln kann. Die Buchhalterei beruht, wie der Handel überhaupt, auf den beiden Begriffen von Debet und Credit, oder Dessen, was man besitzt oder doch einzunehmen, und was man zu bezahlen hat, und wird in die einfache und in die doppelte oder italienische Buchhalterei eingetheilt. In der ersten werden die Posten des Debet und Credit zwar von einander getrennt, aber doch so verzeichnet, das jedes bloß einzeln erscheint, da bei letzterer Gläubiger und Schuldner in beständiger wechselseitiger Verbindung mit einander stehen, zu welchem Ende alle Posten doppelt, einmal als Debet und einmal als Credit, eingetragen werden, wodurch jedem Irrthume oder Versehen vorgebeugt wird. Diese doppelte Buchhalterei kam im 15. Jahrh. in Italien auf; sie war aber schon im 14. Jahrh. in Spanien nach einer gesetzlichen Vorschrift befolgt worden. Als besondere Regel der doppelten Posten ist Folgendes zu merken: Alle eingehende Gelder und Waaren werden Creditores an Den, der sie geliefert hat; dagegen werden alle Diejenigen, die Geld oder Waaren von uns empfangen, Debitores an Cassa oder Waaren. Die Bücher, deren der Kaufmann bedarf, sind hauptsächlich ein Memorial oder Manual, in welches alle Geschäfte und was darauf Bezug hat, ohne weitere Ordnung eingetragen werden; ein Journal, worin das im Memorial Enthaltene nach Debet und Credit monatlich abgefordert wird, und ein Hauptbuch, in welches die im Journal formirten Posten auf ihre ordentliche Rechnung gestellt und nach welchem jährlich die Bilanz gezogen wird. Für die besten Anweisungen gelten: Berghaus's „Selbstlehrender doppelter Buchhalter“ und Wagner's „Neues vollständ. und allgemeines Lehrb. des Buchhaltens“. — Buchschuld ist eine Schuld, welche der Kaufmann in sein Buch eingetragen, ohne ein Schuldbekentniß von Seiten des Debitors darüber zu haben. Nach dem leipziger Handelsgerichtsgebrauche hat eine anerkannte Buchschuld bei Kaufleuten Wechselkraft.

Buchhandel. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst trieben die Abschreiber der Bücher zugleich Handel damit. So bei den Griechen und Römern, wo Diejenigen, welche Abschriften der Werke der Gelehrten in offenen Läden verkauften, viele Schreiber für ihre Rechnung hielten. Die alexandrinischen Griechen hatten einen besondern Platz in Alexandrien, wo Bücher verkauft wurden. Auch in Rom und dessen Pflanzstädten gab es Buchhändler, welche Abschreiber und Schönschreiber hielten. Nach Errichtung der hohen Schulen in Bologna und Paris siedelten sich an beiden Orten Buchhändler an, welche Stationarii heißen. Die Werke, womit sie handelten, waren in Hefte zertheilt, von welchen sie jedes Mal nur 4 zum Lesen oder Abschreiben für hohe Preise überließen. Die Benützung großer Werke war daher Aemern nicht leicht möglich. In Paris durfte seit 1342 Niemand mit Büchern handeln, der nicht von der Universität Erlaubniß dazu erhalten hatte, und es wurden von besonders dazu verordneten Beamten die Abschriften durchgesehen und die Verkaufspreise bestimmt. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst war der Buchhandel ursprünglich, was man jetzt Verlagshandel nennt. Die Buchdrucker waren zugleich Buchhändler. Kauf,

der erste Buchhändler, brachte die von ihm gedruckten Bibeln zum Verkaufe nach Frankreich. Nach der weitem Ausbildung und Verbreitung der neuen Erfindung traten andre betriebsame Leute hinzu, welche den Verkehr der Buchdrucker erleichterten, indem sie die Verlagsbücher verschiedener Druckereien in die Stifter und Klosterschulen, damals die Hauptpfleger der Wissenschaften, zum Verkaufe brachten. Dies Geschäft trieben besonders die Abschreiber, welche jetzt ihre Nahrung verloren hatten. Schon gegen Ende des 15. Jahrh. gab es in Deutschland solche Buchhändler, z. B. in Ulm, Nördlingen, Augsburg. Später entstanden die Verlagsbuchhändler, welche den Gelehrten Handschriften abkauften und dieselben auf ihre Kosten drucken ließen. Der erste bis jetzt bekannte Buchhändler dieser Art war Joh. Otto in Nürnberg, der 1516 auf seine Kosten Bücher drucken ließ, ohne eine Buchdruckerei zu besitzen, wie andre nürnbergische Buchhändler. In Leipzig ließen sich erst um 1545 2 Buchhändler, Steiger und Boskopf, neben den starken Handel treibenden Buchdruckern nieder. Die Bücher wurden nach Frankfurt a. M. zur Messe gebracht. Später kam die Buchhändlermesse zu Leipzig in Aufnahme, die 1667 schon von 19 fremden Buchhändlern besucht ward, welche eine Mittheilung der Büchercommission unterschrieben. Der leipziger Messkatalog erschien bereits 1600. Die jetzigen Buchhändler theilen sich noch immer in 3 Classen: Buchdrucker, welche ihren Verlag selbst auf der Messe absetzen (deren es aber gegenwärtig im deutschen Buchhandel nicht viele mehr gibt, obgleich mehre große Verlagsbuchhandlungen auch Buchdruckereien besitzen), Verlagshändler, welche die Schriften, die sie auf ihre Kosten haben drucken lassen, gewöhnlich nur an die einen offenen Laden haltenden Buchhändler (sogen. Sortimentshändler, wogegen jene Nettohändler genannt werden) verkaufen, und Sortimentshändler, die in einem offenen Laden mit Büchern handeln, welche sie von den Verlegern beziehen. Die Letztern haben in der Regel zugleich eignen Verlag, um dessen Artikel gegen fremde durch Tauschhandel umsetzen zu können, oder (da dieser Tauschhandel in den neuern Zeiten wegen der vermehrten Verlagshandlungen nicht mehr so allgemein stattfinden kann), um mit dem etwanigen Vortheil des Verlagshandels den des Sortimentshandels zu verbinden. Dieser Verkehr wird in Deutschland durch die Büchermessen zu Leipzig ungemein befördert, jedoch wird gewöhnlich nur die Ostermesse von sämmtlichen Buchhändlern Deutschlands und einigen Buchhändlern der angrenzenden Länder, z. B. Frankreichs, der Schweiz, Dänemarks, Lieflands, Preußens besucht, um gegenseitig die Rechnungen abzuschließen und neue Verbindungen anzuknüpfen. Der deutsche Verleger gibt die bei ihm erschienenen Bücher zum Theil dem Sortimentshändler à condition, d. h. in Commission auf eine bestimmte Zeit, nach deren Ablauf dieser das Verkaufte bezahlt und das Nichtverkaufte zurückgeben darf, welche Einrichtung zwar den Vertrieb der Bücher erleichtert, jedoch nicht immer so vortheilhaft für den Verleger ist als die Einrichtung im französischen Buchhandel, wo der Sortimentebuchhändler größtentheils gleich seinen muthmaßlichen Bedarf von einem Artikel auf bestimmte Rechnung nehmen muß, wie dies ehemals auch in Deutschland beinahe durchgängig der Fall war. Merkwürdig und in ihrer Art einzig ist die Einrichtung im deutschen Buchhandel, daß beinahe jede Buchhandlung des In- und Auslandes, welche entweder deutsche Bücher verlegt oder damit Sortimentsgeschäfte macht, in Leipzig ihren Commissionair hat, durch den der Verlag ausgeliefert und bezogen wird. A. in Riga, der ein auf den deutschen Buchhandel berechnetes Buch verlegt, hat B. in Leipzig als seinen Commissionair, an den er Exemplare seines Buchs frei einfen-det, um dasselbe als Neuigkeit an alle mit ihm in Verbindung stehende Sortimentshandlungen von Wien bis Hamburg, und von Strasburg bis Königsberg, deren jede wieder ihren eignen Commissionair in Leipzig hat, zu verschicken, wozu er ihm seine Vorschrift über die Zahl der Exemplare für Jeden mittheilt. B. gibt diese Neuigkeits-

exemplare nun in Leipzig an die Commissionnaires der Sortimentshändler ab, welche solche wöchentlich oder nach Maßgabe des Verbrauchs öfter oder seltener durch die Post oder durch Fuhr auf Kosten des Empfängers absenden. C. in Straßburg, der nach Empfang der ihm zur Neuigkeit gesandten Exemplare findet, daß sie für seine Abnehmer nicht hinreichen, verlangt deren mehr; allein er schreibt deswegen nicht an A. nach Riga, sondern schickt an seinen Commissionnaire D. in Leipzig einen Zettel, auf welchem die Anzahl der Exemplare, welche er verlangt, bemerkt ist. D. übergibt diesen Zettel an B., der solchen expedirt, das Verlangte D. zur Befriederung an C. einhändig und den Zettel gelegentlich, als Beleg, an A. einsendet. Durch diese Einrichtung entstehen für den deutschen Buchhandel, sowie für Leipzig selbst, große Vortheile. Der Sortimentshändler erhält Alles frei von Leipzig, und dadurch, daß sich für ihn, von allen Theilen Deutschlands her, wöchentlich eine große Zahl an ihn gerichteter Bücherpakete sammelt, die er zusammenpacken und an sich absenden läßt, kommt ihm die Fracht unendlich wohlfeiler, als wenn er jedes einzelne Paket besonders zugesandt erhielte, und das Geschäft wird dadurch vereinfacht. Für Leipzig entspringen durch dies Commissions- und Expeditionsgeschäft, und dadurch, daß sich auf der Ostermesse aus allen Theilen Deutschlands und andern Ländern mehre 100 Buchhändler — die sich während der Messe auf einer eignen Börse mit einander berechnen — mit ihren Gehülfen versammeln, große Vortheile, und es läßt sich erwarten, daß die königl. sächs. Regierung dies immer mehr erwidern und die Freiheit und Sicherheit eines so großen Verkehrs durch liberale, zweckmäßige Einrichtungen schützen werde. Dadurch, daß sich die Buchhändler, gleich andern Kaufleuten, über gewisse Procente einigen, welche sie sich gegenseitig als Rabatt von ihren Verlagsartikeln bewilligen, ist es nur allein möglich, daß dieselben in allen Buchhandlungen Deutschlands, mit wenigen Ausnahmen, zu einem und demselben Ladenpreise verkauft werden können. Mehre oder mindere Entfernung von dem Stapelplatze des deutschen Buchhandels, sowie der wechselnde Geldcurs, der verschiedene Münzfuß, die ungleichen Abgaben u. s. w., vermehren oder vermindern natürlich die Unkosten des Verkehrs und somit auch den Gewinn bei dem Sortimentsgeschäfte, da überdies der Sortimentshändler nicht, wie andre Kaufleute, dergleichen Unkosten auf die festbestimmten Preise seiner Waare schlagen kann, wogegen er ebensowie Jene Verlusten aller Art ausgekehrt bleibt. Über den Krebschaden des deutschen Literaturverkehrs, den Buchernachdruck, s. d. In andern europ. Ländern, z. B. in England und in Frankreich, besteht bis jetzt keine solche den Verkehr befördernde Verbindung unter sämtlichen Geschäftsgenossen, wie in Deutschland, und noch weniger ein so wichtiger Mittelpunkt des Handels, als die Büchermesse in Leipzig ist. Jedoch ist in Frankreich Paris der Centralpunkt für den franz. Verlagshandel. In Großbritannien wetteifert darin Edinburg mit London. In den Niederlanden sind die wichtigsten Verlagsbuchhandlungen in Amsterdam, Utrecht, Leyden und Harlem. In Brüssel und Lüttich werden viele franz. Originalwerke nachgedruckt. Auch treten in Frankreich und England oft mehre Buchhandlungen zu gemeinschaftlichem Verlage größerer Werke zusammen, welches in Deutschland selten der Fall ist. 1802 stifteten die nordamerikanischen Buchhändler eine Messe zu Neuyork und setzten eine Messordnung fest. In Spanien und Portugal wird der Preis jedes Buches durch eine obrigkeitliche Taxe bestimmt, die demselben in frühern Zeiten jedes Mal vorgedruckt wurde. Rücksichtlich der Verlagsartikel verdient noch bemerkt zu werden, daß sich bei Übernahme eines solchen der Verleger mit dem Verf. gewöhnlich über das zu bezahlende Honorar zu einigen, außerdem auch die Kosten des Drucks, die Kosten und Mühe des Debits ic. zu tragen hat, und dagegen das Werk als sein Eigenthum betrachtet. Für den Fall neuer Auflagen werden gewöhnlich besondere Bestimmungen gemacht. Der Verleger, welcher Honorar, Druck, Papier ic. gleich beim Er-

scheinen des Buchs zu bezahlen hat, dasselbe finde nun Käufer oder nicht, wagt bei der Verlagsübernahme sein Capital, wie der Kaufmann bei seinen Speculationen. Hieraus geht zugleich hervor, wie sehr der Nachdrucker, der seine Hand nur nach schon gangbaren Artikeln ausstreckt und kein Honorar dafür entrichtet, gegen den rechtmäßigen Verleger in (ungerechtem) Vortheil steht.

Buchholz (Paul Ferdinand Friedrich), geb. den 5. Febr. 1768 zu Neuruppin, wurde von seinem Vater wegen seiner natürlichen Fähigkeiten zu einem gelehrten Fache bestimmt. Er wollte in Halle, nachdem er auf den Schulen zu Perleberg, Neuruppin und Berlin gut vorbereitet worden war, Theologie studiren; doch die Fortschritte, welche er unter Lieberkühn und Gedike in der Philologie gemacht hatte, lenkten ihn von diesem Berufe ab. Auch in der engl., franz. und italien. Literatur erwarb er sich gute Kenntnisse. Kaum war er in seinem 19. J. nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, als ihm eine Lehrerstelle an der Ritterakademie zu Brandenburg angetragen wurde. Er nahm den Antrag mit Freuden an. Bald machte er die Entdeckung, daß ihm Besseres zu Theil geworden, als er nach dem Maße seiner Kenntnisse verdiente. Sein Bestreben ging nun dahin, sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdiger zu machen, und er erweiterte lehrend und durch den Umgang mit seinen ältern Collegen den Kreis seines Wissens. Als nach mehreren Jahren die Verhältnisse an der Ritterakademie sich veränderten, wünschte er sich zu einem Staatsamte vorzubereiten. Er gab daher, 32 J. alt, seine Lehrerstelle an der Ritterakademie auf und ging nach Berlin. Die Schriftstellerei war für ihn anfangs Nothbehelf. Sobald er aber einsah, daß sich in gänzlicher Unabhängigkeit von Protectionen auf dieser Bahn Fortschritte machen ließen, wurde sie ihm so lieb, daß er allen andern Bestrebungen entsagte. Seit 21 Jahren ist sein Leben in seinen Schriften. Die Zahl derselben ist bedeutend, ihr Gehalt verschieden. Das genauere Studium der franz. Revolution erzeugte in ihm die Idee eines Gravitationsgesetzes für die sittliche Welt und eine Reihe von Schriften, welche mit dieser Idee zusammenhängen. „Der neue Leviathan“, „Rom und London“, das „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preußen“, „Hermes, oder über die Natur der Gesellschaft, mit Blicken in die Zukunft“ u. sind unstreitig nicht fehlerlose Productionen; allein alle verrathen das aufrichtige Bestreben ihres Verfassers, über die Erscheinungen der sittlichen Welt ins Klare zu kommen, um sie einem und demselben Gesetze zu unterwerfen. Seine Vaterlandsliebe ist unverkennbar; doch sieht er in dem Vaterlande immer nur einen Theil von Deutschland, in Deutschland nur einen Theil von Europa, und in Europa nur einen Theil des von Menschen bewohnten Himmelskörpers, Erde genannt. Dabei hat er nie dem Parteigeiste gehuldigt, nie Parteihaupt zu werden gestrebt. Seit 11 Jahren mit der Geschichte der europ. Staaten und seit dem Frieden von Wien mit der Herausg. der „Neuen Monatschrift für Deutschland“ beschäftigt, hat er „Philosoph. Untersuchungen über die Römer“ bekanntgemacht, deren Inhalt die Aufmerksamkeit der Gelehrten verdienen würde, wenn sie immer gewohnt wären, die Gegenwart in dem Spiegel der Vergangenheit oder auch umgekehrt zu betrachten. In den „Philosoph. Untersuchungen über das Mittelalter“ will er den Lesern zeigen, wie ein großer Theil der Fragen, mit deren Lösung die Zeitgenossen beschäftigt sind, aus der Vergangenheit herstammt, und durch welche Entwicklungen die europäische Gesellschaft auf den Punkt der Bervollkommnung gelangt ist, worauf sie sich gegenwärtig befindet. Der 11. Jahrgang seines „Histor. Taschenb.“ (Berlin 1828) enthält die Begebenheiten des J. 1825.

Büchse, ein Feuergewehr mit gezogenem, d. h. inwendig geriefeltem Lauf, im Gegensatz der glattläufigen Flinte. Der Zeitpunkt ihrer Erfindung kann nicht genau bestimmt werden. 1381 gelobte Augsburg in dem Kriege der Reichsstädte gegen die Edelleute von Franken, Schwaben und Baiern, 30 Büchsen zu stellen.

1498 wurden schon die gezogenen Röhre beim Scheibenschießen in Leipzig gebraucht. Der Nürnberger Wolf Danner, der 1552 starb, verbesserte das Ausbohren und Schmieden der Büchsenröhre. Augustin Kötter, ein Büchsenmacher zu Nürnberg, der gegen 1630 starb, soll 1624 die mit Stern- und Rosenzügen gezogenen Röhre erfunden, nach Andern aber sie nur zu größerer Vollkommenheit gebracht haben.

Buchfired oder **Bugfired**, im Taue schleppen. Ein Schiff wird von einem oder mehreren andern mittelst angelegter Taue buchfired, d. h. ans Land oder in den Hafen gezogen, entweder wenn es durch den Verlust seiner Masten außer Stand ist zu segeln, oder wenn es wegen der Nähe des Landes oder des Mangels an Wind seine Segel eingezogen hat.

Buchfired, f. Schrift.

Buchfiredrechnung, f. Algebra.

Buchfiredreim, f. Alliteration.

Bucht, f. Bai.

Buchwald (Juliane Franziska v.), merkwürdig durch Geist, Herz und Charakter, die älteste Tochter von Philipp Jakob Freih. von Neuenstein, geb. zu Paris am 7. Oct. 1707, wo ihr Vater in Diensten des Herzogs von Bouillon bei der Jägerei stand, ihre Mutter aber die Stelle einer Hofdame bei der Herzogin Charlotte Elisabeth bekleidete. Schon 1711 zog sie mit ihren Ältern nach Stuttgart und wurde von ihrer Mutter in der Religion, Moral, Geschichte, Erdbeschreibung und Wappenkunde unterrichtet. 1724 kam sie als Hofdame nach Koburg zu der verwitw. Herzogin Elisabeth Sophia von Sachsen-Meiningen, wo sie die innigste Freundschaft mit der Prinzessin Louise Dorothea, Stieftochter der Herzogin und nachherigen Gemahlin des Herzogs von Gotha, Friedrich III., schloß und den Oberhofmeister Schack Hermann von Buchwald heirathete, welcher in das herzogl. Ministerium kam; sie wurde wirkliche Oberhofmeisterin und erwarb sich eine solche Achtung, daß man sie nur die Mutter des Hofes nannte. Während des siebenjährigen Kriegs erwarb sie sich große Verdienste um den Hof und um die Stadt. Selbst Friedrich II., König von Preußen, weihte ihr seine Hochachtung. Sie starb am 19. Dec. 1789. 61.

Bückeburg, f. Lippe.

Buckinck (Arnold), der erste Künstler, welcher Landcharten in Kupfer stach und druckte. Er brachte diese Kunst zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Sweynheym, der das Geheimniß der Buchdruckerkunst bei den Erfindern Faust und Schöffer erlernt hatte, wollte unter Andern auch eine Ausgabe des Ptolemäus geben. Für die in den kostbaren Handschriften desselben enthaltenen Charten war der Holzschnitt zu unvollkommen. Sweynheym kam auf den Gedanken, sie in Kupfer zu stechen, und verband sich dazu mit B. Jener starb während der Ausführung; B. vervollkommnete und vollendete sie. Die erste Ausgabe des Ptolemäus mit Charten (denn die Ausg. von 1468 hat gewiß eine falsche Jahreszahl) erschien endlich zu Rom 1473 in Folio und schließt mit folgender Unterschrift: „Claudii Ptolemaei Alexandrini philosophi geographiam Arnoldus Buckinck e Germania Romae tabulis aeneis in picturis formatam impressit. Sempiterno ingenii artificiique monumento etc.“ Dieselben Charten sind auch einigen folgenden römischen Drucken des Ptolemäus zugegeben.

Buckingham (George Williers, Herzog von), der unwürdige Günstling Jakobs II. und Karls I. von England, geb. den 20. Aug. 1592 zu Brookesby in der Grafschaft Leicester, aus einer Familie, die zur Zeit Wilhelm des Eroberers aus der Normandie dahin gegangen war, zeigte für die Ausbildung seines Geistes wenig Anlage oder Neigung, dagegen hatte ihn die Natur verschwenderisch mit Schönheit, Anmuth und Geschmeidigkeit begabt. Dadurch gewann er die Gunst des Königs Jakob I. in einem so hohen Grade, daß er in weniger als 2 Jahren Ritter, Kam-

merherr, Baron, Vicomte, Marquis von Buckingham, Großadmiral, Aufseher der 5 Häfen u. s. w. ward, und zuletzt über alle Ehrenstellen, Ämter, Gnadenbezeugungen und Einkünfte der 3 Königreiche, nach seinem Ehrgeiz, seiner Habsucht und seinem Eigensinn verfügte. Die Nation entrüstete sich, das Verdienst verkampt, das Volk niedergetreten, den Adel gedemüthigt, die Krone herabgewürdigt und entehrt zu sehen, um einen übermüthigen und unfähigen Günstling zu erhöhen und zu bereichern. Es fehlte noch, daß er auch treulos war; dies ward er 1624 im 8. Jahre seiner Gunst. Er wollte den Grafen Bristol, einen ebenso geschickten als rechtschaffenen Minister, von den Geschäften entfernen. Dieser unterhandelte damals zu Madrid über die Vermählung einer Infantin mit dem Prinzen von Wallis, nachherigen Karl I. B.'s Bestreben war, sich nicht nur mit dem Prinzen auszuföhnen, gegen den er in einem Anfall von Jähzorn die Hand zu erheben gewagt hatte, sondern den wahrscheinlichen Thronerben zugleich abhängig von sich zu machen, um auf den Todesfall des alternden Jakob die Fortdauer seiner Macht zu sichern. So flöste er dem jungen Karl die romanhafte Idee ein, selbst nach Madrid zu gehen und durch seine Gegenwart alle Schwierigkeiten der Unterhandlung abzuschneiden. Dem Könige ward in einer schwachen Stunde die Einwilligung dazu entrisen, und wiewol er lange deshalb auf B. zürnte, erhob er ihn dennoch zum Herzog. Der Ausgang der Sache war, wie Jakob ihn vorhergesehen hatte. Während der junge Prinz durch die Anmuth und Bescheidenheit seiner Sitten die königl. Familie und die Nation entzückte, beleidigte sie B., der ihn begleitete, durch Anmaßungen und Zügellosigkeit. Er erreichte seinen Zweck; die durch Bristol schon weit geförderte Unterhandlung ward abgebrochen, und damit kein Anderer sie später glücklich beendigen könne, erlaubte er sich die größten Beleidigungen gegen das spanische Ministerium, reiste schnell mit dem Prinzen ab, täuschte den König durch falsche Berichte und bewog sogar das Parlament zu der Erklärung, daß man, statt sich mit Spanien zu verbinden, ihm den Krieg erklären müsse, und Jakob erklärte Spanien den Krieg. Indes versagte das Haus der Gemeinen, obgleich es in den Krieg gewilligt hatte, mit Standhaftigkeit die dazu erforderlichen Gelder. B. verband sich mit der Partei der Puritaner und faste den Plan, die bischöfliche Würde abzuschaffen, die Besitzungen der Kirche zu verkaufen und mit dem daraus gelöseten Gelde den Krieg fortzusetzen. So ward Jakob in allen seinen Interessen der Politik, des Herzens und Gewissens von seinem Günstling verrathen und starb in der Mitte dieser Verwirrungen. Es war ihm zwar gelungen, den Heirathsvertrag seines Sohnes mit Henriette von Frankreich zu schließen; er hatte aber auch noch den Schmerz gehabt, ein englisches Heer, welches seinem Schwiegersohne, dem unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., seine Erbländer wiedererobern sollte, durch die schlechten Maßregeln B.'s zu Grunde gehen zu sehen, während die Verbindung mit Spanien die friedliche Zurückgabe dieses Landes bewirkt haben würde. B. fuhr nach Jakobs Tode fort, auch Karls I. unumschränkter Minister zu sein; aber jetzt traf die Prophezeiung seines vorigen Königs ein. B., der in dem Unterhause des letzten Parlaments für den Retter des Prinzen und der Nation erklärt worden war, ward von dem neuen Parlamente für einen Verfäher des Königs, für einen Verräther der Freiheiten seines Landes, für einen öffentlichen Feind erklärt. Und dies geschah zur Zeit eines Krieges, dessen Fortsetzung mehr als je das vollkommenste Einverständnis mit dem Unterhause erforderte. Daher jene Trennung in 2 Parlamenter, jene Verhaftung der Mitglieder, die sich am meisten durch ihren Eifer ausgezeichnet hatten, unerlaubte Taxen und gezwungene Anleihen statt bewilligter Abgaben, willkürliche Gefangenensetzung Derer, die sie zu zahlen sich weigerten, kurz Alles, was den tugendhaftesten König dem schrecklichsten Ende entgegenführen mußte. B. aber, der durch die schmählische Unternehmung auf Cadix hätte belehrt sein sollen, daß er dem

Kriege gegen Spanien nicht gewachsen war, trug kein Bedenken, noch einen zweiten Krieg gegen Frankreich anzufangen. Er war nach Paris gegangen, um sich im Namen seines Königs mit der Tochter Heinrichs IV. zu vermählen; hier hatte er gewagt, seine verwegenen Wünsche bis zur Königin von Frankreich zu erheben. Da ihn diese Fürstin mehr mit Nachsicht als Unwillen zurückgewiesen hatte, so wollte er als englischer Gesandter an den franz. Hof zurückkehren. Seine Verwegenheit war jedoch nicht unbemerkt geblieben, und Ludwig XIII. verbot ihm schriftlich, auch nur den Gedanken an diese Reise zu hegen. Dafür sich zu rächen, verband B. sich zu einem Einfall in das franz. Gebiet mit den Protestanten von Rochelle. Diese Unternehmung und der Angriff auf die Insel Rhé (1627) übertrafen an Ungeschicklichkeit noch die Unternehmung auf Cadix. B., zugleich Minister, Admiral und Feldherr, schien mit sich selbst zu wetteifern, in welcher dieser Eigenschaften er sich am tiefsten herabwürdigen könne. Nachdem er die Einwohner von Rochelle zum Aufstande bewogen, um sie der Rache Richelieu's zu übergeben, nachdem er ein Drittel des engl. Heeres aufgeopfert, kehrte er nach England zurück, ebenso sehr von seinen Mitbürgern als von seinen Feinden verachtet und verwünscht. Die dringenden Bedürfnisse machten die Zusammenberufung eines neuen Parlaments nöthig. B. eröffnete es mit der Erklärung, daß der König sich derselben wol überheben gekonnt, und daß, wenn man die Gelder verweigere, Se. Maj. andre Mittel finden würden, Ihren Bedürfnissen abzuhelpen. So streute er den Samen der Zwietracht zwischen König und Volk, die gegenseitig sich nur zu verständigen wünschten. Er mußte in den Debatten sich den Urheber des öffentlichen Elends nennen hören, während man in dem Herzen des Königs das Heiligthum aller Tugenden anerkannte. Ohne zu wissen, wann er nachgeben und wann er widerstehen müsse, bestritt er aufs äußerste die berühmte Petition der Rechte, welche die zu den Lebenselementen der Engländer gehörigen Freiheiten wiederherstellen sollte, ließ aber plötzlich von seinem Widerstande ab, als er hörte, daß man im Unterhause eine peinliche Anklage gegen ihn einleiten wolle. Die Beschwerden über ihn nahmen aufs neue ihren Lauf; doch begnügte man sich statt einer förmlichen Anklage mit dem Gesuch, daß der König von seiner Person und aus seinem Rath den Herzog von Buckingham entfernen möchte, der die Hauptursache des öffentlichen Unglücks sei. Die Antwort des Monarchen war eine plötzliche Auflösung des Parlaments. Karl beschloß, aufs neue den Protestanten von Rochelle zu Hülfe zu kommen. Der Graf Denbigh leitete die Unternehmungen, kehrte aber, nachdem er die Flagge Englands durch Unthätigkeit beschimpft hatte, unverrichteter Sache zurück. Jetzt befahl der König B., sich selbst an die Spitze einer neuen Rüstung zu stellen, die mit unglaublicher Schnelligkeit ins Werk gerichtet wurde. Der Herzog mußte dem ausdrücklichen Willen des Königs nachgeben und war in Portsmouth im Begriff sich einzuschiffen, als er den 23. Aug. 1628 mitten unter seinen Höflingen, Garden und Soldaten von dem Dolche eines Fanatikers, des Subalternofficiers Felton, fiel. So endigte ein Mann, dessen bloßer Name die Idee der unbeschränktesten Macht erweckte, der den Anklagen beider Häuser, dem Haffe Richelieu's und Olivarez's, und selbst der Unzufriedenheit zweier Könige, in deren Namen er regierte, Troß geboten hatte, und der in dem Augenblicke seines Todes durch den Eifer, mit welchem er die Rüstungen betrieb, die Gunst seines Königs wiedergewonnen und im Vertrauen auf die ungeheuern Hülfsmittel, mit denen er sich umringt hatte, einem glücklichen Erfolge entgegensehen durfte.

Bückler (Johann), als Schinderhannes der Anführer einer Räuberbande, die gegen das Ende des vorigen Jahrh. am Rhein ihr Unwesen trieb. Von armen Eltern geboren, trat er in die Dienste eines Scharfrichters. Er entwandte seinem Dienstherrn einige Felle und entwich, wurde aber ertappt und zu 25 Stockschlägen verurtheilt. Diese öffentlich an ihm vollzogene Strafe entschied, nach

seiner Aussage, über das Schicksal seines künftigen Lebens. Ohne zu wissen, was er jetzt anfangen sollte, trieb er sich herum und stahl Schafe. Er kam zum zweiten Mal in Untersuchung, entsprang und gesellte sich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer Diebsbande. Nochmals ergriffen, entkam er wieder und kehrte zu seinen alten Bekannten zurück. Schinderhannes wurde wieder aufgefangen, fand aber Gelegenheit, aufs neue zu entspringen. Nun beschloß er, bloß Straßenraub zu treiben, und bildete zu dem Ende eine große Bande. Bald setzten sie die ganze Gegend in Schrecken. Polizeiliche Verfolgungen trieben ihn auf das rechte Rheinufer, wo er eine gewisse Zulchen Masius heirathete. Ein Lieb, das er auf sie dichtete, wurde damals auf allen Märkten und Kirchweihen der dortigen Gegend gespielt. Um diese Zeit nahm die Räuberei eine andre Richtung. Man brach zur Nachtzeit in die Häuser, und die Bande trieb ihr Unwesen so öffentlich, daß die insbesondere von ihm gefängigten Juden Gesandtschaften an Schinderhannes abschickten, um sich mit ihm abzufinden. Endlich wurde bei einer sorgfältigen Durchsichtung der ganzen Gegend Schinderhannes entdeckt und nach Frankfurt gebracht. Er gestand sogleich seinen wahren Namen und einen großen Theil seiner Verbrechen ein. Darauf wurden er und seine Kameraden dem Specialgericht zu Mainz übergeben. Hier bewies er im Ganzen viel Wahrhaftigkeit, denn er glaubte, weil er nie einen Mord begangen, nicht zum Tode verurtheilt werden zu können. Allein er hatte nicht alle Bestimmungen des Gesetzes sich bekanntgemacht. Dennoch hoffte er Begnadigung zu erhalten und bewies bis zum letzten Augenblicke die größte Fassung. Seine Hinrichtung wurde am 21. Nov. 1803 durch die Guillotine vollzogen.

Bucolisches Gedicht, Hirtegedicht, s. Bd. 11.

Buddha (d. i. der Weise), der Stifter einer uralten, nach ihm benannten Religion, deren Cultus, aus Vorderindien von den Braminen verdrängt, sich nach Tibet, China und Japan, wo sie, sowie in Ceylon, noch vorhanden ist, ausbreitete, und deren Anhänger — *Buddhisten* — wie Ritter (in s. „Vorhallen europäischer Völkergeschichten“) glaubt, auch nach Westen an die Ufer des schwarzen Meeres, nach Kolchis, dem heutigen Mingrelien, und von da nach Thrazien auswanderten, wo sie zur Civilisation der Pelasger und Hellenen den ersten Grund gelegt haben solten. Man glaubt selbst in der Asalehre bis nach dem hohen Norden hinauf Spuren der Buddhalehre entdeckt zu haben. — Nach Abel Rémusat, der sich auf die japanische Encyclopädie (im „Journal des savans“, Jan. 1821) bezieht, ist Buddha, dessen historischer Name Gobama, bei den Sinesen Fo, bei den Mongolen Tschakiamuni war, unter der Regierung des Tschao-wang aus der Dynastie Tschou, 1029 v. Chr. geboren und unter der Regierung des Mou-wang, 950 v. Chr., gestorben. Vor seinem Tode vertraute er das Geheimniß seiner Mysterien seinem Schüler Mahakaya an, einem Braminen im Königreiche Makata, das in der Mitte von Indien lag. Dieser Mahakaya, der unter Hio-wang um 950 v. Chr. lebte, ist der erste Heilige oder Patriarch der Buddhareligion, welche von ihm seinem Nachfolger Ananta hinterlassen wurde. Die japanische Encyclopädie nennt überhaupt, den Mahakaya mit einbegriffen, in chronologischer Folge 33 Patriarchen, welche die geheime Lehre des Tschakiamuni, der später als Gott unter dem Namen Buddha verehrt wurde, einander, indem jeder seinen Nachfolger wählte, überliefert haben. Mehrere von ihnen starben (was die Buddhisten Auswanderung nennen) freiwillig in den Flammen. Unter ihnen wird Maming (bei den Chinesen Phu-sa, im Sanskrit Deva-Bodhisatua genannt), der den Göttern der zweiten Classe ihre verschiedenen Benennungen gab, zunächst nach Buddha, als dessen Sohn, aus seinem Munde geboren, verehrt, weil er die Buddhalehre durch seine Philosophie, die ein metaphysisch-allegorischer Mysticismus ist, ausgebildet hat. Seine bisher ungewisse Epoche muß nach jener Schrift auf das J. 332, unter Hian-wang's Regierung, 618 J. nach Tschakiamuni's Tode, gesetzt werden. Der 28. Patriarch, Bodhidharma, war der letzte,

der seinen Wohnsitz in Hindostan hatte. Er ging zu Schiffe und wählte in China, nahe bei dem berühmten Berge Sung, seinen Aufenthalt. Hier starb er 496 nach Chr. Das Geheimniß seiner Lehre erbte von ihm ein Chinese, der der 29. Patriarch wurde. Nach diesem nennt jene Schrift noch 4 Chinesen, welche diese Würde bekleideten. Der letzte starb 713 nach Chr. Die Geschichte ihres Lebens ist, wie die mancher andern Heiligen, mit Fabeln vermischt; übrigens war ihre Lebensweise ganz so, wie die Alten uns die der Gymnosophisten und Samanere beschrieben haben. Sie widmeten sich religiösen Übungen, anhaltenden Betrachtungen, und verurtheilten sich zu der strengsten Enthaltbarkeit, ja mehre von ihnen besiegelten, wie schon erwähnt worden ist, ihren Glaubenseifer in Ansehung des Dogma der Seelenwanderung durch einen freiwilligen Tod. Aus jenem indischen Patriarchenthum entstand um 706 nach Chr. die in China und bei den Mongolen übliche Großmeisterwürde, mit dem Titel: Geistlicher Fürst des Gesetzes, womit eine Art von Reichthum bei den Kaisern verknüpft war. Dies veranlaßte späterhin in Tibet die Entstehung der erblichen Großlamawürde. Damit war zugleich jede andre Stufe dieses hierarchischen Systems gegeben, weil das Klosterleben der Buddhisten-Religiösen nothwendig regelmächtige Superioren oder Unterlamas verlangte. Außer mehren Denkmalen des alten Buddhadienstes sind besonders 2 merkwürdig: die Ruinen des Riesentempels Boro-Budor auf Java, mit kunstreichen Skulpturarbeiten, und die 5 großen unterirdischen Hallen, Pantch-Pandu genannt, wahrscheinlich ein alter Tempel der Buddhisten, bei der Stadt Bang, auf dem Wege von Suzarat nach Malwa. Die Sage nennt als Urheber dieser Erstaunen erregenden Werke der alten indischen Bau- und Bildhauerkunst, die weit über der Kunstgeschicklichkeit der heutigen Indier steht, die Pandus, die Heroen der indischen Mythologie. Eine genaue Beschreibung der Denkmäler enthält der 2. Bd. der Schriften der gelehrten Gesellsch. zu Bombay (London 1819). Nach Peter v. Bohlen („De Buddhaismi origine et aetate“, Königsb. 1827) hat sich der Buddhismus aus dem reinen Bramaismus entwickelt; nach Andern ist er älter.

20.

Budé (Guillaume), gewöhnlich lat. Budäus, einer der größten franz. Gelehrten seiner Zeit, geb. zu Paris 1467 und gest. den 23. Aug. 1540, war königl. Bibliothekar und Requetenmeister. Er studirte zu Paris und Orleans, aber ohne Erfolg, da er seine Jugend in beständigen Zerstreuungen zubrachte. Erst im 24. Jahre ergriff ihn der Trieb zu den Wissenschaften, aber nun auch mit einer solchen Gewalt, daß er keine andre Beschäftigung mehr kannte als die Studien, denen er selbst an seinem Hochzeittage noch 3 Stunden widmete. Er studirte vorzüglich die sogenannten schönen Wissenschaften, aber auch Mathematik unter Tanaquil Faber, und die griechische Sprache unter einem Vetter des berühmten Laškari. Seine Gleichgültigkeit gegen alles Übrige spricht sich in der bekannten Antwort aus, die er einst einem Bedienten gab, der ihm meldete, daß sein Haus brenne. „Sag' es“, erwiderte er trocken und nur eben von seinen Büchern aufblickend, „meiner Frau; du weißt, daß ich mich um die Wirtschaft nicht bekümmere“. W. umfaßte alle Wissenschaften, besonders Alterthümer und Sprachen; vorzüglich hatte er tiefe Kenntnisse in der griech. Sprache. Unter seinen vielen gelehrten Werken, welche philos., philol. und jurist. Inhalts sind, sind seine Abhandlung „De asse et partibus ejus“, worin er die Lehre von den Erbtheilungen abhandelt und sehr gründliche Aufklärungen über die alte Münzkunde gibt, und seine Commentare der griechischen Sprache, welche das Studium der griechischen Literatur in Frankreich vorzüglich befördert haben, die wichtigsten. Sein Styl im Lateinischen sowol als im Französ. ist kraftvoll, aber oft rauh und durch griechische Wortsetzungen verwickelt. Er war nicht allein als Gelehrter, sondern auch als Mensch und Bürger allgemein geschätzt. Ludwig XII. schickte ihn in seinen Angelegenheiten nach Rom. Franz I., bei dem er im größten Ansehen stand, brauchte ihn zu verschiedenen Verhandlungen

und stiftete auf seine Veranlassung das College royal de France, legte auch unter seiner und Laskaris's Anleitung die Bibliothek zu Fontainebleau an. Seine sämmtl. Werke, Basel 1557, 4 Bde., Fol.

Budjet (engl.), eigentlich Bedarfstasche, daher Finanzbeutel, dann Staatsscaffenberechnung, oder in England der Anschlag der jährlichen Staatsbedürfnisse und die Mittel der Deckung, welche der Finanzminister dem Unterhause jährlich zur Bewilligung vorlegt.

Buenos-Ayres, d. i. gesunde Luft. So hieß die spanische Statthaltertschaft (das Vicekönigreich Rio de la Plata) in Südamerika, zwischen den großen Andesgebirgen und den brasilischen Bergen, die 1810 und 1816 (s. Südamerikanische Revolution) von Spanien abfiel. — Die Stadt Buenos-Ayres war die Hauptstadt jener Provinz (Argentina) und dann der einstweilige Sitz der Centralregierung und des Congresses der Verein. Staaten von Südamerika. 1826 wurde sie von dem Congresse der Plata-Union (s. d.) zu dem beständigen Sitze der Regierung und zur Hauptstadt des Bundesstaats erklärt. Auch ist sie der Sitz eines Bischofs. Sie liegt am Silberstrom oder Rio de la Plata (s. d.), dessen entgegengesetztes Ufer man schon hier wegen der niedrigen Lage nicht erblicken kann, obgleich sein Ausfluß noch 28 Meilen entfernt ist. Der Ort hat gegen 5000 H., über 70,000 E., eine Universität seit 1821, ein Naturaliencabinet, eine Sternwarte, eine mathematische Schule, Maler- und Zeichenschule, literarische Gesellschaften und Akademien, wohlthätige Anstalten, die erste protestant. Kirche im ehemal. span. Amerika, eine Citadelle und wichtigen Handel (mit Dachsenhäuten und Talg, jährl. für mehre Mill. Piaster), der meistens in den Händen der Briten ist, die mit Fabrikwaaren bezahlet. Auch die deutschen Seehandlungsvereine stehen jetzt mit B.-A. in unmittelbarem Verkehr. B.-A. hat den Zwischenhandel von Brasilien, Chile, Peru und Paraguay. Jährl. laufen 3 — 400 fremde Schiffe ein, die jedoch 2 Meilen unterwärts, wo der Strom 6 Meilen breit ist, Anker werfen müssen. Über den Krieg mit Brasilien, das die Mündung des Plata sperrete, s. Brasilien. Das Klima von B.-A. ist mild. Im Winter gibt es wenig Tage, wo das Wasser etwas gefroren ist. Die Gewitter sind dagegen vielleicht nirgends häufiger und schrecklicher. 1806 wurde B.-A. von einem britischen Geschwader unter dem Befehl des Sir Popham und des General Berkeford erobert. Indessen war diese Eroberung nur die Folge einer plötzlichen Überraschung, denn sobald die Spanier sich von ihrem Schrecken erholt hatten, griffen sie die Engländer an und machten sie größtentheils zu Kriegsgefangenen. Im folg. J. kamen zwar unter Whitelock und Crawford Verstärkungen, allein man ließ die Briten ruhig in die Stadt B.-A. einziehen, und alsdann empfangen sie die Spanier mit einem so fürchterlichen Feuer aus allen Arten von Geschütz und Gewehren, daß wenigstens der dritte Theil des britischen Heeres vernichtet wurde, und der übrige durch den Abschluß eines Waffenstillstandes sich rettete. Das Schicksal der Republik hing bisher von dem Besitze der Hauptst. ab. Nach Pueyeredon's und Rivadavia's (und des Kriegsministers Carl de Alvear) treffl. Verwaltung erhob sich 1827 eine Gegenpartei unter Man. Dorego. Dieser wurde nach 14 Monaten von dem General D. Juan Lavalle, im Dec. 1828, gestürzt, in dem Treffen beim Fort Independencia besiegt, gefangen und erschossen. Seitdem herrscht Lavalle; aber der Parteienkampf dauert fort.

20.

Buen Retiro, ein auf einer dominirenden Anhöhe östlich von Madrid gelegenes königl. Lustschloß, das im Viereck gebaut, an den Ecken mit Thürmen geziert ist und sonst im Innern viel Pracht und einige werthvolle Gemälde hatte. Am merkwürdigsten war ein großes, prächtiges Theater, eine metallene Statue Philipps II. im Hofe und der schöne, durch einen kleinen See und 2 prächtige Eremitagen gezielte Park, der eine Meile im Umfang hat und ein beliebter Spaziergang der Madrider ist. Der Herzog von Olivarez, Günstling Philipps IV.,

erbaute Buen Retiro zu Anfange des 17. Jahrh. 1645 kam es bei dessen Tode an die Krone, und die Könige hielten sich wegen der gesunden Lage oft im Frühjahre einige Monate dort auf. Als die Franzosen 1808 Madrid zum ersten Male räumten, und die Spanier die Stadt in Vertheidigungsstand setzten, wurde auch Buen Retiro hierzu benützt und mit einem Infanterieregiment besetzt. Bei dem Angriffe der Franzosen am 5. Dec. ward es als Schlüssel der Stadt der Hauptgegenstand des Kampfes. Dreißig Stück Geschütze legten bald in die dünne Umfassungsmauer Bresche, und die stürmende Division Vilatte vertrieb die Besatzung nach kurzem Widerstande. Die Capitulation der Hauptst. war die Folge dieser Eroberung. Bei dem Sturme wurde das Schloß geplündert, viele Gewölbe und Wände beim Suchen nach versteckten Kostbarkeiten eingeschlagen, und so die vorrige Pracht fast ganz vernichtet. Später benutzten die Franzosen Buen Retiro, als den Punkt, der Madrid beherrscht, zur Citadelle. Sie umgaben das Schloß mit einem Wall, wendeten die Zimmer zu Casernen und Depots an und verstärkten die neue Citadelle durch ein detachirtes, 2000 Schritte seitwärts gelegenes Fort, zu dem eine Porzellanfabrik umgeschaffen ward. Diese Befestigungen sollten die unruhige Stadt im Zaume halten und im Fall eines Aufstandes der Besatzung und der Familie des Königs Joseph zum sichern Zufluchtsorte dienen. Auch zog sich die Besatzung während der Schlacht von Zalavera in das Fort Retiro zurück.

32.

Buffon (George Louis Leclerc, Graf v.), Naturforscher und einer der größten Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Montbard in Bourgogne d. 7. Sept. 1707, erhielt von seinem Vater, Benjamin Leclerc, Rath des Parlaments seiner Provinz, eine sorgfältige Erziehung. Der Zufall führte den Jüngling zu Dijon mit dem jungen Herzoge von Kingston zusammen, dessen Führer, ein gelehrter Mann, ihm Geschmack für die Wissenschaften einflößte. Sie bereiseten gemeinschaftlich Frankreich und Italien; B. ging sodann nach England. Um sich in der Sprache zu vervollkommen, ohne darum die Wissenschaften zu vernachlässigen, übersetzte er ein Werk über die Differenzialrechnung von Newton und die Statik der Gewächse von Hales. Nach einiger Zeit trat er mit eignen Werken hervor, in denen er die Geometrie, Physik und Landwirthschaft bearbeitete. Er schrieb über diese Gegenstände Untersuchungen, die er nach und nach der Akademie der Wissenschaften vorlegte, zu deren Mitglied er 1733 ernannt wurde. Die wichtigsten betrafen die Zusammensetzung eines Spiegels, um, wie Archimedes gethan haben soll, Körper in weiten Entfernungen zu entzünden, und Versuche über die Stärke des Holzes und über die Mittel, sie besonders dadurch zu vermehren, daß man die Bäume einige Zeit vor dem Fällen schält. B., der in den ersten Jahren nur von einer unbestimmten Begierde nach Belehrung und Ruhm beseelt war, bekam durch die Ernennung zum Intendanten des königl. Gartens 1736 eine bestimmte Richtung auf die Wissenschaft, in welcher er sich unsterblich gemacht hat. Indem er jetzt die Naturgeschichte in ihrem ganzen Umfange überblickte, fand er keine andern Werke über dieselbe vor als talentlose Compilationen und trockene Namenregister; über einzelne Gegenstände die trefflichsten Beobachtungen, aber kein umfassendes Werk. Zu diesem entwarf er den Plan; er wollte darin mit der Beredsamkeit des Plinius und dem Scharfsinn des Aristoteles die Genauigkeit und das Einzelne der Beobachtungen der Neuern vereinigen. Kraft, ein so weitläufiges Ganzes zu umfassen, und Lebhaftigkeit, es zu schreiben, fühlte er in sich; aber er hatte nicht die Geduld noch die Organe, so zahlreiche und oft kleinliche Gegenstände zu beobachten und zu beschreiben. Er verband sich dazu mit Daubenton, der die ihm fehlenden Eigenschaften besaß, und nach einer 10jährigen hartnäckigen Arbeit lieferten beide Freunde die 3 ersten Bände der Naturgeschichte, denen sie von 1749 — 67 noch 12 andre folgen ließen, welche die Theorie der Erde, die

Natur der Thiere und die Geschichte des Menschen und der Säugthiere umfassen. Der glänzendste Theil derselben, die allgemeinen Theorien, die Beschreibung der Eigenthümlichkeiten der Thiere und der großen Naturerscheinungen sind von B. Daubenton beschränkte sich auf die Angabe der Formen und der Anatomie. Die 9 folgenden Bände, welche von 1770 — 83 erschienen, enthielten die Geschichte der Vögel, an denen Daubenton seine Theilnahme versagte. Dadurch veränderte sich die Gestalt des Werks; weniger ausführliche Beschreibungen und fast ganz ohne Anatomie wurden den historischen Artikeln einverleibt, welche anfangs Guenau von Montbeillard und nachher der Abbé Beron redigirte. B. allein gab die 5 Bände über die Mineralien von 1783 — 88 heraus. Von den 7 Supplementbänden, deren letzter erst nach s. Tode 1789 erschien, bildete der 5. ein abgesondertes Ganzes, das von allen Werken B.'s das berühmteste ist. Er enthält seine Epochen der Natur, in welchen der Verf. in einem wahrhaft erhabenen Styl und mit einem siegenden Talent eine zweite Theorie der Erde aufstellt, welche von der in den ersten Bänden entworfenen ganz verschieden ist, wiewol er anfangs den Schein hat, nur jene vertheidigen und entwickeln zu wollen. Diese große Arbeit, mit welcher sich B. 50 Jahre hindurch beschäftigte, ist indeß nur ein Theil des ungeheuern Plans, den er entworfen hatte, und der von Lacépède für die Geschichte der Wallfischarten, der Schlangen und der Fische rühmlich fortgesetzt worden, für die Thiere ohne Wirbelbein und für die Pflanzen aber noch unausgeführt geblieben ist. Über B. als Schriftsteller gibt es nur Eine Stimme; in Ansehung der Erhabenheit des Standpunkts, von welchem er ausgeht, in Ansehung des mächtigen und gelehrten Ideenanges, der Majestät der Bilder, des edeln und würdevollen Ausdrucks, der Harmonie des Stils bei erhabenen Gegenständen ist er vielleicht unerreicht geblieben. Seine Gemälde großer Naturscenen sind von einer hinreißenden Wahrheit, und jedem ist der unverilgbare Stempel der Eigenthümlichkeit aufgeprägt. Auch war der Ruf seines Werks schnell begründet, allgemein und ohne Widerspruch. Es erweckte einen allgemeinen Geschmack an der Naturgeschichte und erwarb dieser Wissenschaft die Gunst und Unterstützung der Fürsten und Großen. Ludwig XV. erhob den Verf. in den Grafenstand, und d'Argivilliers ließ ihm unter Ludwig XVI. noch bei seinen Lebzeiten eine Statue am Eingange in das Naturalien cabinet des Königs errichten, mit der Inschrift: *Majestati naturae par ingenium*. Mehr sind die Urtheile über B. als Physiker und Naturforscher getheilt gewesen. Voltaire, d'Alembert, Condorcet haben seine Hypothesen und seine unbestimmte Art, nach allgemeinen Ansichten zu philosophiren, streng getabelt. Allein, wenn auch B.'s Systeme über die Theorie der Erde in ihren Details keine Vertheidiger mehr finden werden, so hat er doch das Verdienst, allgemein fühlbar gemacht zu haben, daß die gegenwärtige Gestalt des Erdballs aus einer Folge von Veränderungen hervorgegangen, denen nachzuspüren unmöglich; und er hat gezeigt, welche Phänomene dabei zu beobachten sind. Seine Theorie der Zeugung ist von Haller und Spallanzani, und seine Hypothese eines gewissen unerklärlichen Mechanismus, den er an die Stelle des thierischen Instinkts setzt, von Andern widerlegt worden; aber dennoch sind seine berebten Gemälde von der physischen und moralischen Entwicklung des Menschen, sowie seine Ideen über den Einfluß, den die Zartheit und der Grad der Entwicklung jedes Organs auf die Natur der verschiedenen Gattungen haben, noch jetzt von dem höchsten Interesse. Seine Ideen über die Ausartung der Thiere und über die Grenzen, welche die Klimate, Gebirge und Meere jeder Gattung anweisen, sind wahre Entdeckungen, die sich mit jedem Tage bestätigen und den Reisenden eine Basis für ihre Beobachtungen angeben, welche vorher fehlte. Der Haupttheil seines Werks ist die Geschichte der vierfüßigen Thiere, der schwächste dagegen die Geschichte der Mineralien, wo seine Unbekanntschaft mit der Chemie und seine Neigung zu Hypothesen bedeutende Mängel verursacht haben.

Lange Leiden, durch die Steinkrankheit erzeugt, trübten seine letzten Tage, ohne ihn in der Verfolgung seines großen Plans aufzuhalten. Er starb zu Paris den 16. April 1788, 81 Jahre alt, mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, der in der Revolution unter der Guillotine starb. B. war von einer edeln Gestalt und einer würdevollen Haltung, aber von einer Nachlässigkeit in der Unterhaltung, die mit dem Tone seiner Schriften nicht übereinstimmte. *) Die geschickteste Ausgabe seiner Naturgeschichte ist die von 1749 — 88 in 36 Bdn. Damit verbinde m. die „Hist. natur. des animaux rares et curieux découverts par les voyageurs, depuis la mort de Buffon, et décrits par M. Lesson“ (Paris 1829).

Buffone (ital.), **Bouffon**, ein komischer Sänger in der Opera buffa oder dem italienischen Intermezzo. Doch unterscheiden die Italiener noch den *Buffo cantante*, d. i. dessen Rolle ausgezeichneten Gesang, und *Buffo comico*, dessen Rolle mehr Spiel erfordert. — **Buffonerien** sind die Späße, Scherze, die er anbringt. Das Wort ist wahrscheinlich aus der niedrigen Latinität entlehnt, in welcher *Buffo* (Pausback) Derjenige hieß, welcher auf dem Theater mit aufgeblassenen Backen erschien, um Ohrfeigen zu bekommen und das Gelächter der Zuschauer zu erregen. Daher *buffa Backen*, *buffare Pausbacken* machen. Nachher *Poffenreißer*, *Spaßmacher* überhaupt.

Bufoniten, Krötensteine, versteinerte Zähne gewisser Fischarten.

Bughagen (Johann), auch **Pomeranus**, D. Pommer, einer der verdienstvollsten Gehülfen Luther's im Reformationswerke, geb. d. 24. Juni 1485 zu Julin bei Stettin in Pommern, studirte zu Greifswald und ward 1505 Rector der Schule in Dreptow. Ergriffen von dem Geiste der Reformation, wendete er sich, um der Verfolgung seiner katholischen Obern zu entgehen, 1521 nach Wittenberg, wo er sogleich unter die akademischen Lehrer aufgenommen, 1522 Pastor an der Stadtkirche und bald darauf Professor der Theologie und Generalsuperintendent des Kurfürstenthums wurde. Luther führte durch ihn den evangelischen Gottesdienst zuerst in der Stadtkirche zu Wittenberg ein und bediente sich seiner gründlichen philologischen und ergetischen Gelehrsamkeit bei der Übersetzung der Bibel. Ungleich schwächer zeigte sich B. in seiner 1525 gegen Zwingli gerichteten Schrift vom Abendmahl, welche das Signal zu den Sacramentsstreitigkeiten gab und von Zwingli mit verdienter Derbheit abgefertigt wurde. Dagegen begründete er seinen Ruhm durch eine für seine Zeit vortreffliche Erklärung der Psalmen („*Interpretatio in librum Psalmodum*“, zuerst Nürnberg 1523), die als das Hauptwerk unter seinen Schriften zu betrachten ist. Er nahm an den sächsischen Kirchenvisitationen und am ersten Entwurf der augsburgischen Confession thätigen Antheil, vermittelte auch die Vereinigung der evangelischen Reichsstädte mit den Sachsen. Das größte Verdienst erwarb er sich um die Reformation durch Einrichtung des evange-

*) Buffon, von dem d'Alembert einst sagte: „Ne me parlez pas de votre Buffon, de ce comte de Tuffière qui, au lieu de nommer simplement le cheval, dit: La plus noble conquête que l'homme ait jamais faite est celle de ce fier et fougueux animal“, worauf ihm Rivarol witzig, wenn auch nicht ganz passend, antwortete: „Oui, c'est comme ce sot de J. B. Rousseau, qui s'avise de dire:

Des bords sacrés où naît l'aurore
Aux bords enflammés du couchant,

au lieu de dire de l'est à l'ouest“; derselbe Buffon erklärte sich, nach Laharpe's Zeugniß, offen gegen alle Poesie und selbst gegen die Verse Racine's. „Ich habe“, sagt Laharpe, der Verf. des „*Cours de littérature*“, „den ehrwürdigen Greis Buffon sehr zuversichtlich behaupten hören, daß auch die schönsten Verse voll Fehler seien und die Vollkommenheit der guten Prosa nie erreichten. Er scheute sich nicht, die Verse der „*Atthalie*“ zum Beispiel zu nehmen, und machte eine detaillirte Kritik der Verse der ersten Scene. Alles, was er sagte, verrieth eine solche Unbekanntschaft mit den Elementen der Dichtkunst und der Versification, daß es unmöglich gewesen wäre, ihm zu antworten, ohne ihn zu demüthigen“.

lischen Gottesdienstes und der Kirchenverfassung in den Städten und Ländern, wohin er zu diesem Zwecke berufen wurde. Er that dies 1528 in Braunschweig und Hamburg, 1530 in Lübeck, 1534 in Pommern. 1537 ging er deshalb nach Dänemark, krönte den König Christian III., redigirte die 1539 auf dem Reichstage zu Odensee zum Gesetz erhobene dänische Kirchenordnung, bewirkte in demselben die Wiederherstellung d. Univers. zu Kopenhagen, deren erster Rector und Lehrer d. Theologie er war, und gab der evangelischen Kirche in Dänemark und Norwegen die Einrichtungen, durch welche die Reformation in diesen Ländern befestigt wurde, daher ihn die Dänen als ihren Reformator betrachten. Erst 1542 kam er nach Wittenberg zurück, richtete noch in demselben Jahre im Wolfenbüttelschen und 1543 im Hildesheimischen die evangelische Kirchenverfassung ein. Für alle diese Städte und Länder faßte er zweckmäßige Kirchenordnungen ab und bewies überhaupt bei seinen Veranstellungen in denselben alle Umsicht, Milde und Gewandtheit, die zu Organisationen von solchem Gewicht erforderlich war. Für die Niedersachsen übersetzte er Luther's deutsche Bibel ins Plattdeutsche, welche 1533 zu Lübeck erschien. Luther's treuer Freund blieb er bis zu dessen Tode und hielt ihm auch die Leichenpredigt. Während der Veränderungen, die der schmalkaldische Krieg mit sich brachte, verließ er Wittenberg nicht, faßte auch mit Melancthon das leipziger Interim ab, daher die Angriffe auf dasselbe in den interimistischen Streitigkeiten auch ihn trafen und sein Alter verbitterten. In den letzten Jahren seines Lebens litt er an Entkräftung und starb den 20. April 1558. Die Gegner des Interims haben ihn des Ehrgeizes und Eigennuzes beschuldigt. Diesem Vorwurfe widerspricht aber seine Ablehnung der ihm angetragenen Bisthümer Schleswig und Camin, gegen deren Einkünfte seine Ämter in Wittenberg nicht in Betracht kommen konnten. Liebe zum akademischen Leben und Anhänglichkeit an die Sache der Reformation hielt ihn an dem Geburtsorte derselben fest. Man hat von ihm auch eine Geschichte von Pommern (Greifswald 1728, 4.). S. Engelkens: „Joh. Bugenhagen, Pommer“ (Berlin 1817).

31.

Bugge (Thomas), geb. d. 12. Oct. 1740 zu Kopenhagen, dänischer Justizrath, Prof. der Mathematik und Astronomie an der Univers. zu Kopenhagen und bei der k. Marine, Mitgl. mehrerer gel. Gesellsch. u. Akadem. d. Wiss., Astronom an der Sternwarte zu Kopenh. seit 1777, deren eigentlicher Wiederhersteller er ward. (S. f. „Observ. astron.“, Kopenh. 1784). Er behauptet nicht nur unter den nützlichsten Astronomen in Europa, sondern auch unter den thätigen Geographen einen vorzüglichen Rang. Den wesentlichsten Antheil hatte er an den vortrefflichen Charten von Dänemark, welche die kopenhagner Akad. d. Wiss. herausgab; denn er war bei ihrer Aufnahme der erste trigonometrische und astronomische Beobachter. Mehr noch wirkte er für die Erdkunde durch Bildung junger Männer. Rich, die beiden Brüder Wibe, Soeberg, D'Aubert, Pihl, Kevog, Ginge, Engelhart, vortheilhaft bekannte Astronomen, gingen aus seiner Schule hervor. Eine Menge junger Officiere in der k. Marine und unter den Landtruppen wurden durch seinen Unterricht befähigt, die unzähligen, schätzbaren Beobachtungen aus Norwegen, Island, Grönland, Tranquebar, aus Ost- und Westindien zu liefern, welche die dürftige Geographie dieser Gegenden so ansehnlich bereichert haben. Keiner von B.'s Vorgängern an d. berühmten Sternwarte hat die Sternkunde so unmittelbar zum Besten des Staats, zum Wohl seines Vaterlandes und zum Nutzen der Schiffahrt angewendet als er. Durch seine äußerst genauen trigonometrischen Vermessungen wurden nicht nur in Dänemark ein besserer und billigerer Contributionsfuß, neue Katasterberechnungen, gerechtere Regulative für die Staatseinkünfte, nach genauern Verhältnissen der Befisungen veranlaßt, wodurch vielen Gebrechen in der Staatswirthschaft und unzähligen Processen über Feld- und Landeigenthum vorgebeugt ward; sondern es wurden auch alle Küsten, Häfen, Inseln, Klippen, Sandbänke

in beiden Welten, im Kattegat, die den Schiffen sehr gefährlich und zum Theil unbekannt waren, mit großer Sorgfalt bestimmt und so die Schifffahrt der dänischen Fahrwasser mehr gesichert. Ausnehmend viel leistete er durch Bildung geschickter Männer für den königl. Seebienst. B.'s Schriften („Erste Gründe der sphärischen u. theoret. Astronomie“, 1796; „Erste Gründe d. abstract. Mathematik“, Altona 1797, 3 Bde.) sind in den Händen aller Astronomen. Vorzüglich aber ist seine „Beschreib. der Ausmessungsmethode zum Behuf der dänischen Charten“ ein Meisterlehrbuch über Landesvermessungen. Er st. d. 15. Jan. 1815 zu Kopenhagen.

Bujukdere, d. h. großes Thal (von bujuk, groß, und dere, Thal), ein durch seine, besonders vom Bosporos betrachtete, Lage und Umgebungen höchst reizendes Städtchen auf der westl. Küste des Bosporos, nicht weit von Konstantinopel und dem schwarzen Meere, so genannt von dem großen Thal, in welchem es liegt, nach dem auch das dadurch strömende Wasser Bujukdere heißt. Dieses Thal ist eine Fortsetzung des tiefen sogen. saonischen Busens, den der Bosporos in Form eines Halbcirkels bildet, und erstreckt sich eine Stunde landeinwärts. Das Thal, wie der Thalstrom, heißen danach auch selbst βαθυκολπος, d. i. der tiefe Busen. Es hieß vormals das schöne Land (καλος αγρος), und noch heutzutage führt der herrliche Spaziergang den Namen: die Wiesen (Libadia, la prairie). Auf dem untern Theile dieser schönen Wiese, welcher seiner Anmuth wegen vorzugsweise die Wiese heißt, erhebt sich eine der herrlichsten Baumgruppen des Bosporos, aus 7 Platanen bestehend, welche zusammen Jedikardasch, d. h. die sieben Brüder, genannt werden. Nach einer nicht völlig erwiesenen Sage soll Gottfried v. Bouillon mit dem Heer der Kreuzfahrer 1096 auf dieser Wiese sich gelagert haben. Der Ort selbst besteht aus dem untern und obern; in jenem befinden sich die Häuser der Griechen, Armenier und einiger Türken, im obern Theile aber die Sommerwohnungen und Gärten der europ. Gesandten, außer denen manche auch Häuser in dem tiefer im Lande liegenden anmuthigen Belgrad haben. Unter diesen Wohnungen zeichnet sich besonders der russ. Gesandtschaftspalast und Garten durch regelmäßigen Bau und schöne Anlagen aus. Noch vor diesem entstand der herrliche, große Garten des vormals dänischen und kurländ. Geschäftsträgers und eines der reichsten Banquiers in Pera, des Freih. Hübsch v. Großthal (wie er sich nach Bujukdere nannte). Diese Paläste liegen sämmtlich an dem schönen Quai, der ein fleißig besuchter Spaziergang der Einwohner von B. ist, und dessen Reize besonders in mond hellen Nächten mit Begeisterung gepriesen werden. Eine ziemlich lange Kunststraße, die durch den Ort führt, besteht aus 2 Reihen Häuser, die größtentheils im europäischen Geschmacke gebaut sind. Fremde pflegen sogar den Winter dort zuzubringen wegen der, über alle Beschreibung erhabenen, herrlichen Gegend. Auch ist B. der allgemeine Zufluchtsort für die höhern Stände, wenn eine ansteckende Krankheit in Konstantinopel, Galata oder Pera herrscht, sowie wenn eine Volksempörung zu fürchten ist. 22.

Bukarescht (d. i. Freudenstadt), Hauptst. der Walachei in der Dumbrowiza, Residenz des Hospodars und eines griech. Bischofs, hat 10,000ischlecht gebaute H. und 60,000 E., darunter Griechen, Juden und Armenier. Die Straßen sind nicht gepflastert, sondern sämmtlich mit eichenen Bohlen belegt. Die Griechen hatten hier früher ein Gymnasium mit 12 Lehrern, welches 1810 244 Studenten besuchten. Es ist eingegangen, nachdem der jetzige Hospodar Ghika, ein geb. Walache, die alten Stiftungen für den Unterhalt desselben 1825 eingezogen hat. Der Handel mit Wein, Häuten und andern Landesproducten ist ziemlich lebhaft.

Bukarescht (Friede zu), d. 28. Mai 1812, Rußlands letzter Friedensschluß mit der Pforte. Kaiser Alexander hatte im Nov. 1806 sowol zum Schutze der Moldau und Walachei, als auch wegen Verletzung seines freien Schifffahrtrechts durch den Bosporos, die Waffen ergriffen und die Moldau besetzt, worauf die Pforte am 7. Jan. 1807 den Krieg an Rußland erklärte. Es ward jedoch schon

am 24. Aug. 1807, in Folge des Friedens zu Tilsit, ein Waffenstillstand zu Stobossia geschlossen, nach welchem die Russen die besetzten Fürstenthümer räumten. Nach Ablauf desselben im April 1808 dauerte die Waffenruhe stillschweigend fort; als aber Napoleon auf dem Congresse zu Erfurt in die Vereinigung der beiden Fürstenthümer mit Rußland eingewilligt hatte, eröffnete Rußland im Febr. 1809 zu Tassy einen Friedenscongrès, und verlangte sowol die Abtretung der beiden Fürstenthümer als auch die Entfernung des großbrit. Gesandten aus Konstantinopel. Hierauf brach die Pforte die Unterhandlungen ab, und der Krieg ward im April 1809 erneuert. Die Russen drangen in die Bulgarei ein und blieben nach 2 blutigen Feldzügen Meister der Donau. Markoff hatte nämlich den türk. Befehlshaber Achmed Pascha bei Ruscsuk den 14. Oct. 1811 geschlagen, und die Armee des Großveziers Tschaban Dglu den 8. Dec. am linken Donauufer in russ. Kriegsgefangenschaft sich ergeben müssen. Die Pforte bot daher die Hand zum Frieden. Ein Congrès ward im Dec. 1811 zu Bukarescht eröffnet. Indes rüstete sich bald darauf Napoleon gegen Rußland und schloß am 14. März 1812 mit Oestreich ein Bündniß, nach welchem beide Mächte die Integrität der Pforte garantirten. Auch that er alles Mögliche, um die Pforte zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Gleichwol brachte die Vermittelung Großbritanniens und Schwedens, sowie das Nachgeben Rußlands und das Mißtrauen der Pforte gegen Napoleon, den Abschluß des Friedens zu Bukarescht zu Stande, den russ. Seits Andrei Stalinski, Sabanejeff und Jos. Fonton am 28. Mai unterzeichneten. Die Pforte trat ganz Bessarabien und ein Drittheil der Moldau mit den Festungen Hoczim, Akkierman, Bender, Ismail und Kilia, zusammen etwa 850 □ M., an Rußland ab, sodasß der Pruth bis zu seiner Ausmündung in die Donau, und von da das linke Donauufer bis Kilia und bis zur Ausmündung der Donau in das schwarze Meer die Grenze bestimmten. Die Russen gaben ihre übrigen Eroberungen zurück. In Asien sollte die Grenze auf den Fuß vor dem Kriege wiederhergestellt werden. Die Pforte bewilligte den Serbiern, die als Verbündete der Russen für ihre Unabhängigkeit gekämpft hatten, volle Amnestie und das Recht, ihre innern Angelegenheiten selbst zu verwalten, sowie die mäßige Steuer, welche die Pforte ihnen auferlegen würde, unter sich aufzubringen. Die Serbier nahmen jedoch diese Bedingungen nicht an und setzten den Kampf fort, unterlagen aber bald der türkischen Übermacht.

Bukowina, s. Galizien und Oestreich.

Bulen (Boolen) oder Buleyn (Anna), zweite Gemahlin Heinrichs VIII. von England, war der letzte Sprößling aus der Ehe des Sir Thomas Boolen mit der L. des Herzogs v. Norfolk, geb. 1499 oder 1500. Sie begleitete Maria, Heinrichs Schwester, welche sich mit Ludwig XII. vermählte, als Ehrendame nach Frankreich, kehrte aber nicht mit derselben nach England zurück, als der Tod des Königs sie zur Witwe gemacht hatte, sondern begab sich an den Hof der Königin Claudia, Gemahlin Franz I., und nach deren Tode zur Herzogin v. Alençon, der Schwester des franz. Monarchen. Schön, jung, geistreich und lebhaft, gefiel sie an dem galanten Hofe Franz's I. vielleicht nur zu sehr. Aus unbekannten Ursachen kehrte sie um 1525—27 nach England zurück und ward Ehrendame der Königin, die bald von ihr verdrängt werden sollte. Der König, von heftiger Liebe zu ihr entzündet, fand einen unerwarteten Widerstand, und Anna erklärte standhaft, daß er sie nur als Gattin besitzen könne. Sie wußte, daß der König schon mit dem Gedanken umging, sich von s. Gemahlin, Katharina v. Aragonien, scheiden zu lassen; sie wußte aber auch, welche Schwierigkeiten die kathol. Religion der Ausführung dieses Plans entgegensetzte. Erammer soll sich zum Werkzeuge der Wünsche des Königs dargeboten, und dies die erste Veranlassung zu dem Abfall Englands von der römischen Kirche gegeben haben. Aber der zügellose Heinrich wartete nicht einmal, bis die Diener seiner neuen Kirche die Scheidung aussprachen, sondern vermählte sich heimlich am

Conv.-Lex. Siebente Aufl. Bd. II. †

14. Nov. 1532 mit Anna Boleen, die er zuvor zur Marquise v. Pembroke erhoben hatte. Erst als die Schwangerschaft das Geheimniß enthüllte, erklärte Cranmer die erste Ehe für nichtig und die zweite für gültig, und Anna ward mit beispiellosem Pomp in Westminster als Königin gekrönt. 1533 gebar sie die berühmte Elisabeth. Die ungezügeltsten Lüfte des ebenso ausschweifenden als tyrannischen Königs vermochte Anna jedoch nicht auszulöschen, und wie sie als Ehrendame Katharinas ihre Gebieterin verdrängt hatte, so ward sie von Johanna Seymour, ihrer Ehrendame, verdrängt. Noch gesellte sich zu dem Überdruß Heinrichs der Argwohn der Untreue; und allerdings scheint er nicht ganz ungegründet gewesen zu sein, obgleich das gegen sie eingeleitete gerichtliche Verfahren durchaus unregelmäßig war. Anna ward 1535 verhaftet, angeklagt und vor eine Commission gestellt. Ein Musiker, Smetton, der nebst Andern eingezogen worden, bekannte, die Gunst der Königin besessen zu haben, und am 17. Mai 1536 ward sie von 26 Richtern zum Tode verurtheilt. Vergebens gab Anna vor, schon früher mit dem Grafen v. Northumberland vermählt, mithin nie die legitime Gemahlin Heinrichs gewesen zu sein; vergebens vernichtete Cranmer die Ehe; das Todesurtheil ward nach dem Willen des hartnäckigen Heinrichs vollzogen, der es für eine ausgezeichnete Gnade ansah, daß er den Scheiterhaufen in das Schaffot verwandelte. Der letzte Tag (der 19. Mai 1536) der Unglücklichen bietet mehre interessante Momente dar. Sie ließ die Frau des Thurmwächters rufen, warf sich vor ihr auf die Knie und sagte zu ihr: „Seht und bittet in meinem Namen und in dieser Stellung, wie Ihr mich seht, die Prinzessin Maria (Katharinas Tochter) um Vergebung für alle die Leiden, die ich ihr und ihrer Mutter verursacht habe“. Dem Könige schrieb sie: „Ihre Wohlthaten gegen mich haben steh zugenommen. Ich war Nichts, und Sie machten mich zur Dame, zur Marquise, zur Königin, und da ich auf Erden nicht höher steigen kann, machen Sie mich heute zur Heiligen“.

Bulgarien, Bulgarei, türkisch-europäische Provinz von 1740 □ M. (Moesia inferior), mit der Hauptst. Sophia und den Paschaliks Nikopoli, Silistria, Widdin ic. Gegen D. ist ihre Grenze das schwarze Meer, gegen S. das Gebirge Sardick und ein Theil des Hämus, denn der Fluß Kamtschi trennt Bulgarien hier vom eigentlichen Rum-ili und Macedonien; gegen W. grenzt Bulgarien an die freieren Serbien und im N. an die Donau. Es ist ein wellenförmig gebildetes Land, dessen reizende Thäler nach der Donau abhachen und glücklichere Menschen, als die jetzt dort lebenden 1,800,000 (ursprünglich Magyaren und Slawen, Bulgaren) ernähren könnten. Seit 866 sind die meisten Bewohner der griech. Kirche zugehörig und haben 3 Erzbischöfe unter einem Patriarchen. Die Regierung hat der Mohammed. Beglerbeg von Rum-ili im alten Königsitze Sophia (50,000 E.); unter ihm stehen 4 Paschen zu Sardick, Nikopolis, Silistria und Widdin. Die alten Mösier kämpften lange tapfer wider die Römer und die griech. Kaiser um ihre Freiheit. Wider ihre oft bis Konstantinopel reichenden Streifereien erbaute Kaiser Anastasius 507 eine große Mauer. In den häufigen Feldzügen der russ. Großfürsten mit den griech. Kaisern waren die Bulgaren selten Zuschauer, und gemeinlich bald des Einen, bald des A. Verbündete. Dem Schutze des griech. Kaisers unter eignen Königen am Ende unterworfen, bemerkte ihr König Usan, daß der Hof zu Konstantinopel selbst des Schutzes mehr als Bulgarien bedürfe, und gab 1185 das Schutzbündniß des Hofes zu Konstantinopel auf. War dies anscheinend weise, so wurde es doch Bulgariens Unglück in der Folge der Zeiten, denn Ungarns Könige verlangten nun von dem bulgarischen Unterwerfung. Der lange Kampf mit jenen hatte Bulgarien entvölkert. Als nun die Türken über Gallipoli in Europa vorgedrungen waren, traf ihr erster heftiger Angriff Bulgarien. Der Kampf war so unglücklich, daß 1392 der bulgarische König Sisman in türkische Gefangenschaft gerieth, und die Nation dadurch ihre Selbständigkeit verlor. Hauptpunkte

dieses militairisch wichtigen Landes sind Silistria und Ruschuk; Varna (s. d.), Schumla (s. d.) und Burgas; Widdin und Nikopoli. — Die Bergweiden und Flußwiesen dieser fruchtbaren Provinz geben einen reichen Ertrag, der meistens ausgeführt wird. Andre Ausfuhrartikel sind Getreide, Wein, Eisen und die in den Vorgebirgen gewonnenen Erze, Holz, Honig und Wachs, Fische, Wild und die Federkiele der Adler, womit der bulgarische Bogenschütze seine Pfeile besüßelt.

Bulimie, Heißhunger. Die davon befallenen Personen quält ein unersättlicher Hunger; so viel sie auch Speise zu sich nehmen, so haben sie doch nie das Gefühl der Sättigung, und wenn ihr Magen überfüllt ist, sieht man sie in Ohnmacht fallen und sich des Genossenen, halbverdaut, unter heftigen Schmerzen entledigen. Gewöhnlich erscheint diese Krankheit im Gefolge andrer. Sie kommt vor während gewisser intermittirender Fieber, bei mehreren Eingeweidekrankheiten, besonders solchen, die durch den Bandwurm erzeugt werden; auch ist sie sehr gewöhnlich nach hitzigen Krankheiten, welche die Kräfte des Kranken erschöpft haben, und entsteht alsdann aus dem Bedürfnis aller Körpertheile, die verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen. In gewissen Fällen aber scheint das außerordentliche Verlangen nach Speise von einer besondern Beschaffenheit des Magens herzurühren, der mit einer großen Schnelligkeit verdaut. Dergleichen bemerkt man bei manchen Frauen während ihrer Schwangerschaft, bei jungen Leuten, die viel Leibesbewegung haben, bei Personen, die gewürzhafte und erhitende Nahrungsmittel zu sich nehmen. Alsdann ist die Bulimie nicht als Krankheit zu betrachten, sondern nur eine erhöhte Eßlust. Als Krankheit ist sie furchtbar wegen ihrer Folgen: Magerkeit, Brustfieber, Schwindsucht, Verstopfung, Wassersucht.

Bull (John), s. John Bull.

Bulle, Urkunde, Verordnung oder Decret des Papstes in Glaubens- und Kirchensachen, auf Pergament geschrieben und mit einem bleiernen Siegel versehen; ursprünglich das Siegel selbst. Gemeintlich werden die päpstlichen Bullen nach ihrem Anfange benannt, z. B. die Bulle: In coena domini; Cum inter; Unigenitus; Ascendente &c. Die Sammlungen der Bullen heißen Bullarien. — Die goldene Bulle heißt von dem in goldener Kapsel angehängten Siegel vorzugsweise dasjenige Grundgesetz des deutschen Reichs, das Kaiser Karl IV. 1356 auf 2 nach einander gehaltenen Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz am 25. Dec. mit Kurfürsten und zum Theil mit Zuziehung des ganzen Reichs errichtete. Jeder Kurfürst und die Stadt Frankfurt erhielten damals Originalausfertigungen davon. Der Hauptzweck der goldenen Bulle war, die Kaiserwahl, und was damit in Verbindung stand, auf möglichst sichere Bestimmungen zu setzen; auch war diese Absicht im Ganzen erreicht worden, denn die Vorschriften der goldenen Bulle hatten sich größtentheils, bis auf die neuesten Veränderungen in Europa, erhalten. Außerdem wollte man dem Unwesen des Faustrechts Einhalt thun, womit man jedoch damals noch nicht zu Stande kam.

Bullion, eigentlich: Golberz; gegenwärtig, nach einem in England angenommenen Sprachgebrauch, alles ungeprägte Gold und Silber in Stangen oder Baren. Dieses Wort hat seit dem Anfange des laufenden Jahrh. eine auch für das Ausland erhebliche Bedeutung gewonnen, als es sich nämlich um die große Frage handelte: ob der gelegentliche Mangel der Waare des Bullion, und die daraus herrührende Erschwerung aller Verbindungen mit dem Auslande, hinreiche, auf die Herabwürdigung eines in allen übrigen Rücksichten zuverlässigen und gültigen Nationalgeldes, wie es die Noten der londner Bank für England geworden waren, zu schließen? Von 1808—10 nämlich war der Preis einer Unze dieses Barrengoldes, wofür die britische Münze 3 Pf. 17 Sh. 10½ P. bezahlt, und aus welchem sie nach diesem Verhältnisse Guineen zu 21 Sh. ohne allen Schlagschag prägt, auf dem Markte bis zu 4 Pf. und 8, 10, auch 12 Sh.

gestiegen. Da nun das in einer Guinee befindliche, gesetzlich 21 Sh. der Landeswährung geltende Gold auf dem Bullionmarke durch die Preissteigerung des rohen Goldes gegen 25 Sh. kostete, und das bloße Einschmelzen des gemünzten Goldes und dessen Verkauf als Bullion einen Vortheil von 15 — 18 Proc. eintrug, so darf das Verschwinden sämmtlicher umlaufenden Goldmünze nicht befremden. In demselben Verhältnisse, als sich die Guineen verloren, mußte sich das Bedürfniß und die Nachfrage nach den londner Banknoten vermehren, die auch den Mangel des circulirenden baaren Mediums so vollständig ersetzten, daß innerhalb der Grenzen von England keine wesentliche Störung des Verkehrs und des Eigenthums wahrzunehmen war. Diese unerhörte Erscheinung ist nur aus der vollkommenen Verfassung der Londner Bank (s. d.), insbesondere aber aus dem Umstande zu erklären, daß keine einzige Banknote willkürlich, sondern nur auf jedesmaliges Verlangen der Regierung oder der Privaten, gegen vollständiges Unterpfand solider Privat- und öffentlicher Effecten, als ein wahres Discontgeld, creirt wurde, und daß demnach das emittirte Papier nicht bloß, wie ein gewöhnliches Papiergeld, vom Mittelpunkte ausströmte, sondern ebenso regelmäßig mit dem Verfall der Wechsel und Effecten an die Bank zurückkehrte. Es war augenscheinlich, daß ein solches bloß auf effective Nachfrage creirtes Discontgeld niemals das Bedürfniß des inländischen Marktes übersteigen konnte, da es, wenn der wahre Bedarf, nämlich das Verlangen nach den Discontirungen, erlöschte, nicht wie ein willkürliches Papiergeld blieb, sondern die Canäle der Circulation unmittelbar wieder verließ. Da aber London nicht bloß inländischer Markt ist, sondern auch Weltmarkt, so mußte zur ganz vollkommenen Organisation jenes Discontgeldsystems noch die Bedingung hinzugefügt werden, daß jede von der Bank creirte Note zu allen Zeiten an derselben präsentirt und, als ein Wechsel auf Sicht, baar realisirt werden konnte. Hierdurch blieben die Banknoten nicht nur im Gleichgewicht mit der effectiven Nachfrage des Inlandes, sondern selbst des Auslandes, weil bei allen zum Discont präsentirten Wechseln und Effecten nunmehr nicht bloß auf die inländische Sicherheit und Solidität, sondern auch auf die Zahlbarkeit in edeln Metallen gesehen wurde. Dieser größten Vollkommenheit hatte die Bank von England bis 1797 genügt, als der franz. Seits gegen Großbritannien unternommene Exterminationkrieg diesen Staat in die Nothwendigkeit brachte, sich selbst in Belagerungsstand zu versetzen. Die von dem Parlamente verordnete Suspension der baaren Zahlungen der Bank war eine der Hauptmaassregeln dieses Belagerungsstandes: die Banknoten hörten auf als Weltwährung zu bestehen, beharrten aber ohne alle Herabwürdigung als eine allen innern Bedürfnissen genügende Land- oder Staatswährung. Als nun, nach langen erfolglosen Demonstrationen von Seiten des Feindes, die eigentliche Belagerung (die Continentalsperre) eintrat, und Ausfälle aus der Festung, Landungen und Kriege in Holland und Spanien, Diversionen im Rücken des Feindes und mancherlei Versuche, den Entsatz zu bewirken, nothwendig wurden, waren die in England vorhandenen baaren Gelbvorräthe bald verbraucht, und es trat ein Mangel an diesem Kriegsbedürfnisse ein, der um so empfindlicher war, weil England im Friedensstande mit allen übrigen Welttheilen verharrete. Die Thuerung der Goldbarren und der ausländischen Wechsel nahm in der beschriebenen empfindlichen Progression zu. Nun erhob sich inner und außer den Thüren des Parlaments die Besorgniß, daß eine zu weit getriebene Emission der Banknoten jene Steigerung der Gold- und Wechselpreise bewirken möchte, daß also vielleicht die Suspension der baaren Zahlungen der Bank diese für den Commerz des Landes schwer drückende Calamität veranlaßte. Das Parlament setzte zur Untersuchung der Sache einen Ausschuss nieder, der unter dem Namen des Warrenauschusses (der Bullion-committee) eine große Celebrität erlangt hat. Außerdem waren

die größten Talente des Landes, 1810 und 1811 hindurch, fast ausschließlich mit diesem Probleme beschäftigt. Der Bericht der Comite, die lehrreichen Zeugenverhöre (Minutes of evidence) derselben und eine ganze Bibliothek geistreicher Schriften über die Bullionangelegenheit sind ein Denkmal des Ernstes und Tiefsinns, womit die große Nationalangelegenheit behandelt worden, und eine Schule für jeden Staatswirth des gebildeten Europa. Das Endresultat, welches jedoch erst nach eingetretene Friede übersehen werden konnte, war, daß keine Depreciation der Banknoten als Staatswährung, wohl aber eine momentane Herabwürdigung derselben als Weltwährung, als leichtverschmerzliche Kriegslast stattgefunden. Ohne daß die baaren Zahlungen der Bank hergestellt worden sind, haben sich Bullionpreise und Wechselkurs nach dem Frieden allmählig in ihr altes u. natürliches Niveau zurückbegeben; aber die Frucht aller jener vielbesprochenen Besorgnisse ist für England u. Europa gleich erheblich; die unvergleichliche Einrichtung des Geldstaates von Großbritannien und sein ganzes inneres Getriebe ist ans Licht gekommen; England ist Dessen, was es im natürlichen Laufe seiner Entwicklung erworben, sich bewußt, also mächtig u. sicherer, u. eine Wissenschaft des Geldumlaufes ist möglich geworden.

Bullock-Museum in London, in Piccadilly, eine Privatanstalt zur Aufstellung von allerhand, besonders naturhistorischen u. ethnographischen Sammlungen. Folgendes ist die nicht eben logisch richtige Classification der verschiedenen Abtheilungen des dort Sehenswürdigen, wie solche „The picture of London“ angibt: Merkwürdigkeiten aus der Südsee, Merkwürdigkeiten aus Amerika, Merkwürdigkeiten aus Afrika, Kunstwerke, Naturgeschichte, besonders reich an Exemplaren ausgestopfter vierfüßiger Thiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insectologie, Seeerzeugnisse, Mineralien, Mancherlei, Rüst- und Gewehrhammer. Dies Museum ist für 1 Sch. Einlaß an jedem Wochentage den Schaulustigen offen und wird noch immer vergrößert. Hier stellte auch Belzoni seine ägyptischen Sammlungen auf.

Bulls, irländische Bulls, widersinnige, eine komische Wirkung erregende Reden, die man in England besonders den Irländern nach erzählt, und von denen man ganze Sammlungen hat. Auch werden sie in den englischen Lustspielen häufig gebraucht, die darin auftretenden Irländer lächerlich zu machen. Zum Beispiel, ein Irländer, der sehr häßlich ist, erzählt, er sei als Kind schön gewesen, aber seine Mutter habe ihn verkauft.

Bulmer (William), nächst Bensley der ausgezeichnetste Buchdrucker in England. Eins der ersten Erzeugnisse seiner Presse war eine Ausgabe des Persius (1790, 4.); zu seinen vorzüglichsten Meisterstücken gehören die Prachtausgaben des Shakespeare (1792 — 1801, 2 Bde., Fol.; von dieser führt seine Officin die Firma: Shakspearepress) und des Milton (1794 — 97, 3 Bde., Fol.). Er ist ein besonderer Günstling der kunstgerechten englischen Bibliomanen (daher er auch die meisten Drucke für den Norburghclubb besorgt) und wird von ihnen fast ausschließlich erhoben. Der Unbefangene wird ihn indessen nur neben, nicht über Bensley stellen, und bei aller Anerkennung seiner ausgezeichneten Kunstfertigkeit nicht übersehen, daß es seinen Drucken bei aller Schönheit der Typen, der Schwärze und des Papiers, an dem gefälligen und geschmackvollen Ganzen fehlt, welches die französischen Officinen so vortheilhaft auszeichnet, und daß die Erzeugnisse seiner Officin, was namentlich bei den Dibdin'schen Werken der Fall ist, häufiger durch Druckfehler entstellt sind, als es einem Künstler gestattet ist, der mit Didot und Bodoni in die Schranken zu treten begehrt.

52.

Bülow (Heinrich, Freiherr v.), Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, geb. zu Falkenberg im Brandenburgischen nach 1755, genoß in dem Hause seines Vaters eine liberale Erziehung, machte sich dann in der Militairakademie zu Berlin mit den franz. Formen vertraut und ward früh bei einem Infanterieregiment in Berlin angestellt; von da trat er zur Cavalerie über. Als aber der Dienst den Reiz für ihn

verloren hatte, lebte er sehr zurückgezogen. Ihn fesselte das Studium des Polybius, des Tacitus u. des J. J. Rousseau. Diese Schriftsteller erfüllten seinen Kopf mit so vielen neuen Ideen, daß sie sein ganzes Wesen veränderten. Er nahm seinen Abschied und ging nach den Niederlanden, wo ein Aufstand gegen Joseph II. ausgebrochen war. Die hohe Meinung, welche man von der preuß. Taktik hatte, verschaffte ihm bald eine Stelle in einem Regimente; doch fehlte es ihm an Gelegenheit, sich auszuzeichnen. In seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte er in sein Vaterland zurück, faßte eine leidenschaftliche Liebe für das Theater und brachte eine Gesellschaft von Schauspielern zusammen. Bald verließ er auch diese und ging mit seinem Bruder nach Amerika. Er fand aber auch dort die Freiheit nicht, die er suchte, und von der er selbst keine deutliche Idee hatte. Mit dem Überdruße, den getäuschte Erwartungen erregen, kehrte er nach Europa zurück. Indes hatte der Handelsgeist der Amerikaner beide Brüder angesteckt. Sie wendeten den letzten Rest ihres väterlichen Erbes zum Ankauf eines beträchtlichen Vorraths von Glaswaaren an und schifften sich damit in Hamburg zum zweiten Male nach Amerika ein. Da sie aber nicht Sachkenntnis hatten und, um ihr Glas schnell abzusetzen, vielen Credit geben mußten, so sahen sie sich bald auf allen Seiten betrogen und waren genöthigt, abermals nach Europa zurückzukehren. Jetzt trat Heinrich von B., arm an Vermögen, doch reich an Geist und Gemüth, als Schriftsteller auf. Sein erstes Werk war s. „System der Kriegskunst“. Es bewies auf eine eminente Weise sein Genie. Er fühlte dies selbst, und durch die Lobsprüche verständiger Männer in seinen Erwartungen aufs Höchste gespannt, kam er 1799 nach Berlin zurück, um entweder im Generalstabe oder im Depart. der auswärt. Angeleg. angestellt zu werden. Zu seinem Unglücke fühlten die Männer, welche damals an der Spitze dieser Verwaltungszweige standen, keinen Beruf, sich mit einem so genialen Menschen einzulassen. Um leben zu können, sah er sich genöthigt, von der Schriftstellerei Profession zu machen, so weit dies einem Manne von Genie möglich ist. Er schrieb ein Buch „Über das Geld“, übersezte sodann Mungo Park's Reisen aus dem Engl. und gab im Winter 1801 die „Geschichte des Feldzugs von 1800“ heraus. Nach mancherlei Händeln, die ihm seine Abneigung gegen die gewöhnlichen Ansichten zugezogen hatte, faßte er den Entschluß, nach London zu gehen u. ein Journal über England zu schreiben. Aber die ersten Hefte seines Journals fanden keine Käufer. Es entstanden für ihn Verlegenheiten, und er ward Schulden halber verhaftet. Nachdem er 6 Monate in England und bis zum Sommer 1804 zugebracht hatte, kehrte er, Allen unerwartet, nach Berlin zurück. Er mußte, um seinen Unterhalt zu gewinnen, wieder zur Schriftstellerei seine Zuflucht nehmen, und war fleißiger als je. Die „Lehrsätze des neuern Krieges“; die „Geschichte des Prinzen Heinrich von Preußen“; s. „Militairische Monatschrift“ und endlich s. „Taktik der Neuern, wie sie sein sollte“, folgten einander schnell. In dem ersten dieser Werke gibt er zuerst den Unterschied zwischen Strategie u. Taktik an und bringt alle Kriegsunternehmungen auf die Dreiecksgestalt zurück, in welchen Grundsätzen er jedoch vonomini und andern Franzosen bestritten worden. Endlich fühlte er auch Beruf, die „Geschichte des Feldzugs von 1805“ zu schreiben. Er schrieb sie nach seiner Ansicht. Dieses Buch konnte in Preußen und Osterreich keinen günstigen Eindruck machen. Auf das Verlangen der Gesandten auswärtiger Höfe ließ ihn der König von Preußen kurz vor dem Ausbruche des Kriegs von 1806 ins Gefängniß setzen. Als man nach der Schlacht bei Jena der Ankunft der Franzosen in Berlin entgegenah, führte man ihn, gegen den Ausspruch der Ärzte, die seine Freilassung zu seiner Erhaltung nöthig erklärten, nach Kolberg, von da nach Königsberg und endlich nach Riga, wo er im Juli 1807 im Gefängnisse am Nervenfieber starb. — Es ist noch zu bemerken, daß B. ein eifriger Anhänger Swedenborg's war, welches er auch durch seine anziehende, in Kolberg verfaßte und nach seinem Tode erschienene Schrift: „Nuno permis-

sum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne", 1809, an den Tag gelegt hat. Er prophezeit darin, daß 1817 oder 1818 das hohe Licht, das Schwedenborg angezündet, alle bisherige kirchliche Formen umwerfen, und die neue bessere Lehre sich festgründen werde. Sein Bruder

Bülow (Friedrich Wilhelm, Freiherr v.), Graf von Dennewitz, k. preuß. General von der Infanterie, Ritter mehrerer Militairorden u., berühmt durch seine Siege im letzten Befreiungskriege, wurde 1755 auf dem Gute seines Vaters, Felkenberg in der Altmark, geboren. Er trat im 14. J. in das preuß. Militair und war bis zum Capitain gestiegen, als er 1793 mit dem Charakter eines Majors zum Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ernannt wurde, und als solcher den rheinischen Feldzug ehrenvoll mitmachte. Während der Belagerung von Mainz vereitelte seine Entschlossenheit den beabsichtigten Überfall bei Marienborn. Wegen Erstürmung der zahlbacher Schanze erhielt er den Verdienstorden. 1795 hörte sein Amt beim Prinzen auf, und er erhielt ein Bataillon. Im Kriege von 1806 war er als Obristleutnant in dem belagerten Thorn und focht in mehreren Treffen mit Auszeichnung. 1808 ward er Generalmajor und Brigadegeneral. Als 1813 der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen, lieferte er am 5. April das erste glückliche Treffen bei Möckern, nahm am 2. Mai Halle und schloß dann das bedrohte Berlin zum ersten Male durch den Sieg bei Luckau (4. Juni). Nach dem Waffenstillstande rettete er, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, an der Spitze des 3. Armeecorps, Berlin zum zweiten Male durch die denkwürdige Schlacht von Großbeeren (23. Aug.). Zum dritten Male half er es retten durch den großen Sieg bei Dennewitz (s. d.). Der König nahm ihn dafür in die geringe Zahl seiner Großritter des eisernen Kreuzes auf und gab ihm, nach Beendigung des Feldzugs, für sich und seine Nachkommen den Titel: Graf Bülow von Dennewitz. An der Erstürmung Leipzigs, am 19. Oct., hatte er einen ausgezeichneten Antheil. Er focht sodann mit demselben Ruhme in Westfalen, Holland, Belgien, am Rhein, bei Laon, nahm Soissons u. Laferre, und beschloß den Feldzug mit dem Einrücken in Paris. Nach dem Frieden ward er commandirender General von Ostpreußen und Lithauen. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 erhielt er den Oberbefehl des 4. Armeecorps, mit welchem er zum Siege bei Belle-Alliance wesentlich beitrug, daß der König, um ihn auszuzeichnen, ihn zum Chef des 15. Linienregiments ernannte, welches fortan den Namen Regiment Bülow von Dennewitz führen sollte. Am 11. Jan. 1816 kehrte der Held zum Generalcommando nach Königsberg in Preußen zurück und starb das. am 25. Febr. 1816. B. war ebenso achtungswerth als Bürger und als Mensch. Er hatte die Kriegskunst von früher Jugend an gründlich u. wissenschaftlich studirt, setzte dieses Studium während seiner militairischen Laufbahn unablässig fort und war ein denkender Feldherr. Aber er huldigte auch den Musen. Sein gebildeter Geist war im Gebiete der schönen Künste kein Fremdling. Die Tonkunst zog ihn vorzüglich an, und er hat mehre Motetten, eine Messe und die Psalmen 51 und 100 componirt.

Bülow (Ludwig Friedrich Victor Hans, Graf von), k. preuß. Staatsminister, geb. den 14. Juli 1774 zu Essenroda bei Braunschweig, dem Stammgute s. Vaters (Lüneburgischen Landschaftsdirectors), erhielt eine treffliche Erziehung, besuchte von 1788 — 90 die Ritterakademie zu Lüneburg und dann bis 1794 die Universität Göttingen. Sein Vetter, der nachmalige preuß. Staatskanzler Fürst von Hardenberg, damals dirigirender Minister der preuß. - fränk. Fürstenthümer, stellte den jungen Mann von empfehlendem Außern und ungewöhnlicher Geistesregsamkeit beim Kammercollegium zu Baireuth als Referendarius und 1796 als Assessor an. Selbst in die Hauptstadt versetzt, berief er ihn 1801 als wirklichen Kriegs- und Domainenrath nach Berlin, wo er im Generaldirectorium im magdeburg-halbverstädtischen, im fränkischen und Bergwerksdepartement den Vor-

trag hatte und sich durch Fleiß und Geschäftsgewandtheit auszeichnete. 1804 ward er zum Kammerpräsidenten in Magdeburg ernannt, welchen Posten er mit Ruhm bekleidete, bis er nach dem Abschlusse des tilfiter Friedens bei der Bildung des Staatsrathes des neuerrichteten Königreichs Westfalen, als Mitglied desselben nach Kassel berufen und bald nachher, an Deugnot's Stelle, den 8. Mai 1806 wirklicher Minister der Finanzen, des Handels und Schatzes wurde. Unter den schwierigsten Verhältnissen leistete er hier Bedeutendes, gewann das Vertrauen der Nation, wie des Königs, und leitete nach großartigem Plane, unter Widersachern aller Art, die Organisation aller auf seine Stellung Bezug habenden Verwaltungszweige. Manche königl. Gnadenbezeugungen wurden ihm zu Theil; auch ward er in den Grafenstand erhoben: eine Auszeichnung, die der König von Preußen späterhin bestätigte. — Viele Feinde benutzten seine mehrmalige Abwesenheit, während welcher er zu Paris am kais. Hoflager wegen rückständiger Kriegsschulden und der franz. Seits erfolgten Länderberaubung unterhandelte, und wußten den König so wider ihn einzunehmen, daß er, unmittelbar nach seiner Rückkehr, den 7. April 1811 den Abschied erhielt. Sein Abgang aus dem Ministerium ward von Vielen betrauert. B. ging auf sein väterliches Gut Essenrode, wo er in landlicher Beschäftigung und staatswissenschaftlichen Studien lebte, bis mit der großen Katastrophe am Ende 1813 der König von Preußen ihn, auf Hardenberg's Vorschlag, nach Frankfurt a. M. berief und zum preuß. Staats- und Finanzminister ernannte. Unter den kriegerischen Anstrengungen Preußens bis zum zweiten pariser Frieden bot er alle seine Kräfte auf, Hülfquellen herbeizuschaffen. Er begleitete auch den König 2 Mal nach Paris, London und Wien. Als nach der Sicherstellung des Friedens die Reorganisation des Staates in Hinsicht der gesammten Verwaltung und besonders der Finanzen erfolgen sollte, schien man die früher bewährte kraftvolle Wirksamkeit des Finanzministers in Etwas zu vermissen, von welcher Erscheinung die Ursache aber mehr in andern hemmenden Verhältnissen als in seiner Persönlichkeit zu suchen ist. Die Stellung der Ministerien gegen einander, das Bedürfniß neuer Institutionen im Widerstreit mit der Autorität angeerbter Vorurtheile, das Schwerfällige und Unsichere des vormaligen Staatsmechanismus, besonders durch die Bildung der Provinzialregierungscollegien u. s. f., machten die Erfüllung der Forderungen, welche man an den Finanzminister zu machen berechtigt war, sehr schwierig, besonders da weder in einer Verfassungsurkunde noch in der ganzen Gesetzgebung eine sichere Grundlage zu finden war. So trat, im Verfolg der Staatsrathsverhandlungen am Jahreschluß 1817, eine neue Bestimmung der Ministerialverhältnisse ein; das Finanzministerium ward dem Wesen nach aufgelöst in die Ministerien des Schatzes und in die Staatscontrole, und der dem Namen nach fortbestehenden Behörde nur die Leitung der Steuer- u. Domainenverwaltung gelassen. Dieses war der Zeitpunkt, in welchem B. den König um seine Dienstentlassung bat und auf die ehrenvollste Weise solche als Finanzminister erhielt, indem er Mitglied des Staatsministeriums, des Staatsraths u. Minister des Handels verblieb. Im Juli 1825 wurde das Ministerium des Handels mit dem Ministerium des Innern verbunden, und Hr. v. B. die obere Leitung der Provinz Schlesien übertragen. Er starb aber schon den 25. Aug. 1825 im Bade zu Landeck. — Sein Stiefbruder, aus der ersten Ehe seines Vaters,

Bülow (August Friedrich Wilhelm von), aus dem Hause Essenrode im Hanoverschen, k. preuß. Wirkl. Geh. Rath, geb. zu Börden in Westfalen den 23. Febr. 1762, beendete gleichfalls seine akademischen Studien zu Göttingen und widmete sich der juristischen Laufbahn zu Hanover und zu Celle, wo er Justizkanzlei-, dann Oberappellationsrath wurde und mehre juristische Arbeiten, z. B. gemeinschaftlich mit Hagemann die „Prakt. Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit“, herausgab. 1805 trat er in preuß. Dienste, zuerst als Geh.

Regierungsrath zu Münster, seit 1807 in Berlin, 1810 ward er Oberlandesgerichtspräsident zu Solbin, später Mitglied des neuerrichteten Staatsrathes, dann eine Zeitlang vortragender Rath des Staatskanzlers; 1814 kam er als Generalsecretair des preuß. Gouvernements nach Dresden, wo ihm auch die geh. Polizei oblag. 1816 ward er zum Oberpräsidenten der Provinz Sachsen ernannt und wählte Magdeburg zu seinem Wohnsitz, wo er, bei erfolgter Auflösung des bisher zu Halberstadt bestandenen Civilgouvernements, eine ihm sehr günstige Stimmung vorfand. Eine erweiterte Wirksamkeit erhielt er, als im Verfolg der Karlsbader Congressbeschlüsse Censurgefesse und Untersuchungen demagogischer Umtriebe angeordnet wurden, und er, damit beschäftigt, wiederholt längere Zeit in Berlin sich aufhielt. Die Mittheilungen in der preuß. Staatszeitung über die demagogischen Umtriebe rühren angeblich von ihm her. Auch ist von ihm die Schrift: „Über die gegenwärt. Verhältnisse des christl. evangel. Kirchenwesens in Deutschl., besond. in Beziehung auf den preuß. Staat“ (1818; N. U. 1819). — Im Dec. 1820, als man B.'s Ernennung zum Minister vermuthete, ward er, unmittelbar nach einer feierlichen Audienz bei dem zu Berlin anwesenden Großfürsten Nikolaus, von einem Schlagflusse befallen, dessen Folgen ihn von allen öffentlichen Geschäften entfernten. Er starb zu Potsdam d. 4. Sept. 1827. Sein Nachfolger als Oberpräsident der Provinz Sachsen war der Regierungs-Chef-Präsident von Moß zu Erfurt. 20.

Bünau (Heinrich, Graf von), geb. zu Weisensfels den 2. Juni 1697, zeichnete sich schon während seiner akad. Jahre zu Leipzig durch eine Gelehrsamkeit aus, welche ihm nach und nach den Weg zu den höchsten Staatswürden bahnte. Nachdem er am dresdner Hofe mehre Staatsämter bekleidet hatte, wurde er Oberconsistorial-Präsident und Wirkl. Geh.-Rath und zuletzt Oberaufseher der Grafschaft Mansfeld. Aber er und Graf Brühl, der eben damals die ersten Schritte zu seinem nachmaligen unbeschränkten Einflusse that, konnten nicht neben einander bestehen; B. trat daher 1742 in Kaiser Karls VII. Dienste als Geh.-Rath und Wirkl. Reichshofrath, und wurde von ihm nicht nur als bevollmächt. kais. Minister nach Niedersachsen gesendet, sondern auch in den Reichsgrafenstand erhoben. Nach des Kaisers Tode trat er aus seinen amtlichen Verhältnissen und wurde kurz darauf Statthalter zu Eisenach und, nachdem der junge Herzog seine Regierung selbst angetreten hatte, dessen erster Minister. Als der Herzog 1758 frühzeitig starb, verließ B. den Hof und zog sich auf sein Gut Osmannsstedt zurück, wo er bis zu seinem am 7. April 1762 erfolgten Tode seinen Studien lebte. Als Staatsmann zeichnete er sich ebenso sehr durch Klugheit und Erfahrung als durch eine hohe und mehrfach erprobte Rechtlichkeit aus, in seinem Privatleben war er mild und gütig, und seine Gelehrsamkeit war von einem Umfang und einer Gründlichkeit, wie man sie bei Männern seines Standes in der Regel selten findet. Zwei Dinge sind es, die ihm eine bleibende ehrenvolle Erwähnung sichern: seine durch umfassendes Quellenstudium wie durch Sorgfalt für die Darstellung ausgezeichnete, leider aber unvollendete, „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie“ (Epz. 1728—43, 4 Bd., 4.), und die treffliche, vorzüglich im Fache der Geschichte überreich ausgestattete Bibliothek, welche durch den von Franke's Meißnerhand gefertigten Katalog eines Theils derselben allgemein bekannt und jetzt eine der vorzüglichsten Zierden der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden ist, für welche sie 1764 für 40,000 Thlr. gekauft wurde. 52.

Bund, s. Testament.

Bund (deutscher), s. Deutschland und Deutscher Bund.

Bundesfestungen, die festen Plätze, welche dem deutschen Bunde angehören, zur Vertheidigung der deutschen Grenzen bestimmt sind und zum Theil schon fertig bestehen, zum Theil erst erbaut werden sollen. Ob solche Festungen nöthig sind, kann nur ein Laie in der Kriegskunst fragen, welcher noch an dem durch die Ereignisse des Revolutionskriegs und der ersten Jahre der Napoleonischen Siege

gegen die Festungen erregten Vorurtheile klebt, und an dem die großen Lehren, welche der Krieg in Spanien und das J. 1812 über den strategischen Werth der Festungen gegeben haben, ungenutzt vorübergegangen sind; ein schwierigeres Bedenken aber ist, wie und wo die schützende Festungskette anzulegen sei. Leider hat sich bei Beantwortung derselben der auf Deutschland seit Anbeginn der Geschichte lastende Fluch, die Stammeigenliebe, welche über dem Wohle des kleinen Staats das des Gesamtwaterlandes vergißt, wieder sehr thätig gezeigt; und während einige, besonders der weniger mächtigen Regierungen Deutschlands, den Bau, da er ihnen auf ihr Schicksal zu geringen Einfluß zu haben schien, mindestens durch Launigkeit mittelbar hemmten, geschah dies von andern durch das Geschrei, als ob diese oder jene zu einer Bundesfestung erwählte Stadt dies nicht werden könne, da sie das Land des Nachbars besser als das des eignen Staats schütze. Diese so mannigfaltig getheilten Interessen machen die Anwendung umfassender und großer, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Ideen, bei Anlegung der Bundesfestungen unmöglich, und statt, wie zu wünschen wäre, alle Bundesländer durch eine die Hauptpässe schließende Festungskette zu umgeben, hinter dieser an den Vereinigungspunkten der Straßen- und Wassercommunicationen Plätze zu Anhäufung aller Bedürfnisse für die Offensive und Defensiv anzulegen, und endlich im Herzen des Landes noch einige Centralfestungen, wo sich alle Kräfte sammeln sollen, gebaut zu sehen, wird das Vaterland zufrieden sein müssen, mit Nichtbeachtung der östlichen Grenze (wo die Besitzungen Osterreichs und Preußens außerhalb Deutschland die Benützung der Grenzen zu reinem Zwecke des deutschen Bundes unmöglich machen) und mit gänzlicher Übergehung der nördlichen, welche durch das Meer, und der südlichen, welche durch die Alpen ziemlich genügend gedeckt ist, nur die durch Elsaß bedrohte südwestliche Grenze einigermaßen zur Vertheidigung eingerichtet zu erhalten. Zu diesem Zwecke sind schon im pariser Frieden Mainz und Luxemburg dem Bunde übergeben, und hierzu ist noch 1815 Landau gekommen. Ersteres hat im Frieden preussische, österreichische und darmstädtische, Luxemburg preussische und niederländische, Landau bloß bairische Besatzung. Im Kriege soll die Besatzung dieser und aller andern Bundesplätze gemischt sein und nie von einem Bundesgliede allein gegeben werden. Nach einem frühern Beschlusse des Bundestags sollte außerdem zur Verwahrung des jetzt ganz offenen Schwarzwaldes Ulm als Straßenknoten der wichtigsten, aus dem Schwarzwalde ins Donauthal führenden Wege und als Schlüssel der Donau mit einem Aufwande von 5,000,000 Thlr. zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen, zu Germersheim ober in dessen Gegend ein doppelter Brückenkopf mit einem Aufwande von 3,750,000 Thlr. gebaut, an der südwestlichen Grenze bei Rastadt oder Donaueschingen aber und zwischen Landau und Luxemburg bei Homburg auch feste Plätze, jedoch von geringerm Range, angelegt werden. Eine Militärcommission ward niedergesetzt, um die Ortlichkeiten dieser Punkte und die sonstigen Umstände zu untersuchen. Bei dieser Commission brachte Württemberg es bald zur Sprache, daß Ulm, statt dies Königreich und Baiern zu schützen, erst seine Wirksamkeit begönne, wenn diese beiden Staaten bereits völlig in der Hand des Feindes wären, und daß Manheim, an der Vereinigung des Neckars und des Rheins gelegen, sich viel besser als Ulm zu einer Bundesfestung eigne: eine Meinung, die auch in mehren Flugschriften vor den Richterstuhl des Publicums gebracht, von der Militärcomité aber und wol auch ziemlich allgemein von der öffentlichen Meinung verworfen wurde, indem offenbar eine Hauptfestung, die auch ein Hauptdepot in sich fassen soll, und zu deren Anlage eine so große Summe bestimmt ist, nicht an der Grenze, sondern in der Mitte eines Staats liegen muß. Obgleich es nun hierin und in Rücksicht auf Homburg bei dem ersten Beschlusse blieb, so wurde dieser doch in andern Punkten geändert. Auf den Bericht der Commission ist über die zu Germersheim und Rastadt anzulegenden Festungen noch Nichts definitiv vom Bunde

bestage beschlossen worden. Zur Bestreitung des zu dem Bau dieser Plätze nöthigen Aufwandes ist ein Theil der durch den Frieden von 1815 stipulirten franz. Contributionsgelder bestimmt; das Fehlende soll der Bund gemeinschaftlich aufbringen. Die Bundesfestungen würden übrigens fast ohne Werth sein, wenn nicht Preußen Koblenz sammt dem Ehrenbreitstein und Köln auf eigne Kosten herstellen ließe und Wesel, Jülich und Saarlouis stets in gehörigem Vertheidigungsstande erhalte, denn erst dadurch wird die Vertheidigung der Rheinlinie ein Ganzes. 32.

Bundesstaat (Union), eine Verbindung mehrerer Staaten zu einem Ganzen, in welchem eine eigentliche gemeinschaftliche Staatsgewalt aufgestellt wird, welcher die einzelnen Theile sich der Regel nach in allen Beziehungen unterwerfen müssen. Sie wird dem Staatenbunde, der Föderation, entgegengestellt, welcher auch durch eine Verbindung mehrerer Staaten entsteht, die aber sich nur zu gewissen Zwecken, z. B. Vertheidigung nach Außen, vereinigen, sich auch dazu gewissen gemeinschaftlichen Anordnungen unterwerfen, aber doch als Regel ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit beibehalten. Von der letzten Art ist der deutsche Bund; zu der ersten Art konnte man sonst die Vereinigten Niederlande rechnen, sowie sich auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die neuen dort entstandenen Staatensysteme mehr der Union als der Föderation nähern. Aber die Abstufungen zwischen den beiden Formen des Bundesstaats und Staatenbundes, welche in vollkommener Reinheit kaum vorkommen können, sind von der größten Mannigfaltigkeit. (Vgl. Föderativsystem.)

Bundschuh, die veraltete Benennung einer ehemals gewöhnlichen Art großer Schuhe, die bis über die Knöchel gingen und zugebunden wurden. Un- eigentlich wird damit der Bauernaufstand in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. bezeichnet, weil die Auführer einen solchen Schuh als Zeichen auf einer Stange oder auch in den Fahnen führten. (S. Bauernkrieg.)

Bul=Schauenstein (Baron v.) war 1790 Chargé d'Affaires des röm. Kaisers im Haag, wurde 1792 zum Kammerherrn und kais. Gesandten in Basel ernannt und ging von da 1794 als Directorialminister zum Reichstage nach Regensburg, wo er vergeblich sich bemühte, die verschiedenen Fürsten von einer Trennung von der Coalition abzuhalten. Bald nachher ward er als Gesandter bei dem niederöstr. Kreise nach Hamburg geschickt. Lange Jahre verschwand sein Name aus allen öffentl. Verhältnissen, bis er endlich wieder 1815 bei dem Bundestage in Frankfurt als k. k. östr. Gesandter erschien und zum Präsidenten desselben ernannt wurde. Er behauptete stets mit milder Festigkeit das Interesse und die politische Ansicht seines Hofes: 1822 wurde der Baron von Münch-Bellinghausen s. Nachfolger

Buonaparte, s. Bonaparte.

Buonarotti, s. Angelo (Michel).

Buquoy (Georg Longueval, Graf v.), Freih. v. Beau, Mitgl. mehr. gel. Gesellsch. und gemeinnütziger Vereine, als Schriftsteller in den mathemat., naturwissenschaftl., staatswirthschaftl. Disciplinen rühmlichst bekannt, ist d. 7. Sept. 1781 zu Brüssel geboren. Sein Geschlecht ist eins der vorzüglichsten Böhmens, vorzüglich bekannt der General d. N., der im dreißigjähr. Kriege eine bedeutende Rolle spielte. Der junge B. erhielt Privatunterricht und studirte in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien. Mathematik und Physik beschäftigten ihn fast ausschließlich von s. 17. Jahre an; dann auch Chemie. Nach dem Tode s. Oheims, des Grafen Joh. v. Buquoy, 1803, gelangte er als Fideicommisserbe zu dem Besitze eines sehr großen Vermögens. Er machte jetzt Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr verehelichte er sich und lebt seitdem, fern von dem öffentl. Staatsdienste, ganz den Wissenschaften und der Aufsicht auf die Verwaltung seiner Güter. Als Schriftsteller trat er zuerst mit Untersuchungen über die von den franz. Mathematikern sogenannten virtuellen Geschwindigkeiten auf; und von

einer im franz. Institut 1815 gelesenen Abhandl. über ein neues allgemeines Princip der Dynamik urtheilte diese Akademie höchst günstig. Graf W. hatte sich in diesen Schriften noch fast gänzlich auf den Standpunkt der Corpusculartheorie gestellt, allein ein fortgesetztes Studium der Natur zeigte ihm die Unzulänglichkeit derselben; er neigt sich daher in seinen spätern Schriften zur Schelling'schen Naturphilosophie hin, geht aber dabei einen ganz eigenthümlichen Weg, indem er nach einer Methode, welche er parallelistirende nennt, von dem höhern analytischen Calcul Gebrauch macht. Hierher gehört vorzüglich die „Idee der Verherrlichung des empirisch erfaßten Naturlebens“, ein didakt. Gedicht mit vielen Erläuterungen. Seine „Umgekehrte Ableitung der Functionen“ ist ein für die Infinitesimalrechnung sehr wichtiges Werk. Auch auf die Staatswirthschaft hat Graf W. die algebr. Formeln angewandt, und diesen Ansichten zufolge eine „Theorie der Nationalwirthschaft“ und „Das nationalwirthschaftl. Princip“ geschrieben, wegen welcher Werke ihn ein Beurtheiler in einem der angesehensten kritischen Institute den deutschen Laubrodale genannt hat. Nachdem hat Graf W. als Besizer großer Landgüter und Fabriken in Böhmen, deren Direction er ungeachtet seiner unausgesetzten gelehrten Arbeiten selbst führt, Manches zur Beförderung der Landwirthschaft, vorzüglich des Fabrikwesens, gethan. Die Schönheit des Duquoy'schen Krystallglases und der von ihm erfundenen Hyalithmassen ist anerkannt. S. v. Gr. W. „Auswahl des leichteren Aufsaffenden aus meinen philos. - wissenschaftl. Schriften“ (Prag 1825, 1. Bdth.).

Buräten. Diese tatarische Nation ist noch ein Nomadenvolk, aus 77 Stämmen bestehend. Sie unterwarf sich dem russ. Scepter 1644 und macht den zweiten Hauptstamm der *Kalmücken* (s. d.) aus. Sie streift im südl. Theile der Statthaltschaft Irkuzk. Ihre Menschenzahl ist über 100,000 Köpfe; sie kam 32,000 mit Bogen bewaffnete Männer stellen und wählt sich selbst ihre Fürsten und Ältesten; jedoch bestätigt der Statthalter von Irkuzk ihre Wahl. Sie ernähren sich von Viehzucht, Jagd und Gewerben, besonders dem Eisenschmieden, und ihre Kleidung ist mit Pelzwerk verbrämtes Leder. Gegen Kälte und Wärme schützen die Buräten ihre mit Leder überzogenen sechs- bis achteckigen Hütten, Jurten genannt. Die Religion dieses Volks ist theils lamaisch, theils schamanisch. Ihren Dergott nennen die Buräten Dctorgon Burchan oder Ingiri Burchan (Himmels-gott); die Planeten sind Untergötter, und der Dergeist der bösen Geister heißt Dkoddöl. Die lamaischen Götzenbilder werden gleich den schamanischen bald auf Zeuche gemalt, bald aus Holz, Blech, Filz und Lämmerfellen gebildet. Der Rauch der Jurten macht die an sich häßlichen Götzenbilder noch häßlicher. Die lamaischen haben die Eigenheit, daß menschliche Gestalten den Figuren der Götzen zum Grunde liegen. Weil das weibliche Geschlecht in dieser Nation für unrein gilt, so darf sich solches in der Jurte dem Plaze der Hausgötter nicht nähern. Der Buräte räucher zur Reinigung immer den Plaz vorher, wo ein Frauenzimmer saß, ehe er sich an derselben Stelle niederläßt. Es gehen zuweilen arme Buräten zur griechischen Kirche über; indes pflegen sie dann Das, was den Christen heilig ist, mit heidnischen Ceremonien zu verehren. Ihre Zahl belief sich 1783 auf 49,764 Bogen und 47,932 weibl. Geschlechts.

Burchiello (Domenico), vielleicht der sonderbarste Dichter, von dessen Lebensumständen wir wenig unterrichtet sind. Er lebte zu Anfang des 15. Jahrh. zu Florenz, wo er wahrscheinlich geboren war. Als der Sohn eines Barbiers, Namens Giovanni, hatte er keinen andern Namen erhalten als Domenico; er selbst nannte sich in der Folge Burchiello, aus Veranlassungen, die sich nicht mehr angeben lassen. Um 1425 fing die Zeit seines Ruhms an; erst 1432 wurde er als Barbier eingeschrieben. Er st. 1548 zu Rom. Seinem Charakter haben Einige viel Böses nachgesagt und ihn als einen niedrigen Poffenreißer, der für Geld Alles that, geschilbert; Andre haben ihn dagegen in Schus genommen. Seine Barbierstube ward so

berühmt, daß Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedrige sich täglich daselbst versammelten, und der große Cosmus sie in einem Gewölbe seiner Galerie sogar malen ließ. Sie erscheint in diesem Gemälde in 2 Theile abgetheilt; hier wird barbiert, und dort gedichtet und muscirt. Das Portrait B.'s ist darüber gemalt. So unbestritten auch seine Verühmtheit ist, so schwer ist es doch, über den Werth oder Unwerth seines Wises und seiner Satyren zu urtheilen, da uns die örtlichen und persönlichen Verhältnisse unbekannt sind. Aber eben diese Beschränkung muß ihn auch in unsern Augen herabsetzen. Für seine Zeitgenossen wurde seine Satyre durch das geheimnißvolle Dunkel und die absichtliche Seltsamkeit seines Ausdrucks noch anziehender gemacht. B.'s burleske Sonette waren zugleich Räthsel, zu denen uns die Auflösung fehlt, was auch Doni zu ihrer Erklärung gethan zu haben behauptet. Die erzählenden und beschreibenden lassen sich zwar leichter verstehen, aber auch in ihnen ist das Salz meistens so grobkörnig, daß eben dadurch die Satyre sich selbst wieder zerflört. Sie sind sämmtlich sehr keck, aber auch unästhetisch und zügellos. Die besten Ausg. seiner Sonette sind von 1568, Florenz, und 1757, London.

Burckhard (Johann Ludwig), geb. den 24. Nov. 1784 zu Lausanne, auf einer Reise seiner Ältern, des Obersten Joh. Rud. B. im Kirchgarten zu Basel, berühmt durch seine Reise nach Nubien, ward in Basel und in Neuchâtel erzogen, studirte seit 1800 in Leipzig und seit 1804 in Göttingen. Da er in seinem damals von Frankreich unterdrückten Vaterlande keine Dienste nehmen wollte, begab er sich 1806 nach London, wo die Afrikanische Gesellschaft einen neuen Versuch machen wollte, auf dem von Hornemann (s. d.) schon betretenen Wege, von Norden aus das Innere von Afrika erforschen zu lassen. Sie nahm B.'s Anerbieten, diese Reise zu wagen, 1806 an. B. härtete seinen Körper planmäßig ab, studirte die Sitten des Orients und die arab. Sprache in ihrer reinsten Schule, seit 1809, zu Aleppo und übersezte Campe's Robinson Crusoe ins Arab. u. d. T. „Die Seeperte“. Er blieb 2½ Jahr in Syrien, besuchte Palmyra, Damascus, den Libanon und die Überreste von Petra in Arabien, worauf er sich nach Kahira begab, um mit einer Caravane durch den nördl. Theil von Afrika nach Fezzan zu gehen. Vorher machte er 1812 fg., in der Tracht eines Beduinen, eine Reise den Nil hinauf, fast bis nach Dengoia; dann als armer Kaufmann und als syrischer Türke eine zweite durch die nubische Wüste, die auch Bruce bereist hatte, unter großen Beschwerden nach Berber und Shendy bis Suakin an das rothe Meer, von wo er über Djibda nach Mekka wallfahrte. Er war jetzt in die Sprache und Sitten der Araber so eingeweiht, daß er, als ein Zweifel über seinen Islamismus entstand, von 2 Rechtsgelehrten, nach überstandener Prüfung im theoret. und prakt. Theile des mohammed. Glaubens, nicht nur für einen Gläubigen, sondern auch für einen sehr gelehrten Muselman erkannt wurde. Man nannte ihn Scheik Ibrahim. 1815 kam er nach Kahira zurück und besuchte darauf den Sinai. Als endlich die erwartete Fezzancaravane wirklich ankommen sollte, überraschte ihn der Tod zu Kahira den 15. April 1817. Die Mohammedaner bestatteten seinen Leichnam mit auszeichnender Feierlichkeit. Er hatte nach und nach alle seine Tagebücher eingefandt. Seine letzten Gedanken gehörten seiner Mutter an. B. war der erste neuere Reisende, dem es gelang, bis Shendy, im innern Sudan, dem alten Meroë — noch jetzt, wie vor 3000 J., der Mittelpunkt des Handelsverkehrs des östl. Afrika — vorzudringen und über den dasigen Handel mit Menschenfleisch — so heißt der Sklavenhandel — genaue Nachricht einzuziehen. Selbst europ. Erzeugnisse, z. B. solinger Schwertklingen, fand er auf dem großen Markte in Shendy. Von seinen „Travels in Nubia 1815“ (London 1819), welche die Afrik. Gesellsch. herausgab, nebst seinen Forschungen über das Innere von Afrika, erschien zu Weimar eine vollst. Übers., und 1829 zu Lond. s. „Travels in Arabia, comprehending the Hedjas, or Holy Land of the Musulmans“. 20.

Burckhardt (Johann Karl), Mitglied der k. franz. Akad. der Wissensch.

und ſachſen-meiningiſcher Legationsrath, einer der erſten aſtronomiſchen Rechner in Europa, geb. zu Leipzig den 30. April 1773, ſtudirte Mathematik und wurde durch Lalande's Werk über die Aſtronomie für die Sternkunde gewonnen. Vorzüglich legte er ſich auf die Berechnung der Sonnenfinſterniſſe und Eclipſenbedeckungen für geographiſche Längenbeſtimmungen; zugleich machte er ſich mit allen lebenden Sprachen bekannt. Profeſſor Hindenburg veranlaſte ihn, über die combinatoriſch-analytiſche Methode (Leipzig 1794) eine latein. Abhandlung zu ſchreiben und empfahl ihn an den Herrn von Zach, bei dem er auf dem Seeberge bei Gotha die Aſtronomie praktiſch ſtudirte und dem er (von 1795 — 97) in der Beobachtung der Rectaſcenſion der Geſtirne ſleißig beſtand. Der Coadjutor Dalberg ernannte ihn zum Mitgliede der erſterten Akad. der Wiſſenſchaften, und Herr von Zach empfahl ihn an Lalande in Paris, der ihn den 15. Dec. 1797 in ſeinem Hauſe freundschaftlich aufnahm. Hier zeichnete er ſich durch die Berechnung der Kometenbahnen aus, nahm an allen Arbeiten des Neffen von Lalande, Leſſange's Lalande, auf der Sternwarte der Ecole militaire thätigen Antheil und überſetzte die beiden erſten Bde. von Laplace's „*Mécanique céleste*“ ins Deutſche (Berlin 1800 fg.). Zum Aſtronomie adjoint bei dem Längenbureau ernannt, erhielt er den 20. Dec. 1799 Naturaliſationsbriefe als franz. Bürger. Seine wichtige Abhandlung über den Kometen von 1770, der alle 5 — 6 Jahre wiederkehren ſollte und dennoch keinem Aſtronomen ſichtbar geworden war, wurde von dem Inſtitute 1800 gekrönt. Der Preis war eine goldene, ein Kilogramm ſchwere Medaille. Dieſe Abhandlung, welche auch einige Verbeſſerungen der Rechnungsmethode des D. Nibers aufſtellte, ſteht in den „*Mém. de l'Institut 1806*“. In dieſem J. nahm ihn die Claſſe der phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften zu ihrem Mitgliede in der Akademie auf, und 1818 wurde er Mitgl. des Längenbureaus, und nach Lalande's Tode Aſtronom an der Sternwarte der Ecole militaire. 1814 und 1816 gab er zu Paris in franz. Sprache Hülfsſtafeln für aſtronomiſche Rechnungen heraus; auch ſtehen von ihm Aufſätze in des Herrn v. Zach „*Geograph. Ephemeriden*“. Vorzüglich werden ſeine Arbeiten bei dem Längenbureau geſchätzt. Er ſtarb zu Paris den 21. Juni 1825.

20.

Burdſcheit, ſ. Nachen.

Bureau, ein Schreibtisch (von bure, bureau, einem groben wollenen Zeuche, womit man ſie bedeckte); dann das Geſchäftszimmer eines Beamten; das in demſelben unter Leitung eines Einzelnen arbeitende Personal. Man ſetzt es in dieſer letzten Bedeutung der Collegialverfaſſung entgegen, bei welcher der Beſchluß durch Mehrheit der Stimmen mehrer gleichberechtigten Mitglieder gebildet wird, die alle ein ſogenanntes *Votum decisivum* haben, während im Bureau zwar auch mehre Beamte (vortragende Rätthe, Aſſeſſoren u. ſ. w.) angeſtellt ſein können, welche aber, indem die Entſcheidung allein vom Vorgeſetzten abhängt, nur zu einer bloß berathenden Stimme (*Votum consultativum*) berechtigt ſind. Beide Systeme haben ihre eigenthümlichen Vortheile und Nachtheile. Das Bureauſystem, wobei dem Hauptbeamten oft ſogar die Wahl und Entlaſſung ſeiner Untergebenen ganz überlaſſen iſt (wie in den engl. und franz. Miniſterialbureaus), geſtattet ein ſchnelleres, kräftigeres und gewiſſermaßen auch conſequenteres Handeln, ſofern nämlich der Hauptbeamte ſelbſt ein Mann von Entſchloſſenheit, Urtheil und wiſſenſchaftlichem Geiſt iſt; aber es artet dagegen auch ſehr leicht in Willkürlichkeit, Einſeitigkeit und unwiſſenſchaftliches Wirken nach bloßer Routine aus. Der Oberbeamte, welcher dabei nicht immer die nöthige Vorbereitung, wenigſtens nicht die unentbehrliche Localkenntniß mitbringt, welcher vielleicht zu einer zeitraubenden Repräſentation gezwungen iſt, wird gar zu leicht von einem vertrauten Subalternen abhängig und von ihm gemißbraucht. Sowie das Bureauſystem daher gegen die Regierten leicht in einen Beamtendepotiſmus (Bureaukratie) ausartet, ſo ge-

währt es nach oben, gegen ein leidenschaftliches, zur Willkür geneigtes Ministerium, keine Kraft des gesetzmäßigen Widerstandes. Das Collegialsystem hingegen bringt häufig große Langsamkeit, Förmlichkeit und Halbheit in die Verwaltung. Denn indem der Beschluß aus den Abstimmungen mehrerer coordinirten Beamten gebildet werden soll, wird derselbe oft aus einer Combination verschiedenartiger Grundsätze, einer Mischung abweichender Systeme bestehen, welche nur nachtheilig wirken kann. Wenn das Collegialsystem in einem großen Staate angewendet wird, so entstehen daraus so ansehnliche und mächtige Corporationen (z. B. die Parla-
menter im alten Frankreich), und diese halten das Interesse ihres Corps (den Esprit de corps) mit solcher Beharrlichkeit fest, daß sie die Operationen der Regierung aus bloßem Oppositionsgeiste hindern und in der Ausführung lähmen. Das hat die Erfahrung noch jederzeit bewiesen. Daher war die Verwaltung in den meisten Staaten von jeher bureaumäßig eingerichtet. In England stehen die Sheriffs an der Spitze der Grafschaften, und besonders alle Ministerien arbeiten in Bureaus. Allein nicht nur ist die Pressfreiheit eine unbestechliche Controle, sondern die Gemeindeverfassung hat eine solche Kraft in den einzelnen Gemeinden, in den Grafschaften durch die Quartalfessionen der Friedensrichter und die große Jury, endlich in der großen Reichsgemeinde, dem Parlament, daß man die Nachtheile des Bureau-systems nicht einmal bei den Gerichten stark empfindet. In Frankreich waren vor der Revolution zwar manche Verwaltungszweige collegialisch eingerichtet, wie das Steuerwesen in den Cours des aides und den Chambres des comptes, auch die Rechtspflege in den höhern Instanzen. Allein die Provinzialverwaltung war doch ganz bureaumäßig organisirt, indem an ihrer Spitze die Intendanten mit sehr großer Amtsgewalt standen. Die Revolution suchte zwar an ihre Stelle eine collegiale Selbstverwaltung der Departements zu stellen, allein dies gelang nicht und hatte eine fast gänzliche Aufhebung des Zusammenhangs in der allgemeinen Staatsverwaltung zur Folge. Napoleon stellte daher mit sehr richtigem Blick die alte Einrichtung wieder her, indem er statt der Intendanten Präfecten einsetzte, denen jedoch Präfecturräthe und Departementscollegien zur Seite standen. Diese sind in der neuern Zeit noch unbedeutender geworden als sie unter Napoleon waren, und Frankreich wird jetzt mehr als je oder als irgend ein andres Land bureaumäßig beherrscht. In Deutschland ist stets eine zweckmäßige Verbindung beider Systeme vorherrschend gewesen. Die Gerichte, wenigstens die höhern, haben, wie es durchaus nothwendig scheint, eine collegiale Einrichtung; die untern Stellen der Administration sind meist bureaumäßig organisirt, ebenso auch die Ministerialdepartements. Aber in der Mitte stehen zur Aufrechthaltung und Ausbildung der Grundsätze Behörden mit collegialer Verfassung. Hier und da wird aber auch bei ihnen das Bureau-system mit der Collegialeinrichtung combinirt, indem gewisse Geschäfte einzelnen Räten überlassen werden, sodas sie solche für sich allein besorgen, aber doch dem Ganzen des Collegiums davon Rechenschaft ablegen müssen. 37.

Burg (Ritterburg). Die Burg war im Mittelalter die Wohnung des Ritters und die Residenz seines Fürsten. Nur dem Manne, der eine Autorität im Staate ausübte, war es gestattet eine Burg zu bauen, die ihm und seinen Hörigen in der Periode der Fehde Schutz gewährte. Fast alle Burgen lagen auf felsigen Bergen, stolz und weit umher das Land überschauend. Eine Ringmauer, tief und fest, feindlichen Gewalten zu trozen, zur Vertheidigung eingerichtet und mit Schießcharten versehen, umschloß gewöhnlich einen Raum, dessen Größe von der Dürftlichkeit oder auch von der Macht und dem Reichthum des Besitzers abhing. Wo kein schroffer Abhang die Annäherung erschwerte, pflanzte noch ein meistentheils trockener Graben vor der Ringmauer angelegt zu werden, über welchen Zugbrücken führten. Auch Thürme, in der Mauerlinie oder hervorspringend, verstärkten die Vertheidigung; auf dem höchsten haufete der Burgwächter. Alle Zugänge, besonders

das Thor, waren schwierig und wohl zu versperrern. Nicht selten hingen die eigentlichen Burggebäude theilweise mit den Ringmauern zusammen und waren mehrere Stockwerke hoch. Wo das nicht der Fall war, hieß der Raum zwischen der Ringmauer und den Gebäuden Zwinger, und machte hier und da auch wol den Garten aus. Im Innern der Burg fand man große Gesellschafts-, Wohn- und Schlafgemächer für die Familie des Bewohners, für sein oft zahlreiches Gefolge, für seine Burgfreunde, die er gastfreundlich aufnahm, und eine Capelle zur Andacht, mit Begräbnishallen unter der heiligen Stätte. Oft fand man auch besondere Gemächer zum Ballschlagen oder Kegelspiel. Gemeiniglich waren alle Prunkstücke und sogar die gewöhnlichen Wohnzimmer gewölbt. Mit Fenstern war man sparsam, der runden Treppengänge waren desto mehr, und die Burgwache in der Nähe der Zugbrücke. Die Waffenhalle war geschmückt mit den Bildern der Vorfahren und mit ihren schweren Rüstungen und Waffen. Die großen Keller und Boden hatten immer reiche Vorräthe auf lange Frist im Fall einer Belagerung. Ein oder mehrere Vertiefe fand man zur Aufbewahrung der Gefangenen und viel Stallraum für Kasse, Hunde, Falken und Zuchtvieh, ingleichen einen oder mehrere Brunnen. Zur Zeit einer Fehde flüchtete der geängstigte Hörige nach der Burg mit Familie, Gesinde, Vieh und aller Habe, die er zu retten vermochte. — Fragt man, wie beschäftigtigten sich die Edeln, welche oft nicht lesen oder schreiben konnten, auf ihren Burgen, wenn die Waffen ruhten? Nach den Chroniken ihrer frommen Kapläne, die ihre Tafel-, Trink-, Berathschlagungs- und Gebetsgenossen waren, las der Kaplan früh der Familie, dem Gefolge und dem Gesinde die Messe, dann jagte man mit den gastfreundlich beherbergten Rittern, schmausete beim Becherklang nach vollbrachter Jagd, trank zur Nacht und ruhetete von den Arbeiten des Tages aus. Zu jedem großen Festabend suchte man den Lehnsherrn, ein Kloster oder Äbte und Bischöfe mit guter Tafel auf, feierte dort die Morgenandacht und die besondere Weihe des Tages, schmausete und half nach dieser Mühwaltung die Geschäfte des geistlichen oder weltlichen Herrn besorgen, die beim klingenden Becher beredet und dann vom Geheimschreiber, Kanzler oder Notar zu Papiere gebracht, vorgelesen und mit den Siegelringen der Anwesenden, zum Beweise der geschehenen Verhandlung, vollzogen wurden. Ballschlagen, Kegels-, Würfel- und Schachspiel beschäftigte die müßigen Abende. (Nur das Alter dispensirte den Rittermann, an solchen Ehrentagen seines Heiligen oder seines Lehnsherrn gebührend zu erscheinen, um Demjenigen zu dienen, dessen Ministerial man war und dessen Schutz und Beistand man einmal zu bedürfen ahnen durfte.) Hier erinnerten sich die alten Herren ihrer ritterlichen Thaten; hier sahen sich die Jungfrauen und Jünglinge; hier beredeten die Lehnsknechten, die Reichtväter und Kirchenprälaten die Heirathen der vornehmen Geschlechter; hier versöhnte man Feindschaften oder säete den Keim zu neuen; hier beschloß man die künftigen Turniere, wählte die Kampfrichter und die edeln Jungfrauen, die den Siegern des Tages den Dank austheilten; hier an heiliger Stätte suchte der Besatz um neue Lehen an und foderte der Lehnsherr zu Beweisen der Treue auf. Nach solchen geistlichen und weltlichen Ehrentagen eilten die Ritter der Felsenburg ihren Ahnen wieder zu, um die Vollziehung des Beschlossenen zu betreiben, die Knappen zu Ernst und Scherz in den Waffen zu üben und des Himmels Segen zu den Unternehmungen zu ersehen, welche das Kirchen- oder Lehenthum beschloßen hatte. Nach vollbrachter Ehrenthat pflegten eben diese Ritter mit ihren Genossen an geweihter Stätte, die auch ihren Ahnen bereits theuer war, dem Höchsten Dank, und dem Heiligen, der geholfen haben sollte, fromme Gelübde darzubringen oder solche sofort zu vollziehen. — Was ließ aber jene Ritterburgen allmählig, wo es nicht schon durch Feindesgewalt oder eigne Nachlässigkeit geschah, so gänzlich in Verfall gerathen? Diese Frage löset die veränderte Natur des Ritterstandes. Als er aufhörte, die Hauptwehr seines Volkes zu sein, und als die Enkel Prälaten, Hofpfaffen

und Staatsämter der ritterlichen Unabhängigkeit vorzogen, als sie das Benützungssystem ihrer Hörigen neben der Waffenehre stark zu studiren anfangen, da legte man aus Gemeinheiten, niedergeschlagenen Waldstrecken und Wiesen große Rittergüter an und beschwerte den Bauernstand, der vorher nur den mäßigen Burgdienst leistete, mit Hand- und Spanndiensten. In der Nähe der Wirthschaftsgebäude und Verwalter- oder Pächterwohnung fand der Herr der alten Ritterburg selbst rathsam und bequem, sich eine Wohnung zu bauen, jedoch anfangs noch die Befestigungen der Burgen durch Erdwälle und tiefe Gräben, welche eine Zugbrücke und ein räumlicherer Hofgarten statt des engen Zwingergartens schmückte, beizubehalten. Die Ahnenburg steht noch auf der Höhe, aber in Ruinen.

Bürg (Johann Tobias), Astronom, geb. d. 24. Dec. 1766 in Trier, sollte studiren, entschloß sich aber ein Handwerk zu lernen, um seinem verarmten Vater Erleichterung zu verschaffen. Dies wendete jedoch sein Lehrer ab, der die großen Anlagen des Jünglings erkannte. B.'s Fleiß erregte die Aufmerksamkeit des damaligen Reformators der östr. Lehranstalten, des Präses der Studien-Hof-Commission, G. Fr. v. Swieten (Sohns des berühmten Arztes). Durch dessen Unterstüßung widmete er sich der Mathematik und besonders der Astronomie, übte sich unter dem Adjunctus der kaiserl. Sternwarte, F. de Paula Triesnecker, im Beobachten und studirte Lalande, Euler etc. 1791 erhielt er die Professur der Physik am Lyceum zu Klagenfurt. Da aber Triesnecker durch Hell's Tod zum Astronomen befördert ward, bewarb sich B. um die Adjunctenstelle und erhielt sie im Sept. 1792. Die wiener „Ephemeriden“ bewahren die Beweise seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit als praktischer und theoretischer Astronom. Unsterblich hat er sich durch die Theorie der Mondesbewegung gemacht, der verwickeltsten aller astronomischen Theorien. Die Mondtafeln gehören nämlich zu den wichtigsten astronomischen Tafeln wegen ihres Nutzens für die Schifffahrt. Die europäischen Seemächte, besonders England, hatten große Preise auf die Erfindung der Längenbestimmung zur See gesetzt, welche nur durch 2 Methoden, die Verfertigung genauer See- oder Längenuhren und genaue Mondtafeln, gefunden werden kann. Für jene trugen Harrison und Mudge, für diese Tobias Mayer (s. d.), Letzterer wenigstens theilweise, die in England ausgesetzten Preise davon. Hierauf gab das pariser Nationalinstitut 1798 die Preisfrage auf: aus einer großen Anzahl der zuverlässigsten alten und neuen Mondbeobachtungen, wenigstens 500 an der Zahl, die Epochen der mittlern Länge des Apogeums und des aufsteigenden Knotens der Mondbahn zu bestimmen. B. rang um diesen mühevollen Preis, nicht, wie verlangt wurde, nur mit 500, sondern mit mehr als 3000 Beobachtungen und nach einer eignen sinnreichen Methode in den schwersten Rechnungen, wodurch er schon allein ein für die Nachwelt brauchbares Werk geliefert hat. Er berichtigte die T. Mayer'sche Längenepoche des Mondes so genau als möglich. B. hatte nur einen Mitbewerber, den franz. Astronomen Alex. Bouvard. Lagrange, Laplace, de Lambre, Legendre und Méchain, die ersten Geometer und Astronomen Europas, waren die Prüfungscommissarien, de Lambre Berichtserstatter. Beide Preischriften wurden zwar von so vorzüglichem Werthe gefunden, daß man den Preis zu theilen beschloß, jedoch so, daß die Bürg'sche 3 erhalten solle. Aber in der feierlichen Schlußsitzung beschloß der Consul Bonaparte, den Hauptpreis zu verdoppeln; so erhielt Jeder 1 Kilogramm in Golde (260 Dukaten), ein Fall, einzig in seiner Art. B.'s Name ward dadurch berühmt. Später belohnte ihn sein Kaiser mit dem Leopoldskreuz und verlieh ihm alle Muse, seine mühsamen Mondberechnungen zu vervollkommen und zu beendigen: eine Lage, die ihm allein den Verlust des Gehörs erträglich machen kann. Diese nach de la Place's Theorie berechneten Mondtafeln erschienen im J. 1806 bei dem Nationalinstitut (13 Bogen, 4.).

1.

Bürger (Gottfried August), der deutsche Volksdichter, geb. am 1. Jan. 1748 zu Wolmerswende im Halberstädtischen, wo sein Vater Prediger war, starb d. 18. Jun. 1794 zu Göttingen. Bis in sein 10. Jahr lernte er weiter Nichts als Lesen und Schreiben; doch äußerte sich eine Art poetischer Stimmung in ihm. Als Knabe suchte er die Einsamkeit und liebte die schauerlichen Gefühle, welche Dämmerung, finstere Wälder und menschenleere Orter einzulösen pflegen; er fing auch an, ohne Anleitung und ohne ein andres Muster, als ihm das Gesangbuch darbot, Verse zu machen, die wenigstens im Versmaße richtig waren. Latein lernte er sehr schwer. 1760 kam er nach Aschersleben auf die Schule. Er machte ein Epigramm auf den ungeheuern Haarbeutel eines Primaners, bekam derbe Schläge dafür und wurde auf das hallische Pädagogium gebracht. Hier ward seine Freundschaft mit Böcking begründet. 1764 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Er kam mit Klog in genaue Verbindung, die auf B.'s lebhaftes Phantasie und rege Sinnlichkeit großen Einfluß hatte. 1768 ging er von Halle nach Göttingen, um die Theologie mit den Rechten zu vertauschen. Allein auch hier gerieth er in dem Hause, worin Klog's Schwiegermutter wohnte, in Verbindungen, die weder auf sein Studiren noch auf seine Sitten vortheilhaft wirken konnten. Sein Großvater, der ihn zeitlich allein unterstützt hatte, zog daher seine Hand von ihm ab. Ohne die Verbindung mit jenen ausgezeichneten Jünglingen, die damals in Göttingen studirten, mit Boie, Höltz, Miller, Boff, den beiden Stolberg, C. F. Cramer, Leisewitz, wäre er wahrscheinlich verloren gewesen. Boie besonders munterte ihn auf und führte ihn ins Publicum ein. Gemeinschaftlich mit seinen Freunden studirte er nun die besten Muster der Alten und Neuen, der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier, besonders Shakspeare und die alten engl. und schottischen Volkslieder. Percy's „Relicks“, welche nachher so sehr auf seinen Geist wirkten, wurden sein Handbuch. Seine Gedichte machten Aufsehen. 1772 brachte es Boie dahin, daß die Herren von Uslar ihm die Stelle ihres Justizbeamten in Alten-Gleichen übertrugen, ein geringes Amtchen, das nur als Rettung vor der dringendsten Noth angesehen wurde. Der Großvater, als er hörte, daß sein Enkel ein Amt erhalten hatte, söhnte sich wieder mit ihm aus und schoß eine Summe vor, um seine Schulden zu bezahlen und die erforderliche Caution zu machen. Durch einen Freund verlor B. dieses Geld: ein Unglück, welches der Hauptgrund zu der Zerrüttung seiner ökonomischen Umstände war, die bis zu seinem Tode fortbauerte und auch auf seinen poetischen Charakter so großen Einfluß hatte. Er heirathete 1774 die Tochter eines benachbarten Beamten, Namens Leonhardt, und auch diese Heirath wurde für ihn eine Quelle namenloser Leiden. „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat“, schreibt er selbst, „trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für ihre Schwester, die damals kaum 14—15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte Das, allein ich hielt es für einen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Es wäre meine Pflicht gewesen, noch vor dem Altare zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich wieder geliebt. D ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre die mir Angetraute ein Weib gemeinen Schlages, wäre sie minder großmüthig gewesen, so wäre ich längst zu Grunde gegangen. Was die weltlichen Geseze nicht gestattet haben würden, daß glaubten 3 Personen sich zu ihrer eignen Rettung vom Verberben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andre es zu sein. 1784 verlor ich meine Frau. 1785 heirathete ich öffentlich und förmlich die Einzige, höchst Gefeierte meines Herzens; allein nach kurzem Besitze verlor ich sie schon im nächsten Jahre. Was ihr Besitz, ihr Verlust mir war, sagen meine Freuden- und Trauerlieder“. Nichts beugte ihm in der That so tief, als dieser Verlust seiner Molly. Er hatte überdies durch eine un-

glückliche Pachtung sein ganzes Vermögen, und, von Kabale verfolgt, durch freiwilligen Verzicht seine Stelle verloren, und seine Vermögensumstände waren höchst zerrüttet; allein von diesem Allen würde er sich erholen haben, wenn jener Verlust ihn nicht alles Muthes und aller Kraft beraubt hätte. Nach Niederlegung seiner Stelle lebte er zu Göttingen, erst als Privatdocent, dann nach ziemlich langer Zeit als außerordentl. Professor ohne Gehalt. Er, der Lieblingsdichter der Nation, war genöthigt, seinen Unterhalt aufs kümmerlichste durch Lohnübersetzung für Buchhändler zu eringen. Dennoch würde er erträglich gelebt haben, wenn ihm nicht bei seiner Sorge für seine Kinder, denen er gern eine Mutter gegeben hätte, ein Gedicht von einer Schwäbin, die, wie es schien, von der Schönheit seiner Gedichte bezaubert, den Muth hatte, ihm öffentlich ihre Hand zu bieten, zu Gesicht gekommen wäre. 1790 wurde dieses Schwabenmädchen, mit Namen Elise Hahn, seine Gattin, und diese übereilte und romanhafte Verbindung für ihn eine Quelle des bittersten Kammers, welchen selbst die 2 Jahre darauf erfolgte gerichtliche Trennung derselben nicht mehr tilgen konnte. Einsam, ohne kräftige Freunde, an Leib und Seele heftig erschüttert, an Kraft und Vermögen erschöpft, mußte er durch Lohnarbeiten sein Leben kümmerlich fristen. Ein Geschenk der Regierung zu Hanover half dem drückendsten Mangel ein wenig ab. Doch erweckte es wenigstens in dem gebeugten Manne die Hoffnung zu künftiger Befoldung; er ahnete nicht, daß er deren nicht mehr bedürfen würde, und starb bald nachher eines ruhigen Todes. Denkt man sich den unglücklichen Dichter, so muß man erstauern über Das, was er dessenungeachtet geleistet hat. Er hat uns Lieder, Oden, Elegien, Balladen, erzählende Gedichte und Epigramme hinterlassen. In keiner dieser Arten behauptet er einen niedern Rang, in einigen hat ihm die Stimme der Nation seinen Platz unter den Ersten angewiesen. Schiller's berühmte Recension seiner Gedichte that B. sehr weh. A. W. Schlegel ist in seinen „Charakteristiken und Kritiken“ besonnener in die Mitte getreten, und man darf diesem sicher folgen, um ein reines Kunsturtheil über unsern Sänger auszusprechen. Früher hatte man an ihm gepriesen, daß er allen Volksklassen genießbar sei, daß Alles mit dem sichersten Griff aus dem Mittelpunkte gehoben, Alles nicht bloß gut, einzig gedacht, empfunden und gesagt, der Ausdruck den Gedanken nicht angepaßt, sondern angeschaffen sei. Ganz im Gegentheil vermischte Schiller in dem größten Theil der Bürger'schen Gedichte den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist, der eingeweiht in die Mystereien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet; B. vermischte sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefalle es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Schiller vermischte an ihm die Idealkunst, die Kunst, das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien. „B.'s Muse“, sagt er, „hat einen zu sinnlichen, zu gemein sinnlichen Charakter. Liebe ist ihm selten etwas Andres als Genuß oder sinnliche Augenweide; Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit und Wohlleben. Seine Gemälde möchte er mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Composition von Zügen, eine Art von Mosaik, als Ideale nennen“. Aber B. war nur nicht von der Schiller'schen Idealität ausgegangen; seine leitenden Principien waren Naturkraft, Popularität und Correctheit. Was den poetischen Werth von B.'s Werken in den einzelnen Dichtungsarten betrifft, so steht er in den Romanzen, da, wo er den altenglischen Balladen nachgebildet hat, seinen Vorbildern an Einfachheit und Zartheit nach; in seinen eignen, deren Reihe auf das glänzendste „Lenore“ eröffnet, die ihm, wenn er sonst Nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern würde, findet man doch, als die beiden Endpunkte seiner Manier, eine nicht volksgemäße Künstlichkeit der Darstellung, und dann wieder wirkliche Volksgemäßheit,

die durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden sollte. Von seinen Liedern im Volkstone gibt es einige, die nicht leicht zu sehr gelobt werden können. Sie sind eigenthümlich, ohne Bizarrerie und frei aus voller Brust gesungen, wie denn überhaupt wenig deutsche Dichter sich mit ihm im reinen kraftvollen Klange der Poesie vergleichen lassen. B. hat auch das Verdienst, das bei uns vergessene und nach einseitigen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerst wieder zu Ehren gebracht zu haben. Unter seinen Übersetzungen ist die des Homer die wichtigste. A. W. Schlegel faßt sein Urtheil in folgendem Resultate zusammen: „B. ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuherziger als zarter Empfindungsweise; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichtem Liede als in der höhern lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zärtlichkeit hat“. Erste Samml. seiner Gedichte Göttingen 1775. Von 1776 gab er den göttinger „Musen Almanach“, und 1790 das Journal: „Lyceum oder Akademie der schönen Künste“, heraus. Auch sind die „Wunderbaren Reisen und Abenteuer des Freiherrn v. Münchhausen“ (a. d. Engl., 1. Th., 1787) von ihm. S. Werke hat K. Reinhard mehrmals, zuletzt Berlin 1823—25, 8 Bde., herausg., sowie B.'s „Lehrbuch der Ästhetik“ (Berlin 1825), das er nach seinen in Göttingen gehaltenen Vorlesungen handschriftlich hinterlassen hatte, und sein „Lehrbuch des deutschen Styls“ (Berlin 1826).

Bürger (Marie Christine Elisabeth), geb. Hahn, zu Stuttgart d. 19. Nov. 1769. Die Gedichte Gottfr. Aug. Bürger's machten einen solchen Eindruck auf ihr Herz, daß sie ihm in einem Gedichte ihr Herz und ihre Hand antrug. Bürger betrachtete diesen Antrag anfangs nur als das Spiel einer aufgeregten Phantasie und scherzte darüber. Als aber verschiedene Nachrichten einliefen, welche von der naiven Dichterin ein sehr reizendes Bild entwarfen und die Kühnheit ihres Entschlusses doch auch keine gemeine Weiberseele zu verrathen schien, glaubte er, die Sache verdiene wol eine ernstlichere Erwägung. Er gab ihr also eine poetische Antwort, und diese leitete zu Unterhandlungen ein, welche sich damit endigten, daß Bürger sein Schwabenmädchen 1790 als Gattin abholte. Aber nur wenige Wochen lebte er in dieser so sonderbar geknüpften Verbindung glücklich; sie mußte 1792 getrennt werden und scheint nicht wenig zu Bürger's frühem Tode beigetragen zu haben. Die Geschiedene erschien nun u. d. N. Elisa B. als Schauspielerin und Declamatorin zu Dresden, Altona, Hamburg und in andern Städten; auch in Attituben, nach Art der Handel-Schüz. Man hat von ihr mehre Gedichte und andre Schriften. 64.

Bürger, f. Bürgerstand.

Bürgerkrone, bei den Römern die höchste militairische Belohnung, welche Demjenigen zu Theil ward, der einem Bürger das Leben gerettet hatte. Sie hatte die Aufschrift: Ob civem servatum, und war aus Eichenlaub gemacht. Der Gerettete überreichte sie auf Befehl seines Anführers seinem Retter, den er nachher wie einen Vater zu ehren hatte. Unter den Kaisern wurde sie nur von diesen ertheilt. Zugleich waren damit Ehrenbezeichnungen verbunden. Der Gekrönte trug seinen Schmuck bei den Schauspielen und saß zunächst beim Senat. Bei seinem Eintritt stand die ganze Versammlung, zum Zeichen der Hochachtung, auf. Dem Augustus bewilligte der Senat als ein besonderes Ehrenzeichen, daß auf dem Gipfel seines Hauses zwischen 2 Lorberzweigen eine Bürgerkrone aufgestellt werden sollte zum Zeichen, daß er der beständige Erhalter seiner Bürger und Überwinder der Feinde sei. Gleiche Ehre widerfuhr auch dem Claudius.

Bürgerliche Gesellschaft, f. Staat.

Bürgerschulen sind bestimmt für Kinder aus dem Bürgerstande, die darin eine ihrer wahrscheinlichen künftigen Bestimmung zum bürgerlichen Leben angemessene und zum Theil darauf vorbereitende Bildung erhalten sollen. Die Sorge für eine allgemeine, nach den herrschenden Begriffen der Zeit nothwendige Bildung der Kinder ist zwar auch in diesen Schulen das Hauptaugenmerk des Unterrichts und der Zucht; jedoch glaubt man es hier nicht wie in den Landschulen bei den Elementen dieser Bildung bewenden lassen, sondern nach den höhern Forderungen der städtischen Bildung weiter gehen und den Unterricht auch auf solche Kenntnisse und Fertigkeiten ausdehnen zu dürfen, welche vornehmlich den künftigen Fabrikanten, Künstler, Handels- und Geschäftsmann für seine Berufsarbeiten brauchbarer machen und auf eine seiner Wohlhabenheit und bürgerlichen Stellung angemessene Stufe der geistigen Entwicklung und Einsicht erheben können. Für ärmere Kinder, von denen abzunehmen ist, daß sie meist in die Classe der Diensthoten, Handarbeiter und niedern Handwerker übergehen, und bei dem Drucke ihrer Verhältnisse oft Unterbrechungen und Verkürzungen ihrer Lernzeit erleiden müssen, wurde, um sie nicht mit dem Entbehrlichen aufzuhalten, durch besondere diesen Umständen gemäß eingerichtete Schulen gesorgt, welche niedere Bürgerschulen, oder, weil der Unterricht darin meist unentgeltlich ertheilt wird, Freischulen heißen. Sonach gibt es überhaupt 2 Gattungen von Bürgerschulen: die höhern, welche es auf eine feinere Bildung für das gesellschaftliche und Geschäftsleben anlegen, ohne die eigentlich gelehrten Kenntnisse einzumischen, und die niedern, welche sich mehr auf das Unentbehrliche einschränken, ohne darum hinter den weitem Fortschritten der Städte in gemeinnützigen Sachkenntnissen und Kunstfertigkeiten ganz zurückbleiben zu wollen. Daß die Idee der Errichtung solcher Schulen eben nicht alt ist, beweisen die in mehreren Mittelstädten noch ganz nach dem alten Schendrian bestehenden Trivialschulen. In diesen letztern war und ist ein wenig Latein beinahe das Einzige, was sie von gewöhnlichen Dorfschulen unterscheidet, denn darauf beschränkte sich sonst, d. h. bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der ganze Vorzug, den man dem nicht gelehrten Städter vor dem Landmann gestattete. Zwar hatte schon im 17. Jahrh. Amos Comenius den Gedanken, den Unterricht in sogenannten Realien, z. B. Geschichte, Geographie, Naturkunde, Technologie u. s. w., mit dem damals vorherrschenden Sprachunterrichte zu verbinden, und August Hermann Franke stiftete am Ende dieses Jahrh. zu Halle seine berühmten Schulanstalten, unter denen die deutschen oder Bürgerschulen das erste Beispiel eines wohlgeordneten Volksunterrichts auch in den sogenannten Realien und einer genauern Berücksichtigung der Bedürfnisse des Bürgerstandes geben. Die Nachahmung derselben an andern Orten beschränkte sich aber meist nur auf eine für diesen Zweck verbesserte Einrichtung der untern Classen lateinischer Schulen; die zu gleicher Zeit in den Städten bestehenden deutschen Schulen (auch Viertel-, Winkel- und Klippeschulen genannt) leisteten nach wie vor wegen der Unfähigkeit ihrer Lehrer selten mehr als gemeine Dorfschulen. Die 1747 von Hecker zu Berlin errichtete Realschule und die Normalschulen der Äbte von Felbiger und von Schulenstein in den östreich. Staaten kamen der zweckmäßigen Befriedigung dieses Volksbedürfnisses um Vieles näher, und die sogenannten Philanthropen wußten ihre für Anstalten dieser Art am meisten geeigneten Vorschläge laut genug vor die Ohren der Regierungen zu bringen, sodas die Sprecher und Verbesserer der Volksbildung in der neuesten Epoche der Erziehungskunst bereits viele Empfänglichkeit und willige Hände zur Ausführung ihrer Ideen vorfanden. Daher schreiben sich die gegen Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrh. mit großem Eifer vorgenommenen Umgestaltungen des deutschen Stadtschulwesens, denen die theils aus den untern Classen der Gymnasien und Lyceen gebildeten und in der Abhängigkeit von diesen gelehrten Anstalten verbliebenen Bürgerschulen für Knaben, theils die völlig neu errichteten und selbständig bestehenden

Bürger- oder Stadtschulen für beide Geschlechter ihr Dasein verdanken. Am meisten geschah dafür in den bairischen und württembergischen Landen; aber auch mehrere Städte im nördlichen Deutschland, z. B. Lübeck, Bremen, Leipzig, Braunschweig, Bittau, Raumburg, Mühlhausen, Altenburg u. a. m., haben sich durch eine rühmliche Sorgfalt für diese Angelegenheit ausgezeichnet. Mehr oder weniger ist dabei die oben angegebene Idee der Bildung zum Bürgerstande zur Ausführung gekommen, und nach Verhältniß der Umstände, entweder die höhere von der niedern Bürgererschule getrennt, oder, wo nur Eine Schule bestehen kann, die höhere als Oberklasse auf die niedere gepfropft worden. Daß eine in Betracht des ehemaligen beklagenswürdigen Zustandes der deutschen Schulen so stark ins Auge fallende Verbesserung in vielen Städten nur noch gewünscht wird, liegt hauptsächlich an der Unzulänglichkeit der Mittel zur Besoldung der erforderlichen Lehrer, und nebenbei auch wol an der Gleichgültigkeit mancher Unterbehörden.

Bürgerstand, Bourgeoisie, eine zahlreiche Classe, welche alle Freie unter sich begreift, die weder zu dem Adel noch zu dem Bauernstande gerechnet werden können. Man unterscheidet daher den Staatsbürger, Citoyen, und den eigentlich sogenannten Bürger einer Stadt, von dem Bürgerlichen überhaupt, Bourgeois. Eine Abtheilung des Bürgerstandes heißt die Classe der Honoratioren, vornehmere Bürger; sie begreift den Stand der Gelehrten, Künstler und Kaufleute. Der Bürgerstand gehörte schon im Mittelalter zu den Freienbornen. Man unterschied nämlich, nach Erbauung der Städte, ingenuos militares (Ritterfreie), burgenses und rusticos. Anfangs waren die Ortschaften nur mit einem Pfahlwerk (Zaun) umgeben, und der Sitz der germanischen Gemeinden unter Ältermännern und Schulzen. An ihrer Seite entstanden Kirchen mit freien und unfreien Leuten unter einem Bischof und Voigt: dies war eine zweite Gemeinde; endlich entstand mit der Nationalbewaffnung eine Burg mit Burgmännern und Hörigen unter einem Burggrafen, also eine dritte Gemeinde. Handel und Gewerbe aber wurden überall nur von freien Deutschen getrieben, und die Kaufleute standen unter kaiserl. Schutze. Daher gründete sich auch die städtische Verfassung auf den Gewerbestand; und als dieser ausschließend in die Städte zog, bildete sich der Unterschied zwischen dem niedern Adel und den Bürgern schärfer aus, vorzüglich seit Heinrichs IV. Zeit, am Ende des 11. Jahrh. (S. Eichhorn's „Abh. über das Städtewesen“ und Hüllmann's „Gesch. des Ursprungs der Städte in Deutschland“.) Da sich die städtischen Gemeinheiten, jede für sich, fest verbänden, erlangten sie, als solche, Freiheiten und zum Theil selbst landständische Rechte; die einzelnen Bürger aber begnügten sich, unter dem Schutze der Gemeinheit, ganz ihrem Gewerbe zu leben und waren in ihrem Sinne freier und stolzer, als der Hof- und Kriegs-Dienstadel. So kam es, daß Letzterer der Person des Fürsten näher, der Bürger aber entfernter stand, und daher von den bedeutendern Ämtern und Stellen im Staate, am Hoflager und im Heere ausgeschlossen wurde. Diese Ausschließung fällt jetzt nothwendig weg, wo Bildung und Verdienst allein die Würdigkeit bestimmen sollen. Der erbliche Besitz von Vorzügen hat sogar den größtem Haufen des Adels so von aller Anstrengung und eigentlichen Arbeit entwöhnt, daß er mit dem Willen selbst die Kraft dazu verloren zu haben scheint. Ausnahmen können diese allgemeine Erfahrung nicht widerlegen. Man vergleiche z. B. den adeligen Officier in Frankreich vor 1792 und den bürgerlichen seit 1792; oder die Summe der bürgerlichen Officiere in dem preuß. Heere von 1813 — 15 mit der Summe adeliger Officiere in demselben Heere im J. 1806. Dasselbe gilt von den Geschäftsmännern, von dem Gelehrten- und Künstlerberufe.

Burgfriede bezeichnete in den alten Ritterzeiten 1) diejenige Gegend um eine Burg, wol auch bisweilen einen ganzen Gerichtsbezirk, in welchem der öffentliche Friede im Namen des Burgherrn geschützt wurde; dann war es 2) auch

der Vertrag oder das Bündniß gewisser Familien über manche hierher gehörige Gegenstände; 3) begriff man die Sicherheit selbst darunter, welche fürstlichen und andern Burgen oder Residenzen in einem vorzüglichen Grade zustand.

Burggraf, derjenige, welchen der Bestizer einer mit Hoheitsrechten versehenen Burg zum Hauptmann in derselben ernannte, die Aufsicht über dieselbe und über die Besatzung in derselben zu führen, und das Gerichtswesen sowie die Einkünfte derselben zu verwalten. In den mittlern Zeiten gab es viele solche Burggrafen, deren Nachkommen diesen Titel noch beibehalten haben, wenn sie schon dergleichen Burgen weder erblich noch auf andre Art besitzen. Sie wurden auch Burgrichter, Burgvögte, Burgmänner und Weichgrafen genannt. Der Vorsteher eines Ganerbschlosses, welcher von dem Ganerben (s. d.) gewählt und vom Kaiser bestätigt wurde, hieß bis auf die neuesten Zeiten ein Burggraf, wie z. B. der Burggraf von Friedberg in der Wetterau. In einigen Gegenden Deutschlands, z. B. im Hessen-Kasselschen, werden die Unteraufsäher landesherrlicher Gebäude (Schloß- oder Hausverwalter) noch jetzt Burggrafen genannt.

Burghers, s. Seceders.

Bürgschaft (fidejussio), ein Vertrag, wodurch sich Jemand verbindlich macht, Etwas auf den Fall zu leisten, daß Der, dem eigentlich die Verbindlichkeit obliegt, es nicht leisten sollte. Sie setzt daher voraus eine Hauptschuld, die Übernahme des Gläubigers und des Bürgen über dieselbe, und ihr Zweck ist die größere Sicherheit des Gläubigers. Die Verbindlichkeit des Schuldners gegen den Gläubiger wird durch einen solchen Vertrag nicht verändert; vielmehr bleibt selbiger zunächst verpflichtet, und der Gläubiger ist nicht eher berechtigt, den Bürgen oder s. Eben anzugreifen, als bis er den Schuldner ohne Wirkung angegriffen, es wäre denn, daß Jener sich dieses Rechts ausdrücklich begeben hätte. Ist die Bürgschaft von Mehrern übernommen, so haben diese sich entweder nur gemeinschaftlich, oder jeder Einzelne für das Ganze verbindlich gemacht. Im erstern Falle hat Jeder nur seinen Antheil zu vertreten, mit Einschluß Dessen, was etwa noch auf ihn kommen möchte, wenn einer oder der andre Mitbürge zahlungsunfähig geworden; über den letztern Fall s. Ute für Einen.

Burgunder, burgundische Reiche, Burgund. — Die Burgunder (bei den Alten Burgundi, Burgundiones, Burgundi, Bugantae, Buntiocae, auch Urugundi genannt) gehörten dem Hauptstamme der Vandalen an und hatten ihre ersten bekannten Wohnsitze zwischen der Oder und Weichsel, in der heutigen Neumark und dem südlichen Theile von Westpreußen. Von den andern deutschen Völkern unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in Dörfern (Burgen) vereint wohnten (daher vielleicht ihr Name Burgunder entstanden ist), dagegen jene zerstreut und mehr nomadisch lebten. Hierin liegt wahrscheinlich auch der Grund, daß sie viel länger als die ihnen benachbarten Gothen und Vandalen in ihren Wohnplätzen sich behaupteten, bis sie endlich den von den Weichselmündungen heraufdrängenden Gepiden nicht mehr zu widerstehen vermochten. Der Verlust einer großen Schlacht gegen diese hatte zur Folge, daß sie nach Deutschland wanderten, wo sie bis in die Gegend des Oberrheins vordrangen und sich dort, östlich neben den Alamannen, niederließen. Diesen nahmen sie bedeutende Länderbezirke ab und lebten daher mit denselben in fast beständiger Fehde, bis die Burgunder, mit andern germanischen Völkern vereint, im Anfange des 5. Jahrh. in Gallien einfielen. Nach langem Kampfe und manchem erlittenen Nachtheile gelang es ihnen, durch Vertrag von den Römern das südöstliche Gallien zu erhalten, wovon noch die Namen Bourgogne und Hochburgund sich herschreiben. Ein Theil von Helvetien, Savoyen, Dauphiné, Lionnois und Franche-Comté gehörten zu ihrem neuen Reiche, das schon 470 Burgund genannt wurde. Der Sitz der Regierung scheint bald in Lyon, bald in Genf gewesen zu sein. Von ihrer alten

Verfassung weiß man, daß sie Könige hatten, die sie Hendinos nannten und nach Gefallen wählten und absetzten; traf sie ein bedeutendes Unglück, als Mißwachs, Seuchen oder Niederlagen, so mußte der König dafür büßen; er verlor seinen Thron, den ein Andern bestieg, unter welchem sie glücklicher zu sein glaubten. Ehe sie die christliche Religion annahmen (was in Gallien geschah), hatten sie einen Oberpriester, Sinesius genannt, dessen Person unverleglich und dessen Posten lebenslänglich war. Der Zweikampf war damals schon als Gottesurtheil bei ihnen eingeführt. Indem sie dahin strebten, sich immer mehr auszubreiten, trafen sie mit den Franken zusammen, denen sie endlich unter Chlodwigs Söhnen gänzlich unterlagen, nachdem Chlodwig ihnen selbst schon Lyon mit einem bedeutenden Gebiet entziffen hatte. Doch retteten sie noch ihre Verfassung, Gesetze und Gewohnheiten auf einige Zeit. Aber bald wurde nun auch ihre Königswürde aufgehoben und unter den Karolingern das Reich in Provinzen zerstückelt, worin die fränkischen Vasallen sich von Zeit zu Zeit unabhängig zu machen wußten. 879 gelang es dem Grafen von Autun, Boso, einem Schwager Königs Karl des Kalen und Statthalter der Lombardei, mit Beistimmung der burgundischen Großen die königl. Würde über dieses Reich wiederzuerlangen. Er nannte sich König von Provence; seine Residenz war zu Arles, und hiervon entstand der Name *Arelatisches Reich*. Zwar verlor er manche Provinz wieder an Ludwig und Karlmann; aber sein Sohn, Ludwig, vereinigte mit dem väterlichen Erbtheile das diesseits des Jura gelegene Land, und so entstand das cisjuranische Burgund, oder das niederburgundische Reich, welches einen Theil der Provence mit Arles, Dauphiné, Lionnois, Savoyen und einen Theil der Franche-Comté begriff. Ein zweites burgundisches Reich entstand, als der Welfe Rudolf von Strettlingen (Herzog in den lotharingisch-helvetischen Landen) den Rest von Lotharingen, nämlich die Schweiz diesseits des Flusses Rühr, das walliser Land und einen Theil von Savoyen, kurz alle Provinzen zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, an sich brachte und 883 zum Könige des oberburgundischen Reiches (*regnum Burgundicum transjurannum*) sich krönen ließ. Beide burgundische Reiche wurden aber 930 vereinigt, und der ganze Staat der burgundischen Könige zerfiel endlich völlig, als er nach dem Verlöschen des Rudolfischen Stammes (1032) unter Kaiser Konrad II. dem Saller, Deutschland einverleibt wurde. Allein ein dritter Staat, der ungefähr um die nämliche Zeit wie der oberburgundische seine Entstehung erhalten hatte, wovon der Hauptbestandtheil die franz. Provinz *Bourgogne* (Burgund in eigentlicher Bedeutung) war, und als dessen Stifter Richard, ein Bruder des Boso (ersten Königs von Niederburgund), angegeben wird, erhielt sich. Von Richards Enkelin, Ludgardis, und ihrem Gemahle Dto, einem Bruder Hugo Capets, stammten die ältern Herzoge von Burgund (*Bourgogne*); sie erloschen 1361 mit dem Tode des Herzogs Philipp, und *Bourgogne* wurde sogleich von König Johann von Frankreich theils als ein Lehen, theils weil seine Mutter eine Schwester von dem Großvater des letzten Herzogs gewesen, und kraft dessen Testaments mit den Domainen der franz. Krone vereinigt. Doch bald darauf wurde von ihm selbst die Würde der burgundischen Herzoge wiederhergestellt, als er 1363 jene Lande unter dem Titel eines Herzogthums seinem jüngsten, sehr geliebten Sohne, Philipp dem Kühnen, zur Apanage verließ.

Philipp wurde nun Stifter der neuern Linie der Herzoge von Burgund. Er vermählte sich 1368 mit der hinterlassenen Braut des letzten Herzogs Philipp von der ältern Linie, Margaretha, einzigen Tochter und Erbin Ludwigs III., Grafen von Flandern, und vermehrte dadurch seine Besitzung sehr bedeutend; denn Flandern, Mecheln, Antwerpen und Franche-Comté fielen ihm zu. 1402 wurde er bei der Gemüthskrankheit Karls VI. von Frankreich zum Regimentsverweser daselbst ernannt, weshalb des Königs Bruder, Ludwig, Herzog von

Orleans, der zurückziehen mußte, einen bittern Haß auf Philipp warf. Dies gab Veranlassung zu der bekannten Spaltung der franz. Nation in die orleanische und burgundische Partei. Als 1404 Philipp starb, folgte ihm sein Sohn, Johann der Unerstochene; Orleans wurde nun Reichsstatthalter in Frankreich. Allein beide Vettern blieben erbitterte Feinde, bis sie unter den Mauern von Montfaucon, eben als das erste Blut im beginnenden Bürgerkriege fließen sollte (1405), im Angesichte der Heere durch eine Umarmung sich versöhnten und zum völligen Zeichen der Aussöhnung in der folgenden Nacht in Einem Bette zusammenschliefen. Aber dennoch wurde Orleans (1407) auf freier Straße von Meuchelmördern ums Leben gebracht, und Herzog Johann von Burgund bekannte sich selbst als den Anstifter dieser That, welche die größten Zerrüttungen in Paris zur traurigen Folge hatte. Zwar erhielt Johann vom Könige einen Erlassungsbrief, allein die Nemesis erreichte ihn in dem Augenblicke, als er die Scene der öffentlichen Versöhnung mit dem Dauphin auf der Brücke zu Montreuil noch ein Mal geben wollte; schon während der ersten Bewillkommungsworte ward er von den Begleitern des Dauphins niedergestochen (1419). Sein Sohn und Nachfolger, Philipp, mit dem Beinamen der Gütige (bisher Graf von Charolais), wußte in dem mit England zwischen Frankreich und Burgund (1420) geschlossenen Frieden die Ausschließung des Dauphins, zur Strafe für Herzogs Johann Ermordung, zu bewirken. Aus Philipps Regierungszeit ist der Streitigkeiten zu gedenken, die er mit Jakobine von Brabant und deren zweitem Gemahl, dem Herzog von Gloucester, hatte, und die sich mit einem Vergleiche endigten, kraft dessen Philipp als Erbe Jakobine's gelten (wenn sie kinderlos stürbe), sie aber ohne seine Einwilligung nicht heirathen sollte. Doch Jakobine brach (1430) die letztere Bedingung, und nun bemächtigte sich Philipp ihrer Besitzungen Hennegau, Holland und Seeland, indem er ihr nur wenig zu ihrem Unterhalte aussetzte. Im Jahre vorher hatte Philipp schon Namur durch Kauf erworben, und 1431 fielen ihm auch Brabant und Limburg zu, als die Familie Antons von Burgund, zweiten Sohnes Herzogs Philipp des Kühnen, erlosch. Im Frieden mit Frankreich (1435 zu Arras) erhielt Philipp, außerdem daß König Karl VII. wegen Johanns Ermordung förmliche Abbitte thun mußte, ansehnliche Districte von Frankreich, nämlich Macon, St. = Gengoul, Auxerre und Bar an der Seine, für sich und seine ehelichen männlichen und weiblichen Erben, Veronne, Mondidier und Roye für seine ehelichen männlichen Erben; ferner St. = Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville, Ponthieu, Doullens, St. = Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne, und die Graffschaft Boulogne für sich und seine Erben. Zu diesen bedeutenden Besitzungen kam 1441 noch das Herzogthum Luxemburg. Schon 1430 war Philipp zur dritten Ehe geschritten, da seine zwei vorherigen ihn kinderlos gelassen hatten. Bei seiner Vermählung mit Isabella (Elisabeth), einer Tochter Königs Johann I. von Portugal, zu Brügge (s. d.) in Flandern, stiftete er den Orden vom goldenen Vlies. Drei Söhne entsprangen aus dieser Ehe, von denen die ersten beiden bald starben. Der dritte, Karl, Graf Charolais, ward nach dem Tode Philipps (zu Brügge den 16. Juli 1467) Herzog zu Burgund. (S. Karl der Kühne.) Dieser erwarb 1475 Geldern, und hinterließ 1477 eine Tochter, Maria, als einzige Erbin seiner Staaten. Sieben Prinzen waren ihre Freier; unter ihnen von Dauphin von Frankreich und Maximilian von Osterreich. Der Letztere erhielt mit ihrer Hand das Herzogthum (die Niederlande und Hochburgund). Der König von Frankreich bekam von dem burgundischen Nachlasse Nichts als die Städte in der Picardie und das Herzogthum Bourgogne, das er als Mannlehn einzog. Marie starb in ihrem 25. Jahre an den Folgen eines Falles, nachdem sie ihrem Gemahle 3 Kinder, Philipp, Margarethe und Franz (der aber bald starb) geboren hatte. Nicht alle burgundische Provinzen wollten Marimi-

lian als Vormund der Kinder anerkennen. Da verlobte er seine Tochter mit dem Dauphin Karl, wobei die Graffschaften Artois und Burgund, nebst Maconnais, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine zum Heirathsgute bestimmt wurden. Aber die Absicht, die Provinzen hierdurch ganz zu beruhigen, ward nicht erreicht; besonders waren die Flanderer die hartnäckigsten, und es kam so weit, daß Maximilian, 2 Jahre nach seiner Erwählung zum römischen Könige (1488), in Brügge über 3 Monate lang gefangen gehalten wurde. Endlich erkannten ihn die Flanderer als Vormund seines Sohnes Philipp und als Regierungsverweser an. Nun verliert sich die Geschichte der burgundischen Länder in die der Niederlande und Frankreichs. Das eigentliche Burgund war, wie wir oben gesehen haben, in 2 abgesonderte Theile zersplittert: Bourgogne und Hochburgund oder die Franche-Comté. Jenes wurde im sogenannten Damenfrieden von Cambrai 1529 (s. Franz I.) von Spanien auf immer an Frankreich abgetreten, dieses eroberte Ludwig XIV. und behielt es 1678 im nimmweger Frieden. Seitdem sind beide Burgund nie wieder von Frankreich getrennt worden. (S. Niederlande, Königreich der.) S. des Baron Barante, Pairs von Frankreich, „Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois“ (1364—1477) (Paris 1824, 10 Bde.).

Burgunder Wein, einer der vorzüglichsten franz. Weine, hat einen feinen, eigenthümlichen, sehr reizenden Geschmack, besonders wenn er nicht ganz jung mehr ist. Seine Wirkung ist minder rasch als die des Champagners, aber dauerhafter; er macht einen sanften und ruhigen Eindruck und gilt für ein besonderes Stärkungsmittel bei alten und schwächlichen Personen. Die Franzosen schätzen ihn sehr hoch, und bei allen nordischen Nationen wird er viel getrunken. Am vorzüglichsten wird er gewonnen in der Gegend von Nuits; aus dieser Gegend erhält man den Romanee, den Boudot, Cheraux, la Fache, Didiere, St.-George u. s. f.; diese Sorten übertreffen alle übrige Burgunder und werden ihres feinen und zarten Geschmacks wegen sehr hoch bezahlt. Ins Ausland kommen sie nur selten. Der Wein von Chambole ist der vorzüglichste. Unter den Beauneweinen zeichnen sich der weiße Montrachet, Chambertin, Clos de Vougeot u. aus. Weine zweiter Classe sind der Volnay, Pomard, Vosne u., die fast ebenso wohl-schmeckend sind als die ersten, wenn sie zur gehörigen Reife kommen. Die Weine aus der Gegend von Auxerre, Dijon und Avalon sind nicht weniger berühmt und werden vorzüglich ausgeführt. Man verkauft die jungen burgunder Weine im März und April, die alten können das ganze Jahr über versandt werden. Sie halten sich besser auf Flaschen als auf dem Fasse. Es wird jetzt viel mouffirender Burgunder, nach Champagnerart, bereitet, er ist aber bedeutend schwerer als der Champagner.

Burkard Waldis, ein Fabeldichter und Erzähler des 16. Jahrh., geb. zu Allendorf an der Berra, war in frühern Jahren Mönch, nahm später das protestantische Glaubensbekenntniß an, für welches er eifrig kämpfte, und durchwanderte unstat den Norden, Westen und Süden Europas, ward hierauf Kaplan der Landgräfin Margaretha von Hessen, und starb, wie es scheint, nach 1555 als Pfarrer zu Abterode, einem unweit seiner Vaterstadt gelegenen Dorfe. Sein „Espous, ganz new gemacht umnd in Reimen gefaßt, mit sampt hundert newer Fabeln, vormals im Druck nicht gesehen noch aufgangen“ (die Zueignung ist unterzeichnet: Allendorf an der Berra) (Ff. a. M. 1548), enthält 400 Fabeln, Erzählungen und Schwänke, theils den Übersetzern Asop's und andern alten Fabeldichtern nach-erzählt, theils nach bekannten Novellen-sammlungen, wirklichen Vorgängen oder eignen Erfindungen, mit glücklicher Laune, treffender und freimüthiger Satyre, und nicht ohne Eigenthümlichkeit in einer leichten und fließenden Sprache bearbeitet. Fünf Ausgaben (die letzte 1684) bezeugen den Beifall der Zeitgenossen. Ermüdet

er hier und da durch Geschwähigkeit, so ist dies weniger ihm als seiner Zeit beizumessen. Im Gefängnisse schrieb er eine Paraphrase der Psalmen. Sollten aber auch Gellert, Gemmingen, Eschenburg u. A. sein Verdienst zu hoch angeschlagen haben, so verdient er doch gewiß nicht die Geringschätzung, die er von einigen Literatoren unserer Tage hat erfahren müssen. Nicht bloß ältere Dichter, wie Kollenhagen, scheinen ihn bemüht zu haben, auch mehre unserer besten neuern Fabeldichter, wie Gellert, Zacharia, Hagedorn, verdanken ihm den Stoff, zum Theil selbst die Einkleidung einiger ihrer gepriesensten Gedichte. Eschenburg hat eine Auswahl von B. Walbis's „Fabeln“ geliefert (Braunsch. 1777). 50.

Burke (Edmond), geb. zu Dublin d. 1. Jan. 1730, Sohn eines protestantischen Sachwalters, verdankte seine erste Erziehung einem wackern Quäker und der Schule seiner Vaterstadt. 1753 kam er nach London, wo sein Geist und seine Kenntnisse ihn bald auszeichneten. Er studirte zwar die Rechte und ward Advocat, aber seine Neigung schien ihn mehr zu der Literatur hinzuziehen, und er schrieb für Journale und periodische Schriften. Das erste Werk, zu dem er sich bekannte, die „Vindication of natural society“, 1756 (b. i.: Reclamation der Rechte der natürlichen Gesellschaft), ist ein Überblick der Übel, welche die Civilisation hervorgebracht hat. B. gab es als ein nachgelassenes Werk von Bolingbroke heraus und hatte dessen Styl und Manier vollkommen nachgeahmt, denn seine Absicht war, zu zeigen, daß mit denselben Gründen, mit welchen Bolingbroke die Religion angegriffen, sich alle bürgerliche und politische Einrichtungen angreifen lassen; aber er war dabei so gründlich in die Sache eingegangen, daß den Meisten die Satyre entging. 1757 erschien s. „Versuch über das Erhabene und Schöne“, und schon damals sagte Johnson, daß B. der außerordentlichste Mensch sei, den er je kennen gelernt habe. 1758 entwarf B. den Plan zu dem „Annual register“ und übernahm den historischen Theil desselben; auch ward er Mitglied einer debating society und ging viel mit ausgezeichneten Schauspielern um. So bildete er sich allmählig zum Redner und Staatsmann. Seine öffentliche Laufbahn fing 1761 an, als er mit seinem Freunde Hamilton, Secretair des Vicekönigs, Lord Halifax, nach Irland reisete. Nach seiner Rückkehr 1765 ward er von dem Marquis von Rockingham, erstem Lord der Schatzkammer, zu dessen Privatsecretair ernannt und zum Abgeordneten des Fleckens Wendover gewählt. Wiewol er theils durch dieses Verhältniß, theils durch ein beträchtliches Geschenk, welches Rockingham ihm unter dem Namen eines Darlehns machte, der Ministerialpartei beizutreten genöthigt war, so zeigte er sich darum den Volksgrundsätzen keineswegs entgegen. Die in Amerika entstandene Unzufriedenheit fing an die ganze Nation zu beschäftigen. B. zeigte in seiner ersten Rede, den 14. Jan. 1766, die Nachtheile der Stempeltaxe und erwarb sich dadurch des ältern Pitt Beifall. Seinem Vorschlage gemäß ward die Stamp-Act (die Stempelacte des Lord Grenville) mit der Erklärung zurückgenommen, daß Großbritannien übrigens allerdings das Recht habe, Amerika zu besteuern. Dieser Ausweg hob wenigstens die gegenwärtigen Streitigkeiten. Indeß trat Lord North an die Spitze der Geschäfte; B. schloß mit einem kräftig und einfach entworfenen Gemälde des letzten Ministeriums und nahm seinen Platz in der Kammer der Gemeinen, wo er sich unter den Anhängern des entlassenen Ministeriums auszeichnete. An der Spitze der Opposition ward er zugleich bewundert und gefürchtet. Damals schlug er in einem Pamphlet: „Thoughts on the cause of the present discontent“ (Betrachtungen über die Ursache der gegenwärtigen Unzufriedenheit), welches viel Aufsehen machte, als Mittel gegen die allgemein gefühlten Übel vor, die Volksgewalt in die Hände der großen Familien der Whigs zu legen, welche die Stütze der Revolution von 1688 sowol als der nachherigen Maßregeln gewesen, und bezeichnete auf diese Weise die Rockingham'sche Partei. Er zog sich dadurch, wiewol unverdienter Weise, den Vorwurf eines zu weit getriebenen Demokratismus

zu. In s. Opposition gegen die Maßregeln der Minister, vor und nach dem amerik. Kriege, wandte er Alles an, zuerst, den Bruch zu verhindern, nachher, eine Annäherung zu bewirken. Sein Rednertalent hatte damals seine Reife erlangt; die Jahrbücher des Parlaments enthalten wenig Beispiele einer so kraftvollen und lebendigen Beredsamkeit, als B. besaß. 1773 besuchte er Paris zum ersten Male. Der Hof und die großen Geister daselbst machten auf ihn einen widrigen Eindruck. In der nächsten Parlamentssitzung hielt er jene, seitdem oft angeführte, Rede über die Nothwendigkeit, auf die Verschwörung der Atheisten gegen die Religion und den Thron wachsam zu sein. 1774 hielt man ihn für einen so entschiedenen Anhänger der Freiheit, daß die Whigs der reichen Stadt Bristol ihn zu ihrem Repräsentanten wählten. Fox schloß sich an B. an und ward sein Schüler, bald aber sein Nebenbuhler. B. griff die Unternehmungen der Minister als unzulänglich, grausam und ungerecht an; am 22. März 1775 legte er dem Parlamente jene 13 berühmten Vorschläge zur Ausöhnung mit Amerika vor. Allein der Krieg ward Sache des Volks, und B., der sich ihm widersetzte, schien in der öffentlichen Meinung zu verlieren. Er erzürnte zugleich seine Freunde zu Bristol, als er für die Irländer auf freien Handel und für die Katholiken auf mildere Gesetze im Parlament antrug. Auch sprach er gegen Pitt's Vorschlag einer Parlamentsreform, als zu Revolutionen führend; dagegen machte er den berühmten Antrag über die Economical reform, die ihm den Haß aller Sinecurenbesitzer zuzog. Dennoch ward er wieder gewählt; außer Bristol ernannte ihn noch eine zweite Stadt zu ihrem Abgeordneten. Damals hielt er in der Wahlversammlung jene berühmte Rede, in welcher er Rechenschaft von seinem Betragen ablegt, und welche für sein Meisterstück gehalten wird. Seine Bill, worin er auf Änderung der im Febr. 1780 ergriffenen strengen Maßregeln antrug, gewann ihm die Gunst des Volks wieder. Lord North endigte seine Verwaltung im März 1782, und Rockingham mit seiner ganzen Partei ward wieder ins Ministerium berufen. B. ward Generalzahlmeister der Armee und trat in den geheimen Rath. Jetzt gelang es ihm, jene Bill, wiewol nur theilweise, durchzusetzen. Der Tod des Marquis von Rockingham löste das Ministerium auf, dessen Seele B. gewesen, und dieser zog sich zurück, da Lord Shelburne zum Nachfolger ernannt wurde. Dieser Minister machte bald der sogenannten Coalition Platz, zu welcher B. den Plan entworfen hatte, welche aber durch Fox's berühmte, dem König und dem Volke gleich mißfällige ostindische Bill wieder getrennt ward. Damals ergriff Pitt das Ruder des Staats und fing damit an, das Parlament aufzulösen: eine Maßregel, die B. mit Feuer bestritt. Hastings's berühmter Proceß machte eine Hauptepoche in B.'s Leben. Als der erklärteste Gegner desselben schien er ebenso sehr für seinen Privathaß als für die Sache der Nation zu handeln, und bewährte stets aufs neue sein großes Rednertalent, ohne jedoch an öffentlicher Achtung zu gewinnen, denn es fehlte ihm an den nöthigen Sachkenntnissen. In andrer Hinsicht nannte man B. seiner vielen Kenntnisse wegen a man of general genius, den Cicero Englands. Als 1788 die Krankheit des Königs (s. G e o r g III.) die Einsetzung einer Regentschaft zu erfordern schien, bestritt er die Grundsätze der Minister, daß die Regentschaft von der Wahl der Nation abhängt und durch kein Erbrecht bestimmt sei, und setzte sich dadurch nicht nur dem Mißfallen des Volks, sondern durch seine unehrerbietigen Äußerungen über den König noch besonderm Tadel aus. Die franz. Revolution fand von ihrem Anfange an in B. den erklärtesten Gegner, dessen Grundsätze für Freiheit allerdings mit jener Gesetz und Ordnung umstürzenden Herrschaft rasender Parteien und Volkshäupter nicht übereinstimmten. Als im Febr. 1790 über die Minderung des Heers gesprochen ward, und Fox verlangte, daß man der neuen Regierung in Frankreich ein edles Vertrauen zeigen solle, erklärte Burke laut, daß er alle Freundschaft mit ihm aufhebe. Bald darauf gab er s. „Reflections on the

revolution in France", 1790 (Betrachtungen über die französ. Revolution), heraus, worin er mit bewundernswürdigem Scharfblick diese Begebenheiten beurtheilt und alle die verderblichen Folgen voraussagt, welche nur zu richtig eingetroffen sind. Nie machte ein Buch größeres Aufsehen, und nicht zu berechnen ist der Einfluß, den es auf die öffentliche Meinung in England hatte, welche auf das Entschiedenste gegen Frankreich eingenommen war. Georg III. gab ihm eine jährliche Pension von 2500 Pf. St. Noch 4 andre Schriften gab er über die Revolution heraus, die ihn jetzt einzig beschäftigte, und deren Fortschritte die letzten Jahre seines Lebens verbitterten. Seine letzte Schrift 1796, die „Thoughts on a regicide peace“, war ein prophetisches Wort, das kräftigste Wort, was jemals die britische Presse hervorgebracht. Außerdem machte er (1792) einen vergeblichen Versuch, die Emancipation der irländischen Katholiken zu bewirken. Er zog sich darauf aus dem Parlament zurück, hatte den Schmerz, seinen einzigen geliebten Sohn, der seine Stelle einnahm, durch den Tod zu verlieren, und starb, von Kummer und Alter gebeugt, den 8. Juli 1797 im 68. J. seines Alters. B. war als Privatmann sehr liebenswürdig. Von seinem Eifer für die Wissenschaften zeugen seine zahlreichen, zum Theil meisterhaften Schriften. James Prior gab 1824 zu London ein sehr anziehendes „Memoir of the life and the character of Edm. Burke“, mit Proben von seinen Vrieseu und Gedichten heraus. Er suchte ihn darin gegen die Anklage, daß er eigennütigen Beweggründen gefolgt und ein Feind der Freiheit gewesen sei, zu vertheidigen. (Vgl. B.'s Biogr. im 5. Hefte der „Zeitgenossen“.)

Burleigh, s. Cecil.

Burlesk (vom ital. burla, der Scherz, der Spas) bedeutet eine Art des Niedrigkomischen. Wenn das Komische die sinnreiche Darstellung des Ungereimten und Widersprechenden ist, so scheint burlesk einen noch grellern Contrast in dieser Darstellung zu bezeichnen. Wenn uns im höhern Komischen ein gewisser Grad von Folgerichtigkeit unerläßlich nothwendig zu sein scheint, so ist im Gegentheile das Burleske von jedem Zwange, mit sich selbst in Übereinstimmung zu erscheinen, frei, und steht scheinbar regellos da, muß aber nichtsdestoweniger im Innern eine strenge Nothwendigkeit offenbaren. Wenn demnach im Komischen, neben den Gesetzen dieser innern Nothwendigkeit, auch die Gesetze einer äußern Nothwendigkeit streng hervorleuchten müssen, so ist dagegen das Burleske dieser Gesetze der äußern Nothwendigkeit insofern gänzlich überhoben, als nur der innere Gehalt desselben mit sich im Einklange zu stehen braucht. Das Wesen des Burlesken unterscheidet sich sonach von jenem Komischen im engeru Sinne, wie die Posse, in der sich Alles von außenher regellos und willkürlich zu gestalten scheint, von dem eigentlichen Lustspiele, in welchem auch die äußern Erscheinungen in gefühllicher Übereinstimmung stehen sollen, verschieden ist. Es ist also das Possenhafte, und äußert sich an Personen, vornehmlich durch Übertreibung. Da nun aber die Natur der neuern romantischen Bildung, als welche weder im Komischen noch im Tragischen das Reine, das Einfache, das ganz Unvermischte anerkennt, weil sie nicht etwa bloß aus dem Ernstern, oder aus dem Scherzhafteu, sondern aus Beidem zugleich besteht, es mit sich bringt, daß sie weder ein reines Lustspiel noch auch ein reines Trauerspiel aufweisen könne, so folgt daraus, daß wir auch vom Rein-Burlesken, als wirklicher Kunstgattung (die mechanischen Kunst- und regellosen Possen etwa ausgenommen), kein vorhandenes Werk anführen können. Die Burleske kann nämlich in der europäischen Kunst durchaus nicht rein und unvermischte vorhanden sein, sondern muß stets, wie sie auch wirklich thut, den Charakter des Tragi-Komischen annehmen. Den Alten scheint die burleske Dichtkunst nicht bekannt gewesen zu sein, und die Erfindung derselben den Italienern, namentlich dem Dichter Francesco Berni (s. d.) anzugehören. Außer ihm nennen wir hier noch Carlo Gozzi (s. d.), dessen Tragi-Komödien wahre Vorbilder derjenigen Burlesken sind, wie die romantische Poesie

sie gestatten darf und gestatten kann. Bei den Franzosen hat Scarron, und bei den Deutschen Blumauer die Aeneide auf burleske Art bearbeitet. In der Darstellung gehört es auch zur Bouffonerie.

Burmann. Dieses Geschlecht stammt aus Köln und ist durch ausgezeichnete Männer in der gelehrten Welt berühmt worden. Franz Burmann, geb. zu Leyden 1632, war 9 Jahre Pastor zu Hanau seit 1655, seit 1661 Subregens des Collegii Ordinum zu Leyden, und endlich Professor der Theologie zu Utrecht, wo er d. 12. Nov. 1679 starb, und der Verf. mehrer theologischen Schriften. Er hatte zwei Söhne, wovon Peter, der ältere, geb. zu Utrecht d. 6. Juli 1668, daselbst und zu Leyden studirte, 1688 D. der Rechte ward, dann Deutschland und die Schweiz bereiste und nach seiner Rückkehr zu Utrecht die juristische Laufbahn betrat. Die glänzendsten Erfolge auf derselben machten ihn jedoch nicht dem früh begonnenen Studium der Alten untreu. Dies bewies seine 1694 zuerst erschienene Abhandl. „De veetigalibus pop. rom.“ (am vollständigsten 1737). Auf Grävins's Empfehlung ward er 1696 zum Professor der Geschichte und Beredsamkeit auf der Universität zu Utrecht ernannt, welches Lehramt er mit einer Rede „De eloquentia et poesi“ antrat. Späterhin erhielt er die Professur der griech. Sprache und Politik. Seitdem verging kein Jahr, in welchem er nicht Etwas herausgab, entweder einen Classiker, mit s. Anmerkungen versehen, oder eine Rede, oder lateinische Verse, worin er Meister war, oder ein Pamphlet gegen seine Widersacher, deren seine Hefigkeit und Unbulsamkeit ihm viele zugezogen hatten. Seine Streitigkeiten sind jetzt vergessen, und nur die wichtigen Dienste im Andenken geblieben, die er der römischen Literatur durch seine vortrefflichen und zahlreichen Ausgaben geleistet hat. Sie empfehlen sich nicht so sehr durch Geschmack und Kritik als durch Gelehrsamkeit, philologische Genauigkeit, eine Fülle von Hülfsmitteln und Schönheit des Drucks. Einige derselben, wie s. Dvid, Virgil, Quinctilian, Petron, Phädrus, sind Werke vom ersten Range. 1715 ging er nach Perizonius's Tode als Professor der Geschichte, Beredsamkeit und der griechischen Sprache nach Leyden, wo er nach einer schmerzhaften Krankheit d. 31. März 1741 starb. — Sein jüngerer Bruder Franz, geb. zu Utrecht d. 15. Mai 1671 und gest. ebendaf. d. 22. Sept. 1719 als Prof. der Theologie, war der Verf. mehrer theologischen Schriften. Er hinterließ 4 Söhne, von welchen sich zwei ebenfalls als Gelehrte ausgezeichnet haben: Johann, geb. zu Amsterdam d. 26. Apr. 1706, starb 1780 daselbst als Arzt und Prof. der Botanik. Er hat seiner Wissenschaft durch mehre Werke wesentliche Dienste geleistet, und Linné erwähnt seiner mehrmals auf das ehrenvollste. Peter, Secundus genannt, geb. zu Amsterdam d. 13. Oct. 1713, trat als berühmter Philolog in die Fußstapfen seines gleichnamigen Oheims, der ihn nach dem frühen Tode seines Vaters erzog. Außerdem waren Duker und Drakenborch seine Lehrer. 1734 ward er zu Utrecht D. der Rechte. Im folg. Jahre erhielt er den durch Wesseling's Übergang nach Utrecht erledigten Lehrstuhl der Beredsamkeit und Geschichte auf der Universität Francker. 1741 bekam er den Lehrstuhl der Poesie; aber schon 1742 verließ er Francker, um an d'Orville's Stelle als Lehrer der Geschichte und alten Sprachen nach Amsterdam zu gehen. 1744 erhielt er den Lehrstuhl der Poesie, 1752 ward er Aufseher der öffentlichen Bibliothek, und 1753 Inspector des Gymnasiums. Wie sein Oheim hat er viele treffliche Ausgaben besonders lateinischer Classiker geliefert, und er glich demselben sowol in umfassender Gelehrsamkeit und einem seltenen Talent für die lateinische Dichtkunst als auch in der Reizbarkeit des Charakters, wodurch er in große Streitigkeiten verwickelt wurde. Klog und Sare, mit denen er eine Menge von Schmah- und Streitschriften wechselte, waren seine Hauptgegner. Er starb 1778 auf seinem Landgute Sandhorst. — Nicolaus Laurentius Burmann, geb. 1734 zu Amsterdam, folgte 1781 seinem Vater, dem oben angeführten Johann B., auf dem Lehrstuhle der Botanik, um welche Wissenschaft

er sich ebenfalls namhafte Verdienste erworben hat, theils durch eigne Schriften, theils durch die Förderung fremder Unternehmungen. Er war es, der L'Herberg bestimmte, das Cap und Japan zu besuchen, welche Reise der Botanik bedeutende Erweiterungen verschafft hat. Er starb 1793.

Burmann (Gottlob Wilhelm), eigentlich Bormann (sein Lehrer gab ihm den Namen der holländ. Philologen), der sich als deutscher Dichter einen Namen erworben, geb. zu Lauban in der Oberlausitz 1737, wo sein Vater damals Schreib- und Rechenmeister war, besuchte die latein. Schulen zu Löwenberg und Hirschberg in Schlessien, studirte 1758 zu Frankfurt a. d. O. die Rechte, lehrte dann in sein Vaterland zurück, suchte sich aber in der Folge in Berlin als privatissirender Gelehrter seinen Unterhalt durch Unterricht, besonders in der Musik, außerdem durch Schriftstellerei, Gelegenheitsgedichte u. s. w. zu erwerben, lebte aber immer in der äußersten Dürftigkeit. Er war klein von Person, hager, hinkend und ungestaltet; aber in diesem unscheinbaren Körper wohnte ein Geist voll lebendigen Gefühls für alles Edle und Schöne. Dabei war er Sonderling in hohem Grade, ohne Stetigkeit, daher auch ohne gründliche Studien und reifen Geschmack; so ging er in den Folgen seiner Seltsamkeit unter und reiste schon im Leben der Vergessenheit, die nach der ihm inwohnenden Geisteskraft ihn nie hätte treffen sollen. In Berlin war B. ein großer Gegner der Karschin, sowie diese ihrerseits auch ihn wiederum haßte. Zuletzt brachte die Karschin, welche von den schlechten Umständen B.'s unterrichtet worden war, durch persönliche Verwendung bei ihren Freunden eine namhafte Summe für ihn zusammen. B. sagte, daß er dieses Geld, da es von keiner ihm werthen Person, sondern von seiner Feindin käme, ihr zum Vossan annehmen und es sich recht wohl schmecken lassen wolle. Eine seltene Stärke besaß B. im Dichten aus dem Stegreif. Er konnte jedes gegebene Thema in ein poetisches Gewand hüllen und oft 4—5 Stunden ein Gespräch in Versen fortsetzen, bei welchem man freilich sehr oft nur Reime, aber mitunter auch überraschende Gedanken und treffende Wendungen wahrnahm. Vom Schlage gerührt, brachte er die letzten 10 Jahre seines Lebens höchst elend zu. Man hielt ihn bereits für todt, bis am 5. Jan. 1805 ein kleines Gedicht von ihm in den Zeitungen erschien, worin er sich als sterbend und in der äußersten Noth schilderte. Mehre, die ihn früher gekannt hatten, eilten zu ihm, aber B. war bereits verschieden. Wir nennen von seinen Werken die Fabeln (Dresden 1768, Frankf. a. d. O. 1771, Berlin 1773), Lieder (Berlin 1774), und die Gedichte ohne den Buchstaben R (Berlin 1788 und 1796).

Burnet (Gilbert), Bischof von Salisbury, ein eifriger Beförderer der engl. Revolution wider König Jakob II. und der Berufung der Dynastie Braunschweig auf den engl. Thron, war zu Edinburg den 18. Sept. 1643 geboren. Sein Vater, einer der geschicktesten Juristen Schottlands, war von Karl II. zur Belohnung für seine Anhänglichkeit an die Sache Karls I. zu einem Lord Cromont ernannt worden. Der junge B. erhielt von ihm die sorgfältigste Erziehung. Nachdem er einen juristischen Cursus gemacht hatte, bestimmte er sich dem geistlichen Stande und machte die dahin einschlagenden Studien. Ausgerüstet mit einem außerordentlichen Gedächtniß, einer lebhaften Einbildungskraft, einer großen Lernbegierde, einer festen Gesundheit, und gewohnt, täglich um 4 Uhr aufzustehen, mußte er in kurzem sich ausgebreitete Kenntnisse erwerben. Eine Reise durch England gab ihm Gelegenheit, sich mit den Gelehrten zu London, Oxford und Cambridge zu verbinden. 1664 ging er nach Holland, verkehrte mit den ausgezeichnetsten Männern und gewann in ihrem Umgange jenen Geist allgemeiner Duldung, den er seitdem in seinem ganzen Verfahren zeigte. Nach seiner Rückkehr ward er Mitglied der königl. Gesellschaft zu London und Pfarrer zu Salton in Schottland. Seine Freimüthigkeit zog ihm Anfeindungen von Seiten der schottischen Bischöfe zu. Ihnen

zu entgehen, hielt er sich von aller Gesellschaft entfernt und trat 1669 mit seinen Gesprächen zwischen einem Conformisten und Nonconformisten auf, welche vielfachen Widerspruch fanden. In demselben Jahre ward er als theologischer Lehrer nach Glasgow berufen, aber sein Eifer für die bischöfl. Verfassung machte ihn den Presbyterianern, und seine Duldung gegen diese den Bischöflichen verhaßt. Seine Vertheidigung des Ansehens der Constitution und der Gesetze der Kirche und der Krone von Schottland, worin er gegen Buchanan die bischöfl. Verfassung dieser Kirche und die Souverainetät der schottischen Monarchen vertheidigte, machte ihn Karl II. bekannt, der schon früher durch eine Schrift, in welcher B. die Fruchtbarkeit der Ehescheidung wegen Unfruchtbarkeit zu beweisen suchte, aufmerksam auf ihn geworden war. Allein durch eine plögl. Veränderung seiner Grundsätze gestörte er selbst die Aussichten, welche das Wohlwollen des Königs ihm eröffnet hatte. Da er sich in Schottland nicht persönlich sicher glaubte, legte er sein Lehramt zu Glasgow nieder und ging nach London, wo er sich durch seine Predigten und durch eine öffentliche Berathschlagung mit dem D. Stillingfleet gegen Colleman und andre katholische Geistliche einen großen Ruf erwarb. Als 1685 Jakob II., bei dem B. in Ungnade stand, weil er ihn hatte vom Throne ausschließen wollen, zur Regierung gekommen war, bereiste er Frankreich, Italien, Deutschland, die Schweiz; allenthalben zeigte er seine Abneigung gegen den katholischen Gottesdienst, so daß Innocenz XI., der ihn gütig aufgenommen hatte, ihm den längern Aufenthalt in Rom nicht verstattete. In Holland zog ihn der Prinz von Oranien in seinen Plan, sich der engl. Krone zu bemächtigen, und B. unterstützte die Absichten dieses Fürsten theils durch eine Menge von Flugchriften, theils dadurch, daß er ihn mit mißvergnügten Engländern in Verbindung brachte, wofür man ihm den Proceß als Hochverräther machte. Allen Verfolgungen zu entgehen, ließ B. sich in Holland naturalisiren und trat jetzt öffentlich für den Prinzen von Oranien auf, verfaßte das Manifest desselben und schiffte sich mit ihm ein. Früher hatte B. 2 Mal die angelegene bischöfl. Würde ausgeschlagen; 1689 nahm er von Wilhelm III. das Bisthum von Salisbury an. Im Hause der Lords, in welches er jetzt trat, zeigte er Duldung, sowie in seinen Amtsverhältnissen Güte und Wohlwollen. Eine große Kränkung widerfuhr ihm bei Gelegenheit eines Hirtenbriefs, worin er die Ansprüche Wilhelms III. auf das Recht der Eroberung zu gründen schien, und welchen das Parlament durch des Henkers Hand verbrennen ließ. Er starb am 27. März 1715. B. ward in seinen politischen Grundsätzen oft durch die Umstände bestimmt. Sein Eifer gegen den Katholicismus hat ihn oft zur Unwahrhaftigkeit verleitet. Dieser Tadel trifft besonders seine Geschichte der Reformation Englands, obwohl das Parlament ihm eine Dankagung dafür zuerkannte: eine Ehre, die keinem andern Schriftsteller zu Theil geworden.

Burney (Charles), musikalischer Schriftsteller und Tonsetzer, geb. 1726 in Shrewsbury, begann seine Studien in Chester unter Backer, Organist an der dortigen Hauptkirche, setzte sie unter der Leitung seines Halbbruders Burney in Shrewsbury fort und vollendete sie in London (von 1744 — 1747) unter dem D. Arne. In dem letztern Jahre erschienen seine ersten Compositionen. Durch das Divertissement „Alfred“ und die Pantomime „Queen Mab“ machte er seinen Namen bekannt und geehrt. 1751 erhielt er die Organistenstelle zu Lyce Regis in Norfolk. Hier faßte er den Plan zu seiner allgemeinen Geschichte der Musik, sammelte Materialien dazu und beschloß, alle Anstalten in Europa, die ihm dabei Interesse darbieten konnten, zu besuchen. 1760 jedoch ging er auf den Ruf des Herzogs von York wieder nach London, wo er theils seiner anziehenden Compositionen, theils der musikalischen Fertigkeit seiner ältesten damals 34jährigen Tochter wegen Aufsehen erregte. 1761 ertheilte ihm die Universität zu Oxford die Würde eines Doctors der Musik. 1770 machte er Reisen durch Frankreich und Italien.

und 2 Jahre nachher durch die Niederlande und Deutschland, in Hinsicht auf sein erwähntes großes Werk. Von beiden Reisen gab er die Beschreibungen heraus. Zu derselben Zeit ward er Mitglied der londoner Akademie (Royal society). 1776 erschien der 1. Th. f. „General history of music from the earliest ages to the present period“, 4., der 2. 1779 und der 3. u. 4. 1789, wovon Eschenburg die einleitenden Abhandlungen des ersten Bandes ins Deutsche übersetzt hat (Leipzig 1781, 4.). Sie ist in Beziehung auf die Geschichte der engl. Musik ein Hauptwerk. Er hat noch mehre geschätzte Schriften, worunter Händel's Biographie vorzüglich zu bemerken, und verschiedene musikalische Compositionen hinterlassen, und ist im April 1814 als Organist am Cheltenhamhospital gestorben. B. hatte eine zahlreiche Familie, deren sämmtliche Mitglieder sich vortheilhaft bekanntgemacht haben. — Seine zweite Tochter, Franziska d'Arblay, ist die Verfasserin der bekannten Romane „Evelina“, „Cecilia“, „Camilla“.

Burns (Robert), ein schottischer Dichter, geb. 1758, der Sohn eines armen Gärtners in der Grafschaft Ayr, lernte in der Schule seines Dorfes lesen, schreiben und selbst ein wenig Französisch. Die meisten seiner Gedichte sind Volkslieder in schottischer Mundart, aber ausgezeichnet durch das Feuer, die Kraft und den Glanz der Phantasie. Um ein Gefühl von Melancholie zu verbannen, welches eine seinen Neigungen widerstrebende Lage in ihm erregte, überließ er sich mit Leidenschaft den Vergnügungen der Geselligkeit und kam dadurch in vielfache Noth. Er gab endlich einen Band Gedichte heraus und wurde hierdurch bekannter. Nun kam er nach Edinburg. Die angesehensten Männer beeiferten sich, ihn mit Auszeichnung aufzunehmen, und er würde sich in der höchsten Achtung erhalten haben, wenn er sich nicht von seinem Hange zur Unmäßigkeit hätte beherrschen lassen. Als er 1788 mit einer neuen Ausgabe seiner Gedichte 500 Pf. St. gewonnen hatte, unternahm er eine Pachtung und verheirathete sich mit einem Mädchen, das er schon früher geliebt hatte. Zugleich bekam er das Amt eines Acciseeinnehmers. Aber sowol seiner Pachtung als diesem Amte stand er so übel vor, daß er jene aufgeben mußte und nahe daran war, dieses zu verlieren, als der Tod ihn am 21. Juli 1796 hinraffte. Seine Werke sind in England sehr geschätzt. Sie erschienen von D. Currie gesammelt 1800 in 4 Bdn.; seine Gedichte einzeln 1804 zu Glasgow in einem Bande, und später noch aus seinem Nachlaß eine Sammlung Briefe und Gedichte.

Bursa (auch Brusa), 46° 38' 12" Länge, 40° 11' 30" N. B., die größte und schönste Stadt in Natolien am Fuße des Olympus, 4 Meilen vom Hafen Mundaia am schwarzen Meere, mit 80,000 Einw., worunter 6000 Armenier, 3500 Griechen, 1200 Juden. Die eigentliche Stadt steht auf senkrecht abgeschnittenen Felsen, zwischen denen schöne Bäume hervorsprossen, und wo jene fehlen, hat sie starke Mauern und Wälle. Sie wird übrigens durch das noch höher auf einem Felsen gelegene Castell von sehr hohem Alter, wie die cyclopischen Mauern bezeugen, beherrscht. Vermuthlich war hier einst der Sitz der alten bithynischen Könige. Sowol die Griechen als Armenier bewohnen jede eine besonders mit Gräben und Brücken verschlossene Vorstadt. Die christlichen Vorstädte liegen nach türkischer Polizei in der niedrigen Ebene. Die Stadt hat 2 kaisert. Paläste, 365 Moscheen, worunter zwei durch ihre Bauart ausgezeichnete, 3 griechische und 1 armenische Kirche, 4 Synagogen. Ein griech. und ein armen. Erzbischof haben hier ihren Sitz. Die Einw. verfertigen seidene, Gold- und Silberstoffe, Stickereien, und versenden diese, sowie viele rohe Seide, durch Caravanen nach Smyrna, Konstantinopel und Angora. Sultan Osman I. eroberte die Stadt 1326 und machte sie zur Residenz, welches sie bis zur Eroberung von Konstantinopel (1453) verblieb. Die Stadt hat treffliche Bäder. Im neuen Brunnen entspringt eine kalte Quelle, und es durchströmen dies Bad zwei heiße Quellen. — Des Sultans Osman Grab liegt außerhalb der Stadt. Marmor und Saspis schmücken dies Denkmal und auch andre Grab-

mäler der Sultane, welche hier residirten und starben. Im nahen Gebirge Essfchehir gräbt man Meerschaum durch 300 Arbeiter. Der gewonnene Meerschaum wird hier zu Pfeifenköpfen gebohrt, welche nach allen christlichen Staaten in Menge ausgeführt und dort nach der Mode der einzelnen Absatzplätze bearbeitet werden.

Bursche, die gemeinschaftl. Benennung, welche auf Universitäten studirende Jünglinge einander beilegen, stammt von Bursales oder Bursarii, wie in den mittlern Zeiten die Studirenden, von den gemeinschaftlichen Gebäuden, Bursae, worin sie zusammenlebten, genannt wurden, ab.

Burschenschaft. Wenn eine Masse junger Männer von gemeinschaftlicher Bildung und zu gemeinschaftlichen Zwecken in einem Orte vereint ist, so kann es nicht fehlen, sie müssen irgend eine organische Form ihres Beisammenlebens entwickeln, wenn sie ihnen nicht auf eine zweckmäßige Weise von der Regierung gegeben werden kann. In den ältern Zeiten fand sich diese Form in den Nationen vor, in welche die Studirenden getheilt waren, deren jede ihre Vorsteher hatte, und welche sich wieder zu einem Ganzen vereinigten, sodas auch der Rector der Universität von ihnen erwählt wurde. Später wurde diese Einrichtung aufgehoben, und die Disziplin sollte ganz allein von dem Collegium der ordentlichen Professoren ausgeübt werden. Von dieser Zeit an hat man immer mit dem Corporationsgeiste der Studirenden zu kämpfen gehabt, aber ihn nie ganz verbannen können, weil er zu tief in der menschlichen Natur liegt, und in den Verhältnissen der Studirenden zu viel Veranlassungen, ihn zu wecken und zu nähren, enthalten sind. Bis ins 17. Jahrh. hatte man mit den Resten des Nationalismus und dem damit verbundenen Personalismus zu thun; dann aber verschwand er von selbst, und die Orden traten an seine Stelle. Das Studentenleben ist jederzeit eine Abspiegelung des öffentlichen Lebens überhaupt gewesen, und die Tendenzen, vernünftige und thörichte, der ältern Generationen haben sich mit großer Schnelligkeit den jüngern Zeitgenossen mitgetheilt. Gegen Ende des 17. Jahrh. fing das Ordenswesen, öffentliches und geheimes, an, die ältere Welt sehr ernsthaft zu beschäftigen, und bald ging es von den Universitäten über. Man hielt Logen, Ordensclubs und Feste, man hatte geheime Erkennungszeichen und Symbole, und nicht nur das akademische Leben stand unter dem Einflusse dieser Verbindungen, sondern man suchte auch häufig, jedoch im Durchschnitt vergeblich, ihnen eine über die Universitätsjahre hinausreichende Dauer und Wirksamkeit zu geben. Nach und nach traten die Orden auch auf den verschiedenen Universitäten in Verbindung, und einige, der Fackel-, Schwert-, Concordien- und Lilienorden waren um die Mitte des vorigen Jahrh. ziemlich durch ganz Deutschland verbreitet. Von Zeit zu Zeit ergingen strenge Untersuchungen gegen sie; sie wurden unterdrückt, aber nur um bald, höchstens mit veränderten Namen, wieder aufzuwachen. Neben ihnen bestanden schon große, fest zusammenhaltende Verbindungen nach den verschiedenen Ländern und Hauptgegenden Deutschlands mit Seniores u. a. Beamten. Zu Ende des vorigen Jahrh. hatten sich diese wieder mehr verloren, und an die Stelle der obgen. vier Orden waren die Amicisten, Unitisten, Constantisten und Schwarze getreten. Mehre Ursachen aber wirkten nun zusammen, den Geist der Ordnungsverbindungen außer den Universitäten in engere Schranken zu bannen, und so verloren sich die Studentenorden fast von selbst, wurden aber durch sogen. Landsmannschaften (Kränzchen) ersetzt, deren Zweck vornehmlich darauf gerichtet war, eine gemeinschaftliche Regel für das Beisammenleben der Studirenden (den sogen. Comment, die Gesetze des Duellirens, der Trinkgelage, des Verhaltens zu den Professoren, Hauswirthen u. dgl.) aufrechtzuhalten. Das Rohe und Ungereimte, welches in diesen Regeln vielfältig enthalten war, fand immer schon unter den Studirenden selbst zahlreiche Gegner; allein das Zusammenhalten und planmäßige Handeln der Landsmannschaften gab ihnen über die Unverbundenen einen solchen Vortheil, daß sie sich einer Art von Herrschaft derselben

nicht entziehen konnten. Nun iraten aber die Jahre der franz. Herrschaft über Deutschland ein, und der Widerwille gegen dieselbe, die Sehnsucht nach einer Befreiung und Wiedergeburt Deutschlands vereinigte sehr viele zu dem Entschlusse, den Sinn der Nation zu diesem Ziele zu wecken und insgeheim die Kräfte für künftige Fälle zu sammeln. Von 1809 an war auf den Universitäten ein geheimes Wirken für solche Zwecke zu bemerken. Man sprach gegen die Absonderung der deutschen Stämme und suchte den beschränkten Zwecken der Landsmannschaften eine höhere allgemein nationale Richtung zu geben. Bekanntlich war der Jugendbund für diese Absichten sehr thätig, und nicht ohne Erfolg. Freudig zogen eine große Menge deutscher Jünglinge mit in die Kriege von 1813 und 1815, und kehrten nachher reifer und ernster auf die Universitäten zurück, ihre Studien fortzusetzen. Die Resultate des wiener Congresses wurden selbst von den Stiftern des deutschen Bundes für unbefriedigend, den gerechten Erwartungen der Völker bei weitem nicht entsprechend erklärt; officiell sprach man es aus, daß man sie nur in der Hoffnung angenommen habe, es werde sich diese Verfassung zu größerer Einheit Deutschlands und einer größeren Kraft der Bundesregierung ausbilden lassen. Es war lange Das nicht erreicht worden, was Osterreich und Preußen vorgeschlagen hatten, und als das Gebäude aufgerichtet war, ging auch der weitere Ausbau nicht so von statten, als zumal Diejenigen gehofft hatten, welche mit den Schwierigkeiten desselben wenig bekannt waren. Unter diesen Umständen war es sehr natürlich, daß das jugendliche akademische Leben in einer doppelten Hinsicht eine von der vorigen sehr abweichende Richtung erhielt. Einmal indem der ernstere Charakter desselben sich von manchen früheren Rohheiten und Thorheiten (dem Duell, dem übermäßigen Trinken, dem alten Renommistenunfug u. s. w.) loszumachen strebte, und zweitens, indem man sich für berufen hielt, für Deutschlands Nationaleinheit und Verfassungsreform thätig zu sein. Aus dem Ersten entstand die Burschenschaft, als ausschließliche Vereinigung aller Studirenden, mit Vorstehern und einem Ausschusse, welche u. A. auch dem Duell entgegenwirkten; aus dem Andern entsprang die Beschäftigung der Burschenschaft mit politischen Reformen und am Ende sogar mit einer zu bewirkenden Revolution. Auch in der ersten Hinsicht war die Sache für die akademische Disciplin nicht gleichgültig und nicht zu dulden; in der zweiten aber war sie eine große und gefährliche Verirrung, weniger darum, weil man es für möglich halten durfte, daß durch diese Studentenverbindung wirklich ein Umsturz der Verfassung in irgend einem deutschen Staate hätte bewirkt werden können, als darum, weil dadurch die Studirenden von dem Zwecke ihres Aufenthalts auf der Universität abgelenkt und mit einem unreifen politischen Dünkel erfüllt wurden, welcher sie später für ernstere revolutionnaire Umtriebe empfänglich machen mußte. Man hat lange nicht glauben wollen, daß die Burschenschaften eine solche politische Tendenz gehabt haben, und es kann in der That sein, daß diese der größern Zahl der Mitglieder fremd geblieben ist. Allein obgleich die eigentliche Theilnahme der Burschenschaften an politischen Plänen nur von Denen genau ermessen werden kann, welchen die geführten Untersuchungsacten zu Gebote stehen, so wird sich Das nicht mehr leugnen lassen, daß schon von 1817 oder 1818 an gewisse engere Vereine gestiftet worden sind, welche die Burschenschaft in jenem politischen Sinne zu bearbeiten und zu leiten gesucht haben. Der Erfolg hat aber auch bewiesen, daß diese Dinge nicht von dem Stande der Universitätslehrer ausgingen, wie zuweilen behauptet wurde, weil man jetzt in einer Zeit von 7 Jahren auch nicht einen Dessen überführt hat, und ebenso, daß sie noch bei weitem nicht eine so gefährliche Ausdehnung erlangt hatten, als der erste Schreckensruf besagte. Seitdem hat man alle Universitäten Deutschlands unter eine strengere Aufsicht gesetzt, und besonders zu verhindern gesucht, daß sich die einzelnen Burschenschaften nicht wieder erneuerten, und vorzüglich, daß die Verbindung einer allgemeinen, die meisten deutschen Un-

versitäten umfassenden Burschenschaft, deren Directorium jährlich wechselte, nicht fortgesetzt werde. Das Letzte ist erreicht worden, und es scheint auch, daß die in der Stille vielleicht noch übrigen Verbindungen der Studierenden den politischen Charakter ganz und gar abgelegt haben. Dagegen mögen hier und da die altlandsmannschaftlichen Vereine, welche von den Burschenschaften fast ganz unterdrückt waren, wieder ins Dasein getreten sein, denen eine burschenschaftliche Verbindung nur in Nebendingen (z. B. in dem sogen. altdeutschen Rode) und insofern entgegensteht, als die letzte in ihrer jetzigen Stellung die Quelle zu vermindern und überhaupt den sogen. Comment zu verbessern sucht. Weinake sollte diese Erfahrung, daß selbst die nachdrücklichen Strafen, welche durch Bundesbeschlässe auf dergl. Verbindungen gesetzt worden, sie nicht auszurotten im Stande sind, zu der Frage führen, ob dieser Hang zur Corporation denn etwa so tief in der menschlichen Natur gewurzelt sei, daß man nur auf eine zweckmäßige Leitung, nicht aber auf Vertilgung desselben denken dürfe? Ganz sicher ist wenigstens die Thatsache, daß seit dreihundert Jahren immer ähnliche Verbindungen bestanden, daß immer dagegen, aber ohne vollständigen und bleibenden Erfolg gekämpft wurde, und daß sie stets von selbst den Charakter annahmen, welcher sonst in den höhern und ältern Kreisen der Zeitgenossen der vorherrschende war. 37.

Busbecq, auch Busbec (Augier Ghislen v.), der natürliche Sohn eines Edelmanns dieses N., geb. 1522 zu Comines in Flandern, wurde von Karl V. legitimirt. Nachdem er auf den berühmtesten Universitäten Flanderns, Frankreichs und Italiens studirt hatte, begleitete er Peter Lassa, Gesandten des römischen Königs Ferdinand, nach England. Ein Jahr darauf (1555) ernannte ihn dieser Fürst zu seinem Gesandten bei Soliman II. Seine erste Unterhandlung war eben nicht glücklich; er erhielt nur einen Waffenstillstand auf 6 Monate und einen Brief, den er sogleich an Ferdinand überbrachte. Dann begab er sich wieder auf seinen Posten; dies Mal hatte seine Unterhandlung einen vollständigen Erfolg. Nach 7 Jahren kehrte er zurück und ward zum Erzieher der Söhne Maximilians II. ernannt. Als dieser Fürst Kaiser geworden war, beauftragte er ihn 1570, die Erzherzogin Elisabeth, welche sich mit Karl IX. vermählen sollte, nach Frankreich zu begleiten. B. blieb in der Eigenschaft eines Haushofmeisters bei Elisabeth, und als sie nach ihres Gemahls Tode Frankreich verließ, lebte er fortwährend daselbst als Gesandter Rudolfs II. 1592 trat er seine Rückreise nach Flandern an. Unterwegs ward er von einer Partei Liguisten angefallen. Zwar ließen ihn dieselben, sobald sie seine Pässe gesehen, die Eigenschaft eines Gesandten in ihm ehrend, ungekränkt ziehen; allein der Schrecken, den dies Ereigniß ihm verursacht hatte, zog ihm ein heftiges Fieber zu, an welchem er nach wenigen Tagen (den 28. Oct. 1592 auf dem Schlosse Maillet bei Rouen) starb. Wir besitzen von ihm 2 wichtige Werke: 1) „Legationis turcicae epistolae quatuor“ (N. A. Basel 1740), worin die Politik, die Macht und die Schwäche der Porte so gründlich und bündig auseinandergesetzt werden, daß sie noch jetzt belehrend sind; und 2) „Epistolae ad Rudolphum II. Imp. e Gallia scriptae“ (herausgeg. v. Houwaert, N. A., Brüssel 1632 u. öfter), ein für die Geschichte der damaligen Zeit überaus wichtiges Werk. Auch „Busbequii Omnia quae exstant“ (Leyden, Elsevir, 1633, 24., u. Basel 1740). Dabei ist sein Styl rein, zierlich und ungeschmückt. Während s. Aufenthalts in der Türkei sammelte er griechische Inschriften, welche er Andreas Schott, Justus Lipsius und Gruter mittheilte; man verdankt ihm u. A. das berühmte Denkmal von Ancyra auf August. Mehr als hundert griechische Handschriften, die er gesammelt hatte, schenkte er der wiener Bibliothek.

Büsch (Johann Georg), Professor der Mathematik bei dem hamburgischen Gymnasium und Vorsteher der Handlungsakademie. Zu einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo von allen Ständen und an allen Orten über den Wohlstand des

Staats und der Bürger und die Quellen und Hindernisse desselben gesprochen wird, sollte B.'s treffliche „Abhandl. vom Gelbunlauf“ in Aller Händen sein. B., geb. zu Alten-Webing im Lüneburgischen den 3. Jan. 1728, kam früh mit s. Vater, einem Geistlichen, nach Hamburg, beschäftigte sich, ungeachtet der Schwäche seiner Gesundheit und seines Gesichts, eifrig mit den Wissenschaften und ging 1748 nach Göttingen, um Theologie zu studiren, womit er Geschichte und später Mathematik verband. 1757 erhielt er in Hamburg die Professur der letztern, und 1767 stiftete er in Verbindung mit Wurm eine Handelsschule, welche die vorzüglichste ihrer Art in Europa wurde. Er hat um Hamburg, das sein Andenken durch ein öffentl. Denkmal ehrte, unvergängliche Verdienste. Er starb, nachdem sein hohes, aber noch kräftiges Alter durch eine beinahe an Blindheit grenzende Augenschwäche zum Theil erschwert worden war, an einem Fußschaden den 5. Aug. 1800. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir noch folgende: „Erfahrungen“, 5 Bde. (1790—1802); „Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthandel“ (fortgesetzt von Bredow); „Sämmtl. Schriften von den Banken“ (Hamb. 1801, N. N. 1817); „Lehrb. der gesammten Handlungswissenschaften“ und die „Handlungsbibliothek“, 3 Bde. (gemeinschaftlich mit Ebeling). Von 1813—16 ist eine Sammlung seiner sämmtl. Schriften in 12 Bdn. erschienen.

Büsching (Anton Friedrich), k. preuß. Oberconsistorialrath, Director des Gymnasiums im grauen Kloster zu Berlin — der Geograph —, geb. d. 27. Sept. 1724 zu Stadthagen im Schaumburg-Lippischen, wo s. Vater ein geschätzter, aber in s. häuslichen Umständen sehr zurückgekommener Advocat war. Nachdem er sein Knaben- und Jünglingsalter mit großer Anstrengung den Wissenschaften gewidmet hatte, bezog er noch, durch die harte Behandlung s. Vaters aus dem väterl. Hause vertrieben, auf ein Jahr das hallische Waisenhaus. Oftern 1744 wurde er Student der Theologie in Halle, wo er an Baumgarten einen Freund, Beschützer und Wegweiser fand, der auch seine 1746 erschienene „Introductio in epistolam Pauli ad Philippenses“ mit einer Vorrede begleitete. Nach Vollendung seiner akadem. Studien fing er an, Vorlesungen auf der dortigen Universität zu halten. 1748 übertrug ihm der dänische Geh.-Rath, Graf zu Lynar, den Unterricht seines ältesten Sohnes, der bei s. Großvater, dem Grafen Neuß in Köstritz, erzogen wurde. Als im folg. J. der Vater seines Zöglings vom dänischen Hofe zum Gesandten in Petersburg ernannt worden war, begleitete B. denselben nebst s. Zöglinge dorthin. Auf dieser Reise faßte B., dem das Mangelhafte der Hübner'schen und Hager'schen Geographien recht deutlich wurde, zuerst den Entschluß, eine neue Erdbeschreibung zu entwerfen. Da der Graf von Lynar s. Zurückberufung erwartete, sandte er schon im Aug. des folg. J. seinen Sohn nebst B. nach Deutschland zurück. Hier fing dieser an, seine Erdbeschreibung auszuarbeiten, und ließ bereits 1752 eine kurz gefaßte Staatsbeschreibung von Holstein und Schleswig, als Probe und Ankündigung des größern Werks, erscheinen. Den größten Theil desselben arbeitete er in Kopenhagen im Hause seines Freundes Hauber aus, in welchem er 2 Jahre verweilte. Zugleich gab er: „Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften und Künste in den dänischen Reichen“ (2 Bde., 1754 und 1756), eine Monatschrift, heraus, durch welche er sich in Kopenhagen sehr beliebt machte. 1754 kehrte er, wegen der Ausarbeitung der Geographie von Deutschland, wieder nach Halle zurück, schrieb daselbst seine Dissert. „Vindiciae septentrionis“, und kündigte ein Collegium über die Verfassung der vornehmsten europ. Staaten an. Kaum hatte er damit begonnen, als ihm von dem hanöv. Minister Münchhausen die Stelle eines außerord. Prof. der Philosophie zu Göttingen angetragen, und dabei die Freiheit gestattet wurde, seine geograph. Arbeit zu vollenden. B. nahm den Antrag an und traf schon im Aug. 1754 in Göttingen ein. Er las nun, außer seinen philos. Collegien, auch ein katechetisches Collegium, mit praktischen Übungen der Studiren-

den verbunden, und über die politische Erdbeschreibung. Da aber die schriftstellerischen geograph. Arbeiten stets s. Hauptgeschäft blieben, so lehnte er den Antrag, zugleich Universitätsprediger zu werden, von sich ab. Aus eben diesem Grunde schlug er auch den förmlichen Antrag aus, der ihm jetzt von dem dänischen Ministerium gemacht wurde, nach Dänemark zurückzukehren und dort eine neue Schule anzulegen. Im Frühlinge 1755 verheirathete er sich mit Christiane Dilthey, nachdem sie vorher feinetwegen von der reform. Religion zur lutherischen übergegangen war. Diese Frau ist deshalb merkwürdig, weil sie nicht allein von der göttingischen gelehrten Gesellschaft als Ehrenmitglied aufgenommen, sondern auch von dem damaligen Prorector der Universität Helmstädt, Häberlin, zur kais. gekrönten Dichterin ernannt wurde. Jetzt nahmen B.'s Leiden ihren Anfang. Er hatte nämlich sein bisheriges theolog. System geprüft und gefunden, daß Mehres darin nicht haltbar sei. Dies vertauschte er mit neuen Ideen, und schrieb alsdann zur Erlangung der Doctorwürde eine Disputation, in welcher er sein neues System öffentlich darlegte. Obgleich einige Einwendungen dagegen gemacht worden waren, so hatten die göttinger Theologen doch keinen weitem Anstoß daran genommen. Aber bald darauf fing der handv. Confistorialrath Götten, Münchhausen's Beichtvater und s. Rath in den theol. Angeleg. der Universität, an, den reblichen B. der Heterodoxie zu beschuldigen. Münchhausen ahnete unangenehme Folgen für die Universität und ließ deshalb 1757 ein Rescript an B. ergehen, werin ihm, da er in s. Inauguraldisputation von den recipirten Lehrensätzen der luth. Kirche abgewichen sei, aufgegeben wurde, künftig nichts Theologisches mehr drucken zu lassen, was er nicht vorher an das geh. Concilium zu Hanover zur Censur eingeschickt habe; auch solle er sich vorerst der theol. Vorlesungen, besonders der dogmatischen, enthalten. B. antwortete hierauf, wie es einem Manne geziemt, in ernstem freimüthigen Tone, wodurch die Sache in Hanover nur noch mehr Aufsehen erregte. Obgleich die unangenehmen Folgen, welche dieses Ereigniß für B. nachsichgezogen hatte, sich nach und nach verloren, und er auch 1759 ordentl. Prof. der Philosophie geworden war, so war ihm dadurch der Aufenthalt in Göttingen doch sehr verleidet worden. Als nun hierzu noch die Drangsale des siebenjähr. Krieges kamen, die Göttingen hart trafen, so nahm B. einen Ruf als Pastor bei der luth. Petersgemeinde zu Petersburg an. Am 24. Juli kam er mit den Seinigen dort an und fand eine sehr gute Aufnahme. So sehr ihn hier schon s. Predigtamt beschäftigte, so viel größere Bemühung machte ihm noch die Gründung der mit der Gemeindegemeinschaft verbundenen Schulanstalt, welcher er durch sein rastloses Bestreben einen großen Ruhm verschaffte. Nichtsdestoweniger bildete sich nach und nach eine Partei, die allen s. Schritten entgegenstrebte. Dadurch fühlte sich B. am Ende bewegen, s. Entlassung zu nehmen, obgleich die Kaiserin Katharina ihm den Antrag machen ließ, mit Ablegung seiner theolog. Würde in Dienste bei der petersburger Akademie zu treten und sich s. Gehalt selbst zu bestimmen. Er kam im Juli 1765 nach Deutschland zurück und wählte Altona zu s. Aufenthalt, um dort s. schriftstellerischen Arbeiten fortzusetzen und den Ruf zu einer festen Verforgung abzuwarten. Münchhausen wünschte ihn wieder in Göttingen angestellt zu sehen; B.'s Bedingungen schienen dem Minister zu hoch; nach weitem Verhandlungen blieb B. in Altona, von s. petersburger Gönnern und Freunden auf das großmüthigste unterstützt. 1766 ward ihm von Berlin aus das Amt eines Directors der verbundenen berlinischen und kölnischen Gymnasien nebst Sitz und Stimme im Oberconsistorium angeboten, welches er Ende Oct. antrat. Hier lebte er, von seinen Vorgesetzten und Freunden aufrichtig geliebt und verehrt, in geräuschloser, aber wahrhaft bewunderungswürdiger Thätigkeit für s. Amt, als Director der Gymnasien, und erwarb sich um die Aufnahme derselben bleibende Verdienste. Er starb den 28. Mai 1793 im 70. J. seines Lebens. Sein größtes schriftstellerisches Verdienst hat er als Geograph. Bis auf s. Erdbeschreibung hatten weder die Deutschen noch irgend eine a. Nation

ein geograph. Werk, das auf wissenschaftliche Behandlung und auf einige Vollständigkeit Anspruch machen konnte. Seine „Erdbeschreibung“, die seit 1754 nach und nach in einzelnen Bänden herausgekommen ist und während der Lebenszeit ihres Vf. 8 rechtmäßige Ausg. gehabt hatte, ist nach den unvollkommenen Versuchen s. Vorgänger das erste vorzügliche Werk in diesem Fache, aber unvollendet. — Sein Sohn, Johann Gustav B., Prof. in Breslau, geb. 1783 den 19. Sept. zu Berlin, hat als Schriftsteller für die altdeutsche Literatur, Kunst und Alterthumskunde Schätzbares geleistet; auch gründete er den Verein für schlesische Geschichte und Alterthümer. Er starb den 4. Mai 1829 in Breslau.

B u s c h m ä n n e r (holländ. Bosjesmannen), der allgemeine Name jener wilden Volksstämme, die in den Wüsten Südafrikas einen ungeheuern Flächenraum bewohnen, die Nordseite der Colonien am Cap bestreifen und sich gegen das Innere des noch wenig bekannten Welttheils in Regionen verlieren, die bis jetzt noch kein Europäer betreten hat. Der ehemalige holländ. Gouverneur Janssens gibt folgende Nachrichten von ihnen: Die Buschmänner sind ein wildes, ungezähmtes, häßliches Volk und über alle Vorstellung verwildert = elend. Weit entfernt, eine Nation zu bilden, leben sie nicht einmal gesellig beisammen. In einzelnen Familien schwärmen sie umher und vereinigen sich nur in großen Massen, wenn sie sich vertheidigen oder einen räuberischen Anfall machen. Sie bauen die Erde nicht und haben kein einziges zahmes Hausthier als den Hund. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Heuschrecken. Sie ertragen den Hunger sehr lange und entschädigen sich durch eine desto reichlichere Mahlzeit, wenn es ihnen gelingt, ein Stück Wild zu erlegen, einen Ochsen oder einige Hammel zu stehlen. Hütten und Hausgeräth haben sie eigentlich gar nicht. Der brennende Himmel ist ihr Zelt, der heiße Sandboden ihr Bett. Ihre Waffe besteht aus einem kleinen Bogen und vergifteten Pfeilen, die sie mit erstaunlicher Bestimmtheit in große Fernen schießen. Ihre Sprache ist überaus arm; sie besteht aus einem gewissen Klatschen mit der Zunge und rauhen, hervorgegurgelten Tönen, für die wir keine Buchstaben haben. Sie sind im Ganzen von kleiner Gestalt, ihre Haut ist dunkelgelb, und ihr Haar, das der Wolle gleicht, ist in kleinen Zöpfen zusammengewirrt.

B u s e m b a u m (Hermann), ein durch s. Werk: „*Medulla theologiae moralis, ex variis probatisque auctoribus concinnata*“, das 50 Aufl. erlebte, berühmte gewordener Jesuit, geb. zu Nottelen in Westfalen 1600, Rector des Jesuitencollegiums zu Hildesheim und Münster, starb d. 31. Jan. 1668 als Reichvater des kriegerischen Bischofs Bernhard von Galen, dessen Freund und Günstling er war. Das genannte Werk war als ein Duodezbandchen in den Seminarien der Jesuiten sehr im Gebrauch, als der Pater Lacroix vermittlest s. Commentare und der Zusätze des Pater Collendall 2 Folianten daraus machte, welche mit neuen Vermehrungen 1729 zu Lyon vom Pater Montausan herausgeg. wurden. Dieselbe Ausg. erschien 1758 unter dem Druckort Köln. Jetzt fand man über den Menschen- und Königsmord Grundsätze darin, die um so tadelhafter erschienen, als eben damals Damiens einen Versuch gegen Ludwigs XV. Leben gemacht hatte. Das Parlament von Toulouse ließ das Werk öffentlich verbrennen und zwang die Superioren der Jesuiten, vor Gericht zu erscheinen. Diese sagten sich von der Lehre des Buches los, erklärten, den Vf. nicht zu kennen, und leugneten, daß ein Jesuit daran Theil habe. Das Parlament von Paris begnügte sich, das Buch zu verurtheilen. Gegen diese beiden Urtheile trat ein ital. Jesuit, Pater Zacharia, mit Erlaubniß seiner Obern, als Vertheidiger von B. und Lacroix auf; aber seine Vertheidigung wurde vom pariser Parlament auch verdammt. Außerdem hat man von B. „*Lilium inter spinas, de virginibus Deo devotis eique in saeculo inservientibus*“.

B ü s t e (ital. il busto, von dem lat. bustum), ein durch des Bildhauers Kunst dargestellter menschlicher Kopf mit einem Theile des Oberleibes — plasti-

sches Brustbild. Es gibt 1) solche, wo an dem Kopfe nur ein Stück Hals bis unterhalb der Vertiefung desselben und der obere Theil der Schultern befindlich ist; 2) Köpfe mit dem obern Theile der Brust bis unter die Herzgrube (die eigentlich sogen. Büsten), und 3) Köpfe mit dem Obertheil der Brust bis auf den Nabel, ja bis auf die Hüften. Zwischen der Büste und ihrem Fußgestelle befindet sich bisweilen eine Säule oder ein langer Stamm, und dann nennt man eine solche Darstellung *Hermes* (s. d.); öfters sitzt aber auch die Figur auf einer Fläche, und ist en Relief gearbeitet. Alle diese Verschiedenheiten sind antiquarisch von Wichtigkeit. In ästhetischer Hinsicht hat man zu unterscheiden Portraitbüste, idealisirte Portraits und idealische Köpfe. Von den eigentlichen Portraitbüsten hat man keinen andern ästhetischen Vortheil zu erwarten als von Portraits überhaupt; idealisirte Portraits büsten reichen schon näher an die schöne Kunst und können sehr lehrreich sein für das Studium der Charakteristik. Die idealen Büsten endlich gehören ganz der schönen Kunst; dahin gehören die Büsten von Göttern und Heroen, welche dem Archäologen wichtig sind, da sie zu mancher Vergleichung Gelegenheit geben und manche Lücke ausfüllen. Gewiß ist der Ursprung der Büsten von den Hermen abzuleiten; doch findet man die eigentlichen Büsten bei den Griechen erst zu Alexanders, und bei den Römern zu der Cäsaren Zeiten in Gebrauch. Dieser Gebrauch hatte seinen Grund einmal in einer den Griechen und Römern gemeinschaftlichen Sitte, die Ehren- oder Weisheitsurtheile mit Portraits zu zieren, und sodann in dem Rechte des röm. Abels, in den Vorhallen der Wohnungen die Bildnisse seiner Vorfahren aufzustellen. Dadurch ward man auf den häufigen Gebrauch rundgearbeiteter Büsten berühmter Männer überhaupt geleitet und führte sie, des geringern Aufwandes wegen, auch bei Darstellungen der Götter ein. Wir besitzen eine große Menge von Büsten aus dem Alterthum; doch ist der bei weitem größere Theil aus Rom und Italien. Die meisten sind aus Marmor. Wichtig waren diejenigen von Bronze, welche man in Herculaneum fand. Die seltensten sind die aus Edelsteinen und edeln Metallen. Eine Hauptschwierigkeit entsteht dem Künstler, vornehmlich bei der Bildung solcher Portraitbüsten, die nur bis auf die Schultern gehen, daraus, daß der in vollkommen richtigem Verhältnisse und ganz naturgemäß dargestellte Kopf dem Beschauer unverhältnißmäßig groß und stark zu erscheinen pflegt; weil nur deshalb, weil wir, ohne uns dessen deutlich bewußt zu sein, gewohnt sind, bei der genauen Betrachtung eines Menschen seinen Kopf mit dem übrigen Körper zu vergleichen, welche Vergleichung bei der Büste sich auf den mitdargestellten geringen Körpertheil beschränkt. Jenem Mißstande läßt sich nur durch unmerkliche Abweichungen von den wirklichen natürlichen Verhältnissen des darzustellenden Kopfes vorbeugen, wobei aber die Grenzlinie gar leicht überschritten wird, und hier erreicht der Künstler das Höchste, wenn er diese Grenzlinie so genau wahrnimmt, daß gerade jene wohlberechneten Abweichungen den unbefangenen Beschauer täuschen und ihm über die Identität (vollkommene Ähnlichkeit, Gleichheit) des Dargestellten mit dem Darzustellenden keinen Zweifel übrig lassen. Abbildungen berühmter alter Büsten finden sich in den Ikonographien von Uffini, Bellori und Visconti. Vgl. Gurlitt's „Vers. üb. die Büstenkunde“ (Magdeb. 1800).

Bustrophedon, eine Schreibart, die auf Münzen und Inschriften aus dem höchsten griech. Alterthum gefunden wird. Die Zeilen liefen in derselben nicht ununterbrochen von der Linken zur Rechten, oder von der Rechten zur Linken; sondern die erste fing von der Linken an und ging zur Rechten, die zweite Zeile ging in entgegengesetzter Richtung von der Rechten zur Linken, die dritte wieder von der Linken zur Rechten u. Man nannte sie Bustrophedon (d. h. ochenwendig), weil die also geschriebenen Zeilen wie die Furchen des von Ochsen gepflügten Ackers aufeinanderfolgen. Solon's Gesetze waren auf diese Art in Tafeln eingegraben.

Buße, jedes Leiden, das zur Vergütung eines begangenen Unrechts erduldet

wird, und jede Leistung für zugesügten Schaden. Dieser alte rechtliche Begriff entsprach nach der Bußpraxis der ältern christlichen Kirche auch der religiösen Buße, d. h. der Genugthuung, die der Sünder wegen seiner Vergehungen Gott und der Kirche zu leisten hat. Nach protest. Ansicht wird sie nicht unter die Sacramente gerechnet, weil ihr die wesentlichen Merkmale derselben fehlen. Der protest. Lehrbegriff nimmt als Bestandtheile der Buße oder Bekehrung nur Reue und Glauben an. Reue ist ihm die durch Erkenntniß der Sünden entstandene Betrübniß über den Verlust der göttlichen Gnade und die Geneigtheit zur Besserung, Glaube die zuversichtliche Erwartung, durch die versöhnende Kraft des Todes Jesu Vergebung der Sünden von Gott zu empfangen, und Beides wirkt nach diesem Lehrbegriff die göttliche Gnade ohne eignes Verdienst des Menschen, weil er nur durch das Verdienst Christi begnadigt und selig werden kann. Die letzte ganz biblische Bestimmung leugnete zwar die kath. Kirche ebenso wenig als die Wirkungen der göttlichen Gnade in dem Herzen des Bußfertigen, räumt aber doch in beiden Beziehungen der eignen Kraft und Würdigkeit des Menschen mehr ein, als die klaren Aussprüche der h. Schrift nach protest. Ansicht erlauben. Über die kirchlichen Bußanstalten und Büßungen s. Kirchenzucht.

31.

Buße (Sacrament der Buße), die christliche Bußanstalt der kath. Kirche. Der Mensch soll vom Bösen zum Guten übergehen, dies ist die Aufgabe. Es sind also 2 Fragen: die erste, wie die Bedingungen heißen, ohne die kein Übergang vom Bösen zum Guten werden kann, und zweitens, wie die thätigen Principien heißen, die diesen Übergang bewirken, oder mit andern Worten, zum ersten, was den gewünschten Übergang möglich, und zum andern, was ihn wirklich macht. Betrachten wir die erste Frage! — Der Übergang vom Bösen zum Guten ist nicht möglich ohne richtige Selbsterkenntniß des Menschen in Hinsicht auf das Böse, das ihm inwohnt und nicht inwohnen soll, und in Hinsicht auf das Gute, das ihm mangelt und nicht mangeln soll. Diese richtige Selbsterkenntniß ist nicht möglich ohne die herrschende Gemüthsstimmung des Menschen, sich sehen zu wollen, wie er ist, ohne Demuth. Also Selbsterkenntniß und Demuth sind die 2 Bedingungen, ohne die kein Übergang möglich ist. (Man vgl. dies trefflich ausgeführt in Sailer's „Moral“, Bd. 1, S. 462—488.) — Wir kommen zur zweiten Frage, von dem wirklichen Übergange vom Bösen zum Guten. Im Menschen, der böse ist, herrscht das Böse, und wo das Böse herrscht, da ist sittliche Unordnung, es herrscht, was dienen, und dient, was herrschen sollte. Dieser Mensch hat das eine Gesetz, keinen Augenblick länger in dieser Unordnung zu verweilen, und alle ihm noch bewohnenden Kräfte dahin zu concentriren, daß in ihm die sittliche Unordnung gehoben und die sittliche Ordnung wiederhergestellt werden möge; so gebietet es das Gesetz der Moral, so fodert es die Stimme des Gewissens, welches als das Wort Gottes in uns nicht nur das Böse vor der Handlung uns zu verbieten und in uns nach der Handlung zu verdammen, sondern auch die Nothwendigkeit der Rückkehr zu Gott den Abgefallenen ans Herz zu legen hat. Erst dann ist also aus einem bösen ein guter Mensch gemacht, wenn die sittliche Ordnung in ihm vollständig hergestellt ist. Diesen Übergang kann man eine Revolution nennen, denn was bisher zu unterst war, kommt oben, und umgekehrt. Diese Revolution im Innern ist nothwendig mit einer Reformation im Äußern verknüpft, denn es kann in dem Menschen unmöglich eine so entscheidende Umänderung in Gesinnung und Zweck vorgehen, ohne daß dieselbe als ein lebendiges Princip auch eine Veränderung im Handeln, im ganzen Sein hervorbringe. Unbegreifbar ist diese Umänderung, denn eben darum, weil das böse Princip im Menschen herrscht und seine Handlungen bestimmt, läßt sich nicht einsehen, wie das gute Princip zur Herrschaft komme, es läßt sich — ebenso wenig als zwischen Wachen und Schlaf — der Zwischenzustand zwischen der Gattung des einen und des andern Princip's, der Übergang von einem zum andern nicht be-

greifen. Dieser unbegriffene Actus ist rein göttlich, er ist ein Act der Schöpfung. — Die sittliche Verbesserung des Menschen ist somit keine bloße Entwickelung der menschlichen Natur, denn sie wird ja durch das Böse auch entwickelt wie durch das Gute. Ebenso wenig ist sie eine bloße, bald so bald anders versuchte Bekämpfung einzelner Neigungen ohne Umsprung des ganzen Gemüthes zum Guten, denn es kann ja der Böse einzelne Neigungen bekämpfen, um die herrschende befriedigen zu können, es kann der Böse eine einzelne böse Neigung aus dem schwachen Reste einer übriggebliebenen Achtung für das Gesetz unterdrücken und doch im Grunde böse bleiben. Ebenso wenig ist die sittliche Verbesserung des Menschen bloß eine Zurechtmachung des Außern. Überhaupt geht sie von Innen heraus, nicht von Außen hinein, denn nicht die Reformation im Außern ist eine Quelle der Umwandlung im Innern, sondern umgekehrt. Ohne Beistand des heiligen Geistes gibt es für den Christen keine Umwandlung, keine Bekehrung, der heilige Geist schafft das Göttliche der Bekehrung im Menschen; dies ist gemeinsame Lehre des Christenthums. Es hat aber überhaupt Christus das Besserungsgeschäft, das an sich schon göttlicher Natur ist, der Leitung seiner göttlichen Kirche übergeben; er sprach nach seiner Auferstehung folgende Worte zu seinen Jüngern: „Wie mich gesandt hat der Vater, so sende ich Euch, und dieses sagend, hauchte er sie an und sprach zu ihnen: Nehmet den heiligen Geist; welchen Ihr nachlasset die Sünden, nachgelassen werden sie diesen; welchen Ihr sie behaltet, denen sind sie behalten“. Den Aposteln war also die Gewalt der Sündenvergebung gegeben, und zwar, sie zu ertheilen oder zu verweigern. Dem sie die Sünde vergaben, der wurde hierfür des Verdienstes des Todes Christi theilhaftig, nicht aber Der, dem sie behalten wurden. Daß aber hier an eine wahrhaftige Vergabung der Sünden im eigentlichen Sinne zu denken sei, ist unzweifelbar, da Christus, so oft er sich dieses Ausdrucks bediente, damit den gewöhnlichen, natürlichen Sinn verband. Er läßt zu Gott beten: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“, und lehret dann: „Wenn Ihr vergebet den Menschen ihre Vergehungen, so wird vergeben Euch auch der himmlische Vater; wenn Ihr aber nicht vergebet den Menschen ihre Vergehungen, so wird auch nicht vergeben Euer Vater Eure Vergehungen“ (Matth. 4, 12. 14. 15; vgl. Marc. 11, 25. 26). Ferner spricht er: „Jede Sünde und Lästerung wird nachgelassen werden den Menschen, aber des Geistes Lästerung wird nicht nachgelassen werden den Menschen“ (Matth. 12, 31). Am Kreuze betete er für seine Mörder: „Vater, vergib ihnen!“ (Luc. 23, 34). Nach diesen und mehren andern Stellen muß man annehmen, es hat die katholische, mit dem heiligen Geist erfüllte Kirche von jeher angenommen, daß Christus in der obigen feierlichen und bestimmten Anebe an seine Apostel eben diese Vergabung der Sünden gemeint habe, die er so oft von Gott erwarten läßt und selbst erbittet. — Den Sprachgebrauch haben daher Jene wider sich, welche unter der Sündenvergebung entweder die Predigt des Heils oder die Auspendung der Taufe verstehen möchten. Man sieht zugleich aus den angeführten Stellen, daß die Sündenvergebung ein wahrhaft göttlicher Act ist, durch welchen die Menschen in ein solches Verhältniß mit Gott gesetzt werden, als wenn sie gar nicht gesündigt hätten, daß sie somit nicht mehr Übertreter und strafbar, sondern als heilig und Anspruch habend auf das ewige Leben vor ihm erscheinen. Daß Christus diese Macht der Sündenvergebung gehabt und ausgeübt habe, kann nicht zweifelhaft sein, wenn man auch nur die Geschichte vom Sichbrüchigen betrachtet (Matth. 9, 2—9). Er erklärte hier nicht die früher geschene Nachlassung der Sünden, sondern er ließ sie nach. Eine solche Gewalt hat nun auch Christus den Aposteln und durch diese der Kirche, den Nachfolgern der Apostel, ertheilt. — Indem auf diese Weise der Kirche, die Sündenvergebung auszusprechen, übertragen worden, ist die herrlichste Anstalt der Leitung des Bußgeschäfts gegründet. Nur dem wirklich reinigen, dem gebesserten Sünder kann, soll und darf die

Sünde vergeben werden. Ob der Sünder reuig, gebessert sei, dies als eine Bedingung der Vergebung zu wissen, ist ebenso wichtig der Kirche als dem Sünder. Gleich wichtig ist die Fürsorge für das Nachhaltende der Besserung. Für alle diese Bedürfnisse hat die Kirche gesorgt. Es bedarf erstens der Mensch als Sünder geistige Hülfe, um zu Erkenntniß und Besserung seiner selbst zu gelangen, es muß die Demuth und durch diese die Selbsterkenntniß hervorgerufen werden; die Kirche thut es durch das Institut des geheimen Sündenbekenntnisses, der Beichte. Es ist zweitens der Mensch unfähig, sich selbst ohne Täuschung und auf die Dauer zu beruhigen, er bedarf daher geistiger Hülfe, um zum festen Bewußtsein, daß ihm die Sünde nachgelassen sei, und somit zur gründlichen Beruhigung seines Bewußtseins zu gelangen; dazu ist zunächst die *Absolution* bestimmt. Drittens aber ist auch der schon gebesserte und im Innersten beruhigte Mensch doch noch unwissend und schwach in Hinsicht auf die Zukunft, ist entblößt von aller wahren Lebensweisheit, bedarf geistiger Hülfe zu künftiger Führung seines Lebens, bedarf Handleitung, wie er vor Gottes Auge wandeln, sich vor Wiederfall sichern und seine Heiligung fortsetzen soll; dazu dient ihm die *individuelle Belehrung* und insbesondere die genauere Bestimmung jener Pflicht, die aus der Sünde hervorgeht, Das, was die Kirchen- und Schulsprache Buße auflegen heißt, was im Grunde nur eine nähere Satisfaction ist, die die Gebesserten Gott und ihrem Gewissen schuldig sind, und was Sailer mit dem passenden Ausdruck: *weitere Führung des gebesserten Individuums* bezeichnet. — Indem der Beichtende dem Beichtvater seine Sünden spezifisch vorträgt, verschafft er diesem die Möglichkeit, ihm zur Selbsterkenntniß und zur Besserung zu verhelfen, sowie er, eben durch sein Bekenntniß, den Geist der Demuth und der Reue bethätigt. Seit den ersten Zeiten des Christenthums hat diese Exomologese stattgefunden, wie die Kirchenväter Firmilian, Athanasius, Basilus, Chrysostomus, Cyrillus Alexander, Cyprian, Hilarius, Pacian, Ambrosius, Augustin auf das deutlichste beurkunden. Es ist ein historischer Irrthum, wenn verschiedene Protestanten annehmen, daß erst P. Innocenz III. die Ohrenbeichte erfunden habe, denn Innocenz III. hat nur in Cap. 12, X, De poenitentia, die Disciplinvorschrift, daß Beichte und Communion jährlich ein Mal geschehen sollen, erlassen. Dabei kann es aber sehr wohl zugegeben werden, daß, ehe diese Zeitbestimmung erlassen worden und wie die Gläubigen noch größere Sitteneinheit hatten und wie die öffentlichen Sünder durch das Institut der Kirchenbußen von der Kirche auf bestimmte Zeit ausgeschlossen waren, die Ohrenbeichte seltener war als nachher, wo sie fast zur Andachtsübung geworden und dem Genusse der Eucharistia vorhergeht. — Aus dem entwickelten Geiste der Beichte folgt, daß Alles und nur Das dem Gewissensfreunde (Beichtvater) eröffnet werden soll, was er zu wissen bedarf, um das sittliche Verderben des Sünders kennen zu lernen und zur tiefen Selbsterkenntniß, zur wirklichen Besserung, Beruhigung u. Belehrung (Führung) desselben mitwirken zu können. Das geheime Sündenbekenntniß ist nie Endzweck, sondern nur Mittel, und zwar Mittel zur Förderung der sittlichen Selbsterkenntniß etc. Nie soll daher das geheime Sündenbekenntniß als Tortur des Nichtbekenntwillenden, nie als Befriedigungsmittel der Reugier, nie als Kunstgriff für geheime Thun, nie als Staatsmaxime zur Ausforschung der zweideutigen Gesinnungen der Bürger, nie als ein verstecktes Beherrschungsmittel der Gewissen, sondern schlechweg nur als eine Bedingung zur Beförderung der sittlichen Selbsterkenntniß etc. betrachtet werden. Hat nun der Gewissensfreund den Zustand des Beichtenden gehörig erforscht, sich von dessen Reue u. Besserungsgeiste überzeugt, so spricht er kraft der der Kirche verliehenen Gewalt die Lossprechung aus und legt dem Beichtling die Pflichten auf, welche zur Aufhebung der Folgen der Sünde gehören, insbesondere auch die Pflichten gegen sich selbst, um das geistige Leben zu nähren u. zu vervollkommen. Die sogenannte Genugthuung

tritt dem Opfertode Christi nicht zu nahe, denn, nachdem uns Gott in Christus von der Sünde erlöst hat, ist es ja billig, daß wir die aus steter Gnadenfülle und zufließende Kraft, Gutes zu thun u. Widriges zu leiden, in dankbarer Liebe dazu anwenden, wozu sie uns geschenkt ist, nämlich zur Erfüllung aller Forderungen, die die ewige Gerechtigkeit an die Geretteten macht. Das Concilium zu Trident bestimmte hierüber Sess. 14, c. 8: „Es ist nun aber unsere Genugthuung, die wir für unsere Sünden darbringen, keine solche, daß sie nicht durch Jesum Christum geschehe; denn wir, die wir aus uns, als solchen, Nichts vermögen können, vermögen Nichts, wenn Der hilft, der uns stärkt. Der Mensch hat daher nicht Ursache sich zu überheben, sondern unser Ruhm ist gänzlich in Christo, in welchem wir leben, in welchem wir Verdienste erhalten, in welchem wir genugthun, würdige Früchte der Buße bringend, welche Früchte aus ihm Kraft haben, von ihm dem Vater dargebracht und durch ihn vom Vater angenommen werden“. Nothwendiger Gegenstand der Beichte sind nur die Todsünden; nur der von Gott abgefallene, weniger der bloßen Schwächen hingegebene Mensch bedarf der Beichte. Die Buße beschränkt sich übrigens nicht auf Auferlegung von Gebeten, sondern diese weitere Führung ist, nach den Bedürfnissen des Gebesserten, verschieden. Überhaupt ist dies ein eigner Vorzug der kathol. Bußanstalt, daß dadurch der Unterricht individualisirt, den Bedürfnissen der Einzelnen angepaßt wird, während der christl. Lehrvortrag für Alle gleich ist. Unnennbar sind die Vortheile, welche die kathol. Kirche durch diese Einrichtung ihrer Bußanstalt erntet, und sie könnten noch weit größer sein, wenn die Beichtväter mehr der Idee entsprächen. Durchgehend ist aber die feste Ansicht, daß es nicht fruchtbar, den Tod Christi zu bewundern und sich zuzueignen, sondern daß ernste, zu nachhaltiger Besserung führende Reue und Buße zu leisten sei. Nur auf diese Weise scheinen die ewigen Forderungen der Moral mit den wunderbaren Wirkungen des Todes Christi in Einstimmung gebracht werden zu können. Es ist nicht zu leugnen, daß die kathol. Kirche bei ihrer, zwischen rigoristischer Moral und bequemer Mystik die richtige Mitte haltenden Bußanstalt sich sehr wohl befinde. B. e. Kath.

Bu ß t a g e, gewisse, in manchen Ländern jährlich angeordnete Feiertage, deren wahren Zweck der aus ältern Zeiten beibehaltene Name, welcher noch hier und da den Beisatz: Bet- und Fasttage, hat, nicht ganz klar ausdrückt. Schon im Heidenthume ordnete man bei Landübeln besondere Betttage an, in der Meinung, dadurch die erzürnte Gottheit zu besänftigen. Bei den Juden findet ebenfalls die Feier eines großen Bußtages, die *l a n g e N a c h t*, statt. Auch unter den Christen ahmte man diese Bußtagsfeier nach. Im 5. Jahrh. ordnete man zu Wien in Frankreich zur Abwendung des schädlichen Ungeziefers, welches das Getreide verwüsthete, außerordentliche Betttage an. — In Sachsen ward zur Zeit des dreißigjähr. Krieges 1633 der erste Bußtag ausgeschrieben, und 1710 der dritte. Seitdem ist es im Königr. Sachsen bei 3 jährl. Bußtagen verblieben. Schon früher, wie bei der Belagerung Leipzigs 1547, wurden einige Bußtage angeordnet, deren Feier aber in den künftigen Jahren nicht erneuert ward. Zu manchen Zeiten feierte man 5 (wie 1674) u. zu andern auch 6 Bußtage in einem Jahre. Im preuß. Lande feiert man jährl. nur einen Bußtag. Die zu den an diesen Tagen zu haltenden Predigten hier u. da von der höchsten kirchlichen Behörde vorgeschriebenen Texte heißen Bußtexte. 11.

B u t e (John Stuart, Graf v.), britischer Staatsmann, geb. gegen Anfang des 18. Jahrh. in Schottland. Seine Vorfahren waren seit 1703 Päpste des Reichs und verwandt mit den alten Königen Schottlands. In seiner Jugend schien B. zerstreuten Vergnügungen ergeben und wenig geneigt, sich mit Politik zu befassen; dennoch ward er 1737, nach dem Tode eines schottischen Päpsts, an dessen Stelle ins Parlament gewählt, bestritt hier unablässig und oft mit wenigem Grunde die Maßregeln der Minister, empfahl sich dadurch keineswegs der Regierung und ward, als 1741 ein neues Parlament berufen wurde, nicht wieder

gewählt. Beleidigt durch diese Zurücksetzung, begab sich B. auf seine Güter und lebte dort ganz eingezogen, als die Landung des Prätendenten in Schottland 1745 ihn bewog, nach London zu gehen und der Regierung seine Dienste anzubieten. Ungeachtet dieses löblichen Eifers würde er in Rücksicht auf sein früheres Betragen nicht aus der Dunkelheit herausgetreten sein, wenn er nicht in einer Vorstellung auf einem Privattheater dem Prinzen von Wallis so sehr gefallen hätte, daß dieser ihn einlud, bei Hofe zu erscheinen. B. gewann bald Einfluß und wußte sich dem Prinzen unentbehrlich zu machen. Nach dem Tode desselben, 1751, ließ die verwitwete Prinzessin ihn bei ihrem Sohne als Kammerherrn anstellen und vertraute ihm dessen Erziehung an. B. verlor seinen Zögling nie aus dem Auge und befaß bei der Prinzessin von Wallis ein solches Übergewicht über dessen eigentliche Erzieher, den Grafen Harcourt und den Bischof von Norwich, daß diese ihr Amt niederlegten. Lord Waldegrave und der Bischof von Lincoln, die an ihre Stelle traten, erhoben vergeblich Klage über ihn. Georg II. starb den 25. Oct. 1760, und 2 Tage darauf ward B. zum Mitglied des geheimen Rathes ernannt. Im März 1761 wurde das Parlament aufgelöst. B. trat als Staatssecretair an die Stelle des Lords Goldbernes und ernannte zu seinem Untersecretair Charles Jenkinson, nachmaligen Lord Hawkesbury und Grafen von Liverpool. Der Kanzler der Schatzkammer, Legge, ward entlassen. Pitt (der große Chatam), der seinen Einfluß im neuen Conseil vernichtet sah, nahm noch in demselben Jahre seinen Abschied. Dieses Ereigniß machte ein höchst ungünstiges Aufsehen bei der Nation. B. stand nunmehr mit dem unbeschränkten Vertrauen seines Königs an der Spitze des Staats; er säumte nicht, den alten Herzog von Newcastle, der als erster Lord der Schatzkammer allein noch von dem alten Ministerium übrig war, zu verdrängen, nahm auch diesen wichtigen Posten ein und empfing zugleich den Orden des Hofenbandes. Jetzt schloß er, nach harten Kämpfen im Parlament, Frieden mit Frankreich. Mochten auch die Bedingungen für England den errungenen Vortheilen nicht unangemessen sein, so war es doch schimpflich, daß der König von Preußen, trotz des mit ihm bestehenden Bündnisses, seinem Schicksale überlassen wurde. B. mußte die lebhaftesten Vorwürfe hören; dennoch gelang es ihm, die Meinung für sich zu gewinnen, und Alles schien der Macht des Ministers eine lange Dauer zu versprechen. Er hatte die Anhänger der Whigs dem Könige verdächtig gemacht und von der Verwaltung ausgeschlossen; dagegen begünstigte er die Tories, selbst die vormaligen Jakobiten, und umgab so den König mit Personen, deren Grundsätze mit den seinigen übereinstimmten, besonders mit seinen schottischen Landsleuten. Das Volk murrte, unzählige Flugschriften griffen mit Erbitterung den Minister an, der nur langsam das Vertrauen des Publicums erwerben konnte, als neue Ursachen der Unzufriedenheit die Gemüther aufs äußerste erbitterten. Zur Tilgung der Kriegsschulden mußte über eine Anleihe unterhandelt werden, deren Zinsen der Minister durch eine Laxe auf den Fruchtwein decken wollte. Trotz der Opposition ging der Vorschlag in beiden Häusern durch. Die Stadt London kam vergebens bei dem Könige mit dem Gesuch ein, seine Bestätigung zu versagen. B.'s Einfluß schien unbegrenzt, als man wider Erwarten vernahm, daß er sein Amt als erster Minister niedergelegt habe, um fortan als Privatmann zu leben. George Grenville folgte ihm im Ministerium; allein B. sah nur zu bald die Schwäche der Verwaltung und suchte sich Pitt zu nähern. Der Plan scheiterte, und die Erbitterung der Gemüther verdoppelte sich. B. galt noch immer für die Seele der königl. Beschlüsse und namentlich für den Urheber der Stempelacte, welche den ersten Brand der Zwietracht zwischen Großbritannien und seine nordamerikanischen Colonien warf. Gewiß ist es, daß seine Freunde mit Eifer gegen ihre Zurücknahme sprachen. Die Minister, welche nicht B.'s Ansichten unterstützten, wurden entlassen; seine Anhänger, welche sich Freunde des Königs

nannten, bildeten eine mächtige Partei. Man bezeichnete sie mit dem alten Namen Cabale und klagte sie an als die Urheber aller vorhandenen Übel. 1766 hatte B. in der Kammer der Pairs erklärt, daß er sich von den öffentlichen Angelegenheiten völlig zurückgezogen habe und daß er den König nicht mehr sehe; dennoch zweifelte man nicht an seinem fortwährenden großen Einflusse. Erst mit dem Tode der Prinzessin von Wallis, 1772, scheint er die Theilnahme an den Regierungsgeschäften ganz aufgegeben zu haben. Der öffentliche Haß legte sich; er wurde vergessen. Seine letzten Jahre verlebte B. auf seinen Landhäusern. Ein köstlicher botanischer Garten, eine Bibliothek von 30,000 Bdn., prächtige astronomische, physikalische und mathematische Instrumente gewährten seinem Geiste die mannigfaltigste Beschäftigung. Sein Lieblingsstudium war die Botanik; er besaß darin ausgedehnte Kenntnisse. Für die Königin von England schrieb er „Botanische Tafeln“, welche die verschiedenen Pflanzengeschlechter Großbritanniens enthalten (9 Bde., 4). Dieses Werk ist wegen seiner Pracht, durch die es alle frühere botanische Werke übertrifft, und wegen seiner Seltenheit merkwürdig. Es wurden nur 16 Exemplare abgezogen, welche einen Aufwand von mehr als 10,000 Pf. St. verursachten. B. starb 1792. Er besaß mehr Anmaßung als Geschicklichkeit; als Staatsmann, wozu ihm Talente und Kenntnisse fehlten, verlor er seine eigne Ruhe und erzeugte durch falsche Maßregeln Unruhe und Zwietracht im Schoße der Nation. Er wollte herrschen unter dem Schutze der höchsten Gewalt, und brachte beinahe diese selbst in Gefahr. Man hat ihm Hochmuth vorgeworfen, aber er mischte diesen Fehler mit einem edeln Stolz und verschmähte es standhaft, während seines Ministeriums seine Feinde in Sold zu nehmen. Mißtrauisch und versteckt, galt er für hart, herrschsüchtig und hartnäckig; gewöhnlich zeigte er einen unsichern, unentschlossenen, selbst fürchtensamen Geist. Nie griff man ihn wegen seiner Sitten an; in seinem Privatleben zeigte er die liebenswürdigste Einfachheit. Vgl. Dutens's „Mémoires“, II, 301.

Butler (Samuel), Dichter, geb. zu Strensam in der Grafsch. Worcester im Febr. 1612, studirte zu Cambridge und wurde Gehülfe des Friedensrichters Jeffery zu Carlscroon. Als dieser seine Neigung für Literatur u. Künste wahrnahm, gewährte er ihm hinreichende Muse, um sich damit zu beschäftigen. B. war hierauf, in welcher Eigenschaft ist unbekannt, in die Dienste der Gräfin Kent, bei welcher sich mehre Gelehrte zusammenfanden, darunter Selben, welcher ihn besonders in seinen literarischen Arbeiten anfeuerte. Er machte die Bekanntschaft des Samuel Luke, eines durch Geburt und Vermögen ausgezeichneten Mannes und glühenden Puritaners, der sich später der Sache Cromwell's anschloß. Damals faßte B. die Idee zu seinem „Hubras“, einem Werke, das seinen Ruf begründet hat, und das vermöge der Natur des Gegenstandes und der Umstände, unter welchen es erschien, einen glänzenden Erfolg haben mußte. Die Absicht des Gedichtes ist, die Schwärmerei und die wilde Ausgelassenheit der religiösen Sekten und politischen Parteien lächerlich zu machen, welche England in den letzten Regierungsjahren Karls I. umgekehrt und zuletzt diesen Fürsten auf das Schaffot gebracht hatten. Die Helden sind 2 groteske Figuren, der Ritter Hubibras, unter welchem der Dichter, nach Einiger Meinung, sich selbst geschildert hat, und sein Stallmeister Ralph, seltsame und ziemlich anmuthlose Nachahmungen des Don Quixote und Sancho Panza. Ohne ein eigenthümliches poetisches Leben konnte der „Hubibras“ nur damals ein bedeutendes Interesse erregen; seine Wirkung mußte sich verlieren, je weiter man sich von dem Zeitpunkte entfernte, dem er seine Entstehung verdankt, und gegenwärtig mögen wol die wenigsten von denen, die ihn aus Gewohnheit loben, Geduld gehabt haben, ihn zu lesen. Für die Engländer hat er das wichtigste Nebenverdienst, durchaus national zu sein. Er erinnert sie an Ereignisse und Anecdoten aus einem anziehenden Zeitraume ihrer Geschichte und ist zugleich ein Gemälde rein-englischer Sitten, Charaktere und Lächerlichkeiten. Obgleich B. an

nem glänzenden Hofe lebte und sehr bedeutende Männer zu Beschützern und Freunden hatte, so sind seine Lebensumstände doch im Dunkeln geblieben. Gewiß scheint es, daß er, ungeachtet er eine ziemlich reiche Frau geheirathet hatte, in Armuth lebte und starb. Karl II., der ihn liebte und sein Gedicht bewunderte, erwies ihm einiges Gute; aber die Freigebigkeit des Fürsten stand wahrscheinlich nicht im Verhältniß mit den Bedürfnissen des Dichters, der in seinen letzten Augenblicken wegen der drückendsten Noth zu einigen Freunden seine Zuflucht nehmen mußte. Er starb 1680, und 60 J. später ward ihm in der Westminsterabtei vom Alderman Barber in London ein Denkmal errichtet. In seinen letztern Werken, namentlich in seinem „Hudibras am Hofe“, der den vierten Theil des „Hudibras“ ausmachen sollte, finden sich manche Spuren von Bitterkeit gegen den Hof, wahrscheinlich eine Folge der wenigen Unterstützung, die ihm zu Theil ward. Wir besitzen eine meisterhafte Übersetzung des „Hudibras“ von Soltau (Königsb. 1798).

Buttmann (Philipp Karl), geb. zu Frankfurt a. M. den 5. Oct. 1764, studirte zu Göttingen, wurde Prinzenexerzierer zu Dessau, privatisirte dann in Berlin und wurde 1800 als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, zugleich als Secretair der königl. Bibliothek angestellt. Jetzt ist er zweiter Bibliothekar und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wodurch er auch an der Universität in dem philol. Seminarium Theil nimmt. Seine Selbstbiographie steht in Löwe's „Selbstbiographie berliner Gelehrten“, 1807, im 3. Hef. B., einer der ausgezeichnetsten Philologen der jetzigen Zeit, verbindet mit umfassender Belesenheit den Scharfsinn, die Deutlichkeit und gebiegene Kürze des Vortrags, die dem Sprachgelehrten eigen sein müssen, der in weitem Kreise Lehrer werden will. Seine grammatischen Schriften sind in allen Schulen eingeführt, denen das Fortschreiten in der Behandlung der alten Sprachen nicht fremd geblieben ist. Die erste Ausgabe seiner kurzgefaßten „Griech. Grammatik“ erschien zu Berlin 1792. Immer vermehrt und, mit Benutzung der mannigfaltigsten Forschungen in einem gegenwärtig so fleißig bebauten Felde, umsichtig verbessert, hat sie in doppelter Gestalt, einer beschränkten für die Anfänger, einer etwas ausgedehntern für die, welche über Sprache zu denken verstehen, eine Auflage nach der andern erlebt. Die 10. der größern Grammatik ist 1823 erschienen, die 7. der kleinern 1824. Diesen Beifall verdankt das Werk dem Vorzuge, daß es, auf historischem Wege fortschreitend, die Elemente der Sprache, wie sicher aufbewahrte Data, sammelt, und in den so aufgefundenen Schatz durch die philosophische Beleuchtung Ordnung und Einheit zu bringen strebt. Was die Schranken eines Schulbuchs nicht aufzunehmen verstatteten, hat er in 2 andern Werken niederzulegen begonnen, die als Erläuterungsschriften anzusehen sind. Das erstere ist der „Lexilogus, oder Beiträge zur griech. Worterklärung, hauptsächlich für Homer und Hesiod“ (1. Bd., Berl. 1818, 2. Aufl. 1825); das zweite die ausführliche „Griech. Sprachlehre“ (Berl. 1819, 1. Bd.; 1825, 1. Abth. des zweiten). Noch verdankt man diesem Gelehrten den 4. Bd. der durch Spalbing's Tod unterbrochenen Ausg. des „Quintilian“ (1816) und den vermehrten und mannigfaltig verb. Abdruck der von Majo aufgefundenen Scholien zur „Odyssee“ (1821). Mehrere der gediegensten Aufsätze in Wolf's „Museum der Alterthumskunde“ und in dessen „Museum antiquitatis“ sind von Buttmann. Unter den kleinern Schriften, die größtentheils durch seine Theilnahme an der Akademie der Wissenschaften erzeugt worden sind, erwähnen wir: „Älteste Erdkunde des Morgenländers, ein biblisch-philologischer Versuch“, mit einer Landkarte (Berl. 1803); „Über die beiden ersten Mythen der Mosaïschen Urgeschichte“ (1804); „Über den Mythos des Herakles“ (1810); „Über den Mythos der Sündflut“ (1812, 1819); und: „Über die mythische Periode von Kain bis auf die Sündflut“ (1811). Die geistvollen Ansichten und die witzige Urbanität, die aus allen diesen Schriften hervorleuchten, sind die beste Wi-

berlegung Derer, die ein gründliches grammatisches Studium für ertödtend halten und den Geist nicht erkennen, der auch aus dem Chaos des Alterthums eine schöne Schöpfung hervorführen kann.

B u t t u r a (Antonio), ein italienischer, 1771 zu Verona geborener Dichter. Als 1799 die vereinigten östreichisch-russischen Heere die jungen ital. Republikern bedrängten, begab sich B. nach Frankreich. Bis dahin kannte man in seinem Vaterlande von ihm Nichts als einige artige Sonette und eine ital. Uebersetzung des Trauerspiels: „Die Venetianer“, von Arnault. In Paris übersezte er Boileau's „Art poétique“ in ital. Verse, mit treuer Beibehaltung des Ideenganges im Original. Der Versuch war um so schwieriger, als Boileau das Meisterwerk Laffont's so hart tabelte. Dennoch fand die Uebersetzung in Italien Beifall. Eben dieser Beifall des Publicums bewog ihn, auch Racine's „Iphigénie en Aulide“ in ital. Versen wiederzugeben. 1811 ließ er einen Band Gedichte, meistens Denkwürdigen Entusiasmus für Frankreich, drucken. Sein Versuch der „Geschichte Venedigs“ in ital. Prosa fand in Italien und Frankreich, sowie f. „Tableau de la littérature italienne“, als Einleitung zu seinen Vorlesungen im Athenée, großen Beifall.

B u r h ö r d e n (Friedrich Wilhelm, Graf von), stammte aus einer liesländ. Familie, welche 1185 bereits Lehngüter im Herzogthume Bremen besaß. Bekanntlich waren es die Hansestädte, insbesondere Bremen, welche zur Ansiedelung der deutschen Ritter in Liefland, Esthland u. Preußen viel beitrugen, und es war damals nicht selten, daß deutscher Adel unter dem Banner deutscher Städte focht. Es ist möglich, daß durch ähnliche Veranlassung von Bremen nach Liefland Ritter versetzt werden konnten. B. wurde zu Magnusdal (welches sein Vater als Kronpächter besaß) auf der Insel Moen bei Dsel den 14. Sept. 1750 geb., ward im peterburger Cadettenhause erzogen und focht seit 1769 gegen die Türken. Seine gefälligen Sitten machten ihn mit dem Fürsten Orloff bekannt, welchen er auf seinen Reisen durch Italien und Deutschland 1774 u. 1775 begleitete. Roms Erinnerungen zogen damals den Jüngling vorzüglich an. Seine Heirath mit einer vornehmen Russin, Natalia Alexijeff, 1777, brach seinem Glücke im Staatsdienste eine weitere Bahn, sodaß er 1783 bereits Oberster wurde. Als General focht er 1789 mit den Schweden, schlug 1790 die schwed. Generale Hamilton und Meyerfeld und entsetzte Friedrichshamm und Wiborg, wofür ihn die Kaiserin Katharina durch Orden und die Schenkung des Kronguts Magnusdal belohnte. Im Kriege mit Polen befehligte er eine russ. Truppendivision 1792 u. 1794. Beim Sturm auf Praga that er nach Kräften der Wuth der Krieger Einhalt. Dafür gab ihm der Feldmarschall Suwaroff die Commandantur in Warschau und die Verwaltung des eroberten Polens. Seine Mäßigung und Uneigennützigkeit erwanden ihm, was damals sehr schwer zu erlangen stand, die Achtung der Polen. Die Anerkennung seiner Verdienste auch im Verwaltungsfache bewog den Kaiser Paul, ihn zum Militairgouverneur in Petersburg zu ernennen. Doch verlor er hier, wie Andre in ähnlicher Lage, bald die Gnade seines Monarchen, weswegen er sich nach Deutschland zurückzog. Nach Paul's Tode rief ihn Kaiser Alexander zurück. Eine der häufigsten Klagen in der Residenz war damals die ungleiche Vertheilung der Ortsabgaben. Burhörden hatte den Ruf, gerade durchzugehen, und war ohne Verbindung mit den dabei interessirten Personen. Dies mochte den jungen Monarchen bewogen habe, eine billigere Regulirung dem Grafen B. aufzutragen. Zur allgemeinen Zufriedenheit glich er Alles aus, und der Kaiser bestätigte die Umänderung. Der Monarch vertraute ihm nun das Inspectorat der Truppen in Liefland, Esthland und Kurland an, mit der Stelle eines Generalgouverneurs. Als durch die Allianz Rußlands mit Oestreich 1805 die russ. Krieger wider Napoleon auftraten, führte er die Truppen seiner Inspection ins Feld und befehligte am Schlachttage zu Austerlitz den linken Flügel, welcher vor

geblich vordrang, indeß das Centrum und der rechte Flügel zu weichen genöthigt waren. Erst auf Befehl seines Kaisers zog auch B. sich zurück, nicht ohne großen Verlust. Als 1806 50,000 Russen unter dem Grafen Kamensky in Neustpreußen sich den Franzosen entgegenstellten, wurde er bald Oberfeldherr. Die Niederlage des Grafen Bennigsen bei Pultusk verschuldete er zwar nicht, aber Bennigsen wurde sein Nachfolger im Commando, dem Grafen B. aber die gesuchte Entlassung aus den Diensten abgeschlagen. Nach den Schlachten von Eylau und Friedland erhielt er das Obercommando aufs neue und stellte das sehr verminderte Heer schnell wieder her. Eine neue Bahn öffnete sich diesem General im Kriege mit Schweden 1808. Mit 18,000 Russen drang er in Finnland ein, eroberte das Land binnen 10 Monaten, brachte Sweaborg zur Capitulation und schloß diesen glänzenden Feldzug am Ufer des Torneåstroms in Lappland, der in dem Frieden Rußlands Grenze wurde. 1809 nöthigte ihn seine geschwächte Gesundheit, das Commando niederzulegen. Weder die Ruhe in Esthland noch Deutschlands milderer Himmel vermochten seine Gesundheit herzustellen. Er starb den 23. Aug. 1811 auf seinem Schlosse Lohde in Esthland im 61. J. seines Alters. (S. d. A. von Hassé in Ersch's „Encyclopädie“.)

Buxtorf, ein durch eine Reihe von Gelehrten während zweier Jahrhunderte in der hebr. Literatur rühmlich bekannter Name. Johann B., geb. den 25. Dec. 1564 zu Kamen in Westfalen, studirte zu Marburg und Herborn mit so vieler Auszeichnung, daß sein Lehrer Piscator offen gestand, der Schüler übertreffe bereits die Professoren. Zu Basel und Genf genoß er den Unterricht von Grynaüs und Theodor Beza, und ließ sich, nachdem er Deutschland und die Schweiz bereist hatte, zu Basel nieder, verheirathete sich hier und ward Professor der hebr. Sprache. Nach 38jähriger Verwaltung dieses Lehramts starb er den 13. Sept. 1629 an der Pest. B.'s Bemühungen bezogen sich besonders auf die Schriften der Rabbinen, deren sehr gründlicher Kenner er war. Auch verfaßte er geschätzte grammatische und lexikograph. Werke. — Sein Sohn, ebenfalls Johann, geb. den 13. Aug. 1599 zu Basel, zeigte früh die entschiedenste Neigung für den Zweig der Literatur, in welchem sein Vater sich auszeichnete. Man sagt, daß er schon in seinem 4. Jahre Deutsch, Lateinisch und Hebräisch gelesen. Er besuchte die verschiedenen Städte Hollands, Frankreichs und Deutschlands, wo die hebr. Literatur am meisten in Aufnahme war. 1630 folgte er seinem Vater auf dem Lehrstuhl der alten Sprachen zu Basel und starb daselbst am 16. Aug. 1664. Er ist Verf. mehrerer gelehrten Werke. — Sein Sohn, Johann Jakob, geb. zu Basel den 4. Sept. 1645 und gest. ebendas. den 4. Apr. 1704, folgte seinem Vater in seiner Geburtsstadt auf dem Lehrstuhl der hebr. Sprache. Außer einer Vorrede zu einer neuen Ausg. des Tiberias seines Großvaters hat er Nichts herausgeg., aber mehre wichtige Handschriften hinterlassen. — Sein Neffe, Johann B., geb. den 8. Jan. 1663, war ebenfalls Prof. der hebr. Sprache zu Basel. Er starb den 19. Juni 1732 und hinterließ einen Sohn, der dieselbe Laufbahn betrat. Man hat Schriften über die hebr. Sprache u. a. philolog. Gegenstände von ihm.

Byng (George), Lord-Biscount Torrington, Admiral von Großbritannien, geb. 1663, ging in seinem 15. J. zu der königl. Flotte und zeichnete sich bald aus. Im spanischen Erbfolgekriege leistete er den Verblindeten große Dienste, z. B. bei der Wegnahme der Flotte im Hafen von Vigo, bei der Eroberung Gibraltar's u. s.; dann vereitelte er durch seine Thätigkeit den drohenden Angriff Karls XII. auf England (1717) und machte die Unternehmungen des Cardinals Alberoni auf Sicilien und Neapel rückgängig (1718—20). Um die engl. Seemacht überhaupt erwarb er sich mancherlei Verdienste. Er brachte es dahin, daß der Matrosenstand Aufmunterung, und die Witwen der im Kriege gebliebenen Seesofficiere Unterstützung erhielten. George B. starb zu London den 28. Jan. 1730. — Sein Sohn, John B., geb. 1705, trat früh in Seedienste und schwang sich schnell zum Admiral von

der weißen Flagge empor. 1756 ward er mit einer Flotte von 13 Linienschiffen und 5 Freg. abgeschickt, die Insel Minorca, auf welcher die Franzosen mit bedeutender Macht gelandet waren und das Fort St.-Philipp belagerten, zu befreien oder doch zu unterstützen. Hier lieferte er der um ein Linienschiff schwächeren franz. Flotte unter dem Marquis de la Galissonière ein unentschiedenes Treffen, aus dem er sich, mit Aufgebung des erhaltenen Befehls, zurückzog. Für diesen der engl. Flagge gezogenen Schimpf wurde er vor ein Kriegsgericht gezogen, zum Tode verurtheilt und am 14. März 1757 erschossen. Er starb als ein Opfer der schlechten Verfügungen des Ministeriums; denn erwiesen ist es, daß B. auch bei größerer Kraft und Thätigkeit, als er wirklich darlegte, Minorca nicht würde haben retten können.

Byron (John), engl. Commodore, geb. den 8. Nov. 1723, schiffte sich, 17 J. alt, auf einem Schiffe des Lord Anson ein, welches bestimmt war, die Reise um die Welt zu machen, aber im Norden der magellanischen Meerenge Schiffbruch litt. B. wurde mit einigen seiner Unglücksgefährten von den Indianern nach Chile geführt und blieb daselbst bis 1744, wo er sich auf einem Schiffe von St.-Malo einschiffte und 1745 nach Europa zurückkam. 1758 befehligte er 3 Linienschiffe und that sich in dem Kriege gegen Frankreich hervor. Georg III., der einen Theil des atlantischen Oceans zwischen dem Cap und der Südspitze von Amerika untersuchen lassen wollte, gab B. zu diesem Ende den Befehl einer Fregatte, mit welcher dieser im Juni 1764, begleitet von einer zweiten Fregatte unter Capitain Monat, absegelte. Beide Fahrzeuge besuchten Madeira, die Inseln des grünen Vorgebirges, und liefen von da in den Rio Janeiro, der Stadt d. N. gegenüber, ein. B. beschiffte darauf den südl. Theil des atlantischen Oceans, und nachdem er die Peypelsinseln vorgegebens aufgesucht hatte, besuchte er die Falklandsinseln, durchfuhr die magellanische Meerenge und setzte seine Reise in die Südsee fort. Hier begegnete er Bougainville, der eine Colonie auf den Falklandsinseln zu gründen beschäftigt war. B. richtete sich nördlich auf die Insel Masafuera; dann nahm er seinen Weg westlich, passirte den gefährlichen, im Osten der Societätsinseln gelegenen Archipelagus, und entdeckte hier Island of Disappointment und Island of King George. Indem er dann nordöstlich weiter fuhr, entdeckte er Island of Danger und of Byron, schiffte vor den Carolinen vorbei und in das chinesische Meer; darauf sich südlich wendend, kam er durch die Meerenge von Banca nach Batavia, von wo er zu Ende 1765 abfuhr und im Mai 1766 nach England zurückkam. Obwohl B.'s Reise nicht fruchtbar an Entdeckungen war, so verdient er doch einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Reisen um die Welt; denn er war der Erste von jenen berühmten Weltumseglern (Wallis, Carteret und Cook), welche bei ihren Unternehmungen nicht bloß einen kaufmännischen, sondern auch einen wissenschaftlichen Zweck hatten. Er starb 1786.

Byron (George Noel Gordon, Lord), Dichter, Enkel des vorerwähnten Commodore B., stammte aus einer adeligen Familie, deren Stammbaum bis in die Zeiten Wilhelms des Eroberers hinaufreicht; von mütterlicher Seite (daher nannte er sich Gordon) stand er mit der schottischen Königslinie in verwandtschaftlicher Berührung. Geb. in Schottland den 22. Jan. 1788, verlebte er einen Theil seiner Jugend in den wildromantischen Gegenden des Hochlandes. Seine Bildung empfing er auf der Harrowschule und auf der Universität Cambridge. Hier lebte er ganz der Dichtkunst. Er war ein Feind der Professoren. Sein Liebling war ein Bär. Aus dem Schädel eines seiner Vorfahren machte er einen Pokal. Schon in seinem 13. J. schrieb er ein Drama: „Ulrich und Sibina“, das er aber ins Feuer warf; in seinem 15. J. besang er sein reizend gelegenes altes Familiengut, das er 1812 erbt, *Newstead Abbey* (s. d.); in seinem 19. J. gab er seine „Hours of idleness“ heraus, die in dem „Edinburgher review“ eine heftig tadelnde Kritik erfuhren. Dagegen schrieb der junge Dichter seine berühmte Satyre „English bards and scotch reviewers“, das Werk einer zügellosen Leidenschaft.

schaft, deren größtentheils ungerechte oder doch übertriebene Spöttereien und Schmähungen der Verf. späterhin zu entschuldigen versucht hat, indem er vielen Angegriffenen freundlich entgegenkam und die Satyre selbst aus der Sammlung seiner Werke verwies. Darauf erschien 1809 seine dritte Jugendarbeit: „Imitations and transactions from the ancient and modern classics together with original poems“. Das Leben und die Persönlichkeit dieses Dichters ist aber so innig mit dem Geist und Inhalt seiner Gedichte verflochten, daß sich nur aus seinem Schicksal der antipatriotische Menschenhaß und die kühne Liberalität erklären lassen, welche B. als Dichter zur Schau trug. Er verlor früh seine Ältern und kam unter die Vormundschaft eines Rechtsgelehrten, der zugleich der Vormund eines Mädchens war, welche die Engländer mit den Buchstaben *Ch*—worth bezeichnen. Eine Fügung des Schicksals, die unserm Dichter die wilde Richtung gegen Gott, die Menschheit und sich selbst gegeben hat, in der wir auch seine Poesie befangen finden! — Die Engländer erzählen, daß ein naher Verwandter B.'s den Vater jener *Miß* im Duell erschossen habe. Gewiß ist, daß B. sich in die *Miß* *Ch*—worth verliebte, und seine Leidenschaft war so glühend, wie er sie in seinen Helden geschildert hat. Der Vormund scheint keineswegs den Wünschen B.'s zuwider gewesen zu sein; aber Beider Bemühungen scheiterten an einer frühern Liebe der *Miß* zu einem Herrn *J. M*—ster, mit dem sie sich nachmals verheirathete. Sobald B. die Hoffnung auf den Besitz der Geliebten aufgeben mußte, versiel er in einen der Raserer ähnlichen Zustand, aus dem er bald in den Wirbel der wildesten Ausschweifung, bald in die stille Klause der Muse flüchtete, Betäubung oder Trost suchend. Dennoch galt er selbst damals für liebenswürdig, und sein trauriges Geschick mochte ihn für das schwache Geschlecht um so anziehender machen, da Mitleid und Liebe sich leicht begeben und verbünden. Er war die Seele der Gesellschaften, die er besuchte, und nahm an jedem Spiele und Scherze Theil; nur den Freuden des Tanzes mußte er wegen seines Klumpfußes entsagen. Bald aber wurde er des geselligen Vergnügens überdrüssig, und nachdem er 1809 majorem geworden und Sitz im Hause der Pairs erhalten hatte, verließ er, Menschenhaß und Lebensverachtung im Herzen, sein Vaterland und machte eine Reise durch Portugal, Spanien und Griechenland, die er in den beiden ersten Gesängen von „*Childe Harold*“ beschrieben hat. Damals, 1810, durchschwamm er den Hellespont. Sein Begleiter auf dieser und seiner zweiten Reise war John Hobhouse, der bekannte Parlamentsredner, welcher, außer einer Beschreibung der Reise durch Griechenland, einen weitläufigen Commentar zu dem vierten ihm gewidmeten Gesange von „*Childe Harold*“, der Italien umfaßt, bekanntgemacht hat. 1811 kam B. nach England zurück und glänzte in den ersten geselligen Kreisen der Hauptstadt, namentlich in dem Hause des Lord Holland, dem Mittelpunkt der gebildetsten Unterhaltung. Man erzählt, daß in dieser Zeit mehre junge Damen, für das ewige Heil des Dichters besorgt, Ermahnungsbriefe an ihn geschrieben haben, und daß eine ihn hoffnungslos Liebende in seiner Gegenwart bei einem Abendessen den Versuch machte, sich mit einem Messer zu erstechen. In dieser Periode stieg B.'s Ruhm als Dichter schnell empor, wozu wol auch das Abenteuerliche seiner Persönlichkeit mit beitrug. 1812 erschienen die beiden ersten Gesänge von „*Childe Harold*“, und in den folgenden Jahren die erzählenden Gedichte: „*The Giaour*“, „*The bride of Abydos*“, „*The corsair*“, „*Lara*“, „*Parisina*“, „*The siege of Corinth*“, nebst einigen kleinen poetischen Arbeiten, von denen wir seine „*Ode an Bonaparte*“ nach dessen Abdankung nennen. Anfang 1815 vermählte sich Lord B. mit *Miß* Milbank-Noël, Erbin vom Hause Wentworth, der einzigen Tochter des Sir Ralph Milbank, einer Dame, die ebenso ausgezeichnet war durch die Gaben der Natur wie des Glücks. Aber schon im folg. Jahre, nachdem eine Tochter ihre Ehe gesegnet hatte, wurden die Gatten förmlich getrennt. Über die Ursachen dieser Scheidung gehen

in England mancherlei Gerüchte; der Lord selbst bekennet in seinem berühmten „Lebewohl“ (Fare thee well): daß er zwar die Schuld der Trennung trage, daß aber Schmerz und Reue ihn der Verzeihung wol hätten werth machen dürfen. Bärtliche Liebe für seine Gattin und sein Kind spricht auch mit ungewöhnlicher Wahrheit aus den Anfangs- und Schlußstanzen der zweiten Abtheilung von „Gilde Harold“. Hierauf trat Lord B. seine zweite Reise an, welche durch die Niederlande, den Rhein herauf, dann durch die Schweiz nach Italien ging, und deren Beschreibung die beiden letzten Gesänge von „Gilde Harold“ gewidmet sind, in denen er geradezu die Maske seines Helden ablegt und sich selbst als den abenteuerlichen Reisenden darstellt. Dann lebte der Lord in einer einsamen Abtei bei Venedig, sowie in einigen benachbarten Küstenorten des adriatischen Meeres, auch bewohnte er eine Zeitlang eine Insel im Archipelagus. Von Venedig ließ er sich alle Morgen nach dem Festlande übersetzen und tummelte wilde Roffe. 1818 wiederholte er sein Wagnisstück im Schwimmen, indem er bei einer Schwimmpartie in dem englischen Canal 4 Stunden und 20 Minuten mit Schwimmhosen im Wasser blieb. Später lebte er zu Ravenna. Hier stand er mit der schönen Gräfin Guiccioli in einem sehr vertrauten Verhältnisse. Als deren Vater und Bruder, die Grafen Gamba, wegen carbonarischer Umtriebe aus Ravenna verbannt wurden, nahm Lord B. die ganze Familie gleichsam unter seinen Schutz und ging mit ihr nach Pisa, wohin auch die Gräfin, welche sich von ihrem Gemahl getrennt hatte, sich begab. Als die Gamba auch in Pisa nicht mehr geduldet wurden, führte B. sie nach Genua, wo Alle wie zu einer Familie vereinigt lebten, bis das Schicksal der Griechen den Lord nach Missolonghi zog. Lord B. wollte sein Leben in Griechenland beschließen. „Denn“, schrieb er in eins seiner Bücher, „wenn Alles, was man über mich gesagt hat, wahr ist, so bin ich nicht würdig, England wiederzusehen; wenn aber Alles bloß Verleumdung gewesen, so ist England unwürdig, mich wiederzusehen“. Der große Dichter starb in Missolonghi, nachdem er der Sache der Griechen (s. d.) große Opfer gebracht hatte, an einem Entzündungsfieber den 19. Apr. 1824. Des Spiridion Trikupi Trauerrede auf ihn ist daselbst im Druck erschienen. Ganz Griechenland trauerte um ihn 21 Tage und bewahrte sein Herz in einem Mausoleum zu Missolonghi. Der junge Graf Peter Gamba war ihm dahin gefolgt und führte jetzt die irdischen Überreste seines großmüthigen Freundes nach England, wo er die „Narrative of L. Byron's last journey to Greece“ aus seinem Tagebuche (London 1825) herausgab. Lord B. hinterließ eine Tochter und eine Halbschwester, Mistress Ligh. Sein Cousin, der Schiffscapitain Anson B., erbte die Titel des Lords. Die jährlichen Einkünfte desselben (7000 Pf. St.) fielen an seine Witwe. Sein Körper wurde in der Abtei Newstead beigesetzt.

Seit seiner zweiten Abreise aus England hat Lord B. die beiden letzten Gesänge von „Gilde Harold“, das dramatische Gedicht „Manfred“, „The prisoner of Chillon“, die venetianische Novelle „Beppo“, den ersten Versuch in leichtem Style, „Mazeppa“, das Trauerspiel „Marino Falieri, Doge of Venice“, den berühmtesten „Don Juan“, von dem bis jetzt in 2 Abth. 5 Gesänge erschienen sind, 3 dramatische Dichtungen: „Cain“, „Sardanapalus“ und „Die beiden Foscari“, und die prosaische Gespenstergeschichte „The vampyr“ und kleinere Gedichte bekanntgemacht. — Lord B.'s Dichterruf ist nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch über das Ausland, namentlich Deutschland und Frankreich, verbreitet. Franzosen und Deutsche besitzen Übersetzungen von fast allen seinen Werken, von manchen mehre. Von deutschen Übersetzern nennen wir Arthur von Nordstern, Adolf Wagner, Theodor Hell, Breuer, Karoline Pichler, die Freiin v. Hohenhausen u. Über allen Gebilden Lord B.'s schwebt ein trüber, drückender Himmel, der keine Aussicht nach einem heitern, hellen Jenseits gestattet. Unter diesem Himmel mag immerhin ein glänzender Luftkreis mit Sonne, Mond

und Sternen sich bewegen; wir sehen dennoch das Alles weit darüberhin umschließende Dämmer durchdämmern. Für jenen düstern Geist hat B. selbst das oft gebrauchte Wort gloomy zur feststehenden Bezeichnung gestempelt. Unheilbarer Schmerz, starr verzweifelndes Leiden, Lebensüberdruß und Menschenhaß, ohne Sehnsucht und Hoffnung auf ein besseres Dasein und ein erhöhtes, geläutertes Menschengeschlecht, sprechen uns klagend oder verspottend aus allen Gedichten des Lords an; daneben aber flammende Begeisterung für die Herrlichkeit der Vorwelt, Freiheitswonne und Tyrannenhaß, gigantischer Trost auf Menschenkraft; und im Augenblicke Alles wieder hinschmelzend in zärtlichen Jammer, in Seufzer nach verlorenem, unwiederbringlich verlorenem Liebesglück. Die Phantasie dieses Dichters ist unerschöpflich in lebendiger Malerei der Außenwelt; die Gletscher der Alpen und die Rosengärten des Orients, das Schlachtfeld von Waterloo und die Ruinen von Athen weiß er gleich anschaulich und ansprechend vor unsere Augen zu stellen und an unser Herz zu legen; aber am liebsten und längsten weilt seine Muse auf Scenen des Grauens und des Jammers, auf Leichenbergen, in den Kammern der Qual, in den Kerker der Unschuld, in den Zellen einsamer Verzweiflung. Treffend sagt der Dichter Moore von B.'s Muse, sie wohne gern unter Ruinen der Herzen, an Orten, welche das Feuer des Gefühls zerstört hat, wie der Kastanienbaum, der auf vulkanischem Boden wächst, dort zu gedeihen, wo der Brand der Leidenschaft seine Spur gelassen hat. Weniger stark ist der Lord in der Schilderung von Charakteren. Ob schon alle seine Helden sich in den wesentlichsten Zügen gleichen und nur in zufälligen Aeußerlichkeiten, nach Alter, Klima und Sitte verschieden sind, so ist es dem Dichter doch nicht gelungen, diesen einen Charakter sicher und vollständig zu zeichnen. Er will uns seine Helden durch Beschreibungen und Reflexionen darstellen, wie Gegenden und Kunstwerke; er läßt sie zu wenig handeln und zu viel sprechen. Dazu kommt, daß er seinen eignen persönlichen Charakter, sein Gefühl und seinen Glauben überall in das Leben und Handeln, sowie in die Reden seiner Helden einmischet. Das Beiwort gloomy paßt auch für seine Helden, für den Giaour, den Corsaren, den Renegaten Alp, den Lara, den Manfred u.; alle elend, verworfen, hoffnungslos, aber alle aufgeschwollen von eitlen Menschenentrost gegen Gott und die Natur; dabei ein düsterer, geheimnißvoller Hintergrund, der unaussprechliche Laster und Gräuelt mit ihren folternden Strafen verschleiert. Die unaufhörliche Klage über die Verworfenheit des Menschengeschlechts, über das der Dichter sich nur zu erheben scheint, um sich nachher auch mit zu werfen und die ganze Brut desto tiefer zu erniedrigen; der oft bis zum Ekel ausgesprochene Ekel an dem Leben; die höhrende Resignation auf Lohn und Strafe einer Ewigkeit; endlich der unablässig nach Seufzern und Thränen ringende Jammer um einen unsäglichen Verlust: diese stehenden Gefühle und Maximen der Poesie B.'s müssen allmählig sehr verdächtig werden und an der Kraft ihres Eindrucks verlieren, besonders wenn man damit das Leben des Lords und seine letzten frivolten Dichtungen, namentlich den „Don Juan“ vergleicht, den ein Mann ohne Lebenslust wol schwerlich geschrieben haben möchte. B.'s Heldinnen sind noch charakterloser und einförmiger als die Helden. Von allen erhalten wir lange, blühende Beschreibungen, denen öfters ein üppiger Reiz beigemischt ist; aber alle diese Beschreibungen geben nur das schwankende Bild einer schwachen, zarten Schönheit; und in ihrem Charakter und Schicksal kommen sie fast alle darin überein, daß sie lieben, liebend fallen und von der Verzweiflung beweint werden. — Der poetische Styl des Lords ist glänzend, prachtwoll, blendend; er sucht nach grellen Gegensätzen, liebt das Hellbunke, und Malerei und Declamation leisten ihm mehr Dienste, als die echte Poesie erheischt. Durch Überspannung und Überfüllung in einigen Lieblingsstellen werden manche andre zu karg ausgestattet, und dadurch leidet die Einheit und Vollendung des Ganzen. Auch

im Styl ringt seine Leidenschaftlichkeit zwischen Überspannung und Erschlaffung. In Beschreibungen von Naturgegenständen, von Scenen der Welt, von Ansichten des bewegten Lebens ist Lord B. Meister. Seine Muse herrscht mit Adlerblicken über den Occident und Orient, Bilder holend aus Palmenwäldern und aus Gebirgen. Nur auf England schaut sie nimmer herab, und am liebsten wiegt sie sich in den üppigen Düften des Orients, wo die Natur ein Engel und der Mensch ein Teufel scheint. Doch läßt sie sich träumerisch auf die Trümmer alter Größe und Herrlichkeit nieder, verzweifelnd an Gegenwart und Zukunft, bittere, fruchtlose Lehren schöpfend aus der Vergangenheit. — Wer einen Gesamteindruck festzuhalten vermag, wird das Wesentlichste dieser Charakteristik des Dichters in den größern Werken des Lords, in „Gilde Harold“, „The Giaour“, „Manfred“ etc. belegt finden, während einzelne Züge durch einzelne kleinere Gedichte sich noch genauer werden erprüfен lassen. „Beppo“ und „Don Juan“ gehen ganz aus der Sphäre, in der sich die Poesie B.'s bisher bewegt hat, heraus. Sie sind leicht im Styl, frivol im Inhalt, oft unverschämt; nur der bittere Hohn gegen Alles, was dem Menschen heilig sein sollte, ist ihnen mit den frühern Werken gemein. Das Gedicht „Mazeppa“ bildet gleichsam einen Übergang von der ersten Gattung der Erzählungen zu dieser zweiten. „Der Doge von Venedig“ ist als Trauerspiel zu viel mit Beschreibungen, Raisonnemens und Declamationen ausgeschmückt, und nicht frei von Theaterkunststücken, welche auch gewiß den Zuschauer hinreißen würden, wenn die Handlung nicht durch die eben gerügten Ausschmückungen zu sehr hingehalten würde. Lord B.'s Gedicht: „The island, or Christian and his comrades“ (Lond. 1823) enthält einen Wechsel von schönen Bildern aus der Südsee, und Schilderungen der Empörung des Kampfes und des Todes (auf dem histor. Grunde von Will. Bligh's „Reise in das Südmeer“, übersetzt von Georg Forster (Berl. 1793). Ein andres Gedicht: „Heaven and earth, a mystery“ (franz. übersetzt 1823), ist eine Scene aus der Sündflut. Im Allgemeinen rechtfertigt auch Lord B. Buffon's Ausspruch: „Der Styl ist der Mensch selbst“. Die autobiographischen Memoiren B.'s vernichtete der Erde dieser Papiere, sein Freund Thomas Moore, aus Familienrücksichten. — Wir bemerken noch, daß der Verleger Murray an B. nach und nach für seine Gedichte an Honorar 15,455 Pf. St. bezahlt hat, und an Moore für dessen „Leben Byron's“ (1828) 4000 Pf. Aus einem Tagebuche, das sein Freund, Capit. Thomas Medwin, der in Pisa mit ihm täglich umging, 1821 fg. daselbst gehalten hat, gab derselbe „Conversations of Lord Byron“ (Lond. 1824) heraus. Außerdem vgl. man Lord B.'s Biographie von With. Müller in den „Zeitgenossen“, N. R., XVII; ferner „Lord Byron en Italie et en Grèce etc., accompagné de pièces inédites par le Marquis de Salvo“ (dem Vertrauten des Lords) (Lond. 1825), und dessen „Private correspondance, including his letters to his mother“ etc. (Lond. 1824, deutsch von Log). 29.

Byssus (Gossypium und Nylon), die Baumwolle, die aus Indien schon zu Herodot's Zeiten, aus Ägypten aber noch früher kam. Mit Unrecht hielt man den Byssus sonst für eine feine Leinwand. Die aus dem Byssus verfertigten feinen Zeuche hießen insbesondere Sindones. Forster leitet das Wort Byssus aus dem Koptischen ab. Ferner verstand man im Alterthum und versteht noch jetzt unter Byssus die haar- oder fadenähnlichen Auswüchse (den sogenannten Bart), womit verschiedene Arten von Seemuscheln sich an den Klippen festhängen. Besonders zeichnet die Steck- oder Seidenmuschel sich durch die Länge und seidenartige Feinheit ihres Barthaares aus, woraus man noch jetzt in Sicilien und Calabrien sehr dauerhafte Zeuche, auch Handschuhe und Strümpfe verfertigt.

Byzantiner. Das byzantinische oder oströmische Kaiserthum, welches anfangs von Asien die Länder diesseits des Euphrat, die Küste des schwarzen

Meeres und Kleinasien, von Afrika Ägypten und von Europa die Länder von den Meerengen bis an das adriatische Meer und die Donau umfaßte und nicht nur um tausend Jahre das abendländische Kaiserthum überlebte, sondern sie noch durch die Küste am mittelländischen Meere und Italien vergrößerte, entstand, als 395 Theodosius das römische Reich unter seine beiden Söhne, Arcadius und Honorius, theilte. Das morgenländische Kaiserthum erhielt der älteste, Arcadius; seine Schwäche schlug demselben sogleich tiefe Wunden. Bei seiner Minderjährigkeit war Rufinus Vormund und Minister; dieser und Stilicho, der Minister des Westreichs, suchten einander gegenseitig zu stürzen. Die Gothen verwüsteten Griechenland; Eutropius, des Rufinus Nachfolger, und Gainas, des Rufin Mörder, stürzten sich durch eigne Verbrechen (399). Der Letztere verlor sein Leben in einem von ihm erregten innern Kriege (400). Arcadius und sein Reich wurden nun von seiner stolzen und geizigen Gemahlin, Eudoria, bis an ihren Tod (404) regiert. Die Isaurier und die Hunnen verwüsteten die Provinzen Asiens und an der Donau. Der minderjährige Theodosius folgte seinem Vater (408) unter Leitung der Pulcheria, seiner Schwester. Bei geringen Geistesgaben hatte ihn die Erziehung völlig zur Selbstregierung ungeschickt und unfähig gemacht. Pulcheria, die auch den Titel Augusta führte, regierte das Reich nicht unglücklich. Von dem an Valentinian abgetretenen abendländischen Reiche behielt Theodosius Westsilyrien (423). Die Griechen fochten glücklich gegen den Perserkönig Varanes. Das durch einen Zwist zerrüttete und von den Römern und Persern in Anspruch genommene armenische Reich ward von nun an ein Zankapfel zwischen beiden Nationen (440). Urtilla verwüstete Theodosius's Reich und nöthigte ihn zum Tribut (448). Nach ihres Bruders Tode wurde Pulcheria als regierende Kaiserin anerkannt: das erste Beispiel dieser Art (450). Sie gab ihre Hand dem Senator Marcian, den sie dadurch auf den Thron hob. Seine Weisheit und Tapferkeit hielt die Hunnen von den Grenzen ab; doch unterstützte er das occidentalische Reich nicht thätig genug in den hunnischen und vandalischen Kriegen. Den durch den hunnischen Krieg gegen die römischen Grenzen gedrängten Deutschen und Sarmaten wies er zum Theil Wohnungen an. Pulcheria starb vor ihm (453). Auf Marcian folgte durch Wahl Leo I. (457), ein von den gleichzeitigen Schriftstellern gelobter Fürst. Seine Unternehmungen gegen die Vandalen scheiterten (467). Ihm sollte sein Enkel Leo folgen; dieser aber starb gleich nach ihm, nachdem er seinen Vater Zeno zum Unterregenten ernannt (474). Die Regierung dieses schwachen, von seinen Unterthanen gehaßten Kaisers ward durch häufige Empörungen und innere Zerrüttungen des Reichs bezeichnet. Die Gothen verheerten die Provinzen, bis ihr Anführer Theodorich (489) nach Italien zog. Ariadne, des Zeno Witwe, hob den Minister Anastasius, mit dem sie sich vermählte, auf den Thron (491). Das zur Unzufriedenheit und zu Tumulten einmal aufgeregte Volk war durch Milderung der Lasten und weise Verordnungen nicht völlig zu beruhigen. Die auf diese Weise geschwächten Kräfte des Reichs konnten den Persern und den Völkern an der Donau nicht hinreichenden Widerstand leisten. Gegen ihre Einbrüche in die Halbinsel von Konstantinopel erbaute Anastasius die sogenannte lange Mauer. Nach Anastasius's Tode riefen die Soldaten Justin zum Kaiser aus (518). Trotz seiner niedrigen Geburt behauptete er sich auf dem Throne. Religionsverfolgungen, wozu ihn die Geistlichen, und mancherlei Verbrechen, wozu sein Nefse Justinian ihn verleitete, zeichnen seine Regierung aus. Nach seinem baldigen Tode (521) folgte ihm eben dieser Justinian (s. d.), der zwar den Namen des Großen nicht verdient, dem aber doch viele Regentenfähigkeiten nicht abzusprechen sind. Er war berühmt als Gesetzgeber und durch die Siege Belisar's, aber wie wenig innere Kraft er dem Reiche hatte geben können, bewies der schnelle Verfall desselben nach seinem Tode. Justin II., sein Nachfolger (565), war ein geiziger, grau-

famer, schwacher, von seiner Gemahlin geleiteter Fürst. Die Longobarden entriß ihm einen Theil von Italien (568), auch mit Persien führte er über Armenien einen sehr unglücklichen Krieg (570), und die Awaren plünderten die an der Donau gelegenen Provinzen. Justin fiel aus Nummer in Wahnsinn; Tiber, sein verdienstvoller Minister, wurde zum Cäsar erklärt, und der Feldherr Justinian führte den Krieg gegen Persien glücklich. Die Griechen verbanden sich jetzt zum ersten Male mit den Türken. Gegen seinen Nachfolger Tiber II. (578) verschworen sich die Kaiserin Sophia und der Feldherr Justinian vergeblich. Von den Awaren erkaufte der Kaiser den Frieden, von den Persern erzwang ihn der Feldherr Mauritius (582). Tiber erklärte ihn zum Cäsar. Mauritius (582) würde ein vorzüglicher Regent gewesen sein, aber für diese Zeiten fehlten ihm Klugheit und Entschlossenheit. Er hatte an den morgenländischen Grenzen Ruhe, welche ihm die Dankbarkeit des Königs Kosroes II. gewährte, den er, als seine Unterthanen ihn vertrieben hatten, wieder auf den Thron setzte (591). Dessenungeachtet wurde der Krieg gegen die Awaren durch die Schuld des Commentiolus sehr unglücklich geführt. Das Heer war mißvergnügt und wurde bald durch unzeitige Strenge und Sparsamkeit, bald wieder durch furchtsame Nachgiebigkeit aufgereizt. Es rief endlich einen seiner Officiere, den Phokas, zum Kaiser aus. Mauritius wurde auf der Flucht eingeholt und getödtet (602). Phokas's Laster und geringe Regentfähigkeiten führten im Innern die größte Furrüttung herbei. Heraklius, der Sohn des Statthalters in Afrika, griff zu den Waffen, nahm Konstantinopel ein und ließ Phokas hinrichten (610). Er that sich nur in der kurzen Periode des persischen Krieges hervor. Während der ersten 12 Jahre seiner Regierung plünderten die Awaren und andre Donauvölker die europäischen Provinzen, und die Persier eroberten die Küsten Syriens und Ägypten. Als es ihm endlich gelungen war, die Awaren zu befriedigen, zog er selbst gegen die Perser (622) und schlug sie glücklich zurück, während die aufs neue feindlich aufgestandenen Awaren Konstantinopel vergebens angriffen (626). Unterstützt von dem Aufruhr gegen Kosroes, drang er bis in das Innere Persiens ein. In dem mit Siroes (628) geschlossenen Frieden erhielt er die verlorenen Provinzen und das heilige Kreuz zurück. Die Araber aber, die inzwischen unter Mohammed und den Khalifen mächtig geworden waren, eroberten unter seiner Regierung Phönizien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Ägypten (631—641). Unter seinen Nachkommen war kein einziger würdiger Regent. Ihm folgte sein Sohn Konstantin III., wahrscheinlich in Gemeinschaft mit seinem Stiefbruder Herakleonas (641). Der Erste starb bald, und Letzterer verlor die Krone in einem Aufruhr und ward außerdem verstümmelt. Darauf erhielt Konstans, des Konstantin Sohn, den Thron (642). Blutigere Verfolgungsgeist und die Ermordung seines Bruders Theodosius (650) machten ihn dem Volke verhaßt. Die Araber, ihre Eroberungen fortsetzend, entriß ihm einen Theil von Afrika, Cypren und Rhodus, und schlugen ihn selbst zur See (653). Innere Streitigkeiten nöthigten ihn zum Frieden. Er verließ darauf Konstantinopel (659) und führte in dem folgenden Jahre gegen die Longobarden in Italien einen unglücklichen Krieg, in welchem er zu Syrakus das Leben verlor (660). Konstantin IV., Pogonat, des Konstans Sohn, überwand den syrakusanischen Gegenkaiser Mezizus und theilte anfangs mit seinen Brüdern, Tiberius und Heraklius, die Regierung. Die Araber überschwebmten ganz Afrika und Sicilien, brachen durch Kleinasien in Thrazien ein und griffen Konstantinopel mehre Jahre hinter einander zur See an (669). Dennoch erhielt er von ihnen einen guten Frieden; dagegen nöthigten ihn die Bulgaren zu einem Tribut (680). Justinian II., sein Sohn und Nachfolger (685), schwächte die Maroniten; unglücklich aber kriegte er gegen die Bulgaren (688) und gegen die Araber (692). Leonitus setzte diesen grausamen Fürsten ab und sandte ihn verstümmelt nach dem taurischen

Cherfones (695). Leonitius aber wurde wieder von Apfimar oder Liber III. abgesetzt (698), und diesen überwand der König von Bulgarien, Trebelius, welcher Justinian wieder auf den Thron setzte (705); allein aufs neue empörte sich gegen ihn Philippicus Bardanes. Mit Justinian II. erlosch des Heraklius Stamm. Philippicus's einzige Sorge war die Beförderung des Monotheismus, während die Araber Kleinasien und Thrazien verwüsteten. Gegen den allgemein gehaßten Fürsten riefen die verschiedenen Heere ihre Anführer zu Kaisern aus, unter denen Leo, ein Isaurier, die Oberhand behielt (713—14). Leo trieb die Araber von Konstantinopel, das sie fast zwei Jahre angegriffen, zurück und dämpfte den von Basilus und dem vorigen Kaiser Anastasius angeregten Aufstand. Seit 726 beschäftigte ihn die Aufhebung des Bilderdienstes. Die italienischen Provinzen wurden darüber ein Raub der Longobarden, und die Araber plünderten die morgenländischen Provinzen. Nach seinem Tode (741) bestieg sein Sohn, Konstantin V., den Thron, ein tapferer, thätiger und edler Fürst. Er bezwang seinen aufrührerischen Schwager Artabasbus, entriß den Arabern einen Theil Syriens und Armeniens und überwand zuletzt auch noch die Bulgaren, gegen die er lange unglücklich gewesen. Er starb 775. Ihm folgte sein Sohn Leo III., der nicht unglücklich gegen die Araber focht, und diesem sein Sohn Konstantin VI. (780), dessen herrschsüchtige Mutter, Irene, als Vormünderin und Mitregentin sich durch Wiedereinführung des Bilderdienstes eine mächtige Partei machte. Er strebte umsonst, sich von ihrer und ihres Lieblings Stauratius Abhängigkeit loszumachen, und starb (796), nachdem er geblendet worden. Gegen die Araber und Bulgaren wurde der Krieg lange fortgesetzt, doch endete er gegen die Ersten unglücklich. Der Plan der Kaiserin, sich mit Karl d. Gr. zu vermählen, erregte das Mißvergnügen der Großen, welche den Patrizier Nicephorus auf den Thron setzten (802). Irene starb in einem Kloster. Nicephorus ward den Arabern zinsbar, und blieb gegen die Bulgaren (811). Stauratius, sein Sohn, verlor die Krone an Michael I., sowie dieser wieder an Leo IV. (813). Leo wurde abgesetzt und getödtet von Michael II. (826). Die Araber entrißen ihm Sicilien, Unteritalien, Kreta und andre Länder. Er verfolgte den Bilderdienst; so auch sein Sohn Theophilus. Theodora, Vormünderin seines Sohnes, Michaels III., endigte den Bilderstreit (841). Während einer grausamen Verfolgung der Manichäer verwüsteten die Araber die asiatischen Provinzen. Der ausschweifende und verschwenderische Michael nöthigte seine Mutter, in ein Kloster zu gehen. Die Regierung führte statt seiner Bardas, sein Oheim, und nach dessen Ermordung Basilus, der Michael umbrachte (867); Basilus I. war kein ganz verwerflicher Regent (886). Seines gelehrten Sohnes, Leo's V., Regierung war nicht glücklich (911). Über Konstantin VIII., Porphyrrogenneta, seinen Sohn, war der Mitkaiser Alexander Vormund, und nach dessen Tode (912) seine Mutter Zoe. Romanus Lakopenus, sein Feldherr, zwang ihn (919), den Thron mit ihm und seinen Kindern zu theilen. Jener aber bemächtigte sich desselben wieder allein und regierte mild, aber schwach. Sein Sohn Romanus II. (939) focht glücklich gegen die Araber. Ihm folgte (963) sein Feldherr Nicephorus, den sein General Joh. Tzimiskes tödtete (970), welcher die Russen glücklich bekriegte. Basilus II., Romanus's Sohn, folgte diesem guten Regenten. Er besiegte die Bulgaren und die Araber. Sein Bruder, Konstantin IX. (1025), glich ihm nicht. Durch dessen Tochter Zoe bestieg Romanus III. den Thron (1028). Diese ausschweifende, aber staatskluge Fürstin ließ ihren Gemahl hinrichten und erhob nach einander auf den Thron: Michael IV. (1034), Michael V. (1041) und Konstantin X. (1042). Russen, Paganen und Araber verheerten indeß das Reich. Nach ihr ward ihre Schwester, Theodora, zur Kaiserin gewählt (1053). Ihr Nachfolger, Michael VI. (1054), ward von Isaak Komnenus abgesetzt, dieser wurde (1059) Mönch. Sein Nachfolger, Konstantin XI. Dukas, focht glücklich mit den

Uzen. Eudocia, seine Gemahlin, Vormünderin seiner Söhne Michael, Andronikus und Konstantin (1067), heirathete Romanus IV. und gab ihm dadurch die Krone. Dieser focht unglücklich gegen die Türken, die ihn eine Zeitlang gefangen hielten. Michael VII., Konstantins Sohn, raubte ihm den Thron (1071). Diesen entthronte Nicephorus III. (1078), und diesen Alexius I. Komnenus (1081). Unter diesem begannen die Kreuzzüge. Sein Sohn, Johann II. (1118), focht sehr glücklich gegen die Türken, Paganzen u. A. Auch sein Sohn Manuel I. (1143) regierte nicht unglücklich. Dessen Sohn, Alexius II. (1180) entthronte sein Vormund Andronikus, und diesen wiederum Isaak (1185). Nach einer von Außen und Innen unruhigen Regierung stieß Alexius III. seinen Bruder, Isaak II., vom Throne (1195); zwar setzten die Kreuzfahrer ihn und seinen Sohn Alexius IV. wieder ein, aber die unruhigen Konstantinopolitaner riefen Alexius V., Dukas Murzuphlus, zum Kaiser aus, welchen Alexius IV. ermordete. Zugleich starb Isaak II. Während der letzten Regierungen hatten die Könige von Sicilien an der Küste des adriatischen Meeres viele Eroberungen gemacht. Jetzt rückten die Lateiner wieder vor Konstantinopel (1204), eroberten die Stadt und behielten sich solche vor, wie die meisten europäischen Länder des Reichs. Balduin, Graf von Flandern, ward Kaiser; Bonifaz, Markgraf von Montferrat, erhielt Thessalonich als ein Königreich, und die Venetianer sehr große Länder. In Attalia, Rhodus, Philadelphia, Korinth und Epirus entstanden besondere Despoten. Theodor Laskaris riß die asiatischen Provinzen an sich, führte zu Nicäa den Kaisertitel und war anfangs mächtiger als Balduin. Komnenus Alexius errichtete zu Trapezunt ein Fürstenthum, in welchem sein Urenkel Johann den Kaisertitel annahm. Weber Balduin noch seine Nachfolger konnten den schwankenden Thron befestigen. Er selbst starb in der Gefangenschaft der Bulgaren (1206). Ihm folgte Heinrich, sein Bruder, Peter, dessen Schwager, und Robert, dessen Sohn (1221). Bis auf Konstantinopel wurden alle Länder von dem nicäischen Kaiser Johann erbebt, so auch Thessalonich. Balduin II., Roberts Bruder, unter der Vormundschaft und Mitregentschaft Johanns von Brienne, Königs von Jerusalem, starb 1237, Michael Paläologus, König von Nicäa, eroberte Konstantinopel (1261), und Balduin starb im Abendlande als Privatmann. Zu Nicäa regierten bis dahin Theodor Laskaris (1204), Johann Dukas Vatages, ein guter Regent und glücklicher Krieger (1222), Theodor II., sein Sohn (1259), welchem Michael Paläologus die Krone raubte. Michael vereinigte sich mit der lateinischen Kirche, allein schon sein Sohn Andronikus II. (1282) entfagte ihr wieder. Innere Unruhen und äußere Kriege, besonders gegen die Türken, zerrütteten das schwache Reich. Andronikus III., sein Enkel, nöthigte ihn, den Thron mit ihm zu theilen (1322), und raubte denselben ihm endlich ganz. Andronikus starb als Mönch (1328). Andronikus IV., der in demselben Jahre den Thron bestieg, focht gegen die Türken unglücklich und starb 1341. Sein Sohn Johann mußte den Thron mit seinem Vormunde, Johann Kantakuzen, 10 Jahre theilen. Auch dessen Sohn, Matthäus, ward zum Kaiser ernannt. Doch legte Jener freiwillig, Dieser gezwungen die Krone nieder (1355). Unter Johanns Regierung fasten die Türken zuerst festen Fuß in Europa und eroberten Gallipolis (1357). Die Paläologen verloren von nun an auch diese europäischen Länder, theils durch Abfall, theils an die Türken. Sultan Murad nahm Adrianopel (1361); Bajazet nahm bis auf Konstantinopel fast alle europäischen Länder weg und nöthigte Johann zum Tribut. Diesen hatte auf eine Zeitlang sein Sohn Andronikus vertrieben. Ihm folgte sein zweiter Sohn, Manuel (1391). Bajazet belagerte Konstantinopel, schlug ein abendländisches Heer unter Sigismund bei Nikopolis (1396) und nöthigte Manuel, das Reich mit Johann, Andronikus's Söhne, zu theilen oder an ihn abzutreten. Timur's Einfall in die türkischen Provinzen rettete dies Mal Konstantinopel (1402). Manuel erhielt damals seinen Thron völlig zurück und eroberte von

Bajazet's uneinigen Söhnen selbst einige verlorene Provinzen wieder. Ihm folgte Johann, sein Sohn (1425), dem Murad II. alle Länder bis auf Konstantinopel nahm und Tribut auflegte (1444). Dem Kaiser Johann folgte sein Bruder Konstantin. Tapfer, doch fruchtlos, widerstand er mit seinem Feldherrn, dem Genueser Justinian, der Übermacht und blieb heldenmüthig bei der Vertheidigung Konstantinopels, durch dessen Eroberung am 29. Mai 1453 Mohammed II. dem griech. oder byzantin. Kaiserthum, diesem Zweige des röm. Reichs, ein Ende machte. 1461 unterwarf sich auch David Komnenus, Kaiser von Trapezunt, und trat in den Privatstand zurück. (S. Komnenen.) S. des Marq. Pastoret d. J. „Hist. de la chute de l'empire grec“, von 1400—80 (Paris 1829).

In der Münzkunde nennt man Byzantiner (Besants d'or) Goldmünzen der griech. Kaiser, welche seit 330 unter Konstantin d. Gr. und seinen Nachfolgern in Konstantinopel geschlagen wurden. Es sind Solidi von gutem Dukatengolde, die in spätern Zeiten an Ausdehnung gewinnen, was sie an Dicke verlieren. Die des 4. Jahrh. haben auf der Rückseite CONOB aufgeschrieben: eine Abkürzung, die noch nicht hinreichend erklärt und der vielfältigsten Deutung fähig ist. Diese Goldmünzen waren besonders seit den Kreuzzügen auch im Abendlande im Umlauf, vornehmlich in Frankreich und Deutschland, und galten als Muster für den Goldmünzfuß der deutschen Kaiser und der Könige von Frankreich. In Frankreich prägte man ihnen ganz ähnliche, die sich aber durch die angegebene Münzstätte von den echten unterscheiden lassen.

Byzantinische Kunst, Byzantinische Schule. Seit Konstantin d. Gr. die Residenz des röm. Reichs in das alte Byzanz versetzte und die nachher von ihm genannte Stadt mit allen Schätzen griech. Kunst ausschmückte, seitdem war eine neue Periode in der Geschichte der Kunst eingeleitet. Denn von dieser Zeit an trat die Kunst in den Dienst des zur Staatsreligion erhobenen Christenthums. Was von Werken alter heidnischer Kunst als Schmuck christl. Städte und Tempel angewendet werden konnte, das mußte nun dem unsichtbaren Gotte dienen, und die verfallene Kunst fing unter Einfluß des Christenthums erst spät und allmählig an, neue Sprossen zu treiben. — Als Konstantin Byzanz zur Residenz umschuf, hatten schon Pracht und Glanzsucht den einfachen Geschmack in der Kunst verdrängt; asiatischer Luxus wurde herrschend, welcher mehr Gewicht auf Stoff und Schmuck als auf die reine Kunstform legte. Die Baukunst, welche in Byzanz das Forum Augusteum mit 4fachem Säulengang verzierte, eine prachtvolle, mehrmals durch Brand zerstörte Curie, viele kaiserl. Paläste, Bäder, Theater und Säulenhallen schuf, konnte noch am längsten an den aus classischer Zeit empfangenen Formen festhalten, und wich von ihnen erst allmählig in dem Bau der christl. Kirchen ab, als deren Muster Justinian im 6. Jahrh. die mit aller Pracht ausgerüstete Sophienkirche aufstellte (537). Aber selbst an Gebäuden sah man bald mehr auf Werth und Farbe des Marmors als auf das Verhältniß der Theile und Säulenstellung. Indessen findet man doch selbst bis in das 9. Jahrh. erstaunenswürdige Werke der griech. Baukunst genannt, und namentlich waren Theodosius d. Gr. und Justinian große Beförderer derselben. Noch weniger war diese Zeit der einfachen Plastik günstig. Die Mythologie des griech. Alterthums bot der Skulptur geheiligte Gegenstände dar; Götter nahmen Menschengestalt an, und die Menschengestalt wurde, der griech. Bildung angemessen, zum Ideal erhoben. Mit der Einführung der christl. Religion ward die Plastik auf Nachahmung der Natur, zunächst auf das Portrait und auf Beiwerke eingeschränkt; denn jene wirkt der sinnlichen Darstellung des Göttlichen entgegen. Hauptsächlich waren es Statuen der Kaiser, verdienter Staatsmänner und Heerführer, welche der bildenden Kunst übrig blieben; und ihre Bildnisse scheinen auch Veranlassung zur Einführung des Bilderdienstes in den christl. Kirchen gewesen zu sein (s. Bildervermer), indem man die Gewohnheit, den Kaisern Ehrensäulen und Statuen aufzurichten und ver-

diente Bischöfe abzubilden, auch auf die Märtyrer und heilige Personen übertragen, woran sich späterhin die abergläubige Verehrung derselben knüpfte. Obgleich nun Bilder dieser Art im 3. und 4. Jahrh. häufiger wurden, so erklärten doch noch viele Kirchenlehrer, wie früher Tertullian (s. d.), die Künste für Erfindungen des Teufels und meinten, die heidnischen Statuen seien von Dämonen besessen, in welcher abergläubischen Meinung der rohe Pöbel oft die herrlichsten Götterbilder zerstörte. Erst nach vielen Unruhen wurde im 9. Jahrh. die Bilderverehrung im griech. Reiche befestigt, und von da an zeigen sich die ersten uns bekannten Spuren einer christl. Bildner- und Malerkunst im Orient. Aber selbst jene Portraitstatuen, auf welche die Plastik angewiesen war, zeigten nicht mehr die Freiheit und Würde alter Kunst. Der Stolz der Kaiser verlangte Statuen aus Gold und Silber, so lange der durch Entressungen der Unterthanen gefüllte Schatz es gestattete; Bilder aus Erz und Marmor wurden weniger geachtet. Und wie selten mochte den Künstler sein Gegenstand erheben, da bald kriechende Schmeichelei den unwürdigsten Menschen Denkmäler und Ehrensäulen errichten ließ? Natürlich, daß mit den würdigen Gegenständen auch die würdige und freie Behandlung der Kunst verschwand und sich in eine düffte Mechanik verlor. Alle Bilder, sagt Heyne in seiner Abhandlung über die Werke der spätern Kunst unter den byzantin. Kaisern (in den „Commentat. Soc. Gotting.“ T. XI), der Kaiser, berühmter Männer oder heiliger Personen, nahmen eine Gestalt, Miene und Haltung an; nirgends zeigte sich die Spur des Genius in freier Schöpfung und Umbildung, im Hinsstreben zu Wahrheit und Ausbruch. Ja von Justinian's Zeit herab verlor sich das richtige Maß, das Verhältniß der Theile und die Wahrheit der Umrisse so sehr, daß die Bilder Larven, Gespenstern und Mißgestalten immer ähnlicher wurden. Selten sah man noch die alten röm. Gesichter dargestellt; die Gestalten, welche die Künstler darstellten, schienen einem ganz andern Menschengeschlechte, einem neuen Volke anzugehören, und wohl that es Noth, zuweilen die Namen beizuschreiben. In der perspectivischen Anordnung der Figuren beobachtete man kein Gesetz, und auch das Architektonische verschlimmerte sich wenigstens seit dem 6. Jahrh. sehr. Um so besorgter war die Prachtliebe dieser Zeit, die kostbaren Gewänder der Kaiser, Bischöfe u. a. ausgedehnter Personen nachzubilden; und zwar liebte man nicht bloß purpurne Gewänder, sondern es kam auch der unmäßige Gebrauch von Perlen und Edelsteinen auf, die in langen Ohrgehängen, auf Arm- und Halsbändern getragen wurden; das ganze Gewand war oft mit Edelsteinen besetzt, und um den Saum lief eine doppelte Reihe von Perlen herum; denn solcher Kleider pflegten die Kaiser mehre an einem Tage zu wechseln. Von Konstantin bis auf Justinian wächst (wie man auch aus Münzen sehen kann) die Pracht der Diademe und die Verschwendung in Perlen und Edelsteinen. Da der Plastik, die das Nackte und die Einfachheit der Gewänder liebt, solche Außerslichkeiten fremd sind, so läßt sich leicht erklären, warum die Verfertigung von Statuen so bald aufhörte. Auch finden wir dieselben nur in den ersten Jahrhunderten angeführt. Heyne gibt in der angeführten Abhandlung ein Verzeichniß der byzantinischen Statuen, welche von Schriftstellern dieser Zeit genannt werden. Jesusbilder, Statuen der Apostel und Heiligen kommen darunter nicht vor. Statt jener findet man gemalte und in musivischer Arbeit gefertigte Crucifixe. Gab es aber früher dergleichen, so wurden sie zur Zeit der Bilderstürmer zerstört oder vernichtet, wie eine eiserne Statue des Heilandes neben Konstantins Standbild, welche Leo der Bilderstürmer zerstörte, und die von Eusebius gelobten Abbildungen des guten Hirten, oder des Daniel unter den Löwen, womit schon Konstantin die öffentlichen Brunnen verzieren ließ. Ein Bild des Heilandes von Engeln umgeben, in Mosaik gearbeitet, beschreibet Photius; auch findet man die Bilder zweier Engel auf dem Konstantinischen Forum, das Bild von Adam und Eva, die eiserne Statue Moses's, mit welcher Justinian die Curie verziert haben soll, sowie auch die des Salomon aus früherer Zeit erwähnt. Mit

königlicher Mosaik aus Gold und Steinen, welche die Scenen der Leidensgeschichte Jesu darstellte, war auch, nach Eusebius, das Dach des Palatiums in Konstantinopel verziert; sowie eine andre, welche Justinian in Chalcis verfertigen ließ, Begebenheiten aus dem vandalischen Kriege darstellte. Unter allen Mosaiken war die berühmteste diejenige, mit welcher das Innere der Sophienkirche in Konstantinopel ausgeschmückt wurde, und wovon bis auf die neuere Zeit sich noch Überreste erhalten haben. Überhaupt aber neigte sich der Geschmack in diesen Zeiten mehr zu musivischer Arbeit als zur Skulptur hin, weil jene durch Werth und Farben der Steine reizen konnte. Die Bildnerei zeigte sich immer mehr als verzierendes Beiwerk an Altären, Tabernakeln, heiligen Gefäßen und Urnen, die man aus kostbarem Marmor verfertigte. Auch erhielt sich noch lange die Steinschneidekunst. (S. Byzantiner.) — In der Malerei, die man in der Mosaik nachahmte, liebte der Geschmack jener Zeit vornehmlich Gold und lebhaftere Farben, dagegen man um Kunst und Wahrheit weniger bekümmert war; doch bildete sich in der byzantinischen Malerei zunächst der Keim einer christlichen Kunst aus. Die idealen Bildungen menschlicher Gestalten, welche die alten griechischen Künstler in ihren Meisterwerken aufgestellt hatten, mußten die christlichen Künstler aufgeben; ein anderer Sinn und Geist sollte sich in ihren Werken aussprechen, der nicht an das verhaßte Heidenthum erinnerte. Aber erst allmählig entwickelte sich die Norm einer von der Antike abweichenden bildlichen Darstellung des Heilandes, der Mutter Jesu und seiner Apostel. Die Künstler, welche hier nichts Gegebenes vor sich hatten, sondern aus ihrer Phantasie schaffen sollten, was der äußern Erscheinung geheiligter Personen würdig wäre, konnten mit ihrer rohen und ungeübten Kunst nur andeuten, nicht kunstgemäß ausführen. Nach langem Umherirren schloß man sich in der Darstellung Jesu und seiner Apostel näher an die jüdische Nationalbildung an; in Haltung, Gestalt, ja zuweilen auch in den Mienen hielt man sich an das Äußere verehrter Bischöfe, und bildete sie mit aufgehobenen, segnenden Händen, oder die Hand an der Brust, oder mit einem Buch in der Hand. So entstanden die ersten Züge in der malerischen Darstellung jener in der christlichen Kirche heilig geachteten Personen. Die Mosaik ahmte dieselben nach, in Marmor aber wußte man sie nicht auszubilden; auch eignen sich die Gegenstände der christlichen Religion überhaupt mehr für die Malerei, welche das Innere zu einem Äußern macht und den Ausdruck der Gemüthswelt in der Lichterscheinung gibt, als die Plastik, welche das Äußere zum Innern erhebt. (S. Modern.) Da man sich indessen um Naturwahrheit und Ausführung weniger kümmerte, sondern sich begnügte, das einmal Gelingene zu wiederholen, so läßt sich erklären, warum man bald gewisse, durch irgend eines Künstlers Autorität aufgestellte und von dem Geschmacke der Zeit gebilligte Formen, ohne Rücksicht auf Wahrheit und Schönheit, gleichsam durch Übereinkunft zur allgemeinen Regel der Körperbildung erhob und sie auf spätere Zeiten fortpflanzte. Die Kunst dauerte fort, sagt der angeführte Heyne in s. Abhandl. über die Fortdauer der Künste in Konstantinopel („Comment. Soc. Gotting.“, T. XIII), insofern sie in der Geschicklichkeit der Hände, in Anwendung der Werkzeuge, in bestimmten Regeln und allgemeinen Vorschriften besteht; aber Geschmack und Sinn für das Schöne, Wahre und Rechte war verschwunden. Feinheit, Eleganz und Anmuth der Zeichnung, Verhältniß der Theile und Übereinstimmung der Figuren, Auswahl der Formen ging verloren. Nicht einmal genaue Ähnlichkeit in den abgebildeten Figuren war es, um die man sich bekümmerte; man war zufrieden mit rohen und allgemeinen Umrissen — wie sich besonders aus Münzen dieser Zeit ergibt. Im Ganzen sieht man überall dieselben dünnen, verdrehten und kleinlichen Formen slavisch nachgeahmt, dagegen um so größern Fleiß auf kostbare, oft geschmacklos angebrachte Verzierungen verwendet, und ein Streben nach dem Abenteuerlichen, selbst in der Architektur. Der Ein-

fluß alter Kunstwerke wurde immer geringer, sowie der Mangel derselben durch feindliche Zerstörungen, abergläubige Vernichtungswuth, Habfücht und zerstörende Naturgewalt immer größer wurde. Die meisten Werke der ältern Zeit, welche noch übrig waren, gingen durch die Eroberungen Konstantinopels während der Kreuzzüge (1204 u. 1261) zu Grunde; und so stand Konstantinopel seiner schönsten Zierden längst beraubt, als die Muselmänner es (1453) einnahmen.

Dies war im Allgemeinen der Zustand der Kunst im byzantinischen Reich. Aber diese Kunst übte einen großen Einfluß auf alle neuere Kunst aus. Früher war es die Verbindung, in welcher die glänzende Residenz des oströmischen Reichs mit dem weströmischen blieb, dann der Handelsverkehr und die Kreuzzüge, an welche der Einfluß der neugriechischen Kunst auf das Abendland und vornehmlich auf Italien sich knüpfte. Wir wollen diese Verbindung zuerst in Hinsicht auf Baukunst betrachten. Nach Stieglitz („Von der deutschen Baukunst“) war das Charakteristische der neugriechischen Bauart: Ruhe und Einfachheit, aus Armuth entstanden und in Schwerfälligkeit sich verlierend (halbkreisrunde Bogen, die auf den Säulenkäufen, welche eine würfelförmige Gestalt haben, ruhen). Aber durch die neugriechische Baukunst, welche bis in die ersten Zeiten des Mittelalters, auch in Deutschland zu den Zeiten der sächsischen Kaiser, die herrschende war, wurde der Same bewahrt, aus dem in spätern Zeiten das Neue und Bessere hervorkeimen konnte. Konstantinopel nämlich ward zu einer Schule der Baukunst, aus welcher die Baukünstler in alle Theile des römischen Reichs bis nach Britannien sich begaben, um daselbst Kirchen anzulegen, wobei die genannte Sophienkirche immer das Muster blieb; ja selbst in die Morgenländer, zu den Arabern, trugen die Neugriechen ihre Bauart — sie erbauten damals Moscheen — sowie nach Spanien zu den Mauren, welche daraus ihren eignen Styl entwickelten. Unvermischt erhielt sich der neugriechische oder byzantinische Styl in Italien unter den Longobarden, wie unter den Gothen, welche ihre Künstler aus dem Morgenlande zogen, und von da aus ging er unter Karl d. Gr. nach Deutschland und Gallien, wie auch um dieselbe Zeit mit der christlichen Religion nach England über. Die Baukunst, welche durch Karl d. Gr. nach Deutschland verpflanzt wurde, war eine ausgeartete griechisch-römische Bauart, woraus sich durch Vereinigung mit dem arabischen und deutschen Styl die echt deutsche Baukunst, die vom 13. bis 16. Jahrh. blühte (s. Baukunst, Gesch. der) entwickelt hat. Die Basreliefs an den ältesten Kirchen Deutschlands und einige Gemälde in denselben zeigen ebenfalls noch die Spuren neugriechischer Kunst. Ebenso findet man bei Gori (z. B. „Diptych.“, Vol. III, pag. 33 u. 270, tab. IV u. XXIII) und Ciampini („Vet. monument.“, P. II, p. 104, tab. XXIX) Abbildungen von italischen und gallischen Bildwerken, welche in den Gewölbem, Verzierungen und in den architektonischen Formen den byzantinischen Ursprung verrathen. — Was die Malerei insbesondere anlangt, so wurde die byzantinische Kunst ebenfalls der Herd, welcher die unter der Asche glimmenden Funken derselben bewahrte. Sowie in den ersten christlichen Zeiten die griechische und römische Kunst überhaupt wenig verschieden war (denn beide entsprangen gemeinschaftlich aus den Trümmern der alten Kunst), so läßt sich auch in Hinsicht der Malerei kein auffällender Unterschied wahrnehmen. Doch wurde derselbe in späterer Zeit immer größer, je mehr Griechenland und Italien sich trennten. Kurze, dicke Körper, steife, gewaltsame Bewegungen, übertriebene und vergrößerte Zeichnung der charakteristischen Theile, besonders der Augen, kleine Obertheile und breitere Untertheile des Gesichts, auffallende Fleischfarben im Gesichte, kurze, dicht anliegende Haare, hochgewölbte Augenbrauen, ungewöhnliche, mit ungeordneten Falten überhäufte Bekleidung, blasse Färbung mit schwarzen Fleischtönen, zeichnen ungefähr die griechischen Malereien seit dem 5. Jahrh. aus. Die bessern Malereien, die wir besonders in Handschriften finden, zeigen eine reinliche, bestimmte und fleißige Behandlung. Als in

Italien die Kunst im Verfall war (vorzüglich im 9. Jahrh.), wurde die Malerkunst von den Griechen noch am meisten getrieben, welche, durch die Bilderzerstörungen vertrieben, sie nach Italien und andern Ländern verbreiteten und mit ihr die geheiligten Orte ausschmückten. Hierher gehören auch viele Malereien in alten Missalbüchern, z. B. in denen, welche Kaiser Heinrich dem bamberger Dom geschenkt, und die sich jetzt zu München befinden. So wurde die neugriechische oder byzantinische Schule die Mutter der altitalienischen und der niederrheinischen, welche der deutschen Schule vorhing. Die Verwandtschaft beider zeigt sich auch in der Ähnlichkeit der italienischen Bilder mit denen aus der niederrheinischen Schule. Nach Italien kamen, der gewöhnlichen Annahme zufolge, im 12. Jahrh. mehre griechische Künstler, welche die Kirchen zu Venedig und Florenz mit ihren Werken ausschmückten. An ihren Styl schlossen sich die italienischen Künstler an und gründeten im 13. Jahrh. eine Kunst- und Malerschule (s. *Italienische Kunst*), welche sich mit nationeller Eigenthümlichkeit in treuer Auffassung schöner Wirklichkeit entwickelte. Die niederrheinische Malerschule aber, welche auch die altkölnische genannt wird, weil sie vom Anfange des 14. bis zum Anfange des 15. Jahrh. in dem altberühmten Köln vorzüglich blühte, scheint sich weit strenger als die italienische an die byzantinische Form gehalten zu haben, von welcher man noch in der spätern deutschen Malerei Spuren in jener symmetrischen und pyramidalischen Anordnung der Gegenstände, in Schmuck und prachtvoller Verzierung, wohin auch der Goldgrund gehört, und in den anliegenden Gewändern wahrnimmt. Aber sie hob auch die heiligen Gegenstände in ein ihnen eigenthümliches Gebiet. Die Sammlung der Brüder *Boissere* (s. d.), welche die herrlichsten Werke dieser Schule aufbewahrt, gibt dazu sichtbare Belege. Erst Joh. v. Eyk war es, der die lebendige Individualität treu ergriff und sich von der Allgemeinheit neugriechischer Darstellung, und der in der altrömischen Schule herrschenden Idealität der Auffassung entfernte; mit ihm beginnt schon die bürgerliche und häusliche Auffassung der heiligen Gegenstände, welche unter seinen Nachfolgern herrschend ward. — Noch fehlen uns genauere Nachrichten über den historischen Zusammenhang dieser niederrheinischen, sowie der altitalienischen Schule mit der byzantinischen Kunst. Über die frühern Zeiten der byzantinischen Kunst vgl. m. Serour d'Agincourt's „*Histoire de l'art par les monumens depuis sa décadence au 14me siècle jusqu'à son renouvellement au 16me*“ (Paris 1810, Fol.). 44.

Byzantinische Schriftsteller, eine Reihe griechischer Schriftsteller, deren Werke die Geschichte des griechisch-römischen Kaiserthums vom 4. Jahrh. nach Chr. an bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken, und selbst noch die türkische Geschichte bis zum Ende des 16. Jahrh. betreffen. Man bemerkt an diesen Schriftstellern alle Mängel einer immer mehr entarteten Zeit, aber auch noch die Reste älterer trefflicher Einrichtungen, die sich durch den Verfall der geselligen Ordnung und durch die verwildernde Sprache durchfühlen lassen. Sie sind die vornehmste und reichhaltigste, wenn auch nicht die einzige Quelle der Geschichte des sich auflösenden Römerreichs, sowie denn eine Charakteristik der heutigen Griechen wol nur Dem ganz gelingen könnte, der sich mit diesen Byzantinern, etwa wie d'Anse de Billoison, vertraut gemacht hätte. Außerdem enthalten sie nie genug zu beachtenden Stoff für den Geschichtschreiber der Völkerwanderung überhaupt, und des neuen Völkersystems, das sich durch sie im nördlichen Asien und in Europa bildete, sowie für den Forscher der christlichen Kirchengeschichte. In einer eignen Sammlung, die in Paris veranstaltet wurde („*Corpus scriptorum historiae Byzantinae*“, Paris, königl. Druckerei, 1645—1702, 23 Thle.), nachgedruckt zu Venedig, mit veränderter Folge der Autoren, 1729—33, welche beide jedoch selten vollständig in den Bibliotheken angetroffen werden, findet man diese leider viel zu wenig bekannten Schriftsteller beisammen, um deren Erklärung sich mehre franz.

Gelehrte, namentlich Du Fresne, durch Erläuterungen und Glossarien unergänzbare Verdienste erworben haben. H. Hase zu Paris hat die Reihe dieser Schriftsteller durch die Herausgabe des Leo Diaconus („Leonis Diaconi Calocensis historia etc. e Bibl. Regia nunc primum in lucem edid. ill. C. B. Hase“, Paris 1819, Fol.) erweitert, der sich in Form und Gehalt an die pariser große Ausgabe anschließt. Er verspricht den Psellus folgen zu lassen. Stritter, zuletzt Archivar unter Paul I. beim großen Reichsarchive zu Moskau, hat durch einen trefflichen Auszug („Memoriae populorum ad Danubium, pontum Euxinum, Paludem Maeotidem, Mare Caspium et inde magis ad Septentrionem incoentium“, Petersb. 1771—79, 4 Bde., 4.) bewiesen, wie wichtig sie als Quellen für die altrussische Geschichte sind. Vier von ihnen bilden, sich ergänzend, eine fortlaufende Geschichte bis zum J. 1470, nämlich 1) Zonaras, 2) Nicetas Acominatus Emnates, 3) Nicephorus Gregoras, 4) Laonikus, oder Nikolaus Chalkondylas von Athen. Diese vier Historiker bilden eine eigentliche byzantinische Geschichte in ihrem Zusammenhang. Die übrigen Autoren, die nur einzelne Theile der byzantinischen Geschichte behandelt haben, findet man fast alle im „Corpus byzantinum“, welches 1648 sehr prachtvoll zu Paris in der königl. Buchdruckerei in 3 Foliobänden erschienen ist. Die merkwürdigsten unter diesen sind nach der Zeitfolge: 1) Prokopius aus Casarea, Rhetor zu Konstantinopel. Man hat von ihm 8 Bücher Geschichten, nämlich Persica in 4 Büchern und Gothica in 4 Büchern, einzeln herausgegeben von Höschel (Augsburg 1607), und „Geheime Geschichte“ (Anekdota) in 9 Büchern, wo er sich im Gegensatze des ersten Werks sehr feindselig gegen den Kaiser Justinian zeigt, herausgeg. von Reinhard (Erlangen und Leipzig 1733). 2) Agathias; schrieb nach Justinian's Tode über dessen Regierung in 5 Büchern (herausgeg. Paris 1660, Fol.). 3) Theophylaktus aus Aegypten. Man hat von ihm eine Geschichte der Thaten des Kaisers Mauritius in 8 Büchern, bis 604 (Paris 1644). 4) Nicephorus, Patriarch zu Konstantinopel, welcher mehre gelehrte theologische Schriften hinterlassen hat. Hierher gehört sein „Breviarium historicum“ von der Ermordung des Kaisers Mauritius bis 770 (Vened. 1739). 5) Joh. Scylitzes, bekleidete mehre Staatsämter in Konstantinopel. Man hat von ihm einen Abriss der Geschichte von 811 bis auf Isaak Komnenus 1057 (in einer lat. Übersetz., Venedig 1570). Dasselbe Werk setzte er fort bis auf Alexander Komnenus, 1081 (noch im Manuscript). 6) Anna Komnena, Tochter des Kaisers Alexius I., welche um 1150 starb. Sie schrieb eine „Alexias“, oder ein Werk über die Thaten ihres Vaters, des Alexius Komnenus, in 15 Büchern (herausgeg. von Höschel, Augsb. 1610; eine vollständigere Ausgabe, Paris 1651, Fol.). 7) Georg Akropolita, Staatsmann in Konstantinopel: „Abriss der byzantinischen Geschichte von der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner (1204) bis zu dessen Wiedereroberung“ (1260) (Paris 1651). 8) Georg Pachymeres, bekleidete mehre Staats- und Kirchenämter in Konstantinopel: „Byzantinische Geschichte in 13 Büchern, von der Geburt des Michael Paläologus 1158 — 1308“ (Frankfurt 1568, Fol.). 9) Joannes Kantakuzenus, Kaiser: „Byzantinische Geschichte in 4 Büchern, von 1320—54“ (Paris 1645). 10) Georg Robinus, Palastaufseher in Konstantinopel; wir besitzen von ihm mehre Werke über die Alterthümer von Konstantinopel. Das wichtigste darunter ist über die Ämter und Dienste bei dem Hofe und der Kirche von Konstantinopel (Paris 1648, Fol.). 11) Konstantinos Porphyrogennetus, oder Porphyrogenneta, Kaiser, beschrieb das Leben seines Großvaters, Basilus Macedo; herausgeg. von Johannes Meursius. Dann besitzen wir ein Werk von ihm über die Staatsverwaltung, an seinen Sohn, und über die Provinzen (*ἑθνεα*) des orientalischen und occidentalischen Kaiserthums, andere Schriften und Sammlungen nicht zu erwähnen. Das wichtigste von ihm ist über die Ceremonien des byzantinischen Hofes, herausgeg. von Leich und Reiske (Leipzig

1751 -- 54, 2 Bde.). 12) Dukas schrieb nach der Eroberung von Konstantinopel eine byzant. Geschichte von 1341 bis zur Eroberung von Lesb. 3 (1462). 13) Anselmus Bandurius, Presbyter und Benedictinermönch, hinterließ ein weitläufiges Werk über die Alterthümer von Konstantinopel, in welchem mehre Werke älterer Schriftsteller enthalten sind. 14) Petrus Gillius. Von ihm haben wir 3 Bücher über die Meerenge von Konstantinopel und 4 Bücher von der Topographie und den Alterthümern Konstantinopels. 15) Zosimus schrieb eine röm. Gesch. in 6 Büch. vom Augustus bis zum Honorius. Dieses Werk ist besonders für die spätern Epochen wichtig. Herausgeg. von Reitmeyer (Leipzig 1784). 16) Georg Phranzes starb nach Konstantinopels Eroberung in einem Kloster von Korfu. Man hat von ihm eine Chronik der byzant. Geschichte in 4 Büch. von 1401 -- 77. Herausgeg. von Alter (Wien 1796). Niebuhr leitet in Verbindung mit A. eine neue Ausg. der Byzantiner: „Corpus scriptorum Hist. Byzant. Edit. emendatior et copiosior“. Davon erschien der „Agathias“ (Bonn 1828); des „Jo. Cantacuzeni, Eximperat. Histor. II. IV“; der „Leo Diaconus“, der „Nicephoras Gregoras“, der „Syn-cellus Georgius“ und „Constantinus Porphyrogenitus“.

Byzantinisch = kölnische Malerschule, s. Byzantinische Kunst und Woiffereé'sche Gemäldesammlung.

Byzanz, Byzantium (nach seinem ersten Erbauer Byzas), am thrazischen Bosporus auf einem dreieckigen Vorgebirge gelegen, das heutige Konstantinopel und schon im Alterthume eine blühende Stadt, war eine griechische Colonie, von den Megarenern gegründet und in der Folge von Milesiern und andern griechischen Völkern erweitert und verschönert. Neben ihr befand sich eine kleine Bucht des Propontis, mit Namen Ceras, welche 3 Häfen bildete. Die schöne und vortheilhafte Lage von Byzanz begünstigte den Handel ungemein und setzte es in den Stand, den Handel Andern nach dem schwarzen Meere einzuschränken und mit Zöllen und Abgaben zu belegen. Wenn alles dies den Reichthum der Stadt sehr vermehrte, so mußte sie doch auch vielfach von den Anfällen der Thrazier, Bithynier, Gallier und selbst der Griechen leiden. Besonders hart ward sie im peloponnesischen Kriege mitgenommen. Nach demselben aber gewann sie wieder, und unter den Kaisern begann ihr höchster Flor. Seit Konstantin ward sie die zweite Hauptstadt des römischen Reichs und die Residenz der Regenten, welche sich bemühten, ihr den Glanz des alten Roms zu geben. Sie wurde, wie Rom, in 14 Regionen getheilt, erhielt ein Amphitheater, ein Forum romanum, einen Circus maximus und eine Menge prächtiger Gebäude und Statuen, die man zum Theil aus Rom dahin brachte. (Vgl. Konstantinopel.)

C. *)

C, der dritte Buchstabe des deutschen Abc, welcher vor a, o und u wie k, vor e und i wie z lautet. In der Musik bezeichnet C: 1) die erste Klangstufe in jeder Octave unsers Tonsystems; er wird als der Grundton desselben angesehen (vergl. Ton, Tonart, Tabulatur); 2) den Viertels-, und wenn es durch strichen ist, den Zweiviertelstakt (s. Alla breve); 3) einen Notenschlüssel. (S. Schlüssel.)

Cabal, in England das Ministerium unter Karl II., welches aus den fünf schändlichen Männern Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale bestand, deren Anfangsbuchstaben zusammengesetzt dieses Wort bilden. (S. Karl II.) Daher nach Einigen das Wort Cabale für Ränke, Intrigue.

*) Artikel, welche man hier vermisst, sind unter K aufzufuchen.